Rheinisches Jahrbuch.

Rheinisches

Taschenbuch

für

Kunst und Poesie.

Herausgegeben

von

F. Freiligrath, C. Mayerath und K. Simrock.

Erster Jahrgang.

Köln a. Rh.
M. DuMont-Schauberg
1840.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Yf 741 - 1
1840

Inhalt.

Seite

Irrungen der Liebe. Novelle von G. Mayerath. . . 1

Bruchstücke aus Reisebriefen. Von *** 65

Die Fürstin Gallitzin und ihre Freunde. Von Levin Schücking. 121

Ueber die neuesten Kunstschöpfungen, insbesondere der düsseldorfer Schule. Von H. Püttmann. 185

Moderne Romane: Blasedow. Münchhausen. William's Dichten und Trachten. 229

Episches.

Aus: Tristan und Isolde. Gedicht in Romanzen von Karl Immermann. 273

Schön Sigrid. Aus Wittich Wielands Sohn. Von Karl Simrock. 323

Bruchstück aus „Karlmann", einem episch-lyrischen Gedichte von Gustav Pfarrius. 335

Shakspeare's Venus und Adonis. Von Ferdinand Freiligrath. 383

Lyriſches.

Seite

Rheinlandſchaft. Von C. Matzerath. 379

Gedichte von C. W. Müller.

1. Wilhelm von Holland. 383
2. Nächtliche Erſcheinung zu Speier. 386
3. Deutſchlands Wächter. 390
4. Mährchen. 393
5. Alter Zecher. 395
6. Ahnung. 397
7. Abſchied. 398
8. An Maria. 400

Nonnenwerth. Von Nicolaus Delius. 403

Gedichte von Adolph von Marées.

1. In Auerbach's Keller. 405
2. Ueberfahrt. 408

Gedichte von Levin Schücking.

1. Gaudirenka. (Fragment.) 411
2. Mißklänge. 413

Gedichte von Louiſe von Bornſtedt.

1. Windesſtimmen. 419
2. Schweigen. 422

Seite

Gedichte von Wilhelm Junkmann.

1. Der Huſar. 425

2. Auf der See. 428

3. Auf der Reiſe. 431

4. Das Kreuz auf der Haide. 432

Gedichte von J. M. Hutterus.

1. Der Rabbi. 434

2. Taubenpoſt. 437

3. Der Zwingthurm. 438

Gedichte von Nicolaus Becker.

1. Der gebändigte Löwe. 439

2. Der Bettler. 440

3. Die Linde. 442

Napoleon's neues Standbild auf der Vendome-Säule.

1833. Von Wilhelm Smets. 445

Gedichte von Gottfried Kinkel.

1. Legende von der heiligen Dorothea. 449

2. Domine, quo vadis? Venio iterum crucifigi. 454

Der Bürgelwald. Von Hermann Müller. 459

Gedichte von Karl Simrock.

1. Mit einem Kranze. 463

Seite

2. Der Unverwundbare. 408
3. Geſtändniß. 469
4. Klage eines vergeſſenen Vergißmeinnichts. . . . 471
5. Freiheit und Geſetz. 473
6. Kurz und lang. 477
7. Die Schule der Stutzer. 484
8. Walther von Birbach. 486
9. Die Felſenkirche zu Oberſtein. 488
10. Der Rattenfänger. 492
11. Das Pferd als Kläger. 495
12. Die halbe Flaſche. 498
13. Warnung vor dem Rhein. 501

Roland. Von Ferdinand Freiligrath. 503

Irrungen der Liebe.

Novelle

von

E. Mayerath.

Robert und Maximilian waren Freunde seit vielen Jahren; so weit ihre Erinnerung zurückging, hatten sie schon als Knaben Spiel und Gefahr, Lust und Leid, alle Abenteuer des Jugendlebens mit einander bestanden. Und doch konnte schwerlich ein ausgeprägterer Unterschied des ganzen Menschen gefunden werden, als er sich hier sogleich in der äußern Bildung der Freunde verkündigte. Maximilian war von hohem und schlankem Wuchs, mit edeln Zügen, die doch eher einnehmend, als schön zu nennen; diesen günstigen Eindruck rechtfertigte ein klarer Geist, ein ernstes, aber heiteres Gemüth, eine gewisse milde Reife der Gesinnung. In solcher Ruhe, die alle Eindrücke des Lebens spiegelnd aufnimmt und dieselben harmonisch in einander zu ordnen versteht, bildete Maximilian einen eigenthümlichen Gegensatz zu der bewegten Weise des jüngeren Freundes. Denn in diesem, einem Geiste von außerordentlicher Spannkraft, brach jede Thätigkeit leidenschaftlich, ja, vulkanisch heraus; was er sagte oder that, athmete alles eine ungeduldige Kraft, die je-

doch, wenn sie erst das rechte Maß im Leben gelernt haben wird, zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Robert's Gesicht behauptete sich, einmal gesehen, in einem unverlöschlichen Eindruck durch die geistige Bewegung und Bedeutung jeder Linie; er hatte eine hohe Stirn, breit und wie marmorn gewölbt, scharf gezogene Brauen, darunter Augen voll durchdringenden Feuers, strenge römische Züge.

Die deutschen Hochschulen verfolgen einen doppelten Zweck: in diesen Asylen einer fröhlichen Freiheit entfaltet sich neben dem Talente der Charakter. So schieden sich auch die Naturen Robert's und Maximilian's während des akademischen Lebens zu immer größerer Bestimmtheit aus einander, ohne daß gleichwohl der Bund der Freunde an Frische oder Herzlichkeit irgend verloren hätte. Maximilian hatte die Hochschule bezogen, um im Zusammenhang aller Wissenschaft das Werk seiner Bildung zu vollenden; zugleich unterrichtete er sich in allen Vorkenntnissen, die seiner späteren Stellung zu Gute kommen mochten, da er als einziger Sohn eines reichen Gutsherrn dereinst ausgebreitete Besitzungen zu verwalten hatte. Ihm gefiel ein freundlicher Verkehr mit dem Stillleben der Natur und ländlicher Menschen; auf dem Lande, sagte er oft zu seinem Freunde, tritt uns das Leben wie etwas Heiliges in der Unschuld und Einfalt seiner großen Naturformen entgegen, Alles ist klar, angemessen und doch, selbst von den Standpuncten hoher Bildung gesehen, so schön als nützlich zugleich. Abgewendet von dieser stilleren Seite der Welt, stürzte sich Robert mitten in die flutende Bewegung der Zeit; ihn ließ die Natur mit dem hohen

Frieden ihres Daseins kalt: desto gewaltiger zog ihn jede Entwickelung der Geschichte an, der Kampf der Ideen und ihr Heldenschritt, wie er sich aus jeder Niederlage größer und kühner erhebt. Robert bildete sich fürs öffentliche Leben. An dieser Verschiedenheit ihrer Wege und Charaktere entzündete sich aber ein Verkehr, so gedanken- und gemüthstief, daß Jeder erst im Andern seine rechte Beruhigung fand und die frühe Neigung der Freunde sich zu einem starken und stetigen Verhältniß gestaltete.

Maximilian machte zuweilen Reisen ins nahe Land, um sich mit dem Elemente zu befreunden, in welchem er später leben und weben sollte; auf diesen Ausflügen war Robert gewöhnlich sein Gefährte. So befanden sich die Freunde eines Tages in einer der schönsten Landschaften des Rheins. So weit man sieht, umgeben Hügelketten den Strom; die Felsen der linken Seite, in malerischer Zerklüftung bis hart ans Ufer gedrängt, gestatten kaum der Heerstraße zu ängstlichen Windungen Raum, während die Gebirgshöhen rechts landeinwärts zurückweichen und in weitem Bogen ein Saatfeld umspannen, über dem die Lerche nicht müde wird zu schlagen. An den Abhängen der Berge lehnen muntere Dörfer, durch ihre schlanken Thurmspitzen dem Auge schon von fern bemerkbar; reichere Landhäuser kränzen den Vordergrund der Ufer; in der Mitte der Felsen erheben sich Weingärten oft auf Terrassen, die ein waghalsiger Fleiß dem Geröll entgegengedämmt; den Gipfel schmückt die dichteste Waldung. Ein Dampfschiff kam gefahren: auf dem Verdecke stand eine Gesellschaft reich geputzter Herren und Frauen aller

Stämme Europa's; ein Student am Bord erkannte die Freunde, griff zum Sprachrohr und rief ihnen neckisch einen der Scheltverse zu, womit sich in der Ilias die Helden begrüßen. Als nach einigem Besinnen Robert diesen Humor zurückgeben wollte, war das rasche Boot schon aus dem Bereich seiner Stimme. Aber dämonisch stieg ein Rauchstreifen in die silberklare Luft und legte sich wie ein schadenfroher Spott der Gegenwart um die vom Abendroth beschienenen Burgen ..... Vor Allem aber vollendet hier erst der Strom das Ganze der lieblichen Landschaft. In ruhiger Majestät kommt er von Norden gezogen, still und sicher und tief; aus den grünblauen Wellen steigt Nonnenwerth empor, das heilige Eiland der schönsten Liebessage am Rhein; wo sich aber im Norden die Fernsicht schließt, scheint ein Riese gewaltsam den Durchgang zu sperren. Die Berge rücken näher zusammen, wie ein gothischer Thurm tritt der Drachenfels mit gewaltigem Fuß in den Strom hinüber, so daß dieser sich anscheinend zu einem See zusammenbuchtet, auf welchem hin und wieder Fischerkähne unbeweglich ruhten und den zitternden Schatten ihrer kleinen Segel hinabwarfen in die klare Flut. Diese Landschaft ist die Perle des Rheins: unsere Reisenden hatten ihren wahrhaft südlichen Zauber verschiedentlich in der wechselnden Beleuchtung des Tages genossen. Maximilian kletterte jetzt im Gebirg umher, indem er bald vor den Säulenbildungen des Basaltes bewundernd stillstand, oder ein unbekanntes Kryptogam betrachtete: wie ihm denn überhaupt das Buch der Natur auf vielen Blättern geläufig war, an-

ziehend auf allen. Robert dagegen ſah empor, wo auf den Höhen das Abendroth durch die halbverwitterten Bogen der Ruinen brach, und ein triumphirendes Frohlocken flatterte durch ſeine Züge. Wo ſeid ihr — rief er aus —, ihr Gewaltigen der Erde? ihr kühnen Ritter, denen der Krämer zollen und der Bauer pflügen gemußt, ihr alten Geſchlechter, deren Name ſich glorreich mit den größten Erinnerungen der Deutſchen verwob, deren Urſprung in das graue Alterthum der fränkiſchen Heldenzeit zurückweicht? Verweht und vergeſſen wie das Laub des letzten Herbſtes! Eure Thaten ſind verrauſcht, euer Erbe zerſtört, eure Wappen zerbrochen; durch die Höfe eurer Schlöſſer geht der Pflug; nicht einmal eure Namen mehr leben im Munde des Volkes, bloß der Gelehrte lieſ't ſie kümmerlich aus den morſchen Buchſtaben alter Urkunden zuſammen. Denn eines Volkes Gedächtniß wohnt nicht in ſeinem Kopfe, ſondern in ſeinem Herzen; es kennt nur, die es liebt. Euch hat es nicht geliebt. Von jenen Höhen ſahet ihr übermüthig in das unterwürfige Land, euch zehntete Waſſer und Erde, Berg und Thal; mit dem Schweiß des Bauers kittetet ihr die Baſaltquadern eurer Hallen und durftet wähnen, ſie ſeien für die Ewigkeit gerichtet. Und die Zeit war doch mächtiger, als ihr; da euer Schickſal erfüllt war, blies ſie dieſe Quadern mit einem Hauche ihres Mundes weg wie Spinnweb, und die Geſchichte trug lächelnd ihren Stuhl von den Höhen in die ſonnigen Ebenen nieder, wo in nachbarlichem Wetteifer die tauſend Kräfte und Künſte des Lebens ihre fröhlichen Spiele üben. Nur noch die Trümmer alter Pracht träu-

men traurig in dieſes Thal hinab, wie ſteinerne Hieroglyphen — Hieroglyphen, deren Sinn ſo deutlich iſt und doch ſo wenig begriffen wird!

Gedenkſt du wohl, ſagte Maximilian, der unterdeſſen von dem Berge niedergeſtiegen war, der unvergleichlichen Verſe Byron's? Sie feſſeln mich jedesmal, ſo oft ich dieſe Berge ſehe, durch ihre tragiſche Wahrheit:

— — — — Wie ſtrahlt ſo hehr Natur
Am königlichen Rhein! Der Fluß, die Schlucht, das Thal,
Gebirge, Klippen, Wald, Obſt, Kornfeld, Wein,
Herrnloſe Burgen grüßen ernſt — und fahl
Aus grünem Buſchwerk ragt zerſtörter Zinnen Mal!

So ſteht ein ſtark Gemüth, wie ſie dort ſtehn!
Morſch, nicht gebeugt, halten ſie, öd' und leer,
Die Augen offen für der Stürme Wehn,
Nur mit der Wolken dunkelm Zug Verkehr.
Einſt, als ſie ſtolz und jung, wehten hoch her
Die Banner in die Luft; die Schlacht erklang,
Doch ſie, die fochten, decket blutig ſchwer
Das Bahrtuch; Staub iſt, was da wehte, lang',
Kein Waffenſturm macht mehr den ſchwarzen Zinnen bang'!

Wohl tauſend Schlachten haben hier geſtürmt,
Und faſt wie ſie verging ihr Ruhm! Die Wuth
Hat Haufen von Erſchlagnen aufgethürmt;
Ihr Grab verſchwand, was ſind ſie? ſieh, das Blut,
Das geſtern floß, fort ſpült es heut die Flut,
Und keine Spur beſteht, und auf dem Saum
Der Welle hüpft das Sonnenlicht; doch ruht,
Schwemmt Alles auch hinweg der Wogen Schaum,
Düſtre Erinnerung, nie mehr dein wüſter Traum!

Diese Zeiten sind nun freilich vorüber. Keine Hüfthörner hirschen mehr durch den Wald, keine Ritter mit herabgelassenen Visiren und wehenden Fahnen sprengen durchs Thal, von den hohen Söllern schaut kein Fräulein mehr der Heimkehr des Geliebten entgegen, der im Morgenland an der Wiege des göttlichen Kindes gebetet und gestritten! Ja, bei Licht besehen ist der Adel nicht einmal ein eigentlicher Stand der Gesellschaft mehr, sondern nur eine Gruppe der Geselligkeit, die sich unter sich durch den gemeinschaftlichen Glauben an die geheimnißvolle Würde ihres Blutes abschließt. Was vor alter Zeit in der Gliederung der Gesellschaft ihm obgelegen, die freie Landwehre der Nation, dieses Amt ist auf einen größeren Kreis hinübergegangen: so mußte es ja überhaupt im Fortgang der Geschichte kommen, daß das Ständethum eine Familiensache ward und sich nach der Seite des Staates hin zu der schöneren Frucht eines Bürgerthums entfaltete. In dieser Beschränkung können wir nun schon den Adel anerkennen, ja, wir mögen ihm, wo er sich dem veränderten Lebensstrom der Gesellschaft gegenüber in seinen Ansprüchen zu bescheiden versteht, eine elegische Theilnahme nicht versagen, wie wir sie allen Erscheinungen, über die der Flug der Jahrhunderte gerauscht, natürlich genug zu zollen pflegen.

Eine nahe Gefahr unterbrach das Gespräch der Freunde. Von der Höhe kam ein Wagen gefahren, in den Bergen fiel ein Schuß: die Pferde, junge Thiere, brachen durch, der Führer verlor die Fassung. Schon von ferne sah man das Händeringen der Gesellschaft, die einzig aus Frauen

zu bestehen schien; ihre Lage war in der That äußerst bedenklich. Denn da die Heerstraße hier in jähem Abfalle geht und kaum so viel Raum läßt, daß ein Gefährt dem andern ausweichen kann, so drohte jeden Augenblick das Entsetzliche, entweder an den Felsen zerschmettert, oder über das Geländer der Straße hinweg in den Strom geworfen zu werden. Robert übersah mit Einem Blick die ganze Gefahr, in der die Reisenden schwebten. Er riß eine Rebenranke aus dem nächsten Weinberg und traf, als die Pferde vorüberjagten, das wüthendste der Thiere so derb an den Kopf, daß es auffahrend sofort zusammensank. Der Gegenstoß, den die Wucht des gestürzten Thieres dem Wagen gab, machte es Maximilian möglich, dem andern in die Zügel zu greifen; die Reisenden waren gerettet, das linke Hinterrad des Wagens aber bei der raschen Biegung an dem Felsen zerschmettert worden.

Die Frauen stiegen aus, eine Wittwe mit zwei Töchtern; sie bewohnten ein Landhaus eine Stunde stromabwärts. Die leichte Bestürzung war bald überwunden, da die eigentliche Gefahr ihnen kaum zum Bewußtsein gekommen war, als Robert's Dazwischenkunft sie schon glücklich beendigte. Jedoch die Mutter, ohnehin von einem Spaziergang in den Bergen ermüdet, erklärte sich zu angegriffen, um den Heimweg zu Fuße zu gehen, und da der Führer bei den Pferden zurückbleiben mußte, so machte Maximilian den Vorschlag, die noch übrige Strecke zu Wasser zurückzulegen. Das Anerbieten ward angenommen, ein Nachen fand sich bald, und ehe fünf Minuten vor-

über, befand ſich die Geſellſchaft, von der überſtandenen Gefahr aufs heiterſte angeregt, mitten auf dem Strome.

Man landete bald. Das Landhaus, auf einer kleinen Höhe erbaut, beherrſchte die Gegend und bot in ſeiner leichten, anmuthigen Architektur dem Auge einen gefälligen Ruhepunct dar. Anlagen umgaben daſſelbe rings und führten zuletzt auf die Höhe des Berges, wo ſich eine liebliche Ausſicht auf die Siebenberge jenſeits eröffnete, das Albanergebirge des Rheins. Alle Anordnungen in Garten und Haus zeugten von dem gewählten Geſchmack, womit die Matrone ihren Wohnſitz zu ſchmücken verſtanden; beim erſten Eintritt in die heiteren Räume fühlte ſich Jeder ſogleich wohlgefällig, wie von dem unſichtbaren Walten eines durchbildeten Schönheitſinnes berührt. Zwei durcheinandergehende Säle entfalteten in reicher Wahl den bequemen Luxus der Modernen; ein anſtoßendes Cabinet enthielt eine kleine Gemäldeſammlung, wenige Bilder, aber von den beſten Meiſtern. Es waren meiſt ältere Italiener, deren Pinſel ſich hier an Darſtellungen aus der heiligen Geſchichte verſucht und, von der Gewalt des Glaubens unwiderſtehlich durchdrungen, eine Unbefangenheit und Tiefe chriſtlicher Kunſt entfaltet hatte, wie wir ſie ſchwerlich wieder erreichen. Alles ſprach an zu heiterer Geſelligkeit. Die Matrone war eine kluge und gemüthliche Frau, dabei weltgewandt und anziehend durch eine Friſche des Sinnes, wie ſie beim höheren Alter ſelten gefunden wird. Bei ſolchen Menſchen, in ſolchen Räumen fühlten die Freunde bald ſich heimiſch

und machten gern Gebrauch von der Gastfreundschaft ihrer freundlichen Wirthinn.

Reise und Landleben geben dem Umgange einen eigenen Reiz; in heiterm Sichgehenlassen treten die Menschen ohne Rücksicht und Anspruch klar heraus, daß der Verkehr eine anmuthige Freiheit annehmen mag. Ohnehin befand sich die ganze Gesellschaft nach dem glücklich bestandenen Abenteuer in einer etwas erhöhten Stimmung: man scherzte über die besiegte Gefahr, über die Paladine, die so zur rechten Zeit als Helfer erschienen; ein Fremder hätte die Freunde für Bekannte des Hauses seit Jahren her halten können, so sicher und vertraulich floß die Mittheilung. Die Mutter erging sich mit Vorliebe in den Erinnerungen ihrer Jugend; sie hatte die bewegteste Zeit des Jahrhunderts scharf beobachtend mitgelebt und wußte viele Geschichten zu erzählen, denen sich, wie es kam, eine elegische oder ironische Theilnahme nicht versagen ließ. Denn das Schicksal, welches vor nun fünfzig Jahren wie ein Sturm über die alte Ordnung der Dinge hereinbrach, hat in diesen Gegenden auch das Privatleben eigen berührt und manche Verhältnisse mit bunter Laune durch einander gewürfelt; überall neben den Bahnen der Gegenwart liegen rostende Stücke der Vergangenheit am Weg. Später sang Maximilian mit der älteren Tochter, Cäcilien, zum Clavier altdeutsche Lieder aus dem Wunderhorn, träufend vom geheimsten Herzblut unseres Volkes. Ihr einfacher Gesang wußte den Ton dieser Melodieen vortrefflich anzuschlagen, deren eigentlicher Zauber den Freunden nie so lebendig aufgegangen war, wie in

dem Ausdruck dieſer glockenklaren und ſeelenhaften Stimme.

Es iſt etwas Eigenes, ſagte ſie aufſtehend, um dieſe Lieder; ſie ſind ein ſo ſchönes Zeugniß für das Gemüth unſeres Volkes. Welche Liebe und Sehnſucht, welche Treue und Herzinnigkeit athmet in ihnen! Meinem Gefühle nach hat kein Neuerer ſie erreicht, und ich fürchte faſt, daß in dem Volke ſelbſt die Poeſie eines ſolchen Gemüthslebens ſchon längſt verloren gegangen. Und doch ſchlagen dieſe Lieder, nun ſchon ſeit Jahrhunderten gedichtet und geſungen, ſo viele Saiten in uns an, daß wir ſagen müſſen: wir ſind ihnen verwandt; ja, ſie gemahnen uns zuweilen wie ein Geheimniß unſeres eigenen Herzens.

Wohl haben Sie Recht, verſetzte Robert, daß es keinem Neuern gelang, die ſüße Unbefangenheit jener alten Lieder, ihre liebliche Naivetät zu erreichen. Es geht unſeren Dichtern damit, wie den Heiligenmalern der Gegenwart: die malen auch das Göttliche nicht mehr aus dem anſchauenden Glauben eines Künſtlerauges heraus, ſondern im Grunde nur die Reminiscenzen des ſechszehnten Jahrhunderts. Aber es bleibt dabei: Madonna in ihrer vollen Herrlichkeit iſt nur einmal Einem und zwar Raphael'n erſchienen.

Alles hat ſeinen Tag, deſſen eigenſtes Leben keine Nachblüthe wiederholt, ſagte Maximilian. An der Spitze eines poetiſch bewegten Volksthums ſind dieſe Lieder als ſchönſte Blüthen hervorgebrochen; ſie mußten untergehen in einer Zeit, die, allem Abenteuerlichen und Romantiſchen feindlich, Jeden zuerſt um Paß und Handwerk befragt.

Und doch haben viele unſerer Dichter dem alten Volksgemüth ſeine geheimſten Melodieen mit wunderbarer Treue abzulauſchen verſtanden. Unter ihnen iſt Einer, den die Muſe nun faſt zu beweinen hat, wie einen verlorenen Sohn, in deſſen Gewalt es aber geſtanden hätte, den Enkeln ein modernes Wunderhorn zu hinterlaſſen.

Sie meinen, denk' ich, Heine, ſagte Cäcilie; dieſen Dichter vermag ich nicht zu begreifen. Seine Lieder ſind geborne Melodieen, ſie ſchauern wie leiſes Harmonica-Läuten mährchenhaft durch die Seele, ſie ſind getaucht in den friſcheſten Purpur des deutſchen Herzens. Aber dann wieder die ſchauerliche Ironie, der tolle Spott, der höhniſche Unglaube — wie erklären Sie dieſe Schadenfreude am Zerſtören in einem Dichtergemüth, berufen und geſchickt, das Zarteſte zu bilden?

Kennen Sie wohl, fragte Robert, das alte Mährchen von Loreley, der Sirene des Rheins? Auf ihrem einſamen Felſen ſitzt ſie ums Abendroth fabelhaft ſchön; ein blitzender Stirnreif hält die Scheitelung ihres wallenden Haares, die weißen Glieder athmen den feuchten wogigen Glanz der Tiefe. Sie ſieht entzückt in den Strom; denn er ſpiegelt das Wunder ihrer Schönheit. Und nun erhebt ſie die Geiſterſtimme zu einem Liede zauberiſchen Wohllauts: ſehnſuchtathmend verſchweben die Töne über Berg und Thal. Ein Jüngling ſteht am Ufer: er trägt es nicht mehr, er breitet die Arme aus, er ſteuert geradezu gegen den Felſen, — der Thor, er wird ſcheitern und ſterben! Sie weiß es, aber ſie kann nicht anders, ſie muß; Geſang iſt ihr Leben, ihr Verhängniß. Und darum,

wie ſie leiſe vorgebeugt hinabſieht auf die Flut und ihr Opfer, ſo zuckt über die ſchönen Züge ein ſchauerliches Lächeln, eine dämoniſche Ironie, der Wiederſchein ihres tragiſchen Schickſals. Wie dieſe Sirene, die Liebe verſpricht, aber nicht zu geben vermag, ſo ſinnlich ſchön, ſo ſehnſüchtig, ſo verlockend, ſo ſchadenfroh, ſo dämoniſch iſt die Muſe Heine's. Geſang iſt ſein Leben, ſein Schickſal; er trat mit dem Gemüth eines Dichters aus alter Zeit in die Welt, er berauſchte ſich an dem Zauberquell der alten Sagen und Lieder; aber er wußte auch, daß wir nicht mehr ſind wie unſere Väter, und daß das Herz der Zeit nach anderen Stimmen hinhorcht, als dem Geſäuſel der Linden oder dem romantiſchen Läuten einer Kloſterglocke im Wald. Daher die tödtliche Ironie, die ſich ſelber verſpottet; daher ſo oft in ſeinen Liedern neben den Ergüſſen des reingeſtimmteſten Gemüths das platte, blaſirte Lächeln des Modernen, der an die Wahrheit dieſer Dinge nicht mehr glaubt. Heine gleicht dem Lombarden, welcher der Sage nach im Wahnſinn die ſchönſten Bilder malte, ſodann ſein Schwert zog und ſie mit wildem Lächeln zerhieb.

Er iſt der Epigone der Romantik; wie ein anderer Lucian träufelt er nicht Balſam, aber attiſches Salz in die Wunden der Zeit. Er verſpottet den Dienſt der alten Götter, ohne daß es gewiß iſt, ob er an die neuen glaube. Das iſt überhaupt das Schickſal des Jahrhunderts, ſeine Stimmung iſt falſch, argwöhniſch, unrein. Die alte Welt iſt ſchiffbrüchig, in Scheiter gegangen, das iſt wahr; aber die Elemente einer neuen Schöpfung wollen ſich noch im-

mer nicht harmonisch aus einander entfalten; ja, man bestreitet ihnen sogar das ebenbürtige Recht ihres Daseins. Daher leben die Kinder der Gegenwart wie Diebe von der Hand in den Mund; sie haben nicht wie ihre Väter, wofür sie freudig das ganze Leben einsetzen könnten, ein seliges allerfüllendes Besitzthum des Herzens. Von ihren früheren Ankergründen ist die Arche der Geschichte hinausgewogt aufs hohe Meer, und wir senden täglich Boten aus, zu sehen, ob die Wasser sich verliefen, ob es wieder licht und grün geworden sei auf der wiedergeborenen Erde. Wir senden sie aus, und sie kommen nicht wieder.

Dieser Fluch drückt schwer auf die Dichter. Durch das Gemüth des Dichters geht ein fast weiblicher Zug, er ist liebebedürftig wie ein Kind, er will eine anerkannte Macht, ein bestimmtes Ideal, vor dem er als dem Gotte seines Lebens gesammelt hinknieen und sein ganzes Herz ausschütten könnte. Daher bleibt der höchste Genius nicht seiner Anlage, aber seiner lieblichsten Vollendung nach nothgedrungen Fremdling in einer Zeit, die anscheinend so ziellos umhertreibt und überallhin so unruhig Wellen schlägt, wie die unsere. Oder wo fänden Sie heutzutage einen Dichter, von dessen Stirn eine so unbekümmerte weltspiegelnde Ruhe leuchtete, wie von der olympischen Göthe's? In stiller Ruhe liebt die Poesie ihre ahnungsvollen Gesichte zu gestalten; ihre schönste Blüthe fällt in jene classischen Tage, wann der Geist der Geschichte nach durchfochtener Schlacht eine große Waffenruhe hält und des Errungenen sich in seligem Genusse freut. Dahingegen

unſere Zeit bringt ihren Söhnen nicht den Frieden, aber das Schwert; ſie will, daß die allgemein geſellſchaftliche Aufgabe des Jahrhunderts zugleich die beſondere ſei jedes einzelnen Bürgers. Sie fordert auch die Poeſie in Waffen; eine begeiſterte Fahnenträgerinn, ſoll dieſe den Kämpfenden voraus aufs Schlachtfeld. Und bis dieſe Stellung ſich ändert, bis der Schwerpunct der modernen Welt befeſtiget iſt und das beruhigte Leben ſich wieder in den Wellen ſeiner eigenen Schönheit wiegt, kann ein Menſchenalter vergehen und darüber: denn in dem, was ſie für die Dauer bildet, pflegt die Geſchichte ſo wenig, wie die Natur, ihren gewiegten Gang zu übereilen. Ja, die Gedanken eines neuen Weltalters gleichen der ſeculariſchen Aloe, dieſem Wundergewächs, welches ſeine Blätter langſam treibt, dafür auch breit und ſtählern, wie Speerſchäfte; wer es gepflanzt, erlebt die Blüthe nicht, erſt die Abendſonne eines ſinkenden Jahrhunderts eröffnet mit ihren ſtillen Blicken die heilige Blume.

Die Matrone lächelte leicht, aber nicht ohne Wohlgefallen, über die lange Rede des Jünglings. Dann ſagte ſie nach einer Pauſe: Sie hoffen alſo doch eine Poeſie der Zukunft? Daß ich es nur geſtehe, mir fehlt der ſchöne Muth der Jugend, dieſen Glauben zu theilen. Denn, urtheilen Sie nur ſelbſt, wird die Welt nicht proſaiſcher von Tag zu Tag, und geräth nicht Alles mehr und mehr unter die Herrſchaft eines ſelbſtſüchtigen Verſtandes? Selbſt das Volk, von dem man doch ſagt, daß es die Poeſie wie eine ſchöne Gewohnheit in ſeinem Herzen bewahre, ſchämt ſich der alten Feſte, durch die es ſeine Erinnerun-

gen und Empfindungen heiligte, und ist doch unvermögend, neue zu erschaffen. Ich bin geboren in einer großen Reichsstadt; meine erste Jugend fällt in den Beginn der französischen Revolution, und ich besinne mich noch gar wohl selbst auf die kleinsten Züge eines Haushaltes jener Tage. In den altväterlichen Sitten war freilich viel Schwerfälliges und Unbequemes, aber daneben ging ein so warmer menschlicher Antheil an allem, was irgend in den Kreis der Begegnung trat, ein kecker Muth und eine so rüstige Lebensluſt, daß ich die Welt nicht wieder erkenne. Selbst die Greise jener Zeit waren noch köstlich jung, ein liebenswürdiger, behaglicher Humor geleitete sie bis ins höchste Alter hinein. Dagegen die heutige Jugend geht an uns Aelteren fast mit spöttischem Lächeln, an den eigenen Genossen aber mit unwirsch gefalteter Stirn und die Hand wie am Schwertgriff vorüber. Die Menschen rennen wie toll, ohne Dank und Trost einander vorbei, die engsten Kreise lockern sich auf, das friedliche Wohnen in sich selbst hat aufgehört, an seine Stelle ist ein rohes Jagen nach äußeren Gütern und Genüssen getreten. Ich erblicke überall einen ungeheuern Egoismus, der Verstand ist der Herrscher, aber auch der Tyrann des Lebens geworden. Sie halten meine Schilderung vielleicht für übertrieben; es gibt Zeiten, wo ich mir selbst mißtraue, ob ich die Welt im rechten Lichte sehe, und doch ist sie vor meinen Augen so geworden. Es ist auch möglich, setzte sie mit leichtem Lächeln hinzu, daß wir Frauen, die sich früh und mit Liebe in einer bestimmten Art des Lebens einwohnen müssen, solche Wechsel nur schärfer empfinden,

als die Männer, deren seltene Beweglichkeit, mit dem Strome zu gehen und nach einander das Verschiedenste sich anzueignen, ich oftmals habe beobachten können.

Sie haben Recht, verehrte Frau, erwiderte Maximilian. Wohl mag ein edles Gemüth sich empört von dem Anblick der Gegenwart hinwegwenden, die ganz und gar selbst die Ahnung eines höhern Lebens eingebüßt zu haben scheint und mit einem entschieden selbstsüchtigen Zuge ihren äußerlichen Sorgen und Geschäften nachgeht. Aber von Alters her hat die Selbstsucht des Einzelnen den allgemeinen Entwickelungen als spannkräftigster Arm gedient, und wenn auch der Verstand sich in altklugem Uebermuth für den Baubern der Geschichte hielt, so ist er doch immerdar nur ihr Handlanger gewesen. Man redet bis zum Ueberdrusse von der modernen Welt, und doch ist sie bis jetzt mehr eine Hoffnung der Menschen, als eine Wirklichkeit der Dinge. Soll ein wahrhaft neues Weltalter aus der Gegenwart hervorgehen, so ist es nöthig, daß zuvor die elementaren Grundlagen, worauf das Leben des Einzelnen und der Gesellschaft ruht, zu neuen Formen umgegossen werden, daß der ganze Styl des äußerlichen Daseins sich ändere. Daran zimmern denn tausend Hände; sie haben ihre Arbeit freilich nur verkauft, aber neben diesen Tagelöhnern der Zeit gibt es auch andere, in denen ein sittlicher Ernst, eine Leidenschaft der Ueberzeugung, eine fast puritanische Strenge der Gesinnung lebt, wie kaum zuvor. Unter diesem Gesichtspuncte verdienen die Bestrebungen der Gegenwart vielleicht ein günstigeres Urtheil. In ihrer letzten Wirkung laufen sie doch alle dar-

auf hinaus, die Wege des Lebens zu vereinfachen, den Menſchen unabhängiger zu ſtellen von der Natur, und den Triumph des Geiſtes über dieſe, ſo weit er möglich iſt, zu ſichern. Der Gedanke der modernen Welt muß ſeine Bedingungen mit der gemeinen Nothdurft eingehen, er muß eine ſtarke Herzwurzel in die Erde treiben, bevor er mit den Wipfeln himmelan zu rauſchen vermag. Er wird aber wachſen und gedeihen, und glückliche Menſchen werden dereinſt unter dem majeſtätiſchen Schutz ſeiner Krone ruhen. Alsdann wird auch der ſchöne Zugvogel der Poeſie zurückkommen und von dieſen Wipfeln wieder Höhe und Thal mit frohlockenden Liedern entzücken. Die Poeſie an ſich kann den Völkern gar nicht verloren gehen; ſie iſt ſo ewig und ſo göttlich, wie Religion und Liebe.

Ja, ſie iſt ewig! rief Robert aus. Sie gleicht jener Rieſeneſche, die nach der nordiſchen Sage am Brunnen der Ewigkeit emporwächſt und dieſen überſchattet; die einzelnen Frühlinge, die ſie in ihrer Krone trägt, verwelken mit dem Jahr, das ſie geboren, aber jeder erſte Blick einer neuen Lenzſonne lockt ein übermüthiges Leben aus den greiſen Zweigen heraus. Springen nicht die Ströme der Erde ſo friſch und klar von den Bergen herunter, wie am erſten Tage der Schöpfung? Gehen nicht die Morgen- und Abendröthen, holde Geſchwiſter, jeden Tag ihre liebliche Runde? Und können wir denn jemals aufhören, zu ahnen und zu hoffen, zu lieben und zu haſſen, uns in Andacht und Sehnſucht, in Jubel und Qual die ganze unendliche Stufenleiter der Gefühle hindurch zu wiegen? Die Poeſie der Dichter mag ſich zuweilen kla-

gend verhüllen, oder in ſchweren Zeiten gänzlich verſtummen, ſie iſt das Wenigſte; aber auch für ſie werden ſchönere Zeiten wiederkehren, ja, ſie hat in Zukunft eine höhere Sendung zu erfüllen, denn je zuvor.

Und welche? fragte Cäcilie.

Sie hat den Fortſchritt der Welt, die höhere Geiſtigkeit des Lebens, die Seligkeit eines ſtolzen und reinen Bewußtſeins in Geſtalten einer göttlichen Schönheit uns zur Anſchauung zu bringen, antwortete Robert. Ueberſehen wir nämlich den Kreis deſſen, was die Poeſie bisher gebildet, ſo iſt es klar, daß ſo wenig die Antike wie das Mittelalter den höchſten und allſeitigen Standpunct der Kunſt einzunehmen gewußt habe. Wie ein Kind mit Muſcheln, ſpielte der Grieche mit heiteren Formen; unter ſeiner Hand, unter dem verführeriſchen Blau des joniſchen Himmels verklärte ſich der rohe Stoff, der noch die unflüggen Schönheitsgedanken des Aegypters durch ſeine Schwere erſtickt hatte, zum erſten Mal zu Bildungen voll ſchlanker, ſeliger Schönheit. Ueber die Verherrlichung der Natur, über den Cultus eines ſchönen Sinnenthums iſt das Alterthum im Ganzen nicht gekommen; nur wenige ſeiner Werke fordern einen höhern Geſichtspunct heraus und tragen in ihrem Schooße knospenhaft verhüllt die Ahnung einer andern Weltordnung, wie ſie im Chriſtenthume wirklich geworden. Das Chriſtenthum ſtürzte die alten Götter, das Leben der Geſtalt war von Anbeginn unter der Fehme eines ewigen Fluches verhaftet; überhaupt erhielt der Wandel des Menſchen auf der Erde eine eigene Bedeutung nur in Beziehung auf das ewige

Leben eines unfaßbaren Jenſeits. So wurde das Myſterium das nothwendige Element der mittelalterlichen Kunſt. Auch dieſes Zeitalter mußte enden; an ſeine Stelle trat das des freien Gedankens. Die Alten haben zunächſt mit dem Auge für das Auge gedichtet; die Kunſt des Mittelalters traf mit den Stimmen ihrer Sehnſucht auf die unergründlichen Tiefen des Gemüths und des ſeeliſchen Lebens; die Poeſie der neueren Zeit iſt die Poeſie des Alles in ſeiner Vernünftigkeit begreifenden und geſtaltenden Geiſtes. Dieſer Poeſie gehen wir nicht erſt entgegen, ſie iſt da, an ihrer Schwelle ſteht wie ein gewaltiger Pförtner Shakſpeare, in deſſen Dichtungen der Schmerz der Zerriſſenheit, das Bewußtſein der Widerſprüche, die Sehnſucht nach einer neuen Welt der Geſchichte ſich zum erſten Mal mit wunderbarer Stärke ſpiegelt. Einen Hamlet hätte kein Dichter des Alterthums oder der mittleren Zeit zu ſchaffen vermocht, ſondern dieſer iſt ſchon durch und durch ein moderner Charakter. Wie es aber überhaupt die Aufgabe der Gegenwart iſt, die vereinzelten Thätigkeiten früherer Zeiten zu einer ſchönen Geſammtbildung der Menſchheit zu vollenden, ſich im Uebrigen auf die eigenen Füße zu ſtellen und mit Ausſcheidung alles Fremdartigen und Unklaren das Leben aus ſich ſelbſt heraus zu begreifen und zu geſtalten, ſo hat auch unſere Poeſie zu dieſem Gange der Bildung eine eigenthümlich theilnehmende Stellung zu nehmen. Wir bedürfen keine Poeſie der Täuſchungen mehr, der Schwärmerei, des myſtiſchen Gefühles, überhaupt des Unfaßbaren, ſondern wir wollen eine Poeſie der Wahrheit und der Gegenwart,

die eben darum eine der Ewigkeit iſt, eine Poeſie, die uns die ſittliche Schönheit der Geſchichte zur Anſchauung bringe, jene höchſte Harmonie des Lebens, welche nicht mehr der Friede des Kindes, aber der des Mannes, und durch alle Entzweiung zum heiterſten Bewußtſein ihrer ſelbſt gereift iſt. Möglich wohl, daß dieſe Poeſie in feſtem Umriß, in claſſiſchem Faltenwurf, überhaupt im gewählten Styl der Form nicht völlig jene Höhe erreicht, auf die der Grieche die Antike geſtellt hat; wir ſind, mit dem Dichter zu reden, zu alt, um nur zu ſpielen. In Höhe der Geſichtspuncte jedoch, in allſeitiger Auffaſſung, in geiſtiger Bewegung und Durchdringung des Lebens wird dieſe Poeſie ihre Vorgängerinnen unendlich überflügeln: ſie wird ſein wie das Südmeer, tief, aber kryſtallenklar bis auf den letzten Grund dieſer Tiefe.

Robert ſchwieg. Mariens Auge hing verwundert an den Zügen des kecken Sprechers; das liebliche Kind hatte nie geſehen, mit welcher Macht der Gedanke bei jungen Gemüthern ſelbſt in Rede und Miene wiederleuchtet. Man trat ans Fenſter: eine herrliche Nacht lag über dem ſchönen Land. Hinter den Bergen war der Vollmond emporgeſtiegen und warf einen zitternden Silberſtreifen über die Gewäſſer des Stroms; die Berge entſchleierten ihre Conturen ſtolz und groß in ſeinem Schein. Tiefe Stille: nur aus den nahen Büſchen Nachtigallengeſang und zu den Füßen der Geſellſchaft das verſtohlene Gemurmel der Wellen unterbrach dieſes Schweigen. Sonſt lag alles Leben in träumeriſcher Ruhe befangen; es war die Zeit, wo die Blumen neugierig ihre Köpfchen aus der

Erde heben, zu sehen, ob ihre Stunde gekommen sei. Cäcilie wandte sich an Maximilian. Ich verstehe Ihren Freund nicht ganz, sagte sie nachdenklich. Wohl ein Blick in die heitere Ordnung der Welt umher genügt, uns die frische Jugend der Poesie für immer zu verbürgen. Denn da ja die Verfassung aller Dinge in einem ewigen Gleichmaße geht, so kann wohl, so lange nur die Natur sich in ihren harmonischen Gesetzen wiegt, der Eindruck der höchsten Schönheit dem Menschen so wenig verloren gehen, wie der Trieb, dieselbe in den Schöpfungen seines Genius zu wiederholen. Aber sind nicht auch die Erscheinungen der Gemüthswelt, die Ahnungen und Hoffnungen jeder Seele, die eigensten Offenbarungen ihrer Persönlichkeit Thatsachen von ewiger Geltung? Und wie sollte die Poesie, wenn sie wahrhafte Weltgebilde schaffen will, sich des Eingehens auf diese Thatsachen enthalten, die ja eben den mannigfaltigsten Reiz des Lebens ausmachen und deren Dasein nicht geläugnet werden kann, wenn wir auch verzichten müssen, sie bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen? Denn so sagen Sie, um das Nächste zu nehmen: woher kommt es, daß zum Beispiel die Nacht alle Saiten der Seele eigen anschlägt und die Stimmung derselben zu einer Feierlichkeit erhöht, deren wir uns bei Tage nicht bewußt sind?

Weil sie uns zurückführt in uns selbst, antwortete Maximilian. Der Tag zerstreut und verwirrt, er fordert zum bestimmten Handeln heraus, er wirft einen grellen, hastigen Schein auf das Nächste und ganz Besondere und verdunkelt vielleicht eben dadurch die Sehe des Men-

ſchen, in ihrer Richtung auf das Allgemeine. Wenn aber die Nacht hereinbricht, da verhallen die rohen Stimmen des Haders und der Sorge; alsdann iſt auch die Erde nur ein einzelner Stern unter Sternen, die Seele richtet in großer Ruhe ihren Blick gegen das Eine Alleben, deſſen Zuſammenhang ſich auch in der Sichtbarkeit durch hundert Sternengruppen entſchleiert. So iſt die Nacht von ſelbſt die Mutter des Traumes und der Ahnung, und der Menſch unter ihrer Herrſchaft inniger verwandt mit der Natur. Dieſen Zuſammenhang der Mächte des Gemüths mit der Natur wird auch mein Freund nicht beſtreiten, noch wird er läugnen wollen, daß gerade an der Spitze dieſer Berührungen ein Strom lebendigſter Poeſie hervorbrechen könne. Nur das unterſcheidet unſere Zeit und ihre Kunſt von allen früheren Vorgängerinnen, daß ſie weder dem Sinnenthum noch dem Gemüthsleben ausſchließlich ſich ergibt, ſondern von einem höheren Standpuncte aus Beides als nothwendige Elemente des Daſeins behandelt und aufgehen läßt in der ſittlichen Freiheit des Geiſtes.

Die Frauen erhoben ſich und wünſchten gute Nacht; ein Knabe führte die Freunde in ihre Gemächer. Robert ſank raſch in tiefen Schlaf. Maximilian aber ſah noch lange in die liebebrütende Frühlingsnacht hinaus; der ſchöne Tag ging mit ſeinen Erlebniſſen noch einmal an ſeiner Seele vorüber; er befand ſich in der heiterſten Stimmung. Vor Allem war es Cäcilie, deren herrliches Bild das Gemüth des Jünglings eigen und mächtig bewegte. Welche Wahrheit und Sicherheit leuchtete aus der Unbefangenheit dieſer jungfräulichen Stirn, welche ſchöne

Lebensglut aus den dunkeln Augen! In ihr erſchien das Seltenſte vereint: die Beſonnenheit eines durchdringenden Geiſtes mit der Wärme des ſchönſten Gemüths, eine reiche Ausſtattung von Natur, durch hohe Bildung erſt recht entfaltet. Sie war der Traum ſeiner Nacht; er erbat und erhielt am andern Morgen die Gunſt der Rückkehr.

Ich mache nicht zum erſten Mal, ſagte Robert zu Maximilian auf dem Heimwege, die Bemerkung, daß die Züge zweier Menſchen völlig unähnlich ſein können und doch die gleiche Seele aus dem geheimen Weben derſelben uns anſieht, ſo daß wir unwillkürlich eine innere Verwandtſchaft zwiſchen dieſen vermuthen. So trifft es wieder bei Dir und Cäcilien. Maximilian nahm das Wort des Freundes ſchweigend hin, aber ſeine Seele bebte dabei, wie von der Ahnung eines entzückenden Geheimniſſes ergriffen, freudig auf. Mit dem Feuerauge des Momen[illegible] hatte Robert wahr geſehen und geſagt; dieſe Gemüther bewährten in wiederholter Begegnung raſch eine ſtarke und trauliche Anziehung gegen einander. Cäcilie war in der That ein Weſen von wunderbarer Klarheit; ſie nahm und gab in ſchöner Ruhe; ein feiner Sinn, überall das Schickliche zu thun, geleitete ſie und gab ihrem Weſen eine große Einfalt der Form, daß ſie namentlich auf die Männer einen faſt claſſiſchen Eindruck machte.

Sie iſt eine Iphigenie, ſagte Robert. Dieſen ſtetigen Charakterzug hatte man ſchon an dem Kinde bewundern können, wie es mit einer gewiſſen Beſtimmtheit ſeine Richtungen einſchlug und ſich überall ſo beſonnen verhielt, daß das Gemeine von ſelbſt wie etwas Unmögliches von

ihren Wegen ausgeschlossen blieb. Was sie that, geschah anspruchslos, in heiterer Bewegung; was sie sagte, athmete die Grazie eines unbefangenen Geistes, der wohl zu irren, aber niemals an sich selber irre zu werden vermag. Und doch trat diese Besonnenheit nirgends wie ein berechnetes Maß ängstlich oder altklug hervor, sondern es kam ihr, sie wußte nicht, wie, und die volle Entschiedenheit ihres Wesens verbarg sich anmuthig unter der frischen Beweglichkeit der Jugend. Völlig ein anderer Charakter sprach sich in Marien aus, der jüngeren Schwester Cäciliens. Das schlanke, nachdenkliche Kind mit den sinnenden Augen, vor deren träumerischem Glanze man überrascht einen Schritt zurückthat, gemahnte Jeden wie eine Blume, deren mädchenhaftes Stillleben nur in der zartesten Hut vor allen Einflüssen der Außenwelt gewahrt werden mag. Marie war schön, so schön wie Cäcilie, und doch war die äußere Erscheinung der Schwestern eine völlig verschiedene. Wie sich in den Zügen symbolisch die Seele entschleiert, so entsprach dem hohen Ebenmaß in Cäciliens plastischem Antlitz ihre ganze Art, zu sein, die sich im ersten Augenblick jedem Anwesenden zum erfreulichen Verständniß eröffnete. Mariens Schönheit, der Ausdruck der Augen zumal und die leise vortretende Stirn hatten etwas Mysteriöses; und wie man sie länger gekannt, ja, zutraulich ihre Neigung gewonnen haben mußte, bevor dem Fremden ihr eigentliches Wesen aufging, so befreundete man sich auch erst aus Gewohnheit recht mit dem vollen Liebeszauber ihrer Züge. Sie war ein eigenes Kind, eine Sensitive, leicht verletzt, bei jeder Verletzung in sich

verſchloſſen, dabei ohne Worte bis zur äußerſten Aufopferung treu und der höchſten Liebe ſo fähig wie bedürftig. Cäcilie ging bereitwillig auf einen heitern Weltverkehr ein, zumal mit gediegenen Männern; Marie zog ſich vor Fremden zurück; ſie wurde ſcheu und verlegen, daß ſie zu Zeiten ſogar unbedeutend erſcheinen mochte. Und doch fehlte es ihr an Tiefſinn wie an heiterm Muthe keineswegs: ſie konnte unter ihren Vertrauten fröhlich bis zum Muthwillen ſein und entzückte dieſe oft durch einen nachläſſig hingeworfenen Gedanken oder ein treffendes Urtheil über Menſchen und Dinge, an denen ſie anſcheinend ohne Theilnahme vorüber gegangen war. Dabei blieb ihr Weſen freilich mit Vorliebe dem einſamen Naturleben zugewendet: ſie ſtand vor einer Blume in Andacht ſtill, und ihr beſtes Vergnügen war ein Gang in den Wald oder auf die Berge, wo in den heitern Fernſichten ihr volles Herz ſich bis zu lautem Jubel lüftete. Du machſt mir rechten Kummer, pflegte dann die Mutter zu ſagen: du biſt wie eine Nachtwandlerinn am hellen Tage; aber ſie mußte der Eigenart des Lieblings ſchon etwas nachſehen, wenn Marie ihren Nacken liebkoſend umſchlang und halb mit Lächeln, halb unter Thränen verſicherte, ſie wolle ſich ſchon beſſern, wenn ſie nur könne.

Maximilian und Cäcilie kannten und ſchätzten ſich nach wenigen Beſuchen; keine ſcheue Rückſicht, kein fremder, falſcher Ton trat hemmend zwiſchen die reine Sehnſucht ihrer Herzen.

Robert wünſchte dem Freunde von Herzen Glück, und auch die Mutter, von Maximilian's gediegener Natur

durch eigene Anschauung überzeugt, billigte mit ihrem besten Segen die Verbindung. Fortan gehörte jeder Augenblick, den Maximilian seinen Studien abbrechen konnte, Cäcilien; er pflegte regelmäßig die Hälfte jeder Woche bei der schönen Verlobten zu verweilen. Auf diesen Ausflügen geleitete Robert häufig den Freund, dem er dann scherzend in Gegenwart der Geliebten Treubruch an der alten Freundschaft vorwarf, seit dieser neue Stern seinem Leben aufgegangen. Solche Scherze pflegte Cäcilie nur mit einem Lächeln zu erwiedern: im Wesen der Liebe liegt eine gewisse Scheu, die jede Berührung des schönsten Geheimnisses durch Fremde wie etwas Entheiligendes fürchtet.

So wandte sich Robert von selbst in Scherz und Ernst der jüngeren Schwester zu, die er im Beginne ihrer Bekanntschaft, durch Cäciliens geistvollen Umgang entzückt, in etwa übersehen hatte.

Und es war wunderbar, wie rasch das liebliche Kind die volle Innigkeit und Tiefe ihres Wesens im Verkehr mit Robert entfaltete. Sie hatte ihn Anfangs fast gefürchtet, weil der Hauch seines Geistes ihr etwas verzehrend Heißes zu haben schien, und die stürmische Entschiedenheit des Jünglings, der ohne Rücksicht und Schonung seine Ansichten zu vertheidigen, seine Wege einzuschlagen pflegte, wie ein Mangel an Liebe gedeutet werden konnte. Dieser Irrthum war bald überwunden, und wenn auch Vieles, was Robert that oder sagte, wie ein fremdartiger Ton in ihre friedliche Welt hinüber klang, so athmete doch in Allem die tiefe Glut einer inneren Ueberzeugung,

die ächte Wärme und Wahrheit des Herzens. Schon dies trieb ſie inniger zu Robert; ſie konnte den Gedanken nicht ertragen, auch nur ganz von fern gegen Jemanden ein ſtummes Unrecht begangen zu haben. Als ſie aber mit dem reichen Gemüth des Jünglings ſich näher befreundet hatte, als ſie erfahren mußte, wie ſich bei ihm unter äußerlicher Rückſichtsloſigkeit gerade das höchſte Zartgefühl einer edeln und fein geſaiteten Seele verbarg, da wendete ſie ihm heimlich und unbewußt den vollen Segen ihrer Liebe zu, die erſte ſcheue Zärtlichkeit eines jungfräulichen Herzens. Sie war in einſamen Stunden noch nachdenklicher als ſonſt, dabei träumeriſch froh und wie einer ſeligen Erinnerung völlig hingegeben; wenn aber Robert eintrat, goß ſich ein neuer Liebreiz, eine erhöhte Lebendigkeit über ihre ganze Geſtalt: ihr Auge leuchtete ihm mit unverſtelltem Wohlwollen entgegen; ſie blühte wie eine Blume unter ſeinen Blicken auf. Cäcilie merkte dieſe tiefe Neigung des Kindes zuerſt, als ſie Robert's Lieblingslieder heimlich von der Schweſter mit wunderbarem Ausdruck vortragen hörte, als ſie aus Geſprächen mit Marien erfuhr, mit welcher Liebe dieſe ſelbſt einzelne Gedanken des abweſenden Freundes in ihrem Gedächtniß wie welke, aber erinnerungsreiche Blumen bewahrte. Auch Robert fühlte ſich hier zum erſten Mal in ſeinem Leben von dem unverfälſchten Bilde einer edeln Weiblichkeit eigen ergriffen. Früh verwaiſ't, hatte er meiſt unter Männern gelebt und von Frauen nur wenige kennen gelernt, meiſtens ſolche, deren anſpruchsvolles Weſen ohne allen innerlichen Gehalt einer ſchönen Natur keineswegs geeignet

war, ein ernstes Gemüth zu fesseln. Hier dagegen stand er vor einem Kinde voller Schönheit und Liebreiz, bei dem ein reiches, aber anspruchsloses Leben hervorbrach aus der tiefen Ursprünglichkeit ihres Gemüths. Daß Marie, deren Wesen den Meisten ein Räthsel blieb, sich vor ihm in ihrer ganzen Innerlichkeit erschloß, dieser Beweis eines unwillkürlichen Zutrauens schmeichelte seinem Gemüth; daß sie ihm wohl wolle, sah er wohl; aber er ahnte nicht, daß er selbst sie liebe. Denn er fühlte nichts von jener feurigen Glut des Verlangens, wie er oftmals die Liebe schildern gehört, von der unruhigen und zweifelsüchtigen Sehnsucht eines ausschließlichen Besitzes. Eher überkam ihn eine ernste und gewiegte Zärtlichkeit bei dem Gedanken, welchen Gefahren dieses schöne Leben entgegen gehen könne, das, unbekannt mit den Tücken der Welt, sich in herzlicher Neigung an ihn, den Aelteren und Stärkeren, wie schutzesbedürftig anschmiege. Und doch zog es ihn wieder wie mit unsichtbaren, leisen Fesseln immerfort in ihre Nähe; es entzückte ihn unbewußt, wenn er sich in ihrem Lächeln sonnen konnte, oder sie das dunkle Auge unter den langen Wimpern langsam aufschlug und mit einem vollen, innigen Strahle auf ihm haften ließ. So gingen diese Beiden anscheinend ruhig an einander vorüber; ihre Sehnsucht blieb ihnen selbst ein Geheimniß, bis eine glückliche Laune des Zufalls eintrat und das Wort des Herzens auf die Lippe legte.

Man feierte im Landhause den Geburtstag Cäciliens. Die Freunde waren schon früh dort eingetroffen, weil man für diesen Tag einen Ausflug in die entfernteren

Landschaften des Gebirges verabredet hatte. Ueber Berg und Thal ging der Weg zunächst zu einem Benedictiner-Kloster, das, halb verfallen, die schlanken Thürme seiner Kirche in den Wellen eines rings von hohen Wäldern umschlossenen Bergsees spiegelt. Hier erklärte die ermüdete Mutter, bleiben und die Rückkehr der Jüngeren abwarten zu wollen, deren Reise weiter auf einen etwas entfernteren Berg ging, von wo man einer der schönsten Fernsichten am Rhein genießen sollte. Diese Hoffnung ward nicht betrogen. Am Eingange des Maifeldes, jener Hochebene, worauf die alten Frankenfürsten mit den freien Männern ihres Volks zu tagen gepflegt, erhebt sich der Gänsehals wie ein hoher Königsstuhl und eröffnet eine der prächtigsten Aussichten in das weite Land umher. Im Hintergrunde thronen die Kegelspitzen des eifeler Hochlandes keck und klar, gleichsam die Urväter des Gebirges, in großer Ruhe das Spiel der jüngeren Enkel vor sich betrachtend. Stromüber streift das Auge bis an die buschbewachsenen Kuppen des Westerwaldes, in der Tiefe aber sieht man den Rhein von Coblenz bis ans Siebengebirge in unzähligen Windungen wie ein silbernes Band die Landschaft durchziehen. Sonst ist hier die Natur wild und öde. Maximilian wies Cäcilien die Wege, in denen vor Alters die Lava niedergeflossen: traurige Strecken, auch jetzt noch, nach Jahrtausenden, erst spärlich mit einer kümmerlichen Haideflur überwachsen. Marie und Robert aber erfreuten sich an einem Zuge des lieblichsten Naturlebens. Auf einem Vorsprung des Berges stand ein altes Buchenpaar, die Kronen völlig in einander ver-

wachsen; der Sturz des Bergwassers hatte das Erdreich unter der einen hinweggespült, daß sie mit den vertrockneten Wurzeln lose in der Luft hing und nur noch durch ihre Verschlingung mit der andern gehalten ward. Aber sie grünte so frisch und dunkel wie diese selbst; die Gespielinn ernährte sie mit ihrem eigenen Leben. Marie bestand darauf, den lieblichen Zug mit einigen Linien in ihr Skizzenbuch zu tragen; sie zog ein Blatt ihres Albums hervor, Robert rückte lächelnd einige Felssteine zum Sitze zurecht und sah dem fleißigen Kinde über die Schulter, wie es mit raschen Zügen die Landschaft skizzirte. So merkten sie nicht, wie die Wolken über ihnen sich nach und nach zu einem drohenden Gewitterhimmel zusammenfalteten. Plötzlich brach ein erschütternder Schlag hervor, das Signal einer allgemeinen Schlacht der Elemente; die Zungen der Felsen wurden wach, tausend Wiederhalle warfen ihn empört zurück aus den Kesseln des Gebirges. Marie schrak zusammen, sie bebte scheu, wie viele Frauen, vor der Majestät der entfesselten Naturgewalt zurück. Schon fielen dicke Regentropfen; an augenblickliche Rückkehr war nicht zu denken, in der Tiefe sah man Maximilian und Cäcilien ihre Schritte aufs äußerste beschleunigen. Robert versuchte, mit der Freundinn eine etwas geschütztere Stelle am Abhang des Berges zu erreichen; aber sie verstauchte sich in der Hast den Fuß, daß ihm nichts übrig blieb, als die Halbohnmächtige in eine unweit des Weges stehende verlassene Schäferhütte zu tragen. Ein kümmerliches Obdach! — durch die Ritzen der Lehmwand heulte schauerlich der Wind, keine Bequem-

lichkeit erwartete die Eintretenden; nur im Hintergrund der Hütte zeigte sich eine Bank von über einander geschichteten Rasen. Auf diese Bank legte Robert das Mädchen, dann kniete er vor ihr nieder und wusch mit dem Regenwasser, das er in hohler Hand auffing, ihre klopfenden Schläfe. Marie schlug die Augen auf und that einen leisen Schrei, als sie sich in der unheimlichen Umgebung gestützt sah von einem Manne; dann, als sie Robert erkannt, schloß sie mit einem träumerischen Lächeln die Augen wieder, als wäre sie zufrieden, so zu sterben. Robert gerieth in unerklärliche Erregung; das Dunkel der Hütte, nur zuweilen vom Blitze schauerlich erhellt, neben ihm das lieblichste Wesen in leisem Halbschlummer vertraulich an ihn gelehnt, — die ganze Romantik dieser Lage verwirrte ihn, daß er in völliger Rathlosigkeit ihre Lippe heftig küßte und ihren Athem auffog, ohne zu wissen, was er that. So fern von Menschen, so allein im hohen Gebirg, so allein im empörtesten Aufruhr der Elemente, allein mit ihr, die er liebte, denn das empfand er nun, — er gedachte des Sturmes nicht mehr, sein ganzes Wesen leuchtete in einer unbekannten, unbestimmten mystischen Bewegung auf. Draußen steigerte sich das Wetter zu immer größerer Wildheit, in hohen Lüften blies der Sturm wie mit frohlockendem Hohn wildherzige Lieder, die Wolken jagten wie Streitrosse schwarz und schwer gegen einander, der Blitz spaltete die Tiefen des Himmels, daß es schien, als solle die schöne Welt wieder in die Unordnung ihrer ursprünglichen Atome zerfallen. Desto inniger hielten sich hier zwei ihrer Kinder wie zum ewi-

gen Abſchied umfangen; in dieſer Nacht der Natur ward es ſonnenheller Tag in ihrem Gemüth, ihre Seelen beſprachen ſich in heimlichem Geflüſter mit einander, wie ſie ſo lange ſich fremd und ſcheu geblieben wären. Plötzlich rollte ein ungeheurer Gewitterſchlag über die Berge — die Hütte ſtand in Flammen; Marie ſchloß ſich enger an Robert, ihre braunen Locken ſtürzten über ſeine heißen Wangen, ihre Lippen ſchloſſen ſich in einem langen Kuſſe wie zum Eidſchwur einer hohen, unverbrüchlichen Liebe zuſammen. Liebſt du mich denn, holdſeliges Leben? fragte er gepreßt, und ſie antwortete nichts und legte nur wie ein demüthiger Engel ſtill ihr Haupt an ſeinen Buſen. Ein Augenblick des ſeligſten Lebens gab dem Geheimniß ihrer Herzen Worte: Du biſt mein, rief er frohlockend aus, und nichts mehr ſoll uns trennen!

Das Gewitter ſchwieg; durch geborſtene Wolken ſah die Abendſonne verſöhnend in die Welt; die Landſchaft, ihre träufelnden Locken ſchüttelnd, athmete wieder wie ein muthwilliges, eben dem Bade entſtiegenes Mädchen in ſorgloſer Schönheit. Rings in den Thälern läuteten die Abendglocken das Gewitter ein, und durch ihre Seelen zog es wie ein Mährchen, wie ahnungsvolle, nie gehörte Klänge eines zu wundervoller Seligkeit aufbrechenden Lebens. Marie ging tief bewegt mit dem Freunde Hand in Hand; in ihrem Herzen war es ſabbathſtill; ſie ſchwieg, als faſſe ſie kaum das hohe Glück, das ihr eben geworden. In Robert's Auge aber funkelte ein Triumph des ſtolzeſten Bewußtſeins. Wie ſonnig mit Einem Male entfaltete ſich vor dem Glücklichen die ganze Zukunft! Sie liebte

ihn; er hatte nichts mehr zu wünschen, oder es lag doch in so goldener Nähe, daß er nur den Arm auszustrecken brauchte, um es zu erreichen! Sie liebte ihn — er kam sich vor wie ein König, der von den Bergen niederschreite, die Huldigung alles Landes umher zu empfangen; er hätte etwas thun und wagen mögen, dieses Glück zu verdienen; er preßte sie wiederholt an seine Brust im höchsten Jubel eines stürmisch überwallenden Herzens. So verschieden und doch so selig bewegt betraten sie beide den Rückweg.

Wie sind sie schön, diese Tage der ersten Liebe! wie überreich an Zweifel und Ahnung, an Zärtlichkeit und Angst, an Sehnsucht und Qual, heute das Herz eine lächelnde, tiefblaue See, morgen ein sturmgepeitschtes Meer! Und doch in dieser ewigen Ebbe und Flut spiegelt jede zerstückte Einzelwelle das hohe einzige Bild deiner Sehnsucht wieder. Du warst ein Knabe gestern, ein leichtsinniger, zerfahrener Thor, der Sclave von tausend Launen und Zufälligkeiten; da sahst du die Eine, deren Auge wie ein stummer Vorwurf dich beschämte und wieder wie ein Räthsel dich entzückte, dessen Lösung zu hoher Seligkeit du ahnest..... du kennst dich am Morgen nicht wieder. Du bist ein Anderer geworden über Nacht. Zu deinen Füßen liegen die alten flatterigen Gedanken abgestreift, die falschen Schlangenhäute deines Wesens; dein Herz ist geheiligt, deine Seele schlägt aus in tausend Blüthen. Auch der Sommer ist schön, auch der reife Mann nennt eine eigenthümliche Poesie des Lebens mit stolzem Bewußtsein sein. Er geht wie ein Krieger seinen Weg, er

drückt das Siegel ſeiner Gegenwart ſcharf und kühn auf die Dinge umher, ſein Leben mündet, wie es kommt, als ein Tropfen, als ein Bach, vielleicht auch als ein majeſtätiſcher Strom hinüber in den Ocean der allgemeinen Geſchichte. Da iſt befriedigter Ehrgeiz, gelöſchter Wiſſensdurſt, ein heiteres Bewußtſein eigener Kraft, eine allſeitige Anſchauung der Welt: wir ſehen die Erfolge der Ideen, für die wir geſtritten, wir ſehen die Schönheitsgeſtalten, die wir in einſamen Stunden gedichtet und gebildet. Auch in dieſen Dingen iſt eine herzſchwellende Poeſie, aber nicht jene Süßigkeit des Gefühles mehr, wie da du ſchweigend zu den Füßen der Geliebten ſaßeſt, an ihrem Auge hingſt und jedes Lächeln ihres Mundes, jeden flüchtigen Gedankenſchatten ihrer Stirn bewachteſt. Die wahre erſte Liebe iſt der Segen unſeres Morgenroths, deſſen Erinnerung wir als einen herrlichen Traum hinübernehmen in die ſchwülen Mittage und kalten Abende des Lebens: auch ſie, wie alles Göttliche, wird vom Menſchenherzen in ſeiner unvergleichlichen Gewalt und Tiefe nur einmal empfunden und genoſſen.

Von ſolchen Betrachtungen war Robert freilich weit entfernt. Er gab ſich ganz dem Strome der ſchönen Gegenwart hin, und die ſeligſten Stunden folgten einander. Marie entfaltete ſich in ihrer eigenſten Liebenswürdigkeit ſchöner von Tag zu Tag vor ſeinen Augen; er ſelbſt empfand ſich in allen Lebenspulſen geſtärkt und wie wiedergeboren zu den Thaten einer ſtolzeren Zukunft. Nur Eins mißſtimmte unſern Freund. Er hatte Maximilian die Nachricht ſeiner jungen Liebe mitgetheilt, bei dieſem

aber nicht jene freudige Theilnahme gefunden, mit der man ein Glück des Freundes wie ein eigenes aufnimmt. Maximilian war von diesen Mittheilungen offenbar überrascht worden, hatte sie dann aber mit jener kühlen Besonnenheit hingenommen, die sich vorsichtig vor jedem übereilten Ausdrucke hütet. Zum ersten Mal in jahrelangem Verkehr schien der Freund einen hinterhaltigen Gedanken vor Robert zu verbergen; dieser wußte nicht, warum, aber er war zu stolz, eine Aufklärung, die ihm nicht entgegenkam, zu begehren. Maximilian's Bedächtigkeit verletzte ihn wie ein Zweifel an der Wahrheit und Würde seiner Liebe. Es war aber nicht das, sondern eine wehmüthige Ahnung von dem unglücklichen Ausgange dieser Neigung, auf seine Anschauung beider Charaktere gestützt, was Maximilian dem Jubel des Freundes gegenüber kühl und abgespannt erscheinen ließ. Er kannte Robert, er kannte Marien: sie hatten nichts gemein, als diese Neigung, und lebten sonst in einer völlig verschiedenen Welt. Bei Marien war Liebe der Eine Ausdruck ihres ganzen Lebens; schon ein kühles, gleichgültiges Wort über jemanden, dem sie ihre Neigung geschenkt hatte, konnte sie aufs empfindlichste verletzen. Und wie auf Personen, so übertrug sie den ganzen Schatz ihrer Pietät auch auf die Lehren und Anschauungen, die man ihr in einer einsam und bloß unter Frauen verlebten Jugend beigebracht hatte. Ihrer waren wenige, diese aber so innig mit dem ganzen Gemüthsleben des Kindes verschlungen, daß ihr schon ein leiser Zweifel daran wie ein frevelhafter Treubruch erschienen wäre. Marie liebte beschauliche Stille; Robert

aber trieb ein angeborner heroiſcher Zug in die wildeſte Bewegung des Lebens hinaus. Er lebte in einer andern Welt, er betete zu einem andern Gotte. Das hätte hingehen können, aber auch bei ihm war jede Ueberzeugung eine Sache des Herzens; er konnte es nicht unterlaſſen, überall Proſelyten für dieſelbe zu werben. Würde er auf dieſen Verſuch bei Marien verzichten? Würde er ſich beſcheiden können, das ſtille Kind in ſeiner eigenen Weiſe gewähren und dieſelbe vielleicht etwas als eine ewige Ordnung verehren zu laſſen, was er ſelbſt ſchon längſt als ein überwundenes Vorurtheil betrachtete? Und Marie — würde ſie es tragen, uneins mit Robert in demjenigen zu ſein, was ſie neben, ja, über dem Geliebten als das Höchſte betrachten mußte?

Dazu kamen eigene Aeußerungen Robert's. Die Ehe, hatte er oft zu Maximilian geſagt, iſt das urewige Sacrament des Lebens, das höchſte Myſterium der Natur und Sitte zugleich. Freie Weſen opfern ihre Perſönlichkeit an einander auf und faſſen den Entſchluß, alle Schickungen des Lebens ſo gemeinſam zu ertragen, daß der Eine, was dem Andern Glückliches oder Widerwärtiges begegnet, wie ein Eigenes theile und mit erfahre. Schon dies iſt ſchwer unter Menſchen, und doch iſt es das Wenigſte. Denn über die Gemeinſchaft des äußerlichen Schickſals hinaus ſoll die Ehe ſich zu einer tiefinnerlichen Verſchmelzung der Geiſter verklären, die Beiden ſollen nach dem alten Wort der Schrift Ein Leib und Eine Seele ſein, ſo daß im Grunde nicht erſt ein feindlicher Gedanke, ſondern ſchon ein Geheimniß dieſer Verbundenen vor einan-

der wie ein Verrath an der Würde dieſer höchſten ſittlichen Ordnung erſchiene. Gleichheit der Charaktere ſetzt die Ehe nicht voraus, wohl aber Gleichheit der Geſinnungen und nach vielen Seiten hin auch Gleichheit der Ueberzeugung.

Und hier iſt ein Scheideweg in der Bildung zwiſchen Männern und Frauen. Beim Volke ſelbſt ſtellen ſich dieſe Verhältniſſe ſchön und einfach: der Geſichtskreis des Mannes iſt nicht viel weiter, als der des Weibes; ſie ſtehen auf derſelben Erde und hoffen auf den gleichen Himmel. Dagegen der Mann der Bildung, das Geſchlecht, von welchem die Geſchichte ihre Fortbewegung erhält, geht eine andere Schule. Wir nehmen die Thatſachen zweier geſchloſſenen Weltalter in einem bloßen Bildungsintereſſe in uns auf, ohne daß ſie uns weiter verpflichten. Vielmehr iſt das die erſte That des mündigen Geiſtes, daß er die Geſetze ſeines Lebens nicht in den Satzungen der Vorwelt, ſondern in den Offenbarungen vernimmt, wie ſie die fortgeſchrittene Vernunft der Jahrhunderte vermittelt. Dagegen das Weib, das innigſte Kind der Gegenwart, wird fortdauernd auf den alten Stoff der Geſchichte verpflichtet. Die Folge iſt klar: wir verſtehen uns nicht mehr.

Die Bildung unſerer Frauen iſt eine Schule des feinen geſelligen Styls; wenn es hoch kommt, ein eitler Dilettantismus. Was die Männer des Jahrhunderts im Innerſten bewegt, davon kommt ihnen keine Ahnung; unſern Ernſt und unſern Stolz, unſern Zorn und unſer Herzweh begreifen ſie nicht mehr. Daher gehen die Män-

ner kühl an ihnen vorüber, oder ſie laſſen ſich mit einer eigenthümlichen gutmüthigen Ironie zu ihnen herab, die aber weit entfernt iſt, der Ausdruck eines claſſiſch ſchönen Wechſelverhältniſſes der Geſchlechter zu ſein. Aspaſia war auch geiſtig der Liebling und Vertraute des größten Griechen. Der Genius des Weibes hat ein eigenthümliches Reich; in dieſem ſelbſt aber iſt er einer ſo hohen und feinen Ausbildung fähig, wie der des Mannes. Wir ſollten die Frauen in die Geheimniſſe der Zeit einweihen, daß ſie wieder mit uns jubeln und ſchwärmen, daß ſie den Ideen und ihren Verkämpfern die ſchöne Glut ihrer Herzen zubringen könnten. Alsdann auch würde der Umgang der Geſchlechter wieder eine höhere Weihe, eine genialiſche Anmuth erhalten. Wir würden in unſern Siegen begeiſterter und ſelbſt in unſern Niederlagen weniger unglücklich ſein. Denn da es ja der Beruf der Frauen iſt, überall zu tröſten, ſo könnten ſie ſelbſt dem Schwerverwundeten noch irgend ein großes Wort des Glaubens und der Hoffnung ins Ohr flüſtern, daß der Abendſonnenſchein eines triumphirenden Lächelns ſeine brechenden Züge überflöge . . . . .

So und ähnlich hatte Robert oft geſprochen. Aber auch Marie lebte, wie die meiſten Frauen, nicht dem Allgemeinen, ſondern dem ganz Beſondern; die Bewegungen der Zeit waren nur ganz von fern wie verworrene und verwirrende Stimmen in die Einſamkeit ihrer Jugend hinübergedrungen. Ihr Sinn war ein ſtilles Genügen: ſie hörte wohl, daß es draußen in der Welt arge Kämpfe und Zerwürfniſſe gebe; aber ſie vertraute für dieſes alles

mit demüthigem Glauben in die Weisheit der Vorsehung, die es schon zum rechten Ende führen werde. Und bald mußte Robert erfahren, wie wahr Maximilian beobachtet. Marie war glücklich, wenn sie mit dem Geliebten die tausend heimlichen Zärtlichkeiten eines vertrauten Verhältnisses tauschte; sie entfaltete dann den vollen Liebeszauber ihres Gemüths, daß auch er, in einer seligen Stimmung fortgerissen, von dem Augenblicke nichts mehr forderte. Aber wenn er nun zu anderer Zeit dem Gespräch eine Richtung auf das Allgemeine hin gab, wenn er ein höheres geistiges Verständniß zwischen ihnen zu vermitteln versuchte, wenn er sie von dem Geiste der neueren Weltbewegungen unterhielt, da ward sie lau und unachtsam; sie bat ihn wohl gar, für Männer zu versparen, wovon sie doch nichts verstehe. Einzelne Aussprüche Robert's konnten sie selbst feindlich berühren und schienen in einem frevelhaften Widerspruche zu Ueberzeugungen zu stehen, die sie selbst mit höchster Liebe als die schönsten Pfänder ihres Herzens bewahrte. Robert glaubte Anfangs als einen Fehler der Erziehung anklagen und verbessern zu können, was als ein Mangel der Natur, wenn es so zu nennen, nie ergänzt werden konnte. Bald aber sah er klar, daß das Leben eine tiefe Kluft zwischen ihnen gezogen habe und ihre Naturen gerade auf dem Puncte aus einander schieden, wo erst das rechte und eigentliche Reich seines Geistes beginne. Ein zufälliges Ereigniß brachte ihm dies zur schärfsten Anschauung. Die Juli-Revolution war ausgebrochen und hatte in dreien Tagen das alte Königsgeschlecht zugleich mit der alten Ordnung der Dinge ge-

ſtürzt. Mit der friſchen Nachricht dieſes Ereigniſſes eilte Robert in hoher Aufregung zum Landhauſe hinüber. Ihm entging es ſogleich nicht, wie dieſes Ereigniß elektriſch ſeine Runde geben werde durch die Welt; von hohen Standpuncten aus verſuchte er die Wichtigkeit dieſer Thatſache für die europäiſche Entwickelung vorſchauend zu ermeſſen. Seine Augen, ſeine Wangen glühten; während er ſprach, zeichnete Marie mit einem Stäbchen den Namen des Geliebten in den Sand des Gartenweges. In echt weiblicher Weiſe beklagte ſie zugleich das tragiſche Schickſal des greiſen Königs, der zum dritten Mal von der Heimat ſeiner Väter landflüchtig ward, wie den Tod ſeiner tapfern Feinde; dann aber fragte ſie Robert mit einer gewiſſen Spannung, ob er ihr auch die Lieder eines neuern Componiſten, von denen viel die Rede geweſen war, mitgebracht habe. Ein dämoniſches Lächeln, halb Spott, halb Wehmuth, halb Verzweiflung, zuckte durch die Züge Robert's; dann verſchloß er den Eindruck tief in ſeine Bruſt; aber er gehörte zu den Dingen, die man nie vergibt, weil man ſie nie vergißt.

Ein liebendes Weib hält immer die Hand am Seelenpuls ihres Freundes; ſein geheimſtes Leben lieſ't ſie heraus aus dem Gedankennebel der Stirn und des Auges. Bald empfand Marie, daß ihr Robert's Gemüth nicht in ungetheilter Einheit gehöre, ja, daß es noch andere Gewalten gebe, die ſo mächtig wie ihre Liebe des Freundes Herz beſchäftigten. Ihr einfacher Sinn, dem Geliebten völlig hingegeben, vermochte eine ſolche Theilung nicht zu begreifen. Einzelne Mißverſtändniſſe traten

hinzu; sie wurden gelöst oder bei Seite geschoben, aber sie glaubte doch zu bemerken, wie Robert sich jedesmal in dunkler Verstimmung mehr und mehr ihr entfremdete. Marie wurde still und traurig. Vergebens drang die Schwester, drang der Freund in sie, ihnen die Ursachen dieser tiefen Niedergeschlagenheit zu offenbaren; es war ihre Art so, ihr geheimes Weh ohne Anspruch auf den Trost oder das Mitleid Anderer in sich zu verschließen. Bald in der Einsamkeit ihrer Schmerzen bildete sich der Gedanke bei ihr aus, daß sie den Ansprüchen des Geliebten nicht genüge und dieser aus Selbsttäuschung oder in der Aufwallung eines hinreißenden Moments das Geständniß einer Neigung gethan habe, die ihn nun gereue. Sie beschloß, ihm zu entsagen. So bitter diese Entdeckung, so schwer dieser Vorsatz ihrem Herzen ward, so lag doch ein geheimer Trost für sie darin, daß sie selbst die unselige Verwickelung auflösen und mit einem letzten Opfer uneigennütziger Liebe dem Freunde die volle Freiheit seines Lebens zurückgeben könne.

Was Robert in dieser Zeit gelitten, davon ist sein Tagebuch Zeuge, eine abgerissene Beichte dunkler, leidenschaftlicher Gedanken. Bald versuchte er es, zornig entschlossen sich in den Mantel der Resignation zu wickeln, aber es war im Grunde nur grollende Schwermuth, keine Resignation; die frischen Hoffnungen eines eben erst zu Blüthen ausgeschlagenen Lebens sprachen Hohn einer so frühen Entsagung. Bald wieder in klagenden oder feiernden Apostrophen wendet er sich an die verlorne Freiheit seiner Jugend. Wie hatte er da so selig einsam unter sei-

nen Gedanken gelebt, ein Meister in der Werkstatt unter marmornen Götteridealen, deren jedes von hoher Wand einen stillen Segen in die Brust des Beschauers träuft, frei von aller Leidenschaft des Menschen! Wie war ihm damals so hoch zu Muth, so stolz und gesund um Sinn und Seele, jeder Athemzug war lauterer, lichtheller Aether gewesen! Und jetzt: alle Schwungfedern waren gebrochen, er fühlte sich recht von Herzen unglücklich, er kam sich lahm und abgespannt vor, wie ein Greis mitten in seiner blühenden Jugend. Deren Herz an dem seinigen schlagen und ruhen sollte — wohl, ihre Herzen verstanden sich vielleicht, aber nicht ihre Geister; sie sollten ihren Weg zusammen gehen, bis ans Grab, und er ihr doch in seinem geheimsten Wirken und Weben immerdar ein Fremdling bleiben! Er floh vor seinen Grübeleien, er versuchte, alte Studien wieder aufzunehmen, aber er konnte nichts denken und schaffen. Er suchte die Einsamkeit und wieder die Gesellschaft: und er stand unter hundert Menschen so träumerisch allein, wie auf einem einsamen Waldspaziergang. In andern Stunden trat das Bild der schönen Freundinn wieder in der ganzen Frische eines ungetrübten Eindrucks vor seine Seele. Sie war ja der Liebling Aller, der Mutter, Cäciliens, selbst des ernsten und umsichtigen Maximilian; war es nicht ein Eigensinn, daß gerade er, dem sie so unverholen ihre Neigung zugewendet, hier so viel zu tadeln fand, daß gerade er es in der Nähe des lieblichen Kindes zu keiner reinen Freude zu bringen vermochte? Seine Erzieher hatten oft gesagt, in seinem Charakter sei zu viel Stahl, ein ungestümer Trotz werde

ihm noch Unglück bringen, — übte er auch hier vielleicht unbewußt die kleinen Tyranneien seines Wesens? Und dann gedachte er ihres tiefen, treuen Gemüths, ihrer innigen Liebe; sie stand vor ihm wie ein demüthiges, hülfeflehendes Kind; ihre hohe Schönheit trat siegend hinzu und vollendete mit einem Aufschlag ihrer Augen, mit einem Lächeln ihres Mundes für ihn ein Bild unvergänglicher Sehnsucht. Aus der Ferne sah Maximilian theilnehmend, aber rathlos den Stürmen zu, die das Herz des Freundes erschütterten; er ahnte ihren Grund, wenn auch nicht ihre volle Gewalt. Die junge Eiche bebte vom Wipfel bis zur Wurzel, aber sie richtete sich ungebrochen aus den Gewittern empor, das Gewissen der Ehre siegte. Das Geschehene stehe nicht zu ändern, aber jämmerliche Feigheit sei es, zurückzuweichen selbst vor den äußersten Folgen eigenen Beginnens; das Schönste lasse sich hoffen von bildsamer Jugend und inniger Liebe. Zum ersten Mal seit vielen Wochen heiter, flog Robert mit diesem Vorsatze zum Landhause hinüber. Er kam sich selbst in der Größe dieses Opfers größer vor, und er sah schon mit stiller Freude das selige Lächeln auf dem Gesichte der Geliebten bei dem Geständniß, daß er nun erst ganz und ewig sich ihr verbinde.

Aber es gibt Ironieen in jedem Lebenslauf, Launen des Zufalls, welche kein Menschenwille verschuldet und die dennoch ganz vernichtend in das heimliche Leben der Seele greifen. Robert hatte auf eine Stunde stiller Liebe, auf ein Alleinsein mit Marien gehofft; im Landhause war große Gesellschaft. Schon die helle Beleuchtung des Saa-

les, die geputzten und geschäftigen Menschen waren ihm widrig; noch unangenehmer drückte der leichte, seelenlose Ton eines ganz gewöhnlichen Gesprächs auf seine hochgehende Stimmung. Ein junger Freund des Hauses, Victor Bornstedt, war von weiten Reisen zurückgekehrt und benutzte einen längeren Aufenthalt in der Umgegend, die vieljährige Bekanntschaft zu erneuern. Victor war der Jugendgespiele der Schwestern gewesen. Sein Aeußeres war rund und geglättet, die Salons von Paris und London hatten bei ihm einer leichten Bildung gefällige Umrisse und einer innerlich unterhöhlten Jugend große Sicherheit im öffentlichen Auftreten gegeben. Der Fremde sprach über das Mannigfaltigste gewandt genug, aber ohne allen Wiederschein eines bestimmten Charakters; er war das vollendete Bild einer Menschengattung, die Robert von Grund aus verachtete. Und selbst Maximilian überschlich ein leiser Unwille, die Schwestern von diesem Fremden mit dem vertraulichen Du, einem Worte, welches so viel Seele anspricht und voraussetzt, angeredet zu hören. Victor widmete Marien unausgesetzt die feine, stille Aufmerksamkeit des Weltmannes, während Robert's Zärtlichkeiten in einzelnen unbewachten Augenblicken des Zusammenstehens mit offenbarer Befangenheit aufgenommen wurden. Zur Eifersucht war ihm Victor zu klein, aber es ärgerte ihn doch, die rechte Stimmung wollte sich nicht ergeben, der Verdüsterte nahm unter irgend einem Vorwande raschen Abschied. Schon vor dem Thor des Landhauses und mit einem Fuße im Bügel, bemerkte er erst, daß Marie ihm hinausgefolgt war in die Nacht. Bei

ſeinem Kuſſe zitterte die ſchöne Geſtalt zuſammen, ſie umarmte gepreßt und in heftiger Bewegung den Freund, es kam ihm vor, als ſtehe ihr Auge ganz in Thränen und ſehe ihn mit einem Blicke des tiefſten Wehs entſagend an, der ſtummen Klage einer ewigen Trennung. Dann entfernte ſie ſich haſtig. Aber ſo ungerecht iſt der Menſch, daß er Alles nur mit dem Auge der eigenen Gegenwart anſieht und fremde Stimmungen in ihrer geheimen Nothwendigkeit gar nicht anſchlägt: Robert dünkte dieſe tiefe Bewegung nur die mädchenhafte Trauer bei einer kurzen Trennung, nicht was ſie wirklich war, der gepreßte Athemzug einer nach Luft ringenden unglücklichen Liebe. Es wetterte wieder in ſeiner Seele, wilde, dunkle Gedanken umflatterten wie aufgejagte Nachtvögel ſein Haupt. Zu Hauſe angekommen, fand er Briefe vor, die ihn zur Ordnung von Familiengeſchäften unverzüglich an das andere Ende Deutſchlands beriefen; kaum daß ihm Zeit blieb, an den Freund einige Aufträge zu beſtellen. In ſeiner Heimat erwartete ihn eine unumgängliche, aber langwierige Abwickelung mißlicher Verhältniſſe; im Wechſel verdrießlicher Geſchäfte und Stimmungen ſuchte er vergebens nach Muße und Freiheit des Gemüths, an Marien zu ſchreiben. In dieſer Faſſung traf ihn ein Brief Maximilian's. Der Freund, im Begriffe, einen längern Herbſtausflug zu machen, berichtete, daß Victor ſich angelegentlich um Marien zu bewerben und die Mutter aus unbekannten Gründen dieſe Huldigungen zu unterſtützen ſcheine. Wie Marie dieſe Bewerbung aufnehme, laſſe ſich nicht beſtimmen: ſie verharre fortdauernd in ei-

ner dumpfen, unerklärlichen Trauer, die ſich gefliſſentlich allen vertraulichen Fragen und Tröſtungen entziehe.

Robert faltete das Schreiben nachdenklich zuſammen. Wenn Marie und Victor Neigung zu einander faßten, ſo wäre ja die Vergangenheit für ihn nur noch eine Erinnerung, keine Verpflichtung mehr, die Geliebte hätte freiwillig den Bund gelöſ't und er ihr vorwurfslos mit reiem Herzen entgegentreten dürfen. Er dachte den Gedanken nicht aus, der ihm wie ein Verbrechen an der Freundinn erſchien; ſein Stolz, noch mehr ſeine Liebe empörten ſich heftig gegen dieſe Vermuthung. Marie und Victor! — es war ganz unmöglich. Dennoch hielt er es für das Gerathenſte, die Verhältniſſe einſtweilen ruhig und ohne alle Einmiſchung ſeinerſeits gewähren zu laſſen, damit das endlich Nothwendige als ein klarer und würdiger Entſchluß gefaßt werden könne.

So begab er ſich nach einer ſechswochentlichen Abweſenheit nicht ohne eine gewiſſe Spannung auf den Rückweg. Zu Hauſe angekommen, traf er Maximilian, der ſchon früher zurückgekehrt war und die letzten Tage im Landhauſe zugebracht hatte. Eine gewiſſe Befangenheit miſchte ſich in die Umarmung Maximilian's. Was iſt geſchehen? fragte Robert, von einer dunkeln Ahnung durchzuckt, und nun berichtete ihm der Freund, unfähig, eine wehmüthige Bewegung zu unterdrücken, die unerwartete Geſchichte.

Marie ließ durch Maximilian Robert ein letztes Lebewohl entbieten. Vergebens war jener in ſie gedrungen, ihm die Gründe eines ſo befremdenden Schrittes zu ent-

hüllen; sie hatte nur mit weinenden Augen gesagt, ihre Entsagung werde Robert weniger betrüben, als überraschen. In wie fern dieser Schritt mit den Bewerbungen Victor's zusammenhangen könne, wußte Maximilian nicht zu sagen; Marie hatte in ihrem Verhalten gegen Victor, anscheinend wenigstens, nichts geändert; sie behandelte ihn vor wie nach als alten Bekannten, ohne daß jedoch irgend ein Zug auch nur entfernt auf eine wachsende Neigung hätte schließen lassen. Robert aber wähnte, mit Einem Male die ganze Verwickelung zu übersehen: er sah sich geopfert, verrathen, mißhandelt. Es ist gut so! sagte er furchtbar kalt, und ging langsam in seine Zimmer. Dort verschloß er sich selbst vor dem Freunde; solche Stunden muß ein Männergemüth einsam, ohne Zeugen überstehen, bis der ermannende Geist sich stolz und ironisch über die Verhältnisse erhebt, oder in weicher Stimmung dem Troste der Freundschaft zugänglich wird. Und bei Robert war diese anscheinende Starrheit nur das Vorspiel einer desto fürchterlicheren Empörung. Jetzt erst, nachdem Mariens eigenes Wort alle Brücken zwischen ihnen abgebrochen hatte, empfand er, wie nahe, wie ins Herz gewachsen, wie unendlich theuer sie ihm doch gewesen. Er hatte sie doch geliebt, treu und stark, mit der ganzen Wahrheit und Wärme seines Wesens; selbst die einzelnen Verstimmungen waren nur die Sorge eines aufrichtigen Gemüthes gewesen, das den Gegenstand seiner Neigung auch so gern zu den höchsten Anschauungen und Genüssen des Lebens emporführen möchte. Er sah Marien, aber nicht, wie sie war, das stille, demüthige Weib mit dem brechen-

den Herzen; er ſah ſie blühen in Jugend und Schönheit, er ſah ſie als Braut mit dem holdſeligen Lächeln beglückter Liebe, er ſah ſie in den Armen Victor's. — Victor's! Bei dieſem Namen überlief es ihn kalt; er empfand zum erſten Mal, daß er tödlich haſſen könne. Die wildeſten Leidenſchaften und Plane jagten durch einander, gekränkte Liebe, verletzter Stolz, Sehnſucht und Zorn, Hohn und Wehmuth, ein ſchauerliches Chaos von Gefühlen. Hinaus, hinaus! rief er, an deine kalte Bruſt, Natur, in das freie, wildherzige Leben der Elemente, die der Menſch noch nicht durchduftet hat mit den feinen Giften ſeines Geiſtes! Und er beſtieg einen wilden Hengſt, den zu reiten Wenige kühn genug waren, auf dieſem ſtürmte er planlos viele Meilen weit ins Gebirge, bis das ſtarke Thier todmüde unter ihm zuſammenſank. Unter einſamen Fichten ſtand er auf einer offenen Halde; über den Bergen rings umher wie ein ewiger Tod lag Schnee und Stille. Dumpfe Wolken hingen wie drohende Geiſterlarven am Himmel, und in den durch einander wallenden Schichten ging der Mond jeden Augenblick auf und unter. In der Schöpfung war das Leben ſchlafen gegangen und die Luſt daran in ſeinem Herzen; er fühlte eine düſtere Verlaſſenheit, eine unendliche Leere, wie er ſie früher nie als möglich geahnt. Und jetzt zum erſten Mal ſchüttelte ihn die Ironie des Lebens gewaltſam, und ein dämoniſcher Gedanke kam leiſe wie der Verführer an ſeine Seele geſchlichen. Iſt nicht alles Tollheit und Thorheit, was wir treiben und trachten? iſt nicht unſer ganzes Leben eine hirnloſe Komödie, vor unſichtbaren Gewalten aufgeführt,

die sich schadenfroh mit den kalten ewigen Augen an den närrischen Schmerzen und Freuden der Menschen sonnen? O, ich will nicht wieder lieben! — Diesen Fluch rief er in den nächtlichen Himmel. Aber eine Stimme ohne Seele, das Echo allein beantwortete seinen Frevel; über ihm schwieg der Himmel unerschüttert fort, bloß ein Rabe flog, von den Aesten der nächsten Fichte aufgescheucht, mit häßlichem Gekrächze durch die Nacht. In diesem Augenblicke ging der Mond wieder auf und zeigte ihm seine Gestalt mit der drohend gehobenen Faust in einem langen Schatten über der Haide. Robert schauderte; seine Stimmung sprang um in die äußerste Weichheit, er sank zu Häupten des edlen Thiers, verbarg sein Haupt in dessen Mähnen und weinte seit Jahren bitterlich die erste Thräne.

Halb erstarrt ward er andern Morgens von einer alten Frau, die in den Bergen Reisholz lesen ging, gefunden; sie führte ihn, so gut sie konnte, in ihre Hütte. Auf ein Strohlager hingestreckt, von wilden Fieberschauern gerüttelt, von der Barmherzigkeit einer Bettlerinn gepflegt, in wenigen Tagen durch das Leid fast unkenntlich in den Zügen geworden, — so fand Maximilian nach mehren Tagen fruchtlosen Umherforschens Robert wieder. Armer, armer Freund! sagte er erschüttert, mußt' es so kommen und ein früher Sturm die Hoffnungen dieser hochherzigen Jugend zerknicken? Er küßte die Stirn des Kranken, dieser sah ihn trübselig aus verglas'ten Augen an und legte sich langsam auf die andere Seite. Die Krankheit entwickelte sich mächtig und entschieden, sie nahm einen raschen Anlauf und brach sich

auf dem Gipfel der Gefahr an Robert's kraftvoller Jugend. Und jetzt trat Maximilian, der die ganze Zeit über das Lager des Kranken nicht verlassen, schonend hinzu und legte mildernden Balsam auf die offene Wunde. Maximilian wußte wohl, daß es für Verluste des Herzens keine Tröstungen gibt, ja, daß, wenn es deren gäbe, der erste Schmerz sie gewaltsam zurückstoßen würde; er beklagte Robert's Schicksal aufrichtig, ohne doch Worte eines fruchtlosen Mitleids an das stolze Gemüth seines Freundes zu verlieren. Aber als dieser mehr und mehr genas, da ging er traulich mit ihm in die gemeinsame Jugend zurück, er las ihm aus den großen Büchern der Vorwelt vor, er ließ die Gedanken, die Robert mit Vorliebe im Herzen trug, wie stille schöne Genien mit unsichtbaren Flügelschlägen sein Lager umkreisen. Das Herz des Jünglings schlug wieder freier und stolzer diesen hohen Wahlverwandtschaften seines Lebens entgegen; weich und hingebend wie die meisten Genesenden gestimmt, horchte er mit wehmüthiger Lust den lieben Tönen von Maximilian's treuer und männlicher Stimme. Junges Leben hat eine wunderbare Heilkraft: der strebende Mensch fällt hundert Mal gleich einem Kinde, das erst gehen lernen soll, und richtet sich doch nach jeder Niederlage stärker empor. Die alte Kraft und Heiterkeit kam unserm Freunde bald zurück, nur zuweilen weinte ein leiser Schmerz sich sanft in seinem Herzen aus, wie es nach Gewittern noch lange von den Blättern rieselt. Eins aber konnte Maximilian ihm nicht ausreden: er wollte von Marien persönlich Abschied nehmen. Ich muß sie noch einmal sehen,

die Geliebte meiner Jugend, ſagte er entſchloſſen. So wird die Vergangenheit klar zwiſchen uns und darum auch der Blick in die Zukunft heiter gelichtet. Maximilian fürchtete für ein ſo erinnerungstiefes Wiederſehen die erwachende Leidenſchaftlichkeit Robert's, doch hier ſtand wenig zu befahren. Der echte Schmerz iſt die Bluttaufe eines neuen Menſchen, und was auch ein hochherziger Charakter an Blättern und Blüthen des Lebens unrettbar auf der Welle forttreiben ſieht, er geht aus ihm mit höherer Faſſung hervor. Dieſe Faſſung iſt die Kraft einer allgemeineren Liebe, ſie hat nichts gemein mit dem ſtoiſchen Stolz einer Entſagung, die den Menſchen verächtlich den Rücken kehrt denn ſie wurzelt eben in der Erkenntniß einer höheren [illegible]ung und Seligkeit, als der des insgemein ſo genannten Glückes. Robert haderte nicht mehr mit der Vergangenheit: ſeine Liebe hatte jeden ſelbſtſüchtigen Gedanken ausgeſtoßen; ſie war eine ſtille Flamme, die nur noch wärmt und nicht mehr verſengt.

Maximilian ging zum Landhauſe, um Marien für die Wünſche des Freundes vorzubereiten. Sie kam ihm bereitwilligſt entgegen. Maximilian's längere Abweſenheit, während ſie ihn doch in der Nähe wußte, und die ſichtliche Aengſtlichkeit, womit man Robert's Namen vor ihr auszuſprechen vermied, hatten ſie auf die Vermuthung gebracht, daß dieſem irgend ein großes Leid oder Unglück zugeſtoßen ſein müſſe. Sie drang mit bangen Ahnungen in Maximilian, und wenn dieſer auch nicht Alles ſagte, ſo erfuhr ſie doch genug, um einzuſehen, daß ſie ſich in dem Gemüth des Freundes geirrt und dieſer die Trennung

von ihr als einen bittern, unerſetzlichen Verluſt ſeiner ſchönſten Hoffnungen aufgenommen habe. Aber auch ein anderes Mißverſtändniß löſ'te ſich auf: Victor's Bewerbung war längſt zu Ende. Die Mutter hatte dieſe unterſtützt, weil Victor's anſcheinende Beſonnenheit ihr geeigneter ſchien, das Glück eines ſo zarten Weſens wie Marie zu begründen, als die leidenſchaftliche Weiſe Robert's. Dazu kam ein Geheimniß ihres eigenen Herzens. Victor's Vater war ihr Jugendgeliebter geweſen, Verhältniſſe hatten dieſen Bund geſprengt, aber ſie erfreute ſich im Stillen an dem Gedanken, dieſe Neigung in den Kindern wieder erwachen zu ſehen. Die Erfüllung ihres Wunſches ſcheiterte an dem entſchiedenen Widerſtande Mariens. Dem Unglück ihrer Liebe nachhangend, hatte ſie Victor's eigentliche Abſichten gar nicht geahnt und ihm ein freundliches Wohlwollen nicht entzogen, auf das er als ein lieber Jugendgeſpiele gegründete Anſprüche hatte. Das täuſchte den Jüngling, er trat zuletzt mit ſeinen Wünſchen klar hervor und erfuhr nun ſtatt aller Antwort von der ſchmerzlich überraſchten Marie die geheime Geſchichte ihres Herzens.

Das Wiederſehen der Liebenden war ſchwermuthvoll und ergreifend; alle Saiten der ſchönen Vergangenheit bebten gewaltig an in den jungen Gemüthern. Robert trat ein, gefaßt, in einer ſchönen, verſöhnten Stimmung; aber er fand Marien nicht, wie er ſie erwartet. Dieſe zarte und ſchlanke Geſtalt, die ſich im weißen Gewande langſam und ſchwankend erhob, ihn zu begrüßen, dieſes Auge, ſo bedeutend und dunkel und tief, mit einem wun-

derbaren, faſt geiſterhaften Glanz, dieſes Antlitz ſo voll ernſter Schwermuth in den edlen Zügen, — das war die Marie nicht mehr, die er früher gekannt, ein träumeriſches Kind, die Blumenknospe des vorigen Sommers. Dieſes Antlitz hatte eine Geſchichte; ein großer Schmerz war verheerend über die weichen Linien gegangen. Sie war ſchön, ſchöner als je zuvor, aber es lag etwas wehmüthig Rührendes in dieſer Schönheit, die zu zart und geiſtig ſchien für die ſchwere Erde. Und in dieſem Augenblick überſah Robert mit Einem Mal die ganze Gewalt des Schmerzes, der vernichtend durch dieſes junge Leben gezogen war. Sie erhob ſich, ihn zu begrüßen: der Strahl der Sonne zeigte ihr das blaſſe Geſicht des vorſchreitenden Freundes in voller Beleuchtung; ſie ſah, daß auch er, deſſen Krankheit ihr verheimlicht geblieben war, unendlich gelitten haben müſſe, und verhüllte ſprachlos und ſtill weinend ihr Haupt an ſeinem Buſen. Da war es auch Robert unmöglich, mit ſcheuem Wohlwollen in der Ferne ſtehen zu bleiben; er widmete der Unglücklichen, welche die geknickten Blumenkronen ihres Lebens an ihn anlehnte, ein zärtliches Mitleid. Er ſtrich ihr die Locken aus dem blaſſen Geſicht, er küßte ihr die Thränen von den Wimpern weg, er ſagte ihr wie ſonſt die zärtlichſten Namen der Liebe ins Ohr, ſelige Erinnerungen, die nun wieder in der Gegenwart ein ſchönes Leben gewannen. Sie hatten ſich unter Thränen und Lächeln ſo viel zu erzählen und zu vergeben; ſie kannten nun erſt einander ganz und gar, ihre Liebe hatte mit ſtiller Gewalt die Täuſchungen und Launen des Zufalls überwunden, ſie war

größer und heiliger in ihrer Wiedergeburt durch Schmerzen erſtanden. Aber Mariens Geſundheit, immer zart, war den Stürmen der letzten Zeit nicht gewachſen; auf ihren Wangen ſchimmerte ein verdächtiges Roth, nicht die Roſe der Jugend, aber der Vorbote einer erbarmungsloſen Krankheit. Marie wußte, ſie trage den Tod im Herzen, und wohl überkam ſie in einſamen Stunden manchmal eine unendlich traurige Beklommenheit, ſo früh von der ſchönen Sonne ſcheiden zu müſſen. Dann wünſchte ſie ein längeres Leben, minder für ſich, als für Robert; aber dem klagenden Freunde gegenüber, der in ſtummen Schmerzen brütend da ſaß, enthüllte ſie eine hohe Ergebung, daß er ſich ſtaunend verwerfen mußte, dieſes liebliche Weſen früher nie in ſeiner eigenſten Stärke und Tiefe begriffen zu haben. Sie that ſich Gewalt an, die Schmerzen zu verbergen, ſie tröſtete den Freund, der deſſen mehr bedurfte als ſie, und als der bedenklichſte Fortſchritt des Uebels nicht mehr zu verheimlichen ſtand, erſchloß ſie ihm die Poeſie des Glaubens, die Fernſicht eines ewigen Liebelebens, dieſe große Hoffnung, die wie ein Friedensbogen am Abendhimmel des Lebens leuchte. Wir Männer haben den zornigen, heißblutigen Muth der Gefahr, wir ſchlagen die Schlachten des Lebens; aber erſt auf den Rückzügen, wenn Alles unrettbar verloren ſcheint, da entfaltet das Weib die geheimnißvolle Stärke eines liebenden Gemüths, einen wunderbaren Heroismus. Marie erhob ſich über ſich ſelbſt, ſie ſuchte Robert zu tröſten, zu beruhigen; aber dieſer bog ſich verzweifelnd unter dem Schickſal eines unerſetzlichen Verluſtes. Die Geliebte

wurde bedeutender mit jedem Tage, ſie wuchs vor ſeinen Augen; ſelbſt was er ſonſt bei ihr vermißt: die große Anſchauung des Lebens, die Hinneigung zum Ideal, kam Marien zuletzt und offenbarte ſich bei ihr als Religion und Liebe. Ihr zages Mädchenauge warf einen freien und kühnen Blick gegen die Höhenzüge des Lebens, und wenn, wie es oft geſchah, Robert aus irgend einem großen Buch ihr vorlas, mußte er erſtaunen, mit welcher Sicherheit das ahnungsvolle Kind an ſeiner Seite in die tiefſinnigſten Geheimniſſe des Gedankens einging. Schon die Alten haben bemerkt, die Sehe des innern Menſchen verkläre ſich in dem Maße licht und groß, wie ſich der Geſichtskreis des körperlichen Auges verenge; ſie weihten den Mund der Sterbenden durch eine geheimnißreiche Divination. Es iſt etwas Wahres in dieſer Beobachtung. Was den großen einfachen Gang des Lebens verwirrt, das ſind die tauſend Sorgen und Zumuthungen, Rückſichten und Leidenſchaften, das rohe Gefolge jedes Tages; in der Scheideſtunde fließen dieſe Armſeligkeiten in ihr Nichts zurück, und der innere, ewige Menſch tritt klar aus ſeiner Hülle heraus, daß ihn auch die Ungläubigen an dem Leuchten der Stirn erkennen.

Der Frühling kam heran, ein junges übermächtiges Leben rauſchte durch alle Adern der Welt, die ganze Schöpfung trieb in Saft und Blüthe. Gerade jetzt war es ein Jahr, ſeit Marie und Robert ſich zuerſt geſehen; wenige Monate waren das, und wie verhängnißvoll hatte dieſe erſte Begegnung ihr Leben geſtaltet! Aber die alte Natur war dieſelbe geblieben und träumte das ewige

Schöpfungsfeſt noch einmal durch: gerade wie damals bogen ſich die Blumen blühend und duftend zu den Liebenden empor, einem heitern Tage folgte ein balſamiſcher Abend. Robert und Marie, der die laue Abendluft vom Arzt verſtattet worden war, ſaßen am geöffneten Fenſter; die Locken des Kindes hingen bewegungslos herunter, kein Blättchen regte ſich in der dämmernden Frühlingswelt umher.

Ueber allen Gipfeln iſt Ruh',
In allen Wipfeln höreſt Du
Keinen Hauch;
Die Vöglein ſchlafen im Walde,
Warte nur, balde
Ruheſt Du auch!

ſagte Marie leiſe. Hinter den Bergen war die Sonne heilig groß verſunken, wie ein Tempel ſtand der Nachthimmel da, in den Höhen des ſtillen Aethers entwirkte ſich unabſehlich die ganze Sternenſchaar, die Hieroglyphenſchrift des Unendlichen. Es gibt Augenblicke in der Natur, wo alles, was lebt, zu einer einzigen Weltidylle zuſammenſtimmt, wo jeder feindliche und gemeine Gedanke wie etwas Unmögliches in dem Frieden der Schöpfung untergegangen, wo jede Schwingung des Raums, jeder Seufzer der Luft, jeder Athemzug des Lebens und jedes Gefühl der Menſchenſeele nur der Herzſchlag Einer und derſelben Liebe zu ſein ſcheinen: ſolch eine große Stille ſenkte ſich auf die Erde nieder. Marie war wunderbar ergriffen. Mir iſt ſelig und leicht zu Muthe, ſagte ſie zu Robert. Gib mir die Hand, mein Freund, wie ſchön und verheißungsvoll ſpricht dieſe Frühlingswelt mit jeder Blume

zu unſern Herzen! Dort in den Wellen des abendlichen Himmels begräbt ſich der Tag, wie eine Welttrauer um den hohen Geſchiedenen zieht allmählich die Nacht herauf, aber morgen erſteht der Phönix des ewigen Lichtes wieder und hängt mit ſeinen Flügeldecken liebebrütend über den wallenden Tiefen des Raums. Iſt nicht alles ewig, was lebt, und alles göttlich, was liebt? Ich glaube, es iſt eine Sprachverwirrung in die Welt gekommen, daß ſich die Beſten nicht mehr verſtehen: wir tragen die Sehnſucht nach dem Unendlichen in uns und werden uneins, da wir doch vielleicht nur dieſelben Dinge mit anderen Namen benennen. Meine Seele ſehnt ſich heim zu Gott, und mein Herz iſt unruhig, bis es ruhet in ihm. Und dieſe Sehnſucht und dieſes Heimweh — glaubſt Du nicht auch, daß es eine Offenbarung der Natur ſei, die nicht lügt, eine Ordnung ſo eingeboren und wahr und echt wie der Trieb, der dieſe Blume zu dem ewigen Lichte wendet?

Sie wiegte gedankenvoll das ſchöne Haupt und reichte dem Freunde lächelnd eine Roſenknospe, die ſie friſch gebrochen. Aber es war zu viel für Robert, ſeine ganze Faſſung brach, er ſtürzte hinaus und warf ſich weinend, ja, verzagend an die Bruſt Maximilian's.

Wo der Park des Landhauſes hergangeht, in der mittleren Höhe der Anlagen etwa, liegt ein heimliches Fleckchen Erde, eine kleine Vergebene von ſiebenzig oder achtzig Schritten in der Runde. Kühn geſchwungene Felſenmaſſen

ſteigen im Hintergrunde zu ſchwindelnder Höhe empor, amphitheatraliſch dieſe Ruheſtätte umſchließend, hohe Ulmen ſegnen ſie ein mit ihren ſchweigenden Schatten. Man hat von dort einen heimlichen Umblick über das prächtige Land: in der Tiefe funkelt der ſchöne Strom, und die Berge des jenſeitigen Ufers erſchließen dem Auge gefällig jedes Geheimniß ihrer lieblichen Gruppirung. Wir befinden uns auf dem Lieblingsplatze Mariens. Hier hatte ſie als Kind Verſteckens in den dichten Gebüſchen geſpielt, Bergblumen und Erdbeeren gepflückt und mit kindlicher Verwunderung den Waldvöglein gelauſcht, wann ſie ſo keck und hell ihre Stimmen erhoben; auf dieſer Bank hatte die Jungfrau ſpäter neben Robert geſeſſen und liebeſelig an ſeiner Seite niedergeſehen in das dämmernde Land. Und hier nun ſchläft ſie den letzten Schlummer. In der Mitte der beſchriebenen Stätte ſenken ſechs oder ſieben Trauereſchen, von Robert gepflanzt, ihre langen Zweige über ein einfaches Denkmal. Man hat eine Kammer in den Felſen gehauen, zwei Marmorplatten erheben ſich wenige Fuß über der Erde, die eine bedeckt das Grab Mariens. Sie trägt als Inſchrift jene ſchöne Stanze aus Don Juan: **I have a passion for the name of Mary.** durch die Robert's Lieblingsdichter den Namen ſeiner Jugendgeliebten verewigte. Die andere Tafel iſt noch unbeſchrieben; ſie bedeckt das Grab Eines, der noch lebt, — Robert's! Wir finden wohl, daß gerade die ſtolzen und ſtrengen Charaktere im Herzen oft das Geheimniß einer faſt ſchwärmeriſchen Neigung verbergen, die ſie nur der liebeloſen Welt nicht zeigen wollen; ſo hatte auch Robert,

der fürs Leben die alte Thatkraft rasch genug wiedergewann, hier bei der frühen Liebe seiner Jugend zu ruhen beschlossen. Maximilian überschlich es fast wie eine abergläubische Furcht bei dem Vorsatz des Freundes; er versuchte, ihm diesen auszureden; der Mensch, sagte er, solle mehr gegen Morgen und in den hohen Himmel sehen, als auf die Erde und in das tiefe Abendroth, welches ja komme, ehe wir es wünschen. Aber Robert erwiderte lächelnd: Da wir ja alle Tage die Thaten eigenhändig thun, die unser knospendes Leben verheeren, warum sollten wir nicht auch die Cypressen selber pflanzen, die dereinst seinen Schlummer bewachen? Und warum sollte nicht schon der Mann das Grab rüsten, in das man erst den sonnenmüden Greis versenkt, da ja eigentlich schon unser Herz ein Grab ist, in das wir nach einander die Asche dessen, was wir geliebt, bestatten, bis die volle Urne zitternd aus einander springt und nun erst in das größere gelegt wird, an die Mutterbrust der stillen Erde?

Die Geschichte ist zu Ende. Der Mutter zu Gefallen, die den Abschied von ihrem einzigen Kinde nicht ertragen zu können erklärte, hatten Maximilian und Cäcilie nach ihrer Vermählung das Landhaus bezogen. Hier wirkte dieser in einer eng geschlossenen, aber freundlichen Welt als Landwirth aufs wohlthätigste durch Lehre, Beispiel und Gabe. Er und Cäcilie führten im Kreise lieblicher Kinder ein einfaches Leben, und doch war es im höchsten Sinne schön und gut, weil es sich über einfachen Grundlagen würdig vollendete und weil ihm Maximilian, dessen angeborene Milde sich an der Luft des Lebens zu einer

gediegenen Männlichkeit härtete, fortdauernd die Zuflüsse der wachsenden Bildung zuzuführen verstand. Robert kehrte in das bewegteste Weltleben zurück und maß seine Kraft an manchem Schicksal. Wohl mußte auch er viele untergegangene Hoffnungen, den Schiffbruch manches Hohen beklagen: er leate die Scheiter still zu dem Andern, was er an Liebesschätzen der Vergangenheit in seinem Herzen besaß. Statt der fieberischen Ungeduld, die von jedem Luftwechsel des Augenblicks die Erfüllung ihrer Wünsche begehrt, trat in seine Seele ein heiteres Vertrauen auf die innere Vernunft, auf die göttliche Nothwendigkeit der Entwickelung, diese hohe Fassung, in der noch Energie ist und Sehnsucht, aber weder Hast mehr noch Befangenheit. Er sah wohl alle Tage, daß die Menschen weit mehr schwach sind, als böse, und er gewahrte, daß auch die Zeit wie der Einzelne in ihr zuweilen mit wachen Augen träumt und in prophetischen Gesichten sich schon alles vorahnend erfüllen sieht, was erst viele Tage später zu wirklichen Gestalten ausreift. Was vermöchte, sagte er oft lächelnd, sich in der Geschwindigkeit der Bewegung mit dem Lichte zu messen, und doch gibt es Gestirne, deren Strahl auf seinem Wege durch den ewigen Raum Jahrtausende bedarf, bevor er in die tiefe Sphäre der Erde fällt! So ist es mit den jungen Bildungsgedanken, diesen schönen Göttern, vor denen der Mensch der kommenden Jahrhunderte hinknieen wird und beten. Wir sehen schon ihr Wetterleuchten in den Fernen des Horizonts und denken vielleicht, ein verderbenschwangeres Gewitter ziehe in düsterer Pracht herauf, da es doch im

Gegentheil eine junge, lebenbringende Sonne iſt, die ſich eben erſt von dem ewigen Lichtäther gelöſ't hat und nun im Kampfe gegen die Finſterniß ihre erſten zuckenden Blitze verſchießt. Wenn aber die Unruhe und der gemeine Jammer des Lebens das Gleichgewicht ſeiner Seele ganz und gar zu verrücken drohten, da flüchtete Robert in ein ſtilles ſeliges Reich, das ihm jede Stunde geöffnet hielt und wo der Hauch eines ewigen Friedens ſeine brennenden Schläfe kühlte. Die Geiſtergemeinſchaft der Geſchichte iſt eine triumphirende und ſtreitende Kirche zugleich: dieſe letztere das Reich der Gegenwart, in welcher der Gedanke erſt Geſtalt zu werden ſtrebt und darum mit ungeheuern Geburtswehen das Gemüth der Menſchen erſchüttert. Dahingegen die Vergangenheit iſt die triumphirende Kirche, eine Halle der Seligen: der ſchaffende Geiſt hat ſich in ihr vollkommen ausgelebt und liegt in Thatſachen rund und rein beſchloſſen, die zugleich die höchſte Spitze ſeiner Kraft und ſein Grabmal bezeichnen. Aus dem Verkehre mit dieſen hohen Geſtalten ſchöpfte Robert eine große Hoffnung für den endlichen Ausgang der bewegten Zeit, in der er ſelber lebte. Viele Menſchenalter ſind verfloſſen — aber konnte er nicht noch heute an der Bruſt des hohen Meiſters ruhen, wie der Lieblingsjünger gethan, um die ſchlichte Rede einer liebevollen Weisheit zu vernehmen? Oder er luſtwandelte mit Platon Arm in Arm, die ſchattigen Platanen des Akademos bogen ihre Wipfel vertraulich über ihnen zuſammen, über allen Wechſel der Weltverhängniſſe drang die Stimme des Geiſtes als die Eine, ewige Sprache der Menſchheit in ſeine Einſamkeit

hinüber. Das iſt der Segen hoher Bildung: ſie gibt ihren Lieblingen den Schlüſſel zum Verſtändniſſe der Vorwelt und ein Auge für die Zukunft zugleich, ſie befreit das Gemüth, indem ſie aus dem befangenen Dunſtkreiſe der Gegenwart heraus eine Fernſicht in das Reich des Unendlichen erſchließt. Wer die Höhe dieſes Weltbürgerthums erſtieg, dem iſt der Blick überallhin klar und ſonnig gelichtet; ja, mit den Jahren kam Robert ein milder Humor, der lächelnd und doch liebevoll auf die Dinge der Gegenwart wie ein Vater auf ſpielende Knaben ſieht, weil ihm aus aller Unart und allem Muthwillen des jugendlichen Spiels ſchon die Vernunft einer großen Zukunft in ſchalkhaften Zügen entgegenblitzt. Und ſo kennt er mit dem Jüngling Göthe von ſich ſagen: „Wenn ich fühle, daß mitten in all dem Nichts ſich doch wieder ſo viel Häute von meinem Herzen löſen, ſo die convulſiven Spannungen meiner kleinen närriſchen Compoſition nachlaſſen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menſchen ſicherer, feſter, weiter wird und doch mein Inneres ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geiſt der Reinheit, der ſie ſelbſt iſt, ausſtößt und ſo endlich lauter werden wird, wie geſponnen Gold — da laſſ' ichs denn hingehen und danke Gott!“

Bruchstücke

aus

Reisebriefen.

1.

Cernobbio bei Como, 4. Sept. 1838.

.... Die Reiſe war ſchön, nur zu eilig; in der Nacht ging's durch Stuttgart, ohne Raſt; erſt eine Poſt weiter ſüdlich hielten wir zum Frühſtück an. Nachmittags ward das Wetter hell und die Gegend ſehr hübſch. Wir fuhren bei den Ruinen von Achalm vorbei, die unſeren Kindern ſchon aus Uhland's Gedichten bekannt ſind. Es war allerliebſt: hohe grüne Hügel, mit Burgen gekrönt, und ein freundlich Thal in der Mitte, und im Schwabenlande, wo Alles von geſchichtlichen Erinnerungen ſtrotzt. Dann ward es wieder Nacht, wir aber fuhren unverdroſſen weiter. Als wir erwachten, waren wir in Ravensburg, am Eingang eines Zauberlandes: — ein welliges, reichbewaldetes Terrain, mit Schlöſſern, Klöſtern, Wohnhäuſern, Dörfern, und im Hintergrunde der Bodenſee und die Alpen; ein hübſcher Menſchenſchlag, eine üppige Vegetation; — ich war in Wonne, die immer zunahm, je mehr wir uns dem herrlichen See näherten, ihn endlich bei Lindau erreichten, an ſeinen Ufern hinfuhren bis Bregenz

und, Bregenz dann hinter uns laſſend, das Rheinthal hinauf bis Hohenems, wo wir übernachteten. Ein lieber, ſtiller Ort zwiſchen hohen Felſen, an die er ſich anlehnt, und deren Formen von ſeltener Schönheit ſind. Am folgenden Morgen ging's über Feldkirch nach Vaduz, immer das Rheinthal hinauf — eine ewige Veränderung der ſchönſten Naturſcenen — und ſo fort über Chur nach Tuſis.

Was wißt Ihr vom Rhein, die Ihr ihn nur als Mann geſehen habt? Ich habe den Jüngling, das Kind geſehen, über Felſen hüpfend, ſchäumend und ſich bäumend wie ein wildes Füllen, und ſo klein, daß ich darüber weg hätte ſchreiten können; ich habe die Felſen geſehen, welche ſich ihm entgegen ſtemmen, und die er ausgehöhlt und durchbrochen hat, obgleich ihre Häupter ſich faſt noch berühren; ich habe die Gletſcher geſehen, die auf ihn herabdonnernd eine Welt von Trümmern in ſein Bett geworfen haben, — und ich habe ihn durch die Via mala toben ſehen, an deren Felswänden wir wie die Fliegen klebten. Und — welch ein Thal durchſtrömt er von Tuſis nach Chur! unübertrefflich ſchön, grün, wild, erhaben, lieblich; unſere Gegend von Mainz nach Bonn iſt durchaus nicht damit zu vergleichen, nur iſt hier oben der Fluß ſelbſt bei Weitem nicht ſo ſchön, er iſt eben ein wildes Kind, nicht der mächtige, ruhige Strom, der in antiker Gelaſſenheit dahinfließt, und auf dem ſogar der Strudel, welcher ſein Inneres bewegt, kaum ſichtbar wird. Aber hier wie bei Euch iſt er der Strom der deutſchen Poeſie, ein heiliger Strom, ein Symbol, eine Gottheit.

Von Tusis nach Andeer wird die Gegend, nachdem die Via mala passirt ist, weniger schön, dann immer wilder bis hinauf zum Dorfe Splügen, wo das Steigen erst recht angeht. Und welch ein Steigen! Auf einer im vorigen Jahre von Lawinen zerrissenen Straße, ohne Geländer, schwebten wir dicht über ungeheuren Abgründen, so daß ich vor Angst und Entsetzen meine bitteren Thränen geweint habe, und zehnmal lieber zu Fuß gegangen wäre. Aber W. konnte durchaus nicht gehen, weil es so heiß war, und sie so allein sterben zu lassen, konnte ich mich doch nicht entschließen; ich blieb also im Wagen, was ohne Zweifel das größte Heldenstück war, das ich je vollbracht habe. Endlich erreichten wir den höchsten Punkt der Straße, bald auch die italienische Gränze und die österreichische Mauth, die uns keine Schachtel geöffnet hat (wir haben auch keine Schachteln); und nun ging wieder eine halsbrecherische Geschichte an, nämlich bergab in kurz gewundener Schlangenlinie, und an jeder Wendung ragten die Pferde mit Kopf und Hals über der unergründlichen Tiefe und mußten doch immer in gestrecktem Trabe laufen. — Wie schön und südlich ward aber jetzt die Vegetation! Je mehr wir uns Campo dolcino, der ersten Post in der Ebene, näherten, deste üppiger wuchsen die Kastanien unter den Trümmern ungeheurer Bergstürze hervor. Auch hatte sich schon ein anderer Fluß, ein Nebenfluß der Adda glaub' ich, als Begleiter eingestellt und stürzte wild neben uns her, als wollte er unser Vorreiter sein; ein prächtiger Wasserfall fällt als Speise in seinen Rachen, die Gegend ist aber mehr wild als schön, und

das ganze Thal gleicht einer furchtbaren Bergruine. So kamen wir denn, unter prächtigem Abendhimmel dahinrollend, nach Chiavenna, wo wir übernachten wollten, aber — zum Glück — kein Unterkommen fanden, denn wie hätte ich sonst erfahren, was eine Mondscheinnacht am Comersee ist?

Als wir von Chiavenna abfuhren — das in einem hohen, damals von Abendrothfarben glühenden Bergkessel liegt, und auf dessen Marktplatz ganz still und traurig eine wunderschöne Cypresse steht —, war es schon Nacht geworden; zu unserer Rechten lag der See, und gerade über ihm schwebte in möglichster Helle und Reinheit der Vollmond; dabei fuhren wir auf der besten Straße, oft durch in schwarzen Marmor gehauene, lange Galerieen, immer am Ufer hin, und des Mondes Auge ward nicht müde, zu scheinen, bis sich das meine längst geschlossen hatte. Von Lecco an führte uns der Weg zwischen Maisfeldern, Maulbeerpflanzungen, Wein und echten Kastanien an vier kleineren Seen vorbei, durch Thäler voller Pracht und zwischen grünen und öden Bergen dem Ziel entgegen. Der Reichthum der Landschaft ist unbeschreiblich; überall Stoff zu hundert Bildern, und die Dichter mögen singen, die Maler mögen malen ohne Ende, in einer schönen Natur findet sich immer Stoff zur Begeisterung und zur Darstellung für beide.

Nun hab' ich Dir den süßen Schaum unserer Herreise abgeschöpft. Alle kleinen Fatalitäten sind verschwunden. In Briefen soll sich auch nur die Verklärung der Reise zeigen, und man hat höchst Unrecht, die fernen Freunde

mit jedem Pferdemangel, jeder holprigen Matraze und verbrannten Suppe zu unterhalten. Wer wollte auf einem Portrait alle Sommersproſſen abmalen? — Die Perſon, das Leben der Reiſe haben an ſich ſo viele unbeſchreibliche, der Feder und dem Gedächtniß entſchlüpfende Reize, daß man, zum Erſatz, die Unvollkommenheiten derſelben nie aufzeichnen ſollte.

II.

Cernobbio, den 10. Sept. 1838.

.... Ehe ich Dir von den kleinen Begebenheiten meines hieſigen Lebens erzähle, will ich Dir eine kurze Ueberſicht von unſerem Wohnorte und der nächſten Umgegend zu geben verſuchen, damit Du Dich lebhafter in Gedanken zu uns her verſetzen kannſt. Auf der Karte wirſt Du eine Landzunge oder einen Vorſprung bemerken, **il Punto di Belaggio** genannt, der den See förmlich für das Auge ſchließt, ſo daß man von hier aus kaum den dritten Theil desſelben überſieht. Von Como führt eine treffliche Chauſſee in einer Bogenlinie bis dicht hinter Cernobbio, wo ſie plötzlich aufhört; indeſſen hat die Stadt Como die Erlaubniß erhalten, den Weg bis Chiavenna fortzuführen. Die Chauſſee geht durch den großentheils aus Villen beſtehenden Flecken Borgo vico, immer am Ufer des Sees hin. Cernobbio iſt nur ein Dorf, aber gleichfalls mit vielen Villen, von denen die unſrige die größte und nur durch den Garten vom See getrennt iſt. Dieſer Garten

iſt im Grunde nur ein großer Raſenplatz, mit einigen ſchönen Trauerweiden am Ufer; eine terraſſenförmige Mauer faßt das Land ein, und die Wellen plätſchern lieblich daran herauf. Als wir in Como angelangt waren, nahm ich gleich eine Barke und fuhr in der Mittagsſtunde, im Schatten eines Leinendaches, über den ſpiegelglatten See hinaus. Die Villa iſt ein Pallaſt, einſt ein Kloſter. Zwei Marmorſtatuen ſtehen unten an der Terraſſe und halten Wacht. Die Façade des großen, in Hufeiſenform gebauten Hauſes liegt nach Süden, mit der Ausſicht auf den See. Hier haben wir zu ebener Erde drei große Salons; oben wohnt W.; dann folgen viele Gaſtzimmer. Meine Wohnung, Cabinet, Schlafzimmer und Garderobe, iſt gegen Norden am Ende des weſtlichen Flügels; den öſtlichen bewohnt der Hausherr, und beide Flügel ſind längs dem Hauptgebäude durch einen ſteinernen Altan verbunden, der (um Dir einen Begriff von den Dimenſionen zu geben) 34 Schritt lang und 5 Schritt breit iſt. Hier ſitzt ſich's Abends kühl und angenehm: man ſieht die Sonne hinter hohen Bergen ſchwinden, die aber das Haus etwas drücken, weil ſie zu nahe ſind. In dem Salon, wo wir uns gewöhnlich aufhalten, ſtehen, außer einem Fortepiano, eine Menge von Lehnſtühlen und Tiſchen und zwei kleine Sophas, und an den Wänden hangen 4 große Napoleons-Kupfer, worunter auch der ſchöne Tod.

Ganz in unſerer Nähe liegt die Villa d'Eſte, die von der Königin Caroline mit ihrem Bergami bewohnt ward. Es muß ein heimlicher Aufenthalt geweſen ſein,

denn die Lage iſt wunderſchön, mit geräumigen Gärten und einem offenen Altan über dem See, der ſich aber von hier ſehr klein ausnimmt. Die Gärten enthalten ſchöne Bäume, aber mitten durch geht ein torrente, der die Anlagen alljährlich verwüſtet. — Hier iſt übrigens mehr geſchwelgt und getobt, als geliebt worden, und die Hauptperſon ermangelt alles romantiſchen Intereſſes. Gutes hat ſie aber doch genug gethan, und die Armen ſegnen ihr Andenken. Ihr verdankt man auch den Weg, der nach dieſer Seite hin noch ein Stündchen weiter führt, bis zum Dorfe Maltraſio, faſt über den Wipfeln der ſchönſten Kaſtanienbäume hin, dicht neben und ſteil über dem See, der hier viele kleine Buchten bildet. Der höchſt liebliche Weg endet ganz abrupt vor einem Gitter, hinter dem aller menſchliche Verkehr aufhört. Weiterhin folgt die wunderliebliche Villa Pizzo, ein wohlgehaltenes Haus, mitten in einem Blumenparterre, nur durch umranktes Gitterwerk vom See getrennt; terraſſenartige Gänge bis hoch an den Berg hinan, charmant eingerichtete Zimmer mit glatten Marmor-Fußböden, eine hübſche Capelle, und ein Duft! — und als wir dort waren, ein Abendroth, die Dörfer gegenüber mit Gold und Purpur überziehend, daß man nur mit Seufzen ſich geſtehen mußte, daß dieſe Villa einem Andern gehörte. — Unter der Menge von Villen, die zu Borgo vico gehören, zwiſchen hier und Como, iſt die Villa Raimondi, welche der Kaiſer vor Kurzem bewohnte, eine der größten und prachtvollſten; ſie iſt ganz in italieniſcher Weiſe erbaut, entre cour et jardin, die Façade nach der Landſtraße und dem See ge-

richtet und mit Statuen gekrönt, vorn ein großer viereckiger Hof und zwei Säulengänge, die bis ans Gitter führen. Vorzüglich schön ist der Saal, der als Wohnzimmer dient, mit marmornem Fußboden, hellgrünem Marmorstuck und gelblichen Säulen gleichen Stoffes; eine Galerie auf halber Höhe, ein reich gemalter heiterer Plafond, oben gewölbt; mehre Felder der Wand ebenfalls mit Frescobildern geziert, und grünseidene Meubles darin. Uebrigens in der ganzen Villa, wie in Italien überhaupt, ein fürchterlicher Schmutz. Reizender ist die kleine Villa Canizaro, ein wahres Bijou, mit Laubtempeln, Bassin, Veranda und Orangebäumen im Freien. (Ich habe in der Nähe auch eine Pinie gesehen, die hier übrigens noch selten sind.)

Gegenüber, an der andern Seite des Sees, ist Alles ganz anders; man kann durchaus nicht zu Wagen von Como aus an die dort gelegenen Villen gelangen, da kein Fahrweg, sondern nur ein Fußpfad auf halber Bergeshöhe und unten die breite, bequeme Straße des Sees dahin führen. Dennoch ist das ganze Ufer wie mit Villen übersäet; zuerst die Villa Cornaggio, tief unten am See, mit einem schönen Garten und Epheu, der sich bis hoch oben an das Nebenhaus rankt; dann die Villa Artaria, V. Compton, V. Pasta, V. Danzi ꝛc. bis zum Dorfe Torno, das, auf einer weit vorspringenden Landspitze liegend, die Aussicht von dieser Seite sperrt, während man auf der andern weit hinter Torno in den Bergkessel hineinsieht. Das Dorf ist im Grunde ein Nest, aber ein Nest, aus welchem Cypressen und prächtige Kastanien und

Pinien gleich ſchwebenden Wieſen, hervorragen. Alle übrigen Villen gehören zu dem Dorfe Blevio, das ſich hoch hinaufzieht, dem Anſchein nach nur für Ziegen erreichbar. Der See im Allgemeinen könnte traurig genannt werden, wenn er nicht durch dieſe Unzahl menſchlicher Wohnungen, zum Theil ärmlich, zum Theil prächtig, aber immer maleriſch, gleichſam aufgeputzt wäre. Dabei ſchweben unaufhörlich Gondeln mit bunten Verdecken und Flaggen auf ſeiner ruhigen Fläche, und Duft und liebliches Wolken- oder Farbenſpiel über ihm, und er erſcheint abwechſelnd lachend, freundlich, melancholiſch, ja, wild und wie ein Grab ſchwarz und finſter, je nachdem die Sonne ihr Spiel mit ihm treibt. — Die eben erwähnte Villa Compton iſt in ihrem jetzigen Zuſtande wohl ohne Zweifel die allerſchönſte, weil ſie wundervoll gehalten iſt, und ganz erfüllt von bunten Blumen, Springbrünnlein, Orangebäumen, Cypreſſen und tiefem Schatten von glänzendem ſüdlichem Laube. Ein wahrer Narciß an Schönheit führte uns in den Gängen herum, aber es iſt ein ewiges Bergauf-, Bergabgehen auf dieſen Felſen, die unmittelbar und ſteil aus dem Waſſer emporſteigen.

Nun denke Dir zu dieſem reizenden Aufenthalte die Nähe von Mailand, ein ewiges Kommen und Gehen, ſo daß von ruhiger Einſamkeit nicht die Rede iſt. — Während einiger Herbſtmonate, oder vielmehr während des Einen October-Monats, ſammelt ſich aber erſt die ſchöne Welt an den Ufern dieſes Sees, da ſie alle andern Jahreszeiten zu kalt oder zu heiß findet; denn die Italiener ſind gewaltig präcis in Hinſicht ihrer Tempe-

ratur. Sie ächzen im Sommer über Hitze, trotz einem Lappländer, und bei dem leiſeſten Anflug von Kühle hüllen ſie ſich in ihre Mäntel und thun, als ob ſie harten Kampf mit ihrem rauhen Klima zu beſtehen hätten. Jetzt lebt, ein paar Fremde ausgenommen, in unſerer Nähe noch Niemand, als die Paſta, die man oft in ihrem Miniaturbötchen, ſelbſt rudernd, auf dem Waſſer herumſchwimmen oder, wenn man an ihrer Villa vorbeiſchifft, auf der Terraſſe gehen ſieht, von zwei großen Neufundländer-Hunden begleitet und geliebkoſ't. Der Geiſt ihrer einſtigen tragiſchen Größe umſchwebt die heroiſche, wenn auch nicht hohe Geſtalt. Sie wäre noch jung genug, um auf der Bühne durch Geſang und Schönheit zu entzücken, hat ſich aber das ſtille Loos eines glücklichen Familienlebens auserwählt; denn bei ihr wohnen ihre Mutter, ihre Tochter und ihre neu geborene Enkelin.

III.

Cernobbio, 13. Sept. 1838.

.... Die erſten Tage unſeres hieſigen Aufenthalts vergingen ziemlich ruhig; doch machten wir gleich Anfangs die Bekanntſchaft eines Marquis, den ich als eine auffallende Erſcheinung nicht unerwähnt laſſen will. Es iſt ein alter, durch Krankheit und weiß Gott was alles, ganz ruinirter Mann, halb blind, halb taub, halb lahm, und trotz ſeinem Uebermaß an Gebrechen ein geiſtreicher, ſarkaſtiſcher Teufel. Schon ſeine Figur hat etwas Unheim-

liches: eine große, magere Gestalt, die nur mit Mühe einen Fuß vor den andern setzt; ein Gesicht, das einst schön gewesen sein mag, mit einer stark gebogenen Nase, einer hohen, ganz kahlen Stirn, ja, der ganze Kopf kahl, bis auf einige Hinterhaare, die wagrecht in die Luft hinein stehen und wahrhaftig etwas recht Dämonisches haben, oder auch aussehen wie der Schopf, an dem der Teufel ihn hält. Er ist auch ein Freund des Herrn Thiers und wohnt mit diesem in einer Villa, nicht weit von hier. Bei seinem ersten Besuche fragte er M., ob sie ganz allein sei. „Non," sagte sie, „j'ai une amie avec moi." — „„Est elle mariée?"" — „Elle a des enfans." — „„Mais il arrive parfois qu'on a des enfans, sans être marié."" — „Mais ce ne sont pas là les demoiselles, que je produis dans le monde." — „„A la bonne heure!"" — So ging es in Einem fort. Nach dem Essen fuhren wir mit ihm spazieren; vor seiner Villa stieg er aus, um seinen Mantel zu holen. Da ging Mr. Thiers auf dem Hofe herum, in grauem Nankin-Sommerrock, eigentlich aussehend wie ein Theaterfriseur, doch mit einem gescheidten Gesicht, einem Wiesel ähnlich, noch jung, aber schon graue Haare, mit schwarzen untermischt. Als er an den Wagen kam, uns zu begrüßen, bemerkte ich, daß er etwas Schleichendes hat, obwohl nur wie Einer, der sich auf einen Sprung vorbereitet; kurz, er sah so klug, so durch und durch pfiffig aus, daß er mir doch einen bedeutenden Eindruck machte. Seine Geschichte von Florenz, an der er hier schreibt, soll sehr schön sein — nach dem Urtheil des alten Marquis, der ihn übrigens

adorirt. Er iſt reich durch ſeine Frau und ſeine Schriften, und lebt hier comme un Dieu, qui se repose.

Mailand hab' ich auch in den erſten Tagen ſchon geſehen, weiß Dir aber noch wenig davon zu erzählen. Am 8. fuhr ich hin, um einige Menſchen dort zu ſprechen. Es war ein heiterer Tag; der Weg iſt aber nicht ſchön: gerade, treffliche Chauſſee, Maulbeerpflanzungen und Mais, und nach 5 Stunden das Thor von Mailand. An der Wendung einer Straße mußte der Wagen halten, um einen großen Zug vorbeigehen zu laſſen. Es iſt Sitte, daß ein paar Tage nach der Krönung die lombardiſchen Könige nach St. Ambrogia fahren, um ein Te Deum zu hören; — dies war es, was das Volk in Bewegung ſetzte. Wir hielten ſo, daß wir ſämmtliche Hofwagen in ihrer Pracht genau betrachten konnten. Des Kaiſers Wagen war von Gold ſtrotzend, oben eine Krone tragend, die Pferde, unter der Laſt der Goldgeſchirre faſt erliegend, mit ellenhohen Federbüſchen geſchmückt; die Kutſcher in ſpaniſcher Tracht, auf dem Kopf eine Mütze wie ein hoher runder Hut ohne Rand, und lange ſchwarze Röcke mit Gold. Nachdem der Zug ſelbſt vorüber war, mußten wir noch den Strom des Volkes ſich verlaufen laſſen, und das war für mich das beßte Schauſpiel; dieſe unaufhörlichen Geſten der lebhafteſten Bewunderung und des Staunens, Männer und Frauen, welche die Hände über dem Kopf zuſammenſchlugen, niedliche Bürgermädchen mit glatt gekämmten Haaren und ſchwarzen Schleiern darüber, junge Leute mit weißen weiten Hoſen und loſen ſchwarzen Sammt-Jacken, von der Form, wie ſie die Schiffer an

der Oſtſee tragen, u. ſ. w. Auch ſah ich viel ausgezeichnete Phyſiognomieen, hinter denen wahrſcheinlich wenig ſteckt (wie denn überhaupt die Lombarden der ſchönſte Theil der Bevölkerung ſein ſollen), junge Abbates mit dreieckigen Hüten und andere mehr. — Als endlich unſer Wagen aus der Stelle konnte, erreichten wir mit Hülfe eines deutſchen Gensd'armen unſer Wirthshaus, il Falcone, ein ſchlechtes Loch; aber hier iſt nicht von Schlecht und Gut die Rede, ſondern nur, ob man auf ein paar Stunden Unterkommen findet. — Du machſt Dir keinen Begriff von dieſem Mailänder Getreibe; ich glaubte verrückt zu werden von dem Straßenſpectakel. Die Amneſtie hat den größten, freudigſten Eindruck gemacht; Du weißt, daß Gonfaloniere, Porro und alle „Miſſethäter" total begnadigt ſind. Man adorirt daher jetzt alles, was Oeſterreichiſch iſt, und bei allen Feſtzügen des Kaiſers ſieht man weder Militärſpaliere noch Polizei.

Nachmittags 5 Uhr fuhr ich, dem kühlen Abend entgegen, nach Como zurück, und traf daher erſt ſpät in Cernobbio ein. Uebrigens haben wir, wie Du aus meinem vorigen Briefe erſehen haſt, gleich die erſte ſtille Zeit zu manchem ſchönen Ausfluge in die Umgegend benutzt. Dann folgten einige unerfreuliche Tage bei ſchlechtem Wetter, das uns in eine ſo trübe Stimmung verſetzte, wie ſie eigentlich nur bei Schneegeſtöber unter ſeeländiſchem Himmel paßt. Heute machten wir wieder un giro, einen ſchönen einſamen Ausflug in einer kleinen Barke auf dem See; der ſchönſte Irisbogen wölbte ſich am regenſchweren Himmel, aus welchem herrliche Lichtblicke die Berge und

das Waſſer beleuchteten. — Morgen geht's wieder nach Mailand.

IV.

Cernobbio, 23. Sept. 1839.

.... Als wir am 14. nach Mailand kamen, begann ein ſchrecklicher Platzregen, und aus dem Platz- ward ein Land-, und das dauerte bis zu unſerer Rückfahrt am 16. Nachmittags. Alſo, in Mailand angelangt, wurden weiße Mouſſelinkleider ausgepackt und geglättet, und eine recht ſoignirte Toilette gemacht, um zu —r— eſſen zu gehen. Es waren über 30 Gäſte da, und unter dieſen Roſſini, Marcheſi — der Bildhauer, welcher die Statue des Volta gemacht hat, die den Platz in Como ziert —, der Maler Montegni, Hoges, der Director der Akademie, der Director der Ausgrabungen in Pompeji ꝛc. Auch erfuhr ich, daß die beiden Grafen B. zugegen wären, die in der ganzen Lombardei als die ausgezeichnetſten Dilettanten im Geſange gelten, — aber ich konnte ſie nicht gleich herausfinden. Als Alle verſammelt waren, ging's zum Eſſen; ein junger Mann mit Brillen gab mir den Arm, ein alter ſetzte ſich zu meiner Rechten; dieſer war der umgekehrte Todtengräber aus Pompeji, der nämlich aus-, nicht eingräbt. Nachdem ich mit meinem Nachbar links einige Worte gewechſelt, bat ich ihn, mir die B—s zu zeigen, die ſo ſchön ſängen. Er zeigte mir einen Herrn in unſerer Nähe. „Iſt das der Baß oder der Tenor?" —

„„Der Baß.““ — „Und iſt denn der Tenor nicht hier? der ſoll ja faſt noch ſchöner ſingen.“ — (Mit einer kleinen Verlegenheit:) „„Das bin ich.““ — Nun ging die Unterhaltung natürlich recht luſtig weiter. Das Diner war überhaupt ungenirt und munter — und die Herren tranken Johannisberger zu 40 Franken die Flaſche. Roſſini hat eine unangenehme Phyſiognomie. Ich ſah ihn früher in Neapel, mit blondem Haar und einer Glatze; jetzt hat er einen ſchwarzen Lockenkopf, der ihn nicht verführeriſcher macht. — Als wir nach Hauſe kamen, regnete es ſo fürchterlich, daß wir uns entſchloſſen, die Nacht in Mailand zu bleiben. Ueberdies war A. gekommen und hatte uns beredet, ins Theater zu gehen, da die Mars ſpielte. Wir gingen alſo in die „Comtesse de Vignerolles“, ein Stück — ich glaube von Dumas —, worin die berühmte Schauſpielerin die Hauptrolle übernommen hatte. Glaube aber die Fabel nicht, welche die ſechszigjährige Frau noch jugendlich nennt: ſie iſt eine alte Schachtel, tout bonnement, ſpielt aber natürlich, wie ſie immer geſpielt hat: nur fehlt einer Schauſpielerin viel, wenn ihr alle äußere Illuſion fehlt. Vor dem Theater war ich noch im Dom und in der Brera, wo die diesjährige Kunſtausſtellung und auch die Gemäldegalerie iſt. Hier ſah ich mein Lieblingsbild, die Sposalicien von Raphael, wieder. Der Dom iſt von außen wundervoll: von innen war er jetzt nur ein geſchmückter Saal, denn das ganze Mittelſchiff war mit rothem Sammt, himmelblauer Seide und goldenen Franzen geziert, und gleichfalls mit reichen Stoffen und Geld behangene Galerieen füllten

den ganzen Raum zwiſchen den Pfeilern. Dies iſt alles noch von der Krönung her, und die Mailänder ſind von allem dieſem und vom Kaiſer ſelbſt entzückt und ſagen ſogar, er ſei ein bellissimo hometto.

Wenn ich den Mailänder Dom wundervoll nenne, ſo kannſt Du daraus entnehmen, daß ich ſeine Schönheit in vollem Maße zu würdigen weiß; damit will ich aber keineswegs geſagt haben, daß er in dem Adel und der Reinheit ſeiner Verhältniſſe mit dem Kölner Dom zu vergleichen wäre, obgleich jener, das erſte gothiſche Gebäude in Italien, für einen der ſchönſten Dome der Welt gilt. Zwar iſt von unſerem Kölner Dom nur wenig fertig, wenn ich aber dasſelbe Recht, mit welchem die Kenner den Torſo für die ſchönſte der Statuen erklären, für mich in Anſpruch nehmen darf, ſo kann ich nur betheuern, daß meinem ungelehrten Sinne nichts über die Pracht unſeres Dom-Torſo geht, ja, nichts ihr gleich kommt. Und dieſes Urtheil würde gewiß ein allgemeines ſein, wenn nicht die meiſten Reiſenden ſich begnügten, das allerdings ſchöne Dombild und den reichen Schatz zu betrachten, während das Schönſte, die in ihrer Art einzigen Galerieen um das Aeußere des hohen Chors, nur von Wenigen genoſſen wird. Auch das Beſteigen des Mailänder Domes iſt höchſt belohnend; wenn aber dieſer, wie mir ein geiſtreicher Freund ſagte, das Werk des genialſten Architekten war, der unmittelbar nach deſſen Vollendung in Wahnſinn verfiel, ſo iſt der Plan unſeres Kölner Doms das Werk eines nicht minder geweihten, aber kräftigen, verſtändigen und mit den ſtärkſten Flügeln begabten Geiſtes.

Den 16. Morgens wollten wir endlich zurückfahren, aber keine Möglichkeit, Pferde zu bekommen: denn in der ganzen Lombardei sind alle Pferde so abgehetzt, daß man kaum fort kann, und an diesem Tage waren ihrer in Mailand 260 bestellt. Erst um 3 Uhr ward ein Lohnkutscher aufgetrieben, der um den doppelten Preis einwilligte, uns nach Como zu bringen. Das Wetter hatte sich, nach 18stündigem Regen, wieder aufgeklärt, und der an sich langweilige Weg zwischen Kukuruzfeldern und Maulbeerbeeken ward durch die Alpenkette, die uns zur Rechten lag, verschönt. Von der Zeit an hatten wir fast immer Besuch. Am 18. Morgens kam, mit mehren anderen Herren, der G. H.: sie enlevirten uns, mich im tiefsten Negligé, zu einer Fahrt nach Como auf dem See, von wo wir erst zurückkamen, als es dunkelte. Dieser G. H. ist aber ein langweiliger Franzos, ein Elegant, der sich wahrscheinlich sehr schön glaubt à raison eines kleinen Schnauzbartes und einer hangenden Judennase. W. fragte den alten Marquis, der ihn kennt, ob sie ihn zum Essen einladen solle. „Oh oui," sagte dieser, „si cela vous amuse." — Darin lag die ganze Charakteristik dieses Herrn. — In Como wurden einige Visiten gemacht. Dann besahen wir den Dom, ein schönes Bauwerk aus dem vierzehnten Jahrhundert, ganz in Marmor, mit bunt gemaltem, reich vergoldetem Plafond, der jetzt erneuert wird, und einigen sehr schönen Bildern. Die Bauart ist nicht gothisch, nicht byzantinisch, sondern italienisch.

.... Wir sind keinen Tag mehr allein. Neulich kamen zehn Herren unerwartet zum Essen. Liszt, der auch

von der Partie war, ist ziemlich liebenswürdig; er war es vollkommen, als er uns auf einem infamen alten Fortepiano zwei delicioſe Stücke vorſpielte; zuletzt eine Galoppe, welche von Anfang bis zu Ende wetterleuchtete, wie eine dunkle Wolke am Abendhimmel.

V.

Bologna, 10. October 1838.

.... Am 3. dieſes haben wir unſer ſchönes Cernobbio verlaſſen, kamen aber den erſten Tag nur bis Mailand, wo wir Abends in die Oper gingen. Norma ward gegeben, und zwar von Mad. Schoberlechner aus Wien, die mir nicht gefällt; zum Erſatz aber ſang ein prächtiger, gediegener Tenor, Donzelli, der auch vortrefflich ſpielt und, obgleich nicht mehr in der Blüthe, doch einen durchaus angenehmen Eindruck macht. Dann kam noch ein unſinniges, aber höchſt amuſantes italieniſches Ballet, oder eigentlich eine Pantomime; eine Uebertreibung folgt der andern, aber die Leute haben Ausdruck, Action und die ſchönſten Coſtumes. Die Decorationen ſind magnifique, das Haus ſelbſt aufgefriſcht zur Krönung und ſehr ſchön, in Weiß und Gold, jede Loge mit dem blaſſeſten himmelblauen Seidenzeuge drappirt, ſo daß es ausſieht wie perlgrau. — Am andern Morgen um ſechs Uhr ſaßen wir im Wagen und fuhren auf der beßten Straße durch kein reizendes Land, aber auf hiſtoriſchem, durch Napoleon geweihtem Boden. In Lodi, einer recht hüb-

ſchen Stadt, frühſtückten wir in einem Wirthshauſe, das früher ein Pallaſt geweſen ſein muß, denn es führt eine prächtige Treppe mit polirtem Marmorgeländer hinauf. Dann ging es unaufhaltſam weiter, bis wir Abends um 8 Uhr in Parma ankamen. Dort ſoupirten wir, blieben drei Stunden und fuhren um Mitternacht weiter nach Bologna, als wäre das wilde Heer hinter uns.

Zu meiner größten Freude iſt Z. angekommen, und wird, ſo lange ſein Urlaub währt, die Reiſe mit uns machen. Sonſt iſt von unſeren hieſigen geſelligen Beziehungen wenig zu ſagen. Schöner und intereſſanter iſt die todte Welt, und was mich am meiſten erfreut, iſt die an Zahl kleine, aber ausgezeichnete Bildergalerie. Nirgends ſieht man ſchönere Guidos und Domenichinos, als hier: von Letzterm namentlich das Martyrerthum der heiligen Agnes und die **Madonna del rosario**, Beides Bilder, wie man ſie nicht ſchöner träumen kann. Die heilige Agnes, ein Mädchen von kaum 14 Jahren, iſt, vom Henker in den Hals geſtochen, ſchon zum Tode erblichen, obgleich ihre Augen noch fromm gen Himmel ſchauen; eine Gruppe erſchrockener Weiber, ein Kind, das ſeitwärts blickt und weint, und mehre Männer füllen den Untertheil des Gemäldes, den ein Engel, welcher die Palme für die Heilige aus der Hand des Heilandes empfängt, mit dem Obertheil verbindet, wo Gott Vater und Sohn erſcheinen, umgeben von vielen Engeln, die alle Inſtrumente ſpielen und von welchen der mit der Orgel von himmliſcher Schönheit iſt. Dieſem Gemälde gegenüber hängt das andere, von dem ich oben ſprach. Die

Mutter Gottes, von einer Engelglorie umgeben, schüttet die mystischen Rosen, aus denen der Rosenkranz sich bildete, aus einer Wolke herab, und unten sind die Henker und Martyrer, welche zu der darauf bezüglichen Legende gehören; zwei Jungfrauen, die sich in der Mitte des Bildes, von einem wilden Pferde fast zertreten, umarmen, sind hinreißend. Von Guido sind hier: der aus Kupferstichen bekannte Kindermord; die Madonna della pietà — ein Wunderbild von Ausdruck und Schönheit, die alte Mutter Gottes mit ihrem todten Sohne auf dem Schooß, herrlich! —; das berühmte croix des capucins — ein Kreuz mit dem Heiland, Magdalena am Kreuze knieend, das Gesicht von ihren Haaren beschattet, die Jungfrau und Johannes —; ein Samson, der die Philister schlägt — nichts als eine einzige männliche Figur, aber von unbeschreiblicher Schönheit. Dann ist hier die heilige Cäcilia von Raphael; ein wundervoller Perugino; prächtige Francias und eine Madonna, die unserer C. frappant gleicht. — Könnt' ich Dich herzaubern zum Mitgenuß!

.... Heute waren wir im Campo santo, dem Begräbnißplatze, drei Miglien vor der Stadt auf dem Grunde eines vor 50 Jahren aufgehobenen Carthäuser-Klosters gelegen, und daher noch la Certosa genannt. Ich habe nie einen schönern Friedhof gesehen. Die ungeheuren Colonnaden des Klosters sind noch weit, weit ausgedehnt, und unter diesen hat jede angesehene Bologneser Familie ihre Gruft. Außerdem hat man aus allen Kirchen der Stadt die schönsten Grabmonumente, von den ältesten Zeiten an, hier zusammengestellt, und auch die neu errich-

teten Mauſoleen ſind faſt alle von Marmor und zum Theil von ausgezeichneten Meiſtern. Die ausgedehnten, mit Cypreſſen umringten Höfe dienen zu den Begräbniſſen der Armen. — Der vor 36 Jahren begonnene Bau dieſes Rieſenwerkes wird noch immer fortgeſetzt, weil man alle inländiſchen Künſtler auf dieſe Art beſchäftigen will. Eine der Colonnaden führt drei Viertel deutſche Meilen weit bis in die Stadt, eine andere bis zu dem Wallfahrtsorte der Madonna di S. Luca, und die ganze Todtenſtadt iſt ſo geſchmackvoll und freundlich, daß ſie durchaus keine ſchauerliche Empfindung aufkommen läßt. Die dazu gehörige Kirche iſt mit alten Frescos geziert und mit einer Menge angemalter Holzſtatuen von fürchterlicher Wahrheit.

Daſelbſt, 26. October.

.... Vorgeſtern machten wir eine allerliebſte Tour nach dem ſchon erwähnten Wallfahrtsorte; B. hatte die Partie arrangirt, und da die Kirche auf einer Höhe liegt, welche W. zu Fuß nicht erſteigen konnte, wurden vier Ochſen vor den Wagen geſpannt, und die beiden Dicken, W. und J., ließen ſich hinauf ziehen, während die beiden Schlanken, B. und ich, zu Fuß gingen. Der Weg läuft drei Miglien weit unter lauter Arcaden hin, die ſich auf die freundlichſte Landſchaft öffnen *). Man ſieht bei klarem Wetter bis Modena und

*) In dieſen Arcaden fand ich vielfach die Inſchrift: „Son io chi parla", mit ſchwarzer Kreide auf die weiße Wand geſchrieben, und fragte B. nach der Bedeutung, da ich

Ferrara; der Rheno durchströmt die weite, aber wunderbar abwechselnde Ebene, und eine vielbogige Brücke verbindet die beiden Ufer des Flusses. An der Südseite erhebt sich das Terrain, bis schöne graulichte Hügel die Landschaft schließen. Der schönste Himmel lag über den Gefilden von Bologna, und es war heiß wie in den Hundstagen. Von dem Wallfahrtsorte selbst ist wenig zu sagen: auf der Höhe steht eine gewöhnliche Kirche, und in dieser sieht man ein altes, geschwärztes Gemälde, das wunderthätige Madonnenbild, welches dem Orte seine Bedeutung und seinen Namen gegeben, weil der heilige Lucas es gemalt haben soll.

Neulich habe ich etwas gesehen, das Dich ganz besonders interessirt haben würde, nämlich den Pallast Bacciochi, mit einer Menge prächtiger napoleonischer Familien-Portraits in Oel, Miniatur und Marmor. In einem großen Saale ist die ganze Familie in Statuen oder Büsten versammelt. Höchst merkwürdig war mir eine Büste von Napoleon's Vater, mit einem Kopf wie die schönste Antike — wie ein junger Herkules; auch eine

---

glaubte, es wäre eine Bibel-Citation, der etwa analog: „Ich bin der Prediger in der Wüste"; hörte aber, daß einst bei einer sehr lauten Logen-Conversation im Theater das Publicum vielfach zur Stille aufgefordert, bis sich endlich ein Officier des Schweizer-Regiments über die Brüstung der Loge herausgelehnt und jene Worte heruntergerufen hätte, die seitdem ein Stichwort der Römer geworden sind, um ihre Abneigung gegen die Schweizer-Truppen überhaupt auszudrücken, während die österreichische Besatzung außerordentlich beliebt ist.

Marmorbüſte von Napoleon ſelbſt, in ſeiner Jugendzeit gemacht, von idealiſcher Schönheit. Es war mir unter dieſen Napoleoniden, als hätte ich die ganze Familie zärtlich geliebt. —

Die Oper iſt leider ſchlecht hier, wie gegenwärtig überall in Italien, weil jedes Neſt ſeine eigene Oper haben will, wodurch die Talente aus einander gezerrt werden. Nirgends iſt ein leidliches Enſemble. Mad. Schütz-Oldoſi aus Wien ſingt die Norma mit enormen Contorſionen. Z. ſchneidet die gräßlichſten Geſichter bei ihren Rouladen, die das große Publicum wie wahnſinnig applaudirt. Außerdem wird noch eine Oper von Donizetti gegeben, die nichts mehr und nichts weniger als miſerabel iſt: „Roberto Devereux", worin ſich die Königin Eliſabeth wie eine Raſende geberdet. Und der Tenor belfert wie ein Köter.

Recht intereſſant war mir ein Beſuch bei dem Cardinal, der hier an der Spitze der weltlichen Regierung ſteht. Schon das Gebäude, worin er wohnt, iſt eine Merkwürdigkeit, ein Pallaſt, von deſſen Einfahrtspforte links keine Treppe, ſondern ein mit Pferden und Wagen zu erſteigender Berg ins Innere hinaufführt; darüber wölbt ſich die kirchenhohe Decke, von ungeheuren Pfeilern getragen. Und nun geht man wie in einem Labyrinthe, ich glaube gewiß eine Viertelſtunde weit durch alte Gemächer und Corridors, bis man endlich in die Vorhalle gelangt, wo viele Abbés ſich aufhalten. Dann wurden wir angemeldet und traten in das mit rothem Damaſt tapezirte und mit zwei Eckdivans und wenigen

anderen Meubles verſehene, einfache Zimmer des Cardinals, der uns in ſeinem ſchwarzen, rothgefütterten Hauskleide, mit rothen Strümpfen und einem rothen Käppchen auf dem greiſen Haupte, freundlich empfing. Er iſt ein hagerer, doch rüſtiger und kluger Greis, den man hier ſehr gern hat. Von der Herzogin von Berry ſprach er viel und lobend, und zeigte uns ein delicioſes Miniaturbild von ihr, das ſie ihm geſchenkt hatte.

VI.

Florenz, 1. November 1838.

Vom himmliſchen Florenz iſt dieſer Brief datirt, — des Paradieſes Pforten ſind überſchritten, und ich bin mitten darin. Schon als wir im Dunkeln hineinfuhren und dieſe Prachtgebäude uns im tiefen Schatten entgegenſtarrten, ward mir zu Sinne, als ob alles früher Geſehene vor dieſer Stadt ſchwinden müſſe, und jetzt, noch ehe ich das Palais Pitti, die Galerie, die mediciſche Venus geſehen, ſondern bloß, was ſich auf der Straße und auf den Promenaden findet, hat ſich dieſer Eindruck verſtärkt und feſtgeſtellt. — Um 2 Uhr in der Nacht vom 29. auf den 30. verließen wir Bologna und fuhren über die Appenninen nach Florenz, wo wir erſt um 9 Uhr Abends ankamen. Das Wetter war trübe, auch ſind die Appenninen kein eigentlich maleriſches Gebirge, und dennoch fehlte es nicht an einigen himmliſchen Punkten, wo Kaſtanien- und Eichenwälder, im bunteſten Herbſtſchmuck,

ſich in tiefe Thäler hinabziehen, während die Berge, weiß-lich und öde, aber dennoch eigenthümlich colorirt, ſich drüber in die Höhe thürmen. Als wir uns dem ebenern Lande näherten, fing es an zu dunkeln, und wir konnten vom „wein- und öltriefenden" Toscana nichts mehr unterſcheiden. Wir ſtiegen in einem prachtvollen Gaſthofe ab, wo die Zimmer 20 Fuß hoch, mit Damaſt tapezirt, die Plafonds in Fresco gemalt, die Meubles vergoldet, die Fußböden mit Marmor getäfelt ſind, — blieben aber nur eine Nacht, weil die Bedienung ſchlecht und weder Sonne noch Ausſicht zu haben war, und wählten das Hôtel de l'Arno, wo es uns beſſer gefällt. Den erſten Tag machte ich nur einen Gang durch die Stadt, die ganz mit Quaderſteinen, oft von zwei Ellen Länge, gepflaſtert iſt; die Gebäude, oft im stylo rustico, wie für die Ewigkeit gebaut und durch die Zeit geſchwärzt, ungeheuer, meiſt mit dreitheiligen Spitzbogen-Fenſtern; wo man hinſieht, Statuen, Springbrunnen, architektoniſche Verzierungen, Colonnaden; in den Straßen der lebhafteſte Verkehr, hübſche Leute, lachende Fruchtläden und alles zu haben, alles, was man nur wünſchen mag. Und der Platz vor dem alten Pallaſte! — keine Stadt hat etwas Aehnliches aufzuweiſen. Vor dem Rieſengebäude die Reiterſtatue Cosmo's von Medici, ein Werk von Gian di Bologna, magnifique, mit ſchönen broncenen Basreliefs; in der Mitte die große Fontaine, mit einem weißmarmornen, gigantiſchen Neptun auf einem ungeheuren Becken, umgeben von vielen anderen Statuen, aber — obgleich von Michel Angelo — kein Meiſterwerk, nur

impoſant durch die Größe; ferner ein weißmarmorner David, von demſelben Künſtler, der mir aber auch nicht gefällt; ein Herkules und weiterhin der Perſeus von Benvenuto Cellini in Bronce. Schon die Broncefarbe dieſer Statue iſt etwas Wundervolles, der Perſeus ſelbſt jugendlich, von göttlichem Angeſicht, mit einem Schwerte in der Rechten und dem Haupte der Meduſa in der emporgehobenen Linken, auf dem Körper derſelben ſtehend, der ſich über ein wunderbar geformtes claſſiſches Piedeſtal herüberbeugt. Neben dieſem Perſeus iſt noch der Raub einer Sabinerin zu bewundern, ein ſchönes Werk von Gian di Bologna, — und alle dieſe prächtigen Statuen und Gruppen auf dem weiten, freien Platze, von den impoſanteſten Gebäuden umgeben — ich war ganz entzückt von dem Eindruck.

Den 2. November.

.... Geſtern, am Allerheiligen-Tage, gingen wir in die Kirche dell' Annunziata, um das herrlichſte aller Gemälde von Andrea del Sarto, die Madonna del Sacco, zu bewundern, welches Du aus Kupferſtichen kennſt; aber dieſes Bild muß man durchaus im Original ſehen, um es zu begreifen, und — es geht ſeiner Vernichtung entgegen! iſt ſchon geſchwärzt und an vielen Stellen abgefallen! Auf dem Wege dahin gingen wir an dem Batiſterio vorbei, mit ſeinen himmliſchen Thüren von Ghiberti; auch beſahen wir noch den Dom — eine ungeheure Steinmaſſe, ganz in Marmor incruſtirt, aber — nicht vollendet. — Heute Aller-Seelen-Tag; die Gale-

rieen noch immer geſchloſſen; wir gingen aber in die Academia delle belle arti, wo einige ſchöne Bilder ſind, beſonders ein göttlicher Perugino; — und von da in die Fabrik der Moſaik in pietra dura, die dem Großherzog gehört und nur für ihn arbeitet. Du glaubſt nicht, wie ſchön dieſe Arbeiten ſind, die vollendetſten Zeichnungen von echten Steinen, in Tiſch- und Altarplatten eingelegt; aber welch eine Mühe! An einem kleinen Tiſche, etwa fünf Viertel-Ellen im Durchmeſſer, haben vier Menſchen drei Jahre lang gearbeitet. Auf dieſem Tiſche ſieht man eine Guirlande von blauen Weintrauben und Jasminen, ſo ſchön, als ob man die natürlichen Blätter, Blumen und Beeren im hellſten Sonnenlicht vor ſich liegen ſähe. Ein größerer Tiſch in ägyptiſchem Porphyr, mit Blumen und antiken Inſtrumenten in ſolcher Moſaik, koſtet dem Großherzog in ſeiner eigenen Fabrik 100,000 Franken. Auch ſahen wir Stücke zu dem Altar der Begräbniß-Capelle der Medicäer, in lapis lazuli, mit eingelaſſener Moſaik von gelbem Calcedon und anderen ſchönen Steinen, die chriſtlichen Embleme, Kelch und Bibel, darſtellend, umgeben von dem ſchönſten Laubwerk, Lorbeer und Weiden, alles ſo täuſchend, als ob man es von den Platten wegnehmen könnte. — Die Lorenzokirche, hinter der dieſe Capelle liegt, iſt ſehr ſchön, mit Rundbogen und Säulen und einem reichen Plafond; nun hat man die Hinterwand weggebrochen, um die Kirche mit der Capelle zu vereinigen, was wohl etwas für ſich hat, aber, wenn die Vereinigung nicht ſehr künſtlich eingerichtet und gleichſam verſteckt wird, bei dem ganz verſchiedenen Styl der

beiden Gebäude leicht den Total-Eindruck stören kann. Die Capelle selbst ist hoch gewölbt; den Plafond zieren Frescobilder aus neuester Zeit, Darstellungen der mannigfachsten Art, von der Schöpfungsgeschichte an bis zum jüngsten Gericht, vom Cavaliere Benvenuti gemalt. Die ganzen Wände sind von verschiedenen dunkeln Marmorarten, unten die Wappen aller toscanischen Städte in florentinischer Mosaik. Zwei Grabmäler der Medicäer sind mit schönen Bronce-Statuen versehen. Das Ganze, obwohl noch nicht fertig, hat etwas unbeschreiblich Reiches und Düsteres.

Den 5. November.

.... Von unserm gesellschaftlichen Leben habe ich Dir noch gar nichts gesagt. Das Theater ist miserabel; dafür ist aber Liszt hier, und auch Piris mit seiner Francilla, und ich hätte wohl mancherlei von unserm Leben zu berichten, wenn die Kunsteindrücke nicht zu überwältigend wären und alles Andere in den Hintergrund drängten. — Bei dem sehr geschätzten Bildhauer Bartolini habe ich recht schöne Sachen gesehen; eine Menge von Büsten und Statuen, worunter auch eine kolossale von Napoleon. Das Schönste war ein marmorner Tisch, auf dem drei schlafende Kinder lagen — eine reizende Gruppe.

.... Eben komme ich von der Galerie, und bin überwältigt von diesem Wiedersehen. Noch weiß ich Dir nichts darüber zu sagen, — und was werde ich überhaupt davon sagen können? — Der Reichthum ist zu immens;

man könnte Monate darin herumgehen und würde immer noch Neues und Schönes entdecken. Jetzt, da ich in reiferen Jahren Florenz wieder gesehen, bin ich durchdrungen von der innigsten Verehrung für dieses kunstliebende herrliche Mediciäer-Geschlecht. Wenn ich an Rothschild's Stelle wäre, ich würde mir ein Denkmal für die Nachwelt stiften, wie sie. — Auf der Galerie sind auch viele Büsten aus ihrer Familie, — wunderschöne Menschen meist. Nur der letzte der Mediciäer hat ein in einer Perücke und hangendem Fett ersäuftes Angesicht.

VII.

Rom, 17. November 1838.

.... Das Datum sagt Dir, in welcher Stimmung ich bin; ich kann Dir aber sagen, daß mich diese Götterstadt jetzt noch weit mehr entzückt, als das erste Mal, da ich sie jetzt in einer Epoche meines Lebens sehe, wo ich mehr im Stande bin, die tausend Eindrücke, die mich bestürmen, zu ordnen, und wo mich keine äußeren Verhältnisse, deren man mit siebenzehn Jahren immer in Fülle hat, im Genusse stören. Schon in Florenz sah ich mich vom Schönen so reich umgeben, daß ich mich in einer andern Welt glaubte; aber hier in Rom ist mir feierlich zu Muthe, und wenn ich auf dem **Forum romanum** oder einem der unsterblichen Plätze stehe, kommen mir manchmal die Thränen in die Augen. — Gestern habe ich die Stelle aus dem **Childe Harold** nachgelesen,

wo Byron über Rom ſpricht; es iſt das Schönſte und Phantaſiereichſte, was man darüber ſagen kann, und Du wirſt mir den Eindruck nachempfinden, den es hier an Ort und Stelle auf mich machen mußte.

Den 21. November.

Am 11. verließen wir Florenz und verweilten ein paar Stunden in Siena, um den Dom zu beſehen, eines der ſchönſten Monumente von ganz Italien, aus dem 13. Jahrhundert, äußerlich ganz von weißem und ſchwarzem Marmor, inwendig von großer Pracht und Schönheit. Eine azurblaue Decke mit ſilbernen Sternen ſchließt den Bau, während der Fußboden Schwarz auf Weiß incruſtirt iſt, als wären es Zeichnungen, und Zeichnungen von der außerordentlichſten Schönheit. Aber was mich am meiſten entzückt hat, iſt die Sacriſtei, mit zehn Darſtellungen aus dem Leben des Papſtes Piccolomini (Pius II.) in Fresco, vollkommen erhalten, gezeichnet von Raphael, als er zwanzig Jahre alt war, ausgeführt von ſeinem Freunde Pinturicchio, der allein ſchon deßhalb groß genannt zu werden verdient, weil er ſich mit fünfzig Jahren in die Schule des zwanzigjährigen Raphael begab. Außerdem iſt auch der prachtvolle Plafond von Raphael gemalt. Acht Tage möchte man in dieſer Kirche und an dieſen Gemälden ſtudiren, wir aber ſaßen um 12 Uhr ſchon wieder im Wagen, um zeitig nach Radicofane zu kommen, weil die Wege ſehr unſicher ſind. Und wo übernachteten wir? In dem Hauſe eines Erräubers, der jetzt, nachdem das Handwerk ſeine Früchte getragen, ein Wirths-

haus hält. Es war sehr gut bei ihm und der Wirth soll noch jung und hübsch sein; ich erfuhr aber seine Geschichte erst, nachdem ich in Sicherheit war. — Die Gegend zwischen Florenz und Rom ist öde, doch zuweilen höchst originell und malerisch, zumal in der wunderbaren Färbung der Abendbeleuchtung. Diesseits Viterbo habe ich, bei Regenwetter, fast nichts mehr gesehen. Seit unserer Ankunft hier ist der Himmel wieder freundlich und sieht dunkelblau in mein Fenster; die Rosen blühen noch, und die Orangen prangen dunkelgelb im grünen Laube. Zwar sind viele Bäume schon entblättert, aber die Myrte umkleidet noch die Mauern unseres Hauses, der Lorbeer gibt noch Schatten, die Steineiche beschützt noch die smaragdgrünen Wiesen mit ihrem schwärzlichen Laubdache, und hoch darüber schwebt die Pinie, als Wahrzeichen der milderen Luft, des sanfteren Südens.

Auch habe ich meine Zeit benutzt, so gut ich konnte, und außer den gemeinschaftlichen Touren zu Wagen täglich mit J. allein Excursionen zu Fuß gemacht, auf denen uns nicht selten der wüthendste Hunger überfiel, den wir gewöhnlich durch ein Pfund gebratene Kastanien stillten, die J. auf der Straße kaufte. Eines Tages stellte sich dieser Hunger in der Nähe des Petersplatzes ein, wo ein kleiner Krämerladen, in welchem marinirter Aal zur Schau stand, endlich allen Skrupel überwand. Wir gingen hinein und klagten dem freundlichen Krämer unser dringendes Bedürfniß. Augenblicklich breitete er einen Bogen neuen Löschpapiers auf seinem Ladentische vor uns aus, schickte seinen Buben um Brod, nahm den

Aal aus seiner Tonne, die Oliven aus ihrem Glase, geräucherte Wurst von der Wand, und tischte uns auf diese Art ein so köstliches Frühstück auf, wie wir es nie besser in Rom genossen haben. Von diesem Tage an ging es uns wie dem Fuchs, der einen Hühnerhof entdeckt hat: so oft sich's nur thun ließ, schlugen wir denselben Weg ein, und sobald der Krämer uns kommen sah, schritt er flugs zur Bestellung seiner Tafel. Dieser Krämer ist es aber auch, der, von allen mir bekannt gewordenen Römern, mir die freundlichste Erinnerung zurückgelassen hat; denn ihm verdanke ich, außer dem trefflichen Frühstück, den Muth, fast täglich weitere Gänge durch die Stadt zu machen, und zu Fuß sieht man weit mehr, als im Wagen. Die schönen Sachen in den Boutiquen, die herrlichen Springbrunnen, die Einem entgegen strömen oder plätschern, je nachdem sie gebaut sind, die schönen alten und neuen Gebäude, Obelisken, Säulen, Marmor — und das Volk! Alles dies ist einzig. Auch vom alten Rom habe ich das Meiste schon gesehen, die Peterskirche, den Vatican, das Pantheon, die Galerie Borgheſe, die Sciarra besucht, und auf der Aqua Paolina, wo man eine wundervolle Uebersicht des Ganzen hat, die prächtige Ode von Platen gelesen und dabei auf das Häusermeer unter mir hinabgesehen und weiter hin auf die Berge, die es sanft umschließen, und die Pinien, die darüber schweben, während der Brunnen mit seinen fünf wasserreichen Armen so stark rauschte, daß ich die Stimme erheben mußte, wie bei einem Wasserfall. Das alles ist unvergeßlich!

VIII.

Rom, 27. December 1808.

.... Seit ein paar Wochen haben wir viel ſchlechtes Wetter gehabt; es regnete mitunter wie aus Kannen oder — mit G. P. zu reden — wie Bindfaden, und der Weihnachtsabend brachte Schnee, obgleich nur auf ein paar Stunden; es war aber ſo kalt, daß das Eis im Schatten den ganzen Tag nicht aufthaute. Dennoch, und trotz wiederholten, bei den ſchlechten römiſchen Winter-Einrichtungen ganz unvermeidlichen Erkältungen, habe ich auch in dieſer Zeit viel Schönes geſehen und erlebt, da ſich liebe Freunde aus weiter Ferne hier zuſammen gefunden.

.... Zu Anfang dieſes Monats war das Wetter noch ſehr freundlich. Da ging ich denn eines Nachmittags mit Z. in die Peterskirche, und während wir unten harrten, bis W..t von einem geiſtlichen Herrn im Vatican die Erlaubniß geholt, auf die Kuppel hinauf zu ſteigen, kam der Senator J. zu uns, deſſen Bekanntſchaft ich ſchon in Florenz gemacht hatte, und fragte, ob er uns begleiten dürfe, was wir mit Vergnügen geſtatteten; denn er iſt ein ſehr artiger Mann, der durch ſeine genaue Ortskenntniß den Genuß nur erhöhen konnte. Außerdem war noch der frühere Gouverneur der joniſchen Inſeln, Sir Fred. Adams mit ſeiner Familie oben. Dieſer Gang wird mir auch ewig im Gedächtniß bleiben, denn etwas Schöneres kann man ſich nicht denken, als an einem ſolchen ſtillen, lauen und ſonnenhellen Decem-

bertage von dieſer Rieſenkuppel auf die Monumente und die Landſchaft von Rom herunter zu ſehen und drüber hin auf das im Sonnenſchein glänzende Meer, wo wir zwei Schiffe und ein Dampfboot deutlich unterſcheiden konnten; dann wieder auf das uns näher liegende Meer der Gebäude mit ſeinen hervorragenden Koloſſen, auf den Vatican in Vogelperſpective, mit ſeinen Blumengärten, Gängen und unzählbaren Höfen, und an der andern Seite auf die grüne Landſchaft, mit Gärten und Pinien geſchmückt. Auf dem Hinwege hatten wir ſchon einen unbeſchreiblichen Genuß gehabt, auf dem Petersplatz, vor einer der feenhaften Fontainen, die mir wie ein Individuum vorkommt, das Einen verſtehen kann. Der dicke Waſſerſtrahl verhüllte die Sonne ſo ſehr, daß wir hineinſchauen konnten, und rings ſchüttelten ſich Millionen von Kryſtalltropfen los und fielen herunter in das Becken, und der azurne Himmel bildete den klarſten Hintergrund zu dieſer blendenden Pracht. — Als wir oben waren, plätſcherten die beiden Fontainen wieder ſo laut, daß wir ſie auf der einſamen Kuppel hörten; ſonſt war eine Stille dort oben, wie in der Nacht; nur eine Schar Dohlen, die ſich zur Reiſe zuſammengeſellt hatten, ſtrich unter dem wolkenloſen Himmel.

.... Meine Freude an Gemälden iſt immer neu; doch bin ich keineswegs unempfindlich gegen Statuen und habe diesmal mit wahrem Entzücken Thorwaldſen's Atelier wieder geſehen, namentlich die Statue Konradin's, als ſchönen königlichen Jüngling, die der König von Baiern in Neapel auf den Platz ſetzen läßt, wo

Konradin enthauptet worden iſt, — und das Modell zu der Statue Byron's, die ich früher in Kopenhagen bewunderte. Auch war ich in der Werkſtatt Teneraui's, eines Schülers von Thorwaldſen, und ſeines Freundes Bienaimé. Beide ſind ſehr talentvolle Menſchen, erſterer im grandioſen, der andere im graziöſen Genre; namentlich hatte der Letztere die Statue einer liegenden, etwas berauſchten Bacchantin vollendet, die wunderſchön iſt.

.... Am 14. beſuchten wir eine reizende Villa, die auf den Ruinen der Kaiſer-Paläſte erbaut iſt und früher der Familie Spada, jetzt aber dem Herrn Mills, einem alten, brummigen Engländer, gehört. Es war der letzte ſchöne Decembertag, Roſen und Jazetten blühten noch im Freien, und die Ruinen miſchten ſich in dieſe Pracht der Natur, ſelbſt Gemälde bildend, oder den Durchblick auf die wundervollſte Landſchaft offen laſſend. Von dort fuhren wir nach der Grotte der Egeria; man nennt's halt ſo, obgleich es gewiß nicht die rechte iſt, wo Numa hinging. Dieſe liegt ziemlich weit vor der Stadt, auf einer Ebene, welche, vom Sabinergebirge begränzt, den eigenthümlichen römiſchen Zauber hat, der ſich nicht beſchreiben und definiren läßt. Dicht daneben iſt der Bacchus-Tempel, ganz erhalten, nur im Innern zu chriſtlichem Gottesdienſt eingerichtet. Auch fuhren wir an dem Grabe der Cäcilia Metella vorbei, über das Byron im vierten Geſange des Childe Harold ſo wundervolle Sachen ſagt.

.... Den 17. gingen wir die vaticaniſche Bibliothek und die ſixtiniſche Capelle betrachten.

Erstere ist eine lange Straße unter Dach, so ungeheuer groß ist sie, und sehr hübsch mit Frescobildern und allerlei Curiositäten ausgeziert, worunter indessen nichts Außerordentliches zu bemerken ist. — Die sixtinische Capelle aber ist kohlschwarz; um die Schönheiten der Michel-Angelo'schen Composition und die Fresco-Malereien von Perugino, welche den Plafond zieren, erkennen und bewundern zu können, müßte ein Gerüst erbaut werden, um hinauf zu steigen, denn die Beleuchtung ist unter aller Kritik.

Am 25. war großer Gottesdienst in der Peterskirche, wobei der Papst pontificirte. Alle anwesenden Fremden von einiger Bedeutung wohnten dieser Ceremonie bei. Was auf den diplomatischen Tribunen Platz finden wollte, mußte in Uniform erscheinen. Wir Damen erhielten durch die respectiven Gesandtschaften Platz auf einer anderen, sehr gut gelegenen Tribune, und waren in eleganter Morgentoilette. Engländer und Engländerinnen hatten sich sehr zahlreich eingefunden, und machten mitunter höchst seltsame Figuren. Was den Gottesdienst selbst betrifft, so ist das Gepränge dabei würdig und imposant; ob es aber nur Einen der Anwesenden zu wahrer Andacht begeisterte, ob es nicht vielmehr poetisch als religiös wirkte, ist eine ganz andere Frage. Ich habe überall nur gaffenden Gesichtern begegnet, und selbst gefunden, daß die ganze Feierlichkeit viel zu sinnlicher Natur, das heißt, viel zu sehr auf den Eindruck für Auge und Ohr berechnet war, um zu innigem Gebete ungestört Raum zu lassen. — Die Kirche war vom Eingange

an mit Spalieren von Soldaten angefüllt; — die in Scharlach gekleidete Garde nahm den äußerſten Platz nächſt dem Hochaltare ein. Zwiſchen dieſer Hecke von Soldaten ſchritt die Prozeſſion, von geharniſchten Schweizern begleitet, feierlich einher, die dienenden Prieſter voran, dann mehr als vierzig Cardinäle und Biſchöfe, mit weißen, golddurchwirkten, ſeidenen Meßkleidern und weißen Infuln auf dem Kopfe; und endlich, auf einem purpurſammtnen Stuhle getragen, der Papſt ſelbſt. Der armeniſche Biſchof trug keine Inful, ſondern eine Art von Krone, wie die des Papſtes, nur daß ſie einfach und die päpſtliche dreifach war. Es iſt ein noch junger, ſchöner Mann, der in ſeinem geſchmackvollen ſchwarzen Ornate gar ſtattlich ausſah. Neben ihm ging der Biſchof der griechiſch-unirten Kirche, in ſeinem Anzuge auch etwas von den anderen Biſchöfen unterſchieden. Unmittelbar hinter dem Papſt folgten Männer in ſchwarzer, ſpaniſcher Tracht, mit ſilbernen Sceptern; zwei andere trugen hohe Fächer von Straußfedern, und einer einen rothſammtnen, goldgezierten Herzogshut. Als die Prozeſſion die Kirche langſam durchſchritt, ward auf dem Chore über dem Eingange von dem Muſikchor der Schweizer mit Trompeten und Poſaunen das „Ecce sacerdos magnus“ geſpielt. Der Papſt verrichtete dann vor dem Hochaltare, mit dem Rücken gegen den Haupteingang gekehrt, kniend ein kurzes Gebet und nahm nach deſſen Beendigung ſeinen Platz auf einem Stuhle zur Seite des Hochaltars, unſerer Tribune gegenüber. Darauf erhoben ſich alle Cardinale, Biſchöfe und ſonſtigen Geiſtlichen, und küſ-

ten, Einer nach dem Andern, die Cardinäle die Hand, die Uebrigen das Knie und den Fuß des Papstes, oder vielmehr das Kreuz, welches auf der Stola und dem Pantoffel gestickt ist. — Nun begann das Hochamt, welches der Papst, auf einem dem Altar gegenüber errichteten Stuhle sitzend, abhielt. Der Cardinal de Gregorio (Cardinal-Pönitentiarius), ein achtzigjähriger Greis, und der Cardinal Spada, ein noch junger Mann von angenehmen Gesichtszügen, assistirten bei dem Gottesdienste, und namentlich der Letztere, der sehr viel hin- und herzugehen hatte, versah seinen Dienst mit großer Würde und vielem Anstand. Die Musik ist festgesetzt und bestand in schönen, einfachen Chören; ich konnte aber den Namen des Componisten nicht erfahren. Unter den Geistlichen zur linken Seite des Hochaltars stand ein Mann in schwarzer Tracht, der mit den Cardinälen und Bischöfen den Friedenskuß empfing, — ich glaube, es war der Senator Romae. Sehr schön war die Schweizergarde, und wie bei der Wandlung Alles auf die Kniee fiel, auch die vier geharnischten Soldaten in der Mitte der Kirche neben ihren Hellebarden — das war wahrlich imposant!

IX.

Rom, 29. Januar 1839.

.... Am Sylvester-Abend hörte ich in der Kirche al Gesu ein Te Deum, worin ein Sopran ein sehr schönes Solo sang; aber der Genuß ward doch fast zu theuer

erkauft, durch das fürchterliche Gedränge. — Seitdem hat der Aufenthalt hier für mich sehr viel verloren, da J. uns verlassen hat und in keiner Weise zu ersetzen ist. Am Tage vor seiner Abreise, den 2. d., ging ich noch mit ihm in die Galerie Borghese, um die herrliche Grablegung von Raphael noch einmal zu sehen, und in die Galerie Sciarra, wo Leonardo da Vinci's schönste Bilder sind, die **Vanitas** und die **Modestia**. Dann fuhren wir nach St. Onofrio, dem Kloster, in welchem Tasso abgestiegen war, um auf dem Capitol gekrönt zu werden, und wo er statt dessen starb. — Die Aussicht von diesem Kloster auf Rom hinunter ist der von der **Aqua Paolina** sehr ähnlich; jetzt aber genossen wir sie im schönsten Wetter, was auf der **Aqua** nicht der Fall war. Tasso's Grab ist in einem bescheidenen Winkel der kleinen Klosterkirche, und eine kleine Marmortafel, kaum eine Quadratelle groß, sagt, daß dort seine Gebeine ruhen. Daneben sieht man sein geschwärztes Oelbild an der Wand, mit einer lateinischen Inschrift und von einigen Marmorschnörkeln umgeben — und das nennt man ein Monument! Unsere Deutschen haben ihm andere Monumente gesetzt. Das Zimmer, worin er starb, durften wir, unseres Geschlechtes wegen, nicht betreten; J. aber, der hineinging, sagte uns, daß es als Bibliothek dient und nichts mehr von dem Geräthe enthält, welches Tasso benutzt hat. Das Einzige, was in diesem Zimmer an ihn erinnert, ist eine nach seinem Tode genommene Wachsmaske.

Am 5. fuhren wir vor die **Porta maggiora**, um die dortigen neuen Ausgrabungen zu sehen, die in der That

sehr merkwürdig sind. Man hat nämlich ein Monument aufgefunden, das ein antiker Bäcker seiner Frau hat errichten lassen. Es steht quer vor einem ebenfalls erst entdeckten Thor, über welches eine Wasserleitung weg geht, und Niemand kann begreifen, wie das Denkmal in dieser Richtung vor das Thor gekommen ist *). Dasselbe beginnt mit einer Colonnade von großen Mehlsäcken, darauf ruht ein Sockel mit tiefen runden Löchern, dann folgt ein Basrelief, und oben darauf liegen zwei Statuen, der Bäcker und seine Frau. — Dies ist das Neueste im alten Rom.

.... In einer großen Gesellschaft bei T—, zu welcher 1200, sage zwölfhundert, Menschen eingeladen waren, sah ich auf seinem Privattheater Scenen aus Romeo und Giulietta, dargestellt von Giuditta Grisi und einem liebenswürdigen Tenor, Bassadonna. Die Oper ist für die Grisi geschrieben, daher ihr cheval de bataille. Sie ist eine schöne Person (Gattin eines Grafen); ihre Stimme ist kraftvoll, doch nicht sehr zum Herzen sprechend. — Sonst habe ich, wegen ewig wiederkehrender Erkältung, längere Zeit das Zimmer hüten müssen, und aus dieser Zeit der Unpäßlichkeit eigentlich nichts Erfreuliches zu melden, als die Ankunft Forchhammer's (Prof. Peter Forchhammer aus Kiel), der einige Wochen hier bleiben und dann über

*) In einem spätern Briefe wird berichtet, daß D. Otto Jahn aus Kiel, der zu derselben Zeit in Rom war, in einer lateinischen Denkschrift gründlichen Aufschluß darüber gegeben.

Aegypten nach Troja und Griechenland gehen wird. Er iſt, wie immer, voll Verſtand und guter Laune. Außer ihm und D. Otto Jahn, der mir viel Intereſſantes von Paris — namentlich über die dortigen muſicaliſchen Leiſtungen — erzählt hat, beſuchte mich auch manchmal der Maler Maſini, mit dem ich mich freilich nur in meinem Italieniſch und durch Pantomimen unterhalten kann, den ich aber doch gern ſehe, weil er ſelbſt bildſchön iſt und weil ich in Bologna ein herrliches Gemälde von ihm geſehen habe, den Tod der Fürſten von Carrara, das jetzt hier auf der Aufſtellung iſt. — Das Theater iſt ſchlecht. Madame Garcia, die Schwägerin der Malibran, iſt eine niedliche kleine Soubrette, ſpielt aber lauter Heldinnen und bewegt ſich zwiſchen Ehebrecherinnen und unſchuldigen Frauen, die auf bloßen Verdacht hingerichtet werden; der Tenor iſt ein ältlicher kleiner Kerl, ſehr häßlich, mit einer Erhöhung auf dem Rücken und einer ausgeſungenen, unanſtändigen Stimme. Leidlicher ſind die beiden Bäſſe, Coſelli — ein ſehr geſchätzter Sänger und Schauſpieler, jetzt aber krank und heiſer — und der weniger bekannte Coſtantini, der hübſch ausſieht und recht gut ſingt, aber lange nicht vorzüglich genug, um der Oper Relief zu geben. Das Orcheſter iſt geradezu ſchlecht, und das Ballet nichts als ſcandalös — un orrore!

Apropos — eben erzählt uns Jemand, der aus Paris kommt, daß Mlle. Dejazet, die vortrefflichſte und unverſchämteſte aller franzöſiſchen Komödiantinnen, mit ihrem Geliebten in Belgien herum gereiſ't iſt, und das Paar ſich, um nicht erkannt zu werden, die beſcheidenen Namen

eines Herzogs und einer Herzogin von Arembera angelegt hat.

X.

Rom, Aschermittwoch, den 13. Februar 1839.

.... Die tolle Zeit ist vorüber, und morgen fahren wir nach Neapel; dies ist also mein letzter Brief aus Rom, und wenn Du mein flüchtiges Gekritzel entziffern kannst, wirst Du wenigstens die Skizzen echt römischer Lebensbilder darin erkennen. — Den 7. dieses Monats habe ich den Geburtstag der theuren M. auf eine Weise gefeiert, wie noch nie, und wie es eben nur hier möglich war, indem zu Ehren des Großfürsten von Rußland die St. Peterskuppel erleuchtet ward, was über alle Beschreibung prächtig war. Als wir Nachmittags auf den Petersplatz fuhren, sahen wir schon von der Engelsbrücke aus die Riesenkuppel wie eine Goldstickerei auf dem noch nicht dunkeln Himmel glänzen. Dann ließen wir den Wagen an einer Stelle halten, wo wir die ganze Colonnade und die beiden zauberhaften Springbrunnen gerade im Auge hatten. Je mehr nun die Nacht hereinbrach, desto herrlicher ward der Anblick: das Kreuz stand geradezu in Flammen, und der Glanz der Sterne funkelte in diese Pracht hinein, ohne sie zu stören. Dabei spielte ein volles Orchester Märsche und Symphonieen, die zauberisch die Dunkelheit der niedern Sphäre durchrauschten. Plötzlich wandelte sich in größter Schnelligkeit das Lampenlicht in

noch viel helleres Brillantfeuer, der ganze Platz war hell wie am Tage und sah riesenmäßig aus, und die Fontainen wehten wie silberne Schleier und sprühten Diamanten im Wiederschein des Lichts. Nachdem wir recht lange in diesem Zauber geschwelgt hatten, fuhren wir noch auf den Monte Pincio, von wo der Anblick fast noch schöner war, als in der Nähe, weil hier keine Vordergebäude den Eindruck der erhabenen Kuppel störten. Wie eine Lichtgestalt aus der Feenwelt stand sie da, und alles Andere verschwand vor ihrer Herrlichkeit.

.... Der Carneval in Rom ist eine ganz andere Begebenheit, als der Carneval in Köln, — ein Volksfest im eigentlichsten Sinne des Wortes. Die Boutiquen auf dem Corso sind gesperrt, die Fenster und Balcone mit Teppichen, meist von rother Seide, behangen; auf dem Trottoir sind Stühle für die Zuschauer hingestellt, und um 2 Uhr zieht das Militär auf, um Ordnung zu halten. Um diese Stunde beginnt die Wagenfahrt, bei welcher man nicht zu schöne Kleider anzieht, weil man von allen Seiten, von unten und von oben, so derbe mit Bonbons überschüttet wird, daß man sich Masken von feinem Draht vor das Gesicht halten muß, um nicht blessirt zu werden. Einige werfen sogar mit Mehl, und immer lauter, immer toller wird die Ausgelassenheit der Masken und des Volks, das aber in diesen Tagen durchaus harmlos ist. Es scheint dies zu ihrer Religion zu gehören; denn sonst sind die Römer in der Leidenschaft fürchterlich, — ein Dolchstoß ist bei ihnen so alltäglich, wie bei uns ein Faustschlag. — Der Corso ist ungeheuer lang, gewiß so

lang wie ganz Köln, vom Severinthor bis zum Elgelſtein, und dies iſt der Ballſaal, der römiſche Gürzenich, wo alle Späße ausgeführt, alle Streiche geſpielt werden, wo über hunderttauſend Menſchen auf einmal verſammelt ſind und lachen, ſchreien, heulen, je nachdem ihre Laune oder ihre Maske ſie dazu treibt. Forchhammer, der einige Mal maskirt herum gegangen iſt, hat mir aber geſagt, daß von eigentlich improviſirtem Witze nicht viel zu merken iſt. Die meiſten Masken, die ihre Rolle durchführen wollen, halten eigens dazu gemachte und einſtudirte Reden, oft halbe Stunden lang, ohne abzubrechen, aber ſtets mit Laune und komiſchen Geberden. Dies ſind meiſt Advocati- und Conte-Masken, unter welchen letztern ahnenſtolze, verarmte Adelige zu verſtehen ſind, die einen ſchönen Stammbaum und kaum ein Stück trockenes Brod haben. Die eleganten jungen Herren fahren entweder in weißen Jäckchen und Beinkleidern mit bunten Schürzen und breitkrämpigen Hüten, oder auch in Blufen, mit oder ohne Masken, herum und haben in ihrem Wagen eine Art Trog mit Bonbons, die ſie mit Schaufeln in allen Richtungen umherwerfen.

Am eigenthümlichſten und tollſten aber iſt der letzte Tag, oder vielmehr der letzte Abend nach dem Pferderennen, das Feſt der Moccoli oder Moccoletti, bei welchem die große, wogende Volksmenge auf der Straße nicht allein, ſondern auch alle Zuſchauer auf den Balconen, in den Fenſtern bis in die oberſten Stockwerke, mit Lichtern bewaffnet ſind, die Jeder dem Andern auf alle mögliche Art, durch naſſe Tücher, durch Ausputzer, durch lange

Stöcke oder Beſen, und was man nur erwiſchen kann, auszulöſchen ſucht. Der lange Corſo gleicht einer Milchſtraße von Sternen, die ſich wie Irrlichter hin und her bewegen; und dabei ſchreit Alles — senza moccoletto! iſt der Jubelruf, der jedem gelungenen Auslöſchen folgt; kurz, es iſt ein Lärm, dem gar nichts Anderes gleich kommt, faſt betäubend, aber durchaus fröhlicher Natur. Uebrigens kann ich doch nur einſtimmen in das, was Göthe in ſeinen römiſchen Briefen vor einundfünfzig Jahren ſchrieb: „Es iſt eine entſetzliche Seccatur, Andere toll zu ſehen, wenn man nicht ſelbſt angeſteckt iſt.“

XI.

Neapel, 17. Februar 1839.

.... Am Aſchermittwoch fuhren wir noch einmal in die Peterskirche, noch einmal in das Pantheon, machten Abſchieds-Viſiten und empfingen die Bekannten, die uns noch Lebewohl ſagen wollten; — und am 14., Morgens 9½ Uhr, hatten wir Rom im Rücken. Durch eine häßliche Gegend muß man ſich im Anfang durcharbeiten, bis man nach Albano kommt, und auch dieſes verliert ſehr, wenn die Bäume unbelaubt ſind; daher freute ich mich, daß wir ſchon Nachmittags 4 Uhr Velletri erreichten, wo wir einen herrlichen Spaziergang machten und auf dem Söller des Pallaſtes eines Fürſten Lancelotti einer reichen, ſchönen Ausſicht genoſſen. Links ziehen ſich die Appenninen hin, an Form den Rheinbergen bei Godesberg

ſehr ähnlich, wie auch die daran ſtoßende Ebene an denſelben Ort erinnert; rechts aber iſt das Meer, woraus die Inſel der Circe ſich blau und geheimnißvoll erhebt. Es war die ſchönſte Abendbeleuchtung: Velletri erſchien mir reizend, — aber die Stadt iſt eine Cloake, horribel! Den folgenden Tag wollten wir bis Molo di Gaëta gelangen, und traten daher noch vor Sonnenaufgang unſern Weg an. Die pontiniſchen Sümpfe waren ſchnell durcheilt, und wir kamen noch vor Mittag nach Terracina. Der ſteile Berg, an dem die maleriſche Stadt hängt, iſt mit Orange-, Oliven- und Palm-Bäumen bedeckt, und ganz nahe zur Rechten rauſcht das Meer, das ich hier zum erſten Mal wieder hörte, wie es bald laut und bald verſchwebend mit vollem Wogen-Orcheſter ſeine Beethoven'ſchen Symphonieen ſpielte. — Zwiſchen Terracina und Itri ſahen wir die Feſte, von der aus Fra Diavolo die Franzoſen beunruhigte; eine wilde Gegend, ganz geeignet für Räubereien, die hier auch nichts Seltenes ſind. Bald aber kommt man wieder in das liebliche Thal, wo keine anderen Bäume wachſen, als Oliven, Orangen und Cypreſſen, ſo daß es auch jetzt im Winter vollkommen grün und buſchig erſchien. Endlich erreichten wir Molo di Gaëta. Ich habe Dir oft von dem Eindruck geſprochen, den dieſes Paradies auf mich machte, da ich es zum erſten Mal als junges Mädchen ſah. Ich fand Alles wieder, wie es mein Gedächtniß aufbewahrt hatte, und in meinem Herzen dieſelbe Fähigkeit, mich der herrlichen Natur zu erfreuen, die es damals ſchon beſaß. Was hat ſich zugetragen in dieſen zwanzig

Jahren! Trauriges und Frohes mancher Art. Und was wird ſich in den nächſten zwanzig Jahren noch zutragen, die mir der Himmel leicht für dieſes Erdenleben noch beſtimmen kann? Ich möchte es um alle Schätze der Welt nicht wiſſen!

Wir ſchwärmten auf dem Altan unſeres Wirthshauſes, der Villa Cicerone, bis in die Nacht, ſaßen mit Tagesanbruch wieder im Wagen und kamen um 3 Uhr in dem himmliſchen Neapel an, wo eine angenehme Wohnung auf der Chiaja für uns in Bereitſchaft ſtand. Aus meinem Fenſter überſehe ich einen hübſchen, mit Orangebäumen gefüllten Garten, und wenn der Berg, der St. Elmo trägt, nicht feſt mehr auf den Füßen ſtände, würde es mir gerade auf den Schreibtiſch fallen.

XII.

Neapel, 7. März 1839.

.... Ich gehe hier weit mehr in Geſellſchaft, als in Rom, und komme weniger zum Schreiben; Du mußt daher Auguſt ſagen, der einliegende Brief an ihn wäre auch für die Anderen geſchrieben.

„Wie oft ich Euch herwünſche, Ihr dummen Kinder alle zuſammen, das denkt Ihr Euch gar nicht; es iſt ſo wunderſchön hier und gibt ſo viele Sachen zu ſehen, die Euch königlich amuſiren würden. Unter anderen die prächtigen Ruinen, auf denen Ihr Knaben nach Herzensluſt herum klettern könntet. Und was würdet Ihr Spitzbuben

für Orangen freſſen, mit denen die Betteljungen hier Ball ſpielen, wie bei uns mit wilden Kaſtanien! Neulich machten wir auch eine Waſſerfahrt auf einer kleinen Barke, die luſtig auf den klaren Wellen mit uns auf- und abtanzte. Wir fuhren an der Inſel Niſida vorbei nach der „„Schule des Virgil““, ſo heißt nämlich eine hübſche Ruine auf einem kleinen Vorgebirge. Am ganzen Ufer entlang ſind die prachtvollſten Höhlen und Grotten, in welche das Meer hineinſpült, und darüber alte Bogen und verfallene Terraſſen, alles mit indianiſchen Feigen und Immergrün bedeckt. — Vor einigen Tagen habe ich auch eine größere Tour gemacht, nach Baja, einem Luſtorte der alten Römer, wo ſie die ſchönſten Landhäuſer hatten und See- und Mineral-Bäder gebrauchten. Erſt ging's durch die Grotte von Pauſilippo, fünf Minuten im Trabe, alſo müßte man wohl zehn Minuten geben. Die Grotte geht ſchnurgerade durch den Berg, und an einem Tage des Jahres ſcheint die Sonne, wenn ſie ganz niedrig ſteht, gerade hindurch, während ſie ſonſt immer dunkel und von wenigen Lampen ſchwach erleuchtet iſt, ſo daß mich immer eine kleine Angſt befällt, wenn ich durch den ſchmalen, hochgewölbten Gang fahre, den man aber paſſiren muß, wenn man von dieſer Seite zu Lande nach Neapel kommen will. Eine halbe Stunde weiter erreicht man das Meeresufer, — rechts ein hoher Fels, links das Meer und die Inſeln Niſida, Procida, Capri und Iſchia. Baja liegt in einer Bucht, deren äußerſte Spitze, Cap Miſene, in der Form eines ungeheuren Grabhügels ſeinen Fuß in das Waſſer ſtreckt. Hier ſoll der Trompeter des

Aeneas begraben liegen. Bald darauf kamen wir zu einem großen Bogen, Arco felice, dem alten Thore von Cuma, wo die berühmte Sibylle lebte, von der Papa Dir erzählen kann, falls Du mit zwölf Jahren noch so dumm wärest, es nicht zu wissen. Wir besuchten auch die Grotte der alten Sibylle am Lago di Averno. Man wird von Männern hineingetragen, weil man sonst bis über die Kniee im Wasser waten müßte; drinnen sieht man aber gar nichts, und wenn man wieder herauskommt, ist man ganz schwarz vom Fackellichte; — kurz, es ist eine Attrappe. — In Fusaro, am See des Charon, wie ihn die Alten nannten, kauften wir Austern zu unserem Frühstück ein, die wir uns in Baja nebst kalten Hühnern und Eiern schmecken ließen. Dann besahen wir die Piscina mirabile, ein antikes Behältniß zum Aufbewahren des Süßwassers für die Flotte, mit herrlichen Bogen überwölbt, welche die Zeit durchbrochen hat und von welchen lange Kränze von Immergrün herunterhangen. In der Nähe besuchten wir auch drei prächtige Tempel, von denen der eine, der Venustempel, sehr gut erhalten ist; in dem Merkurtempel aber ist eine merkwürdige Art von Echo: jedes Wort, das eine Männerstimme spricht, wiederholt sich wie ein Geflüster, das ringsum läuft. Meine Stimme aber muß zu hoch sein, denn mir antwortete die Nymphe nicht. Endlich fuhren wir noch zu dem Ofen des Nero — i Stufi di Nerone —. Auf einem abschüssigen, abscheulichen Boden stiegen wir ein paar Minuten lang in eine große Höhle hinein und gelangten so mit vieler Mühe zu einem Bassin mit kochendem Wasser;

aber in dem ganzen Innern des sogenannten Ofens ist eine Hitze von 60 Grad, und man sagte mir, daß ich die erste Frau wäre, die bis in den Hintergrund dieser Höhle gelangte."

XIII.

Neapel, 23. März 1839.

.... Der Tag der Abreise naht; ich habe schon das neapolitanische Dampfschiff besucht, auf dem wir fahren sollen; es ist recht hübsch eingerichtet. — Ehe ich Neapel verlasse, will ich aber doch kurz mittheilen, was mich in dem bewegten Leben hier besonders interessirt hat und in meinen früheren Briefen noch nicht erwähnt ward. — Auf der Académie noble sah ich den ganzen Hof versammelt, der en masse nicht schön ist; die Musik aber war abscheulich. Nourrit sang, und ich war in der größten Verwunderung, wie ein solcher Gesang jemals hatte bewundert werden können. Doch mag ich nichts Uebles von ihm sagen, denn vierzehn Tage darauf hat er seinen fürchterlichen Sprung in den Tod gemacht, wie Du aus den Zeitungen wissen wirst; aber nicht aus gekränkter Eitelkeit, wie man allgemein drucken läßt, sondern, wie besser Unterrichtete versichern, weil die schöne Mlle. F. den Tag vorher mit einem Engländer durchgegangen war. — Weit besser mundeten mir die Austern in Frittura, die uns nach einer schönen Promenade über Capo di Monte in Bagnuoli erfrischten. Am 12. fuhr ich in sehr angeneh-

mer Gesellschaft nach Pompeji. Das Wetter war nicht eben schön, etwas rauh und grau, auch hat der Weg an sich nicht viel Interessantes. Du weißt, daß er durch Portici, Torre del Greco und Torre dell' Annunziata führt und an den Thoren von Pompeji endet. Wir gingen durch die Gräberstraße nach dem großen Theater, wo wir einem auf den Stufen des Amphitheaters für uns bereiteten delicaten Frühstück tüchtig zusprachen, um gestärkt die Ausgrabungen zu besichtigen. Ich will Dir nur erzählen, was mich als neu besonders frappirt hat. Erstens die vielen hübschen Wandgemälde in den neu eröffneten Zimmern und die außerordentliche Frische ihres Colorits; das pompejanische Roth und ein glühendes Gelb herrschen vor; dann architektonische Zeichnungen, unter andern eine mit einem Balkenplafond, quarirt und bunt gemalt. (Noch jetzt sieht man an sehr vielen italienischen Plafonds die Balken, und auf und zwischen diesen Bilder und Arabesken.) Ferner sah ich die Hinterwand eines Gartens, wie die Fortsetzung desselben bemalt, mit den buntesten Blumen und Vögeln aller Art zwischen Orangen und Citronen; mehre allerliebste Fontainen, mit bunten Muscheln geschmückt und ausgelegt, wie Lauben in einem holländischen Ziergarten, und ein eben erst ausgegrabener, sehr hübscher Tisch, mit einem Fuß in Gestalt einer Chimäre. — Welche Lust müßte es sein, ein pompejisches Haus zu besitzen und ganz in alter Weise meubliren und einrichten zu können! Uebrigens machte mir das Ganze einen so wehmüthigen Eindruck, daß mir oft die Thränen in die Augen kamen.

Bald darauf machte ich mit S. eine wunderhübsche Tour nach Castelamare. In einem Fiacre, mit einem Lazzaronibuben als Bedienten hinten auf, traten wir früh Morgens die Reise an. Es war das schönste Wetter, nur wehte ein etwas kühler Nordwind. Von Pompeji an geht der Weg, anstatt sich in die öde Campagna des Vesuv zu wenden, am Meeresufer weiter. Die ganze Fahrt dauerte drei Stunden. Wir stiegen in einem Wirthshause am Hafen ab, und frühstückten Beefsteaks und Eierkuchen, während zwei Ciuciari mit ihren langöhrigen Rößlein herbeigerufen wurden, um uns in der Umgegend herum zu führen. Wer die Möglichkeit hat, von seinem Wohnorte aus einen solchen Weg zu machen, der hat wahrlich schon sehr viel vor seinen übrigen Mitgeschöpfen voraus. Erst reitet man auf einem mit Steineichen bewachsenen Hügel ziemlich lange bergan; klare Bäche rauschen von den Felsen herab. Wo sich die Aussicht, die im Sommer durch reiche Belaubung gewöhnlich versteckt ist, öffnet, sieht man das weite blaue Meer, das mit seinen Umgebungen die mannigfaltigsten Landschaften bildet. An manchen der schönsten Punkte stiegen wir ab, um die herrlichen Aussichten mit mehr Muße betrachten zu können, namentlich auf dem Monte Coppolo, einem reizenden Punkte, wo man Castelamare zu Füßen und den ganzen Golf vor sich hat, umschlungen und begränzt vom Vesuv, von Neapel, Puzzuoli, Baja, Cap Misene und Ischia; — und bei dem alten Castel, das als Ruine die Gegend noch beherrscht und der Stadt ihren Namen gibt. So ritten wir weiter und weiter gegen Sorrent, bis

nach Puzzano, wo eine Dorfkirche und ein Telegraph — seltsame Nachbarschaft — unseren Streifereien ein Ende machten. — Als wir auf dem Rückwege durch Castelamare ritten, begegneten wir einem Stier, der zahm und fromm ohne Treiber von Haus zu Haus geht und sich, als ein großes Pflegekind der Stadt, sein Essen holt.

.... Eben komme ich von einem Gange durch die Stadt, den ich ganz allein unternommen, um einige Kleinigkeiten zu kaufen. Du machst Dir keinen Begriff von diesem Spectakel! Da kam eine Prozession heran, und plötzlich lag die ganze Menschenmenge auf den Knieen, die Wagen hielten still, und aller Lärm verstummte, bis der Zug vorüber war. — Von Bettlern würde man ohne Zweifel verschlungen werden, wenn sie Menschenfleisch fräßen; mitunter sieht man aber interessante und schöne Gesichter. So erhielt ich in einer Boutique auf meine Frage, ob ich schwarze Seide dort bekommen könne, eine verneinende Antwort von einem Ladendiener mit so schönen Augen und einem solchen Romanheldengesicht, daß ich stupefatto blieb. Aber Lungen haben diese Neapolitaner, wie die Blasbälge! Oft, obgleich wir's nun schon gewohnt sind, springen wir auf, um zu sehen, was vorfällt: — es ist ein Lazzaroni, der auf der Chiaja Aepfel und Orangen oder sonst etwas feilbietet und ausruft. Und dabei zeigen sie Einem ihre Waaren mit den einladendsten Gesten. Ah vedete che bella cosa e questa! rufen sie mit dem Ausdruck der größten Bewunderung, und am Ende ist es ein alter Seefisch oder so etwas.

.... Die Studi, oder das Museum, habe ich nur

zweimal beſuchen können, einmal um die pompejaniſchen Sachen zu ſehen, und das zweite Mal wegen der Gemälde und Statuen, wovon letztere beſonders prachtvoll ſind. Aber unter den Gemälden iſt ein Carton von Raphael, der mich wahrhaft ergriffen hat. Es iſt ein Moſes, ganz jugendlich gehalten, im kurzen Gewande, mit nackten Armen und Beinen, auf dem Gipfel des Berges Horeb, als ihm Jehovah im feurigen Buſch erſcheint; aber von der Erſcheinung ſieht man nichts, als den Eindruck, den ſie auf Moſes macht: — er hält die Hand vor die Augen — es iſt göttlich!

.... Heute Abends machten wir eine Spazierfahrt auf der Strada nuova. Noch nie habe ich Neapel ſo himmliſch geſehen. Die Sonne ging eben unter; die Küſte von Sorrent war in Violet und Azur getaucht; der Himmel, das Meer, alles klar wie Kryſtall. Ganz Neapel ſah aus wie ein blauer Edelſtein.

Die Fürstin Gallitzin
und ihre Freunde.

Von

Levin Schücking.

Um die Lebensentwickelungen der denkwürdigen Frau, welche hier verfolgt werden sollen, richtig aufzufassen, muß zuvörderst an den Zustand der Gesellschaft Europa's erinnert werden, der vor und während der französischen Revolution herrschte; — am liebsten wäre es mir, wenn die Phantasie meine Leser in ein einsames Waldschloß versetzte, das, nach Mansard's Zeichnungen erbaut, mit seinem Schnörkel- und Muschelschmuck, seinen Marmorkaminen und großblumigen Seiden-Tapeten als ein Zeuge verschwundenen üppigen Lebensgenusses und als Grab rauschender Lust dasteht. Aus den großscheibigen Ochsenaugen blickt es wie klagend über die innere Leere und Hohlheit in die langen, schnurgeraden Alleen des Parks hinab, durch den die schallenden Hörner der Parforcejagden nicht mehr tönen, sondern nur sinkende Aeste rauschen und falbes Laub im Winde flattert; im Innern aber ist Alles still; nur wenn ihr die weit durch die öden Gemächer hallende Thür zuschlagt, rauschen in der Zugluft die Behänge, als würden die Gespenster der schwe-

ren alten Brocatroben wach und die seidenen Schleppen der gepuderten Hoffräulein. Dichter Staub wirbelt von den Bänden der Bibliothek auf, die ihr gesucht habt; da stehen sie in eleganten schweren Lederbänden, vergessen und vergilbt, die Denker und Dichter einer Zeit, deren Philosophen tiefer in die Quellen des Genusses, als die der Natur drangen, deren Dichter bessere Intriguen lebten, als erfanden, — Shaftesbury und Locke, Condillac und Holbach; daneben Bayle und Saint Evremont, Gresset und Bernis. Es war eine weisheitsarme Philosophie, welcher die meisten dieser Schriftsteller ihr Leben widmeten, und es ward Zeit, daß der Geist der Geschichte neue Ideen in Umlauf setzte; wie die geschmacklos decorirten Räume, in welchen sie jetzt modern, von den klaren und anmuthigen Verhältnissen griechischer Säulenstellungen, waren ihre Philosopheme von der Wahrheit einer idealen Welt verschieden. Und dennoch gingen sie in das Bewußtsein ihrer Zeit über: ihre Irrthümer begannen die Gesellschaft in das äußerste Verkommensein zu stürzen, und das Gemüth sah seine Stützen und Haltpunkte, wie von Würmern zerfressen, mit allem Schönen und Großen in ein ungeheures Grab zusammensinken. Darüber trieben die sorglosen Kinder der Zeit wie in tollem Maskenscherze sich um, bis der Rachegeist der Weltgeschichte sein quos ego dem leichtsinnigen Geschlechte zurief und wie der Enosichthon unter seinen Stürmen den Erdball zittern machte, bis die rauschende Schlachtmusik der Marseillaise ihrer Donner Echo an den fernsten Felsen Europa's fand, um aus dem Schlummer zu wecken,

was in üppigen Opiumträumen der Schlemmerei lag. Es ward eine ſchreckliche Zeit, welche nun die Welt aus ihren Fugen reißen wollte; aber ſchön auch wie eine am Nachthimmel aufflammende Feuersbrunſt, in welche das geſchwellte Herz hineinjauchzen möchte, ließe das Wehegeheul der Unglücklichen es zu Worten kommen. Die verderblichen züngelnden Flammen, ihre durch das Krachen der Zerſtörung brauſende Lohe ſpiegelt ein unfern liegender ſtiller See; er glänzt hell auf in dem Scheine, der die Waſſerlilien mit Purpur färbt und wie Smaragd die Schilfesblätter ſchimmern läßt; aber er liegt da in ſpiegelglatter Ruhe und horcht auf den Wind, der durch die Uferweiden heftiger ſäuſelt, als erzähle er ihnen ſchadenfroh, welch Unheil er dort im Brande anfache.

Ein Bild wie dieſer See in ſolcher ſtillen, durch die nahen Flammen der Zerſtörung verklärten, Heiterkeit iſt eine milde, erhabene Frauengeſtalt, die in den Hainen Weſtphalens geborgen, die Stürme der Geſchichte ruhig an ſich vorüberrauſchen ließ, durch deren Bruſt nach einander alle die Gedanken zogen, welche im achtzehnten Jahrhundert das Gewebe der hiſtoriſchen Ereigniſſe geſchlungen haben, und im neunzehnten noch hier und da den dunklern Einſchlag zwiſchen die glänzenderen Fäden bilden.

Die Gräfin Amalia von Schmettau, Tochter des preußiſchen General-Feldmarſchalls von Schmettau, geboren 1748 zu Berlin, zu Breslau in der katholiſchen Religion erzogen, vereinte mit allen Eigenſchaften, welche ein weibliches Weſen liebenswürdig und geliebt machen,

welche ſie zur bewunderten Salondame, zur Sonne der haute volée in den diplomatiſchen Kreiſen der holländiſchen Reſidenz erhoben, den männlich zerſetzenden, mathematiſchen Verſtand, der ſie an der Hand de la Metrie's in die Metaphyſik trieb und das, höherer Ahnungen ſich bewußte Gemüth, das ſie, Hülfe und Anhalt ſuchend unter den Atomen Diderot's, wie eine irrende Seele umherflattern ließ, in dem unendlichen, Schwindel erregenden Kreiſen den Anfang und das Ende zu finden. Später, als die liebende Sorge der Mutter ſie um ihrer Kinder willen allem Glanze der Welt entſagen ließ, wich der heiße Wiſſensdurſt des Mannes nicht von ihr, mit ihrem platoniſchen Freunde Hemſterhuys nach einer tiefern, gewichtigern Wahrheit zu forſchen, als die Baſis der sciences exactes zu tragen vermochte; und als ſie endlich den umfaſſenden Geiſt zur höchſten Schärfe entwickelt hatte, und für Fürſtenberg's große politiſche Ideen im wärmſten Intereſſe glühte, machte ſich zugleich in ihr das weibliche ſchwärmeriſche Gemüth geltend, um ſie mit völliger Gefühlsverſenkung an der Hand des welchen und doch ſo ritterlichen Stolberg in den Schooß des Katholicismus zu treiben. Aber es war kein dumpfer, kein fanatiſcher Katholicismus, der in Gemüthern wie das ihre, wie Fürſtenberg's und Sprickmann's wohnte, der ihren Freund Overberg zur ehrwürdigſten Prieſtergeſtalt machte, und frömmelnder Myſticismus iſt nicht durch ihre Schuld in den Kreis der „familia sacra“ gekommen, mindeſtens ſo lange ſie mit dem ſcharfen Auge ihres nach Licht ringenden Geiſtes in jedes Dunkel forſchte; ja, von den

reactionären Ereigniſſen unſerer Tage wäre Vieles nicht geſchehen, wäre ihr und des mathematiſchen Fürſtenberg Geiſt im Katholicismus waltend geblieben.

In der Entfernung von etwa einer Stunde von Münſter liegt eine Gruppe freundlicher Häuſer um einen weißgetünchten Kirchthurm geſammelt, der ſich zwiſchen Obſtbaumäſten in einem kleinen Fluſſe, der Werſe, ſpiegelt und ein angebautes hügelichtes Land beherrſcht — eine ſtille weſtphäliſche Landſchaft, von dichten Wallhecken durchſchnitten und von Eichenwäldern umſäumt, an die ſich die zerſtreuten Bauerhäuſer lehnen. Mit leiſem Wellenſchlage drängt ſich der Fluß durch dies friedliche Gefilde, und beſpült den Pachterhof zu Angelmodde, auf dem die Fürſtin Gallitzin die Sommermonate einer Reihe von Jahren zubrachte. Eine große Kammer und einige kleinere Stuben bildeten ihre glanzloſe Reſidenz; dort, um den altväterlichen Kamin, verſammelte ſie den Kreis ihrer Freunde, unter ihnen Hemſterhuys, Hamann, Jacobi und eine Menge damals gefeierter Namen, um über die höchſten Ideen, welche der Menſchheit am Herzen liegen, nach Klarheit zu ringen — während die Stimme empörter Völker, die draußen mit Kanonendonner in alle Lande jauchzte, daß ſie auf die Idee der Freiheit gekommen, der Lärm der Schlachten von Marengo und von Aspern ſich in dem Flüſtern der Zweige verlor, die vor ihren kleinen, bleigefaßten Fenſtern die Blätter im Winde wiegten. Und wenn auch der forſchende Geiſt in allen dieſen Gemüthern vorherrſchte, wenn auch außer Stolberg und dem jüngern, erſt gegen

das Lebensende der Fürſtin bei ihr eingeführten Sprickmann, ebenfalls Genoſſen des Hainbundes, in ihnen die poetiſche Quelle der Schwärmerei, ſo wie überhaupt das dichteriſche Element in ihrer Weltanſchauung mangelte, ſo umſchloß ſie doch alle ein ſo ſchwärmeriſch zärtliches Freundſchaftsband, daß der Geiſt unſerer gewöhnlichen Verbindungen der Art uns durchaus keinen Schlüſſel zum Verſtändniß desſelben mehr gibt. Von den Dichter-Freundſchaften jener ſentimentalern Periode unſerer Culturgeſchichte wiſſen wir zum Beiſpiel aus Klopſtock's Oden und Briefen, wie der Sänger des Meſſias an ſeinem Ebert, Schmidt, Gieſecke hing, und auch ſie könnten unſerem geſchwundenen Gemüth ein Räthſel werden, wenn nicht Platen's Sonette die Möglichkeit von Verhältniſſen bewieſen, die noch jetzt einem ſüddeutſchen, namentlich baieriſchen Gemüthe ein Bedürfniß ſein können, während die norddeutſche Kälte ihrer Umarmungen und Bruderküſſe ſpottet. Wie würde zum Beiſpiel ein Hegelianer auflachen, ſähe er einen Schellingianer voll empfindſamer Hingebung an der Bruſt ſeines Meiſters ruhen! In dem philoſophiſchen Kreiſe aber, den die Fürſtin Gallitzin um ſich gezogen hatte, herrſchte eine Liebe, welche durch die unendlichſte Gutmüthigkeit etwas Rührendes hatte, mag man immerhin ſie eine ſchönſeelige Entkräftung, eine gefühlvolle Ohnmacht ſchelten: Entkräftung und Ohnmacht wohnten wahrlich nicht in Fürſtenberg's und Hemſterhuys' ſtarken, männlichen Herzen, nicht in dem trotzigen, kräftigen Magus aus Norden, der dem übrigen Kreiſe freilich zwar am fremdeſten blieb, aber

doch mit der innigſten Bewunderung von ihm ſpricht. Zum Beiſpiel in einem Briefe an eine Freundin (ſ. Band VII, 388 von Roth's Ausgabe ſeiner Schriften): „Ach, liebſte Freundin! wie würden Sie in dem Kreiſe, wohin mich die Vorſehung geführt hat, auch wie in Ihrem Elemente ſein! Was für eine Welt, was für neue Erſcheinungen! was für Ideale der Menſchheit! Wie viel wird es koſten, ſich wieder zu entwöhnen, woran man ſich geſund und groß geſogen hat!" — Sie nannten ſich mit den herzlichſten Schmeichelnamen, duzten ſich, ſchrieben ſich Briefe über Briefe, dieſe nicht jugendlich oder dichteriſch bewegten, ſondern in philoſophiſch ernſter Ruhe ſtrebenden, im reifern Alter ſtehenden und den höchſten Kreiſen ariſtokratiſcher Glätte und Kälte angehörenden Menſchen, und in ihren Zuſchriften iſt es, als hörte man Otto Gieſecke von Meta's Liebe ſprechen, oder als läſe man ein Bruchſtück aus einem der ſchwärmeriſchen Romane von Sophie de la Roche. Daneben herrſcht in dieſen Briefen eine reiche Productionskraft an neuen ſchönen Gedanken, aber eine große Ohnmacht der Kritik, wie ſie überhaupt die Periode bezeichnet, in welcher die materialiſtiſche flache Philoſophie der Encyklopädiſten ein ſolches Terrain gewinnen konnte. —

Im Jahre 1768 war die Gräfin Amalia von Schmettau als Hofdame mit der Prinzeſſin Ferdinand von Preußen in die Bäder von Spaa und Aachen gereiſ't, wo der ruſſiſche Fürſt Dimitri von Gallitzin (oder Galyezin), von ihrer Schönheit, ihrem Geiſte und ihren muſicaliſchen Talenten angezogen, um ihre Hand warb und ſie erhielt.

Der Fürſt ſtand im Rufe hoher Bildung und Gelehrſamkeit, und war vertrauter Freund Diderot's und auch Voltaire's, deren kriechend ſchmeichleriſche Briefe ihn in den Augen der jungen Gräfin ſo verherrlichten, daß ſie von ihm die Vollendung ihrer, wie ſie fühlte, mangelhaften Erziehung hoffte. Ein ſolcher Beweggrund zur Ehe trug den Keim zu deren Vernichtung in ſich. „Glückliche Zeit meiner Unſchuld, meiner Täuſchungen," ſchrieb ſie an Hemſterhuys, „wie bald ſollteſt du ſchwinden!" — Ihr Gemahl führte ſie auf Reiſen, nach Petersburg und Paris; in ihm aber fand ſie außer viel Bonhommie weder das, was ſie geſucht hatte, noch in ſeinen Freunden, was ſie befriedigen konnte. Seine Gelehrſamkeit hatte unter Diderot's Leitung eine ſie durchaus abſtoßende Richtung genommen, und mehr noch mochten des Fürſten ausſchweifende Lebensart, ſeine etwas ruſſiſchen Sitten ſie von ihm entfremden; die pariſer Geſellſchaft, welche ſie ſpäter, bei einem zweiten Aufenthalte in der Welthauptſtadt, um für die Kaiſerin Katharina Spitzen einzukaufen, wieder beſuchte, ließ ſie bald die Entdeckung machen, daß das bunte Farbenſpiel des franzöſiſchen Witzes als Blendwerk um einen kleinen Kreis ſtets wiederkehrender Ideen ſich ziehe. Im Haag legte die Stellung ihres Gemahls als ruſſiſchen Geſandten ihr eine Repräſentation auf, die eine drückende Leere in ihrem Innern hervorbrachte, ein Heimweh nach etwas Höherem, welches, gewaltſam zurückgedrängt, ſie faſt keine Nacht ohne Thränen einſchlafen ließ. Die befriedigte Eitelkeit, welche an dem Glanze ihrer Erſcheinung ſich nährte, konnte ſie

nicht lange tröſten, wenn alles, was ſie umgab, ſie unbefriedigt ließ. So keimte der Entſchluß in ihr auf, ſich aus dem Glanze, worin ſie ſich unglücklich fand, zurück zu ziehen, um ihrem Wahrheitsdurſte und der Erziehung der beiden Kinder leben zu können, die ſie dem Fürſten geboren hatte. Diderot, welcher zweimal auf längere Zeit ihr Haus beſuchte, vermittelte bei jenem die Einwilligung, und um nun eine unüberſteigliche Kluft zwiſchen ſich und der Geſellſchaft zu bilden, ließ ſie ſich die Haare abſcheeren und nahm eine runde Perücke ſtatt der thurmhohen, gepuderten Friſur jener Zeit; hinterdrein wurden Reifröcke und Schnürbruſt geworfen.

Sie bezog darauf eine Meierei in der Nähe des Haags, die ſie Nithuyß (nicht zu Hauſe) nannte, nachdem nur die Fürſtin von Oranien, die Mutter des jetzt regierenden Königs von Holland, ſich das Recht vorbehalten hatte, ſie ferner beſuchen zu dürfen, und lebte dort von 1774 bis 1779.

Bei ihrem Eintritte in die Welt hatte dem Mädchen von fünfzehn bis ſechszehn Jahren die katholiſche Erziehung nichts gegeben, als eine quälende Angſt vor einer ewigen Sündenſtrafe: das Schreckbild der Hölle hatte ſie in eine Speculation getrieben, welche emſig nach einem beruhigenden Troſte dagegen ſtrebte, und ihr endlich, vermittelt durch ihre damals moderne Lectüre, die Idee von ſittlicher Lebenswürde und geiſtiger Schönheit als Grundprincip eines edlen Daſeins aufſchloß, das Glück aber in der Annäherung an dieſe Idee verhieß. Eine feurige Liebe zu dieſem Lebensideal und ſtarke Willenskraft in ſeiner

Verfolgung hielt ſie in der geiſtigen Verweſung der Welt um ſie her aufrecht. Das Buch „De l'esprit" führte ſie zuerſt in die Metaphyſik und regte eine Menge neuer Ideen in ihr an. Diderot's hohler und unerquicklicher Deismus oder Atheismus, wie man es nennen will, konnte hier am wenigſten ihrem Fragen nach dem „Warum" ſeiner Hypotheſen genügen, und ſo ſuchte ſie denn die Bekanntſchaft des tiefſinnigeren holländiſchen Philoſophen Hemſterhuys, der, von der Geſellſchaft wenig noch beachtet, in ihrer Nähe weilte. Er bekam den entſchiedenſten Einfluß auf ihre Ausbildung, wie ſie gegenſeitig auf die ſeine, und ward während ihrer Zurückgezogenheit in Holland ihr Freund, ihr Alles. Ihr Gedankenaustauſch durch tägliche gegenſeitige Beſuche und Briefe betraf Religion, Sitte, Erziehung und Staat (die politiſchen Beziehungen ſind in den Briefen in Chiffern geſchrieben), enthielt die geiſtreichſten pſychologiſchen Analyſen der mannigfachen Kräfte der Seele, der Grundidee des Lebens u. ſ. w. Dieſer Umgang mit Hemſterhuys bezeichnet die zweite Lebens- und Bildungs-Epoche der Fürſtin.

Von dem Leben dieſes „ihres Sokrates" iſt wenig überliefert worden. Er ward zu Franeker in Weſtfriesland am 27. December 1722 geboren, und war der Sohn des Tiberius Hemſterhuys, jenes Gelehrten, der die Philologie und kritiſche Archäologie auf die Höhe ſtellte, auf welche ſein Vaterland im Anfange des vorigen Jahrhunderts ſtolz ſein konnte, weil es die Nachbarländer weit darin zurückließ. Von ſeinem Vater hatte Franz Hemſterhuys eine philologiſche claſſiſche Bildung als Erbtheil

bekommen und früh ſeinen Geiſt mit der Weisheit Plato's und der ſokratiſchen Philoſophie genährt, deren Form, den Dialog, er in mehren ſeiner Schriften adoptirte. Der Geiſt ſeiner Zeit aber trieb die Denker in die sciences exactes, das heißt, diejenigen Wiſſenſchaften, worin Erfahrung und Anſchauung eine mathematiſche Ueberzeugung geben, alſo die mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften, in deren Tiefe ſeine Geiſtesſchärfe mit Leichtigkeit eindrang, damit noch die umfaſſendſten Kunſtſtudien verbindend. — Er hatte 1747 die Univerſität zu Leiden bezogen und lebte dann im Haag, eine Zeit lang erſter Commis in der Staatscanzlei der Hochmögenden und Mitglied des Directoriums der Zeichnungs-Akademie in Amſterdam.

Die sciences exactes hatten bei den Franzoſen und den ihnen folgenden Niederländern und Deutſchen oft einen atheiſtiſchen Naturalismus zur Grundlage oder in ihrer Begleitung. Es wurde ſogar zur Lehre, die Annahme eines Gottes ſei ein Hemmniß der Wiſſenſchaften, als etwas Unbegreifliches, als ein dem ſinnlichen, nur Sinnliches ermeſſenden Verſtande unerreichbarer Gegenſtand, deſſen Ergrübelung ſo unnütz ſei, wie ſchädlich trübend für das klare Auge der Verſtändigkeit. Wir nennen hier Diderot, Helvetius, d'Alembert, de la Metrie, Holbach, die in einem être suprême die erſte Urſache der Bewegung, aber ein eigenſchaftsloſes und unbeſtimmtes Etwas ſahen, welches das Ganze eint und zuſammenhält. In dieſem leeren Deismus (im Gegenſatze zum Theismus Plato's und des Chriſtenthums, welcher die ewige

Vernunft als Vorsehung, als den persönlichen Gott, den Schöpfer, moralischen Gesetzgeber und Gesetzvollstrecker verehrt) übersahen sie die reichere Innenwelt im Busen des Menschen — übersahen, wie hier der Mensch, im Gegensatze zu der Natur mit ihren unerschütterlichen Gesetzen und ihrem ursachlichen Zusammenhange der Nothwendigkeit, eine sittliche Freiheit besitzt, welche der Adel und der Stolz seines Wesens ist; sie verkannten das Ausgenommensein des Menschen von den äußeren Naturgesetzen, das Erhabensein über ihre Triebe und den darin liegenden Fingerzeig auf eine Urfreiheit und den Born, aus dem allein das Wesen seiner vernünftig freien Geistigkeit fließen kann. Mit dieser Gottverwandtschaft der sittlich freien, das wahre Gute, Schöne und Göttliche ersehnenden Seele blieb ihnen denn zugleich deren Unsterblichkeit unentdeckt.

Die höhere innere Welt des freien, unsterblichen Geistes nun — welche, wie Hemsterhuys sagt, zur Zeit des herrschenden Naturalismus und der Sophistik unter den Griechen Sokrates entdeckte, und in welcher er den sicher leitenden Faden aus den Labyrinthen einer falschen und verkehrten Philosophie fand — stellte unser, dem Sokrates verwandter Philosoph unter ähnlichen Zeitverirrungen eines freilich ungleich wissenschaftlicheren und unendlich ausgebildeteren Naturalismus seinem Jahrhundert entgegen. Die Wahrheit seiner Denkresultate vertheidigte er durch die sinnreichsten, zum Theil von ihm neu erfundenen Argumente und Schlüsse, fast bis zu der mathematischen Gewißheit, welche die Gewöhnung an die

sciences exactes erheischte. Und wie die Zeit, welche Hemsterhuys zu bekämpfen hatte, wissenschaftlicher war, als die, gegen welche die sokratische Philosophie ankämpfte, so war auch er sich einer tiefern, weil christlichern, Auffassung des von Sokrates „gleichsam neu entdeckten Reiches der Freiheit" bewußt.

In der Lehre von dem Ursprunge, der Gränze und dem Umfange der menschlichen Erkenntnisse zum Theil Locke und Condillac folgend, welche außer dem äußern Sinne für die Natur nur noch den innern psychologischen Sinn für die Seelenzustände annahmen, ergänzte und verklärte Hemsterhuys diese Noetik oder Erkenntnißlehre durch einen innern höheren moralischen Sinn der sittlichen Gefuhle und des eben so unläugbaren, in diesem Gebiete richterlich entscheidenden und unterscheidenden Vermögen des Gewissens, welches zu den moralischen Gefühlen sich verhält, wie der unterscheidende Verstand zum sinnlichen Inhalte der Einbildungskraft. Locke nahm bekanntlich als Basis aller Philosophie die bloße äußere Sensation, verbunden mit der innern psychologischen Reflexion an; Condillac verwarf in seiner Lehre von der Transformation der Sensationen sogar diese innere psychologische Reflexion. Wenn nun auch Hemsterhuys in manchen Stücken dem Sensualismus Condillac's und Locke's Lehre vom Ursprunge der menschlichen Vorstellung huldigte, so ist doch andererseits bei ihm das Studium von Plato's Intellectualismus und dessen Einfluß auf seine Philosophie wirkungsreich genug gewesen, um ihn unendlich hoch über ihre Denkresultate zu stellen.

In den Naturwiſſenſchaften iſt Hemſterhuys als Schüler Newton's zu betrachten; wenn er aber auch in deſſen Naturphiloſophie das feurige Zeugniß des großen Mannes für den Schöpfer der Natur fand, ſo mochte dennoch mehr das Studium chriſtlicher Philoſophie und der eigene Reichthum des Gemüths ihn zum Kampfe gegen die Irreligioſität der damaligen Wiſſenſchaften, namentlich der phyſicaliſchen, drängen — ein Kampf, welchen er mit um ſo glänzenderm Erfolge für ſeine chriſtlich-platoniſchen Anſchauungen ausfocht, weil er als Meiſter in den sciences exactes die Gegner mit ihren eigenen Waffen ſchlug.

So iſt Hemſterhuys in ſeiner Ethik und Erkenntnißlehre Sokratiker, in ſeiner Naturphiloſophie Newtonianer zu nennen, wiewohl er mit ſeinem reichen, zartbeſaiteten Innern, mit ſeinem erfinderiſchen Scharfſinn und überraſchender Combinationsgabe, mit dem hohen Talente, vermittelſt des Zauberſtabs der Analogie in den diſparateſten und entlegenſten Gebieten Uebereinſtimmung und gleichförmiges Geſetz zu entdecken, in beiden Sphären als origineller Denker auftritt und Entdecker ſo mancher neuen, lichtgebenden Wahrheit iſt. Als Beleg für die Zartheit ſeiner Denkweiſe und des Gefühls, womit er die Rechte des Gemüths dem bloßen ſinnlichen Verſtande gegenüber geltend machte, kann ſein Ausſpruch angeführt werden: „Ein einziger Seufzer nach etwas Höherem und Beſſerem, als dieſe Welt unſerem Verlangen gewähren kann, iſt mehr, als ein mathematiſcher Beweis der Unſterblichkeit," — welcher ihm vorzüglich Jacobi's

Freundschaft gewann. Die hohe „attische Eleganz seiner Schreibart, die oft nur ein unnachahmlicher Lebenshauch ist," hat schon Georg Forster in seinen „Ansichten vom Rhein" gepriesen. Frau von Stael sagt von ihm: „Drei Männer, Lessing, Hemsterhuys und Jacobi, wurden die Vorläufer Kant's. Sie stifteten keine Schule, weil sie kein System bildeten; aber sie begannen den Angriff auf die Materialisten. Hemsterhuys war der Erste, der in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in seinen Schriften die meisten der Ideen enthüllte, worauf die deutsche Schule gegründet ist. Sein sittliches Gefühl und seine zarte Schönheitsliebe müssen wir in seinen Schriften bewundern. Er ist einer der Ersten, welche die Beziehung zwischen dem freien Willen und der stoischen Philosophie gefühlt haben." —

Man kann Hemsterhuys gewiß nicht bibelgläubig nennen, aber er trug die innigste Verehrung für den Geist des Christenthums zur Schau, wo er Schriftstellen mit wahrhaft erhabener Exegese citirt. Als Beispiel von seiner Gabe, aus der Analogie die scharfsinnigsten Schlüsse zu ziehen, und von seinem, so zu sagen, philosophischen Witze möge folgende Stelle aus seinen Schriften hier Platz finden. (I. 242 der deutschen Uebersetzung, Leipzig 1782.)

„Die Sensorien des Gefühls sind:

Undurchdringlichkeit — Wärme — Angenehmes;

die des Gehörs:

Mensur — Ton — Harmonie (Melodie);

die des Gesichts:

Umriß — Farbe — Schönheit.

„Aus dem moraliſchen Sinn ergeben ſich ebenfalls drei verſchiedene Arten von Senſationen:

Verlangen — Pflicht — Tugend.

„In dieſen vier Sinnen gibt es vier Senſationen, welche auf einander viel Beziehung zu haben ſcheinen, von Tugend, Schönheit, Harmonie und Angenehmem, wie ihr Gegentheil, die Senſationen von Laſter, Häßlichkeit, Mißlaut, Unangenehmem. Man könnte hieraus ſchließen, daß entweder der moraliſche Sinn in Verbindung mit den übrigen Sinnen ſteht, oder auch, daß die Seiten des Weltalls, die gegen dieſe verſchiedenen Organe gekehrt ſind, einander nicht ſo außerordentlich ungleich ſind, als ſie es auf den erſten Anblick ſcheinen.

„Die intellectuelle oder anſchauende Fähigkeit bildet aus der Senſation von Verlangen und aus der von Pflicht den allgemeinen Begriff von Tugend: aus den Senſationen von Umriß und von Farbe bildet ſie den allgemeinen Begriff von Schönheit; ferner aus der Senſation von Menſur und von Ton den allgemeinen Begriff von Harmonie. Bei ihren Handlungen ordnet ſie Verlangen und Pflichten dergeſtalt zuſammen, daß daraus die Tugend, — bei ihren Gemälden die Umriſſe und Farben dergeſtalt, daß daraus die Schönheit, — bei ihrer Muſik Menſur und Töne dergeſtalt, daß daraus Harmonie reſultiren", u. ſ. w. Als Beiſpiel von dem Scharfſinnigen ſeiner Argumente für die Immaterialität der Seele ſ. a. a. O. S. 175, als charakteriſtiſche Andeutung für die Tendenz

seiner Philosophie S. 266, wo ausgeführt wird, wie die Religion, das Resultat der Beziehung des Einzelnen zum höchsten Wesen, in der Erfüllung der Pflichten gegen dieses besteht; diese Erfüllung kann nur auf zweierlei Pflichten sich richten: 1) auf den Gottesdienst reiner Bewunderung und Liebe, nicht des „Gebets", welches im Bittenden Unzulänglichkeit, im Gebetenen Mangel an gutem Willen voraussetzt, ein Schluß, den aber die Offenbarung widerlegt; 2) auf die Bemühung, unsere Gedanken der ewigen Ordnung nach Maßgabe des Gewissens in den Augen des höchsten Wesens gleichförmig zu machen — wie unsere Handlungen es der bürgerlichen Ordnung in den Augen der Gesellschaft zu sein scheinen *)."

*) Siehe über Hemsterhuys den Artikel im brockhaus'schen Conversations-Lexiken und: **Biographie universelle, tom. XX.** Paris **1817**. Auf die Trefflichkeit seiner Philosophie ist auch aufmerksam gemacht in dem geistreichen, durch neue Beobachtungen und Aufschlüsse so verdienstlichen Werke: Die Sinne des Menschen von Jourtual, **1827**. — früher von Jean Paul in der Vorschule zur Aesthetik. Siehe ferner: **Proeve eener Lofrede op Frans Hemsterhuys, door P. H. Tijdeman, Leiden 1831**, wo es mit etwas zu großem holländischem Patriotismus heißt: „Was ist die düstere oberflächliche Naturkunde eines Condillac, was die verwickelte Sprache eines Kant, was sind die angenommenen Ideen eines Leibnitz über den Einfluß der Seele auf den Körper, verglichen mit der Deutlichkeit der Vorstellung und Helle der Ideen des Hemsterhuys? Seine Philosophie ist die der Kinder, die des Sokrates; es ist die Philosophie, die

Wie Sokrates behauptet, von der weiſen Mantineerin Diotima ſeine höhere Wiſſenſchaft und die Weihe in den Geheimniſſen des himmliſchen Eros empfangen zu haben, worin er allein ſich rühmte, ein Wiſſender zu ſein, ſo nannte Hemſterhuys die Fürſtin Gallitzin ſeine Dietima, er ſich Diokles, und die in ſeinen Werken: „Simon, von den Kräften der Seele", „Aleris, das goldene Zeitalter", ausgeſprochenen Gedanken betrachtete

---

wir auf dem Grunde unſeres Herzens finden würden, nähmen wir uns die Mühe, ſie dort zu ſuchen." „Hij is" — fährt Tijdeman fort — „**als die arend, die met den luchtstroom medegevoerd, met niet bewogen vlerken boven de wolken zweeft en zijne vlugt rigt naar den wil van den God der winden: zoo ook streeft de deugdzame en gelukkige zonder ophouden naar hetzelfde doel, terwijl hy zich rigt naar den wil van den Allerhoogsten en hierin het ware geluk zal vinden! Onsterfelijke Hemsterhuys! uit eene borst, die rein en menschelijk gevoelde, vloeiden uwe denkbeelden en woorden: daarom stroomden zij en zullen altijd stroomen in iedere borst met menschelijk gevoel vervuld!**" — Vergl. endlich: J. Reeb, über Hemſterhuys und den Geiſt ſeiner Schriften, Frankf. a. M. **1817**, und S. van de Weyer, **Coup d'oeil sur la philosophie de Hemsterhuys, 1826.** Herder ſagt über die „**Lettre sur les désirs**" von Hemſterhuys: „Vielleicht hat ſeit Plato über die Natur des Verlangens Niemand ſo reich und ſo fein gedacht, als unſer Autor. Sein Syſtem iſt ſo groß wie die Welt, ewig wie Gott und unſere Seele", u. ſ. w. S. Liebe und Selbſtheit im „Deutſchen Merkur" **1781**, December.

er als ihr Eigenthum. Was ſie zuſammen auf Spaziergängen, während ſeiner Beſuche in Münſter, über pſychologiſche Begründung von äſthetiſcher Kritik, Pädagogik u. ſ. w. verhandelten, arbeitete er ſpäter im Haag aus und legte ihr ſeine Schriften zu beliebigen Veränderungen vor. Nichts ſtörte dies warme Freundſchaftsverhältniß; während ihres Aufenthalts in Münſter beſuchte er ſie in Geſellſchaft ihres Gemahls jeden Sommer auf mehre Wochen, bis zu ſeinem Tode 1790, und nur in der letzten Zeit verſtand Hemſterhuys die Fürſtin nicht mehr in ihrer katholiſchen Richtung: ſie ſelbſt hielt ihn für ſtolz und glaubte, das ſchonen zu müſſen, was ihr als ſeine philoſophiſchen Vorurtheile erſchien. Sie ſagte über ihn: „Von ſanfter Gemüthsart, aber anziehend und geiſtreich im Verkehr mit Gleichgeſinnten, war er zurückhaltend im Umgang mit der Welt. Einfach in ſeinem Leben, beſcheiden in ſeinen Sitten, beſaß er jene Heiterkeit, die das Streben nach dem Guten begleitet."

Das edle Freundſchaftsverhältniß zwiſchen Hemſterhuys und der Fürſtin, das mit platoniſcher Reinheit eine ſeltene Wärme des Gefühls verband, wozu ſich das in ihrer Welt unbefriedigt gebliebene Liebesbedürfniß einer weiblich fühlenden Seele geläutert zu haben ſcheint, erhellt am deutlichſten aus Briefen der Fürſtin an Hemſterhuys, die ich hier, die unorthographiſche und zuweilen fehlerhafte Schreibart nur um des Verſtändniſſes willen beſſernd, mittheile:

9. Februar 1777.

Socrate incomparable!

La lecture de l'écrit divin que Vous m'avez communiqué, a altéré mon ame d'une soif ardente après sa suite, puisque la douce rosée de Votre éloquence s'étanche promptement:

„Liquidus puroque simillimus amni!"

C'est ainsi que Votre éloquence fertilise mon ame, c'est ainsi que Votre génie protecteur fit aimer et s'attacher à la philosophie celle qui jadis esclave d'un monde frivole! — Mais:

„Suavis est laborum praeteritorum memoria!"

Le tems me manque pour Vous dire tout ce que j'ai dans la pensée, ainsi je me borne a Vous saluer respectueusement et — — — — — tendrement — malgré la colère où Vous m'avez mise ce matin.

Vendredi soir à 10 h.

(Von Hemsterhuys empfangen 14. Febr. 1777.)

Mon cher Socrate!

Si je devine d'après ce que Vous avez eu la bonté de me témoigner souvent et sur les circonstances qui Vous environnent, j'ai lieu de me flatter, que j'occupe en effet une place assez considérable dans Votre coeur et comme cette assurance fait une grande partie de mon bonheur, il ne sauroit être vrai que *par la nature des choses*, le coeur n'ait qu'une seule place, dont on occupe rien ou tout, j'en appellerai a Vous qui avez sçu y réunir deux amis tels

que Mr. Fagel *) et Mr. van der Hope: je Vous demanderais encore, si dans cette attraction irrésistible qui selon Vos propres principes enchaine une ame vers une autre homogène, Vous eussiez pu ne pas aimer Diotime pendant la vie de Mr. Fagel, enfin j'en appellerois à ces illustres grecs, qui connaissoient si bien cette belle passion; Eudamidas, je crois que c'étoit là son nom, n'avait-il pas deux amis, Charivenus et Aretheus, auxquels il légua à sa mort à l'un le soin de nourir sa mère, à l'autre de marier sa fille — et Diotime, Socrate, comment oseriez-Vous la nommer Votre amie, si Vous étiez persuadé en effet, que n'ayant *par la nature des choses* qu'une place à donner dans son coeur; elle fut assez lâche pour Vous parler jamais (par le plus vile des mensonges) de celle que Vous y occupez? . . . . . Mais je ne suis pas la dupe de Votre ruse, Vous voulez me faire répéter ce que Vous aimez à entendre et Vous savez, que je ne demande pas mieux que d'avoir une bonne occasion de Vous dire,

*) François Fagel war der Freund Hemsterhuys' und befolgte eine ihm verwandte Richtung in der Philosophie. S. N. G. van Kampen Karakterkunde, II. 791. Andere Freunde unseres Philosophen waren Camper und Smeth, mit welchem er sich über die Kunst unterhielt und dem er den Brief „über die Bildhauerkunst" schrieb, in welchem sich ein scharfes ästhetisches Kennerauge und der gebildetste Geschmack zeigen, wofür auch die Anordnung seiner Gemmensammlung zeugt. Einen Bericht über diese hemsterhuys-gallitzin'sche Sammlung enthält Göthe's Werke, Taschenausgabe XXXIX, 313.

Socrate, mon ami! je Vous aime, Vous faites une partie essentielle de mon bonheur, — surtout depuis que j'ai sçu armer mon coeur contre les traits aigus, que Votre trop riche imagination lui lance et qui ne sont plus dangereux pour l'amitié, depuis que l'amitié elle-même prend soin d'en prévenir ou d'en guérir l'effet. — Si jamais la franchise, la confiance la plus entière et la plus parfaite, a eu le droit de toucher une ame, j'espère que celle de Diotime fera enfin son effet sur celle de Socrate, et qu'il parviendra à cet état heureux, le seul vraiment heureux même entre amis, où bien loin de douter l'un de l'autre, on plaint son ami des meaux qu'on souffre. Si Vous étiez dans cette douce sécurité, Vous plaindriez Diotime des meaux, qui ont troublé Votre journée, comme elle espère que cette épitre en sera le remède, et comme elle est persuadée qu'ils n'empêcheront pas qu'elle Vous voie demain.

(Empfangen 26. März 1777.)

Permettez moi de Vous rappeller que Vous avez bien voulu me promettre de porter un souvenir de Diotime; je demanderai plus encore, je Vous demanderai d'y jetter les yeux toutes les fois qu'il Vous prendroit envie de l'affliger de quelque manière que ce fut — c'est alors que je l'appellerais avec ravissement le talisman de l'amitié.

(Empfangen 16. April 1777.)

Ci-devant Vous me soupçonniez de mille choses, mais un changement à Votre égard y étoit si peu

compris, que je puis Vous produire encore une lettre écrite et signée de Votre main, où Vous me dites: de quelque défiance ou soupçons Vous puissiez m'aimer, „jamais au moins je ne douterai, je ne puis douter de Votre amitié; pour croire que Vous puissiez changer à mon égard, il faudroit que je crusse l'ame de Diotime vicieuse, et cela est impossible!" Voilà ce que Vous m'écrivitez au sein des orages et aujourd'hui dans le calme et la paix, dispositions dans lesquelles Vous Vous supposez avoir été hier et aujourd'hui en m'écrivant, Vous ne balancez point à attester ce changement, qui suppose à Votre avis mon ame vicieuse? Que voulez Vous que je pense de Votre franchise, lorsque Vous ajoutez à tout cela que Vous n'avez en vue que le chagrin que je Vous ai fû? etc.

Comment la sensibilité de cette ame se seroit-elle accommodée de s'entendre dire par celui, qui se nomme mon ami: „je le vois bien, Vous désirez que nos entrevues soient rares, Vous désirez de m'éloigner", etc. etc. — quoi? est-ce désirer Vous éloigner que d'être sans cesse occupée à arracher (s'il n'est pas possible d'anéantir) les épines, qui se font sentir dans notre commerce et à consolider ainsi nos liens? — est-ce vouloir Vous éloigner que d'imaginer un plan moyennant lequel, conciliant mes plaisirs avec mes devoirs, je Vous vois, ou puis Vous voir, si Vous le voulez, tous les jours 5 ou 6 heures de suite! Est-ce changer à Votre égard et Vous éloigner que le Vous confier tout ce qui me concerne, jusqu'à mes faiblesses, d'accepter Vos dons, de Vous demander de l'argent — ingrat!

(Empfangen 27. April 1777.)

Vous ne savez pas, quel mal Vous me fîtes hier en disant: „Avoir des plans, des vues! Tout ce beau château est détruit!“ Eh quoi ce sentiment qui fait braver tous les obstacles lorsqu'il s'agit de parvenir au but, qui fait son essence, est-il détruit par un leger obstacle? — Est-il quelque considération humaine, qui lorsqu'on est libre comme Socrate, puisse empêcher de suivre l'impulsion de son coeur? est-il de l'essence de ce sentiment de ne penser qu'il est possible de vivre à côté de ce qu'on aime, qu'à la condition que la fortune modique nous mette en état de *payer* ce plaisir, afin de ne pas être à charge? Mais au contraire; Socrate, Socrate! Diotime sans doute est bien éloignée de connaitre la délicatesse des sentimens, car jamais elle n'eût imaginé, qu'on puisse être à charge à son ami! et qu'il peut y avoir des considérations de fortune capable de l'en déparer. Diotime ne connoit qu'un seul lieu, auquel le devoir la forcerait de sacrifier ses penchants, s'ils étoient en concurrence, c'est à celui qui la lie, — non à un époux, ce titre d'institutions de la société ne serait pas même assez respectable pour elle en comparaison du lien sacré que Dieu et la nature seuls nouèrent, mais au père de ses enfans, parceque son coeur lui dit que ces êtres, du bonheur desquels la nature la chargea, pour ainsi dire constituent le premier de ces devoirs et qu'une partie de ce bonheur pour eux tient à l'intelligence, à la paix, à l'affection réciproque, en un mot à la concorde de leurs parents; et que comme une femme

(par les lois de cette société) est la partie subordonnée dans un ménage, il lui convient de sacrifier tout autre intérêt, le sien surtout (et dans ce sien l'ami joue sans doute le premier rôle) pendant ce court voyage qui constitue la vie humaine à cette bonne intelligence. Mais si je n'avais point d'enfans, je dirais hardiment: je commetterais un crime plutôt que de me séparer volontairement de mes amis, je ne connais rien sur la terre, qui ne soit subordonné à ce lien sacré. — — — — —

Bon soir, mon cher Socrate, je voulais avant de me coucher Vous dire ce que je n'ai pu Vous dire dans la semaine, dormez en paix et puisse le Dieu des songes Vous offrir Diotime dans la dernière misère, venant demander à ses amis de vêtemens pour la couvrir, et le pain pour exister, fière de leur devoir son existence et loin de penser, qu'elle puisse leur être à charge, se disant qu'ils sont heureux, en me faisant exister, ils le sont moins que moi, car tout ce qui m'environne, je le tiens des mains de ce que j'aime.

Munster, 22. Mars 1778.

Votre idée, mon cher Socrate, de Vous faire annoncer par la ville est très bonne et m'accomodera beaucoup, si Vous daignez Vous charger de me mettre sur le même billet, — ce qui n'étonne personne je suppose, puisque du tems de Nithuys nous en avions la réputation *conjointement*. — Depuis 6—7 ans que je suis ici, ma réputation a étrangement varié; par rapport à la religion j'ai passé tour à

tour pour grecque, athée, déiste et chrétienne, magicienne dans le sens de la secte soidisante en vogue, etc. — Quant aux moeurs cyniques, cette année à cause que je nage et fais nager mes enfans — et sévère piétiste depuis que notre nagerie en a fait nager d'autres: quant à mes sentimens sur l'amour, — (unleserliche Stelle) — platonicienne, folle lunatique, et quant à ma manière d'être à-peu-près toujours excentrique et folle. Adieu, mon cherissime Socrate, c'est tout ce que ma tête cavillionante me permet de Vous dire auj. pour l'instruction de Vos annonces. Que Dieu Vous soit en aide u. s. w.

Dimanche, soir le 5. Sept. 1779.

Oui, mon cher Socrate, je la sens, cette paisible béatitude que j'ai vainement essayé de Vous dépeindre, et je Vous la dois en plus grande partie, soit que je jette les yeux sur le présent ou sur le passé. La jouissance *si pure* de Votre amitié — jouissance qui pendant longtems m'avoit été interdite, est un nouveaux genre de jouissance, dont Vous ne sauriez avoir l'idée à moins d'entrer en moi — Vos lettres — Vos occupations, Vos peines même, puisque Vous voulez bien m'assurer que mon absence en est la source, deviennent pour mon ame attendrie des plaisirs — peut-être mélancholiques, mais que je ne troquerais pas contre tout ce qu'on honora jamais de ce nom, et la perspective assurée de notre réunion indissoluble sous des auspices de la Venus Uranie propice qui adoucirait pour moi le séjour des galères, si j'y étois condamnée, orne ma

solitude des images les plus douces — elle est ornée en outre des ouvrages de Votre main, car j'ai fait encadrer et suspendre Votre belle centauresse pour laquelle la critique de mes enfans est sans doute l'éloge le plus flatteur — car ils trouvèrent fort mauvais, que cette tete ait la physiognomie d'un cheval.

— — Mr. de Furstenberg, qui était attendu pour les examen de demain, ne vient que demain en huit, au grand regret des professeurs et des écoliers que l'espoir de sa présidence encourageait — il faut qu'il soit retenu par des affaires bien essentielles pour manquer à une cérémonie où sa présence enfle tant c'est ce que disent, les professeurs qui l'adorent presque — j'ai été touchée de la manière et du ton pénétré d'admiration et de reconnaissance dont le professeur Gertz s'exprima dernièrement vis-à-vis de moi en me parlant de l'époque de leur expulsion; — au sujet de ce grand homme il écrit cependant qu'il prie qu'on lui réserve pour la semaine prochaine *ses chers logiciens* et la partie des psychologues. Il fait ce qu'il dans cette disette d'encouragement que le stupide orgueil de la noblesse d'ici accroit par leur totale indifférence pour ces scènes publiques qu'ils dédaignent honorer de leur présence.

Munster, 29. Octobre 1779.

Ainsi, mon cher Socrate, je vous quitte puisque ainsi l'ordonne la sévère raison et m'en console en me disant: „quanto quisque sibi plura negaverit ob

dis plura ferit!“ C'est à Vous à réaliser mes espérances; le héros *) (mais je n'aime pas ce titre, car il est bien plus aisé d'être un héros que d'être ce qu'il est) Vous salue, Vous honore et Vous aime, mes enfans Vous embrassent.

Munster, 9. Novembre 1779.

J'attends Votre nourriture grecque avec impatience, mais je suis fâchée de voir par l'envoi que Vous comptez m'en faire, que Vous êtes loin de songer à revoir Munster; quoiqu'il en soit, c'est à cet égard que j'estorquerai Votre apophthegme en disant: faites ce que le coeur Vous dicte. J'espère que Vous êtes assez modeste en disant que Vous ne serez lisible que pour les ames initiées dans les mystères des ames grecques — leurs parties mystérieuses n'étaient pas leur plus beau côté et un dialogue où il s'agit des facultés de l'ame, de choses, que chacun portant en soi, peut sentir, il me semble que la clarté est essentielle; c'est pourquoi il me semble, qu'il ne faudroit pas mêler les instructions de *Διοτιμη* de poësies — au reste il me tarde de causer avec Vous de mes chers Grecs. Le seul défaut, que je connois à Munster, c'est qu'ils n'y sont pas assez connus et fêtés, mais ce défaut nait d'une belle cause au fond, c'est que Munster est le règne de sciences exactes — et la brillante clarté du soleil détruit l'intéressante clarté d'une belle lune — nous aimons la lune, mon cher Socrate, etc.

*) Fürſtenberg, ſonſt von ihr **le grand homme** genannt.

Munster, 17. Novembre 1779.

Cessez, cher Socrate, de mettre Votre tête à la torture pour traiter l'affaire en question, sur un ton qui n'est pas le vrai; *Vous avez fait une faute qui a enchaîné toutes les autres.* Vous Vous êtes précipité en prenant un engagement, que Vous ne pouviez remplir, mais que Vous vites *alors* trop dans l'éloignement pour songer, qu'il s'agiroit un jour de le remplir — ce moment arrivé cependant, Vous n'avez pas eu le courage d'avouer une bonne fois, que *Vous Vous êtes trompé*; ce défaut de courage a nécessité la suite de détours qu'il a fallu pour éviter une explication nette, il m'a jetté dans l'abîme où nous avons vécus trop longtems, mais enfin puisqu'il falloit un jour en sortir — félicitez-Vous d'avoir affaire à une amie assez juste, pour faire pencher la balance du total du côté de Vos bonnes qualités et n'abusez plus de ces dispositions — je Vous ai rendu Votre liberté et j'ai repris la mienne — tout détour est donc désormais superflu et seroit par conséquence inexcusable; assez et trop longtems j'ai assujetti mon sort, désormais je prétens le gouverner *seule*; assez et trop longtems j'ai sacrifié mon tems, mes facultés et mon bonheur — à nos tristes jeux — désormais je prétens les employer plus noblement — me livrer au travail et à des devoirs sérieux avec une tête libre, et rayer de l'amitié tout ce qui ne favoriseroit pas ce but, tout ce qui ne rend pas réciproquement plus heureux et *meilleur*, et je ne veux plus lier *qu'à moi seule* le soin de modifier mon sort sur ce but. Ce dessein

est si fermement pesé et résolu, qu'il n'est aucun effort humain capable de m'en détourner d'un seul pas, et quelque précieux que ne cessera de me paraître Votre commerce — je me verrois forcée pour notre bien commun de le rendre moins fréquent, si Vous persistiez à vouloir le fondre sur une illusion (unleferliche Stelle) — dissipée, entièrement dissipée. — — —

Adieu, mon cher Socrate, songez que je puis être encore pour Vous tout ce que je fus avant nos engagemens civiles — mais Vous savez à quelles conditions — si notre liaison est nécessaire à Votre bonheur, ne repoussez pas les seuls moyens que je Vous offre pour la rendre durable et utile à tout deux; regardons comme nuls les trois dernières années de notre commerce — et dans notre liberté réciproque elle puisera tout les charmes, dont elle est susceptible — tout autre voie nous est fermée et je ne puis en entendre parler, etc.

Munster, 18. Novembre 1779.

. . . . . Car en Vous assurant, qu'après avoir repris chacun notre liberté civile, je Vous offrais mon amitié telle qu'elle étoit avant nos engagemens civiles, c'est-à-dire avant que Vous Vous fussiez engagé à tout quitter pour me suivre à X. je n'ai cessé de sentir, que ces chaînes Vous pesaient et c'est l'aveu que je Vous demandais et qui Vous choque mal-à-propos, puisque Vous me le faites Vous-même sous une autre forme, en m'avouant

qu'en Vous engageant Vous avez regardé la chose dans le lointaine, que L. acheté Vous effraya et enfin que l'idée de notre façon d'être à nous trois auprès d'un petit village etc. Vous fit une peine horrible. — — — Le congé que Vous ne comprenez pas encore, il n'a pas tenu à moi que Vous le comprissiez, car je Vous ai dit: — jugez, combien ma situation vis-à-vis de Vous a été affreuse ces dernières années, parceque sentant nos liens au fond de mon ame, j'éprouve avec une espèce d'horreur que le moment de notre séparation est un bien pour moi.

Munster. 25. Novembre 1779.

J'attendrai Votre réponse à celle-ci, pour reprendre la plume ou pour l'abandonner à jamais — si c'est à ce dernier parti que Vous me condamnez, recevez ici l'assurance, que les voeux secrets de mon ame Vous accompagneront sans cesse et que mon coeur ne cessera de bénir Socrate. De manière ou d'autre je condamne tout ce que le passé eut de pénible à l'oubli le plus profond; que ne puis-je de même oublier un prestige trop flatteur!

Munster, 4 Novembre.

. . . . . Adieu, je Vous baise les mains; en vérité, S. il y a, sauf le respect que je dois à la

philosophie, un peu de folie dans Votre fait depuis quelque tems, plus j'y pense et plus je le crois. — Vous souvenez Vous, que nous avions une envie démésurée de faire des folies? — mais des folies gaies — si celle était du même genre encore, j'y participerais sans peine, mais celle-ci ressemble à des maux de tête, qui s'opposent continuellement à la liberté de penser. — Mes enfans Vous saluent et moi je Vous souhaite toutes sortes de bien et sourtout la faculté de rire d'un état qui ne Vous convient guère.

Ich habe hier aus einem Convolut von Briefen der Fürstin Gallitzin einige Stellen herausgehoben, welche am bezeichnendsten sind für ein Verhältniß so inniger und seltener Art, wie vielleicht nie zwischen Personen aus so verschiedenen Lebenskreisen ein ähnliches geherrscht hat. Ueberall in den übrigen Briefen spricht sich die herzlichste Zärtlichkeit, das sehnsüchtigste Verlangen nach Zusammensein aus; wie denn die Fürstin Kraft genug besaß, die Fesseln des Conventionellen abzustreifen, welche ihr die öfteren Besuche bei Hemsterhuys hätten untersagen können, und wieder Hoheit des Geistes genug, um der Schmähsucht der Welt über ihr platonisches Verhältniß unerreichbar zu bleiben. Was sie in ihren Briefen von „liens civiles" sagt, mag sich auf den Umstand beziehen, daß sie Hemsterhuys ein Jahrgehalt ausgesetzt hatte, um ihm den Zeitverlust zu ersetzen, den seine Briefe an sie ihm verursachten. Während ihres Aufenthalts in Münster

ſcheint Hemſterhuys durch grämliche Eiferſüchteleien, oder durch Unzufriedenheit mit ihrer neuen Geiſtesrichtung, das reine Verhältniß getrübt zu haben; vielleicht auch mochte die Kränkung, über welche ſeine Diotima klagt, aus ſeinem Fußen auf eine andere, dem bewußtern Manne natürlichere, Anſicht von ihrer Verbindung herfließen, die ſie früher vielleicht mit dem unbewußten Frauenherzen wohl, aber nicht mit dem Verſtande, einräumte, und ſpäter nicht mehr für ihrer würdig hielt. Wie dem auch ſei, könnte man ſie tadeln, wenn Diotima ihr geiſtiges, nach Weisheit ringendes Leben hätte in dem verklärenden Gefühle zur Blumenkrone aufſchießen laſſen, nach dem, als dem Urrecht ihrer Weiblichkeit und deren Weihe zu höherem Daſein, ſie ſtreben durfte?

Im Jahre 1779 faßte die Fürſtin den Entſchluß, ihre holländiſche Meierei zu verlaſſen und das Landgut Lavigny ihres Gemahls am Genferſee zu beziehen, nachdem Hemſterhuys ihr die Begleitung ſcheint zugeſagt zu haben. Zuvörderſt aber wollte ſie Fürſtenberg kennen lernen, deſſen Schulreform ihren Ideen über Erziehung — ein Gegenſtand, welcher ihrer Mutterſorgfalt ſo ſehr am Herzen lag — mit überraſchender Gedankenfülle neue Nahrung gegeben hatte. Sie reiſ'te alſo zuerſt nach Münſter, verweilte neunzehn Tage bei Fürſtenberg und kehrte bald zu ihm zurück, um, gefeſſelt von der Hoheit ſeiner Erſcheinung, endlich ganz auf die Schweiz und die Majeſtät ihrer überwältigend herrlichen Natur zu verzichten und für immer in ſeiner Nähe ihren Wohnplatz zu fixiren. Ein geräumiges, abgelegenes Wohnhaus wurde

deßhalb zu Münſter angekauft, deſſen zwar anſtändige, aber beſcheidene Decorirung ſie veranlaßte, die Beſuche des Kurfürſten abzulehnen. Daß Hemſterhuys ſein gegebenes Verſprechen, ihr nach Lavigny zu folgen, zu erfüllen Umſchweife machte, wie aus dem Briefe vom 18. Nov. 1779 erhellt, mag zudem die Schweiz der Fürſtin verleidet, und wenn auch eine Trennung ihr räthlich ſchien, ihr Herz ſich gegen eine zu weite geſträubt haben. Und was der perſönliche Umgang mit dieſem ſie entbehren ließ, war wohl Niemand mehr, als Fürſtenberg, zu erſetzen im Stande.

Franz Friedrich Wilhelm Freiherr von Fürſtenberg zu Herdringen, „der hohen Domſtifter zu Münſter und Paderborn Capitularherr und reſp. Cantor, Archidiakonus u. ſ. w. Ihrer Kurfürſtlichen Durchlaucht zu Kölln, Maximilian Friedrich, Grafen zu Königs-egg Rottenfels als Fürſtbiſchofen zu Münſter geheimer Conferenzrath, der hohen Univerſität zu Münſter Curator, dann Vicarius generalis in Spiritualibus u. ſ. w.", wie er ſich in ſeinen Ausſchreiben und Erlaſſen als Miniſter des Fürſtbisthums Münſter nannte, war 1728 am 7. Auguſt geboren und legte auf den Univerſitäten Köln und Salzburg wie auf Reiſen in Italien den Grund zu der Fülle von Kenntniſſen, welche ihn, verbunden mit einem ſpeculativen Denkergeiſte, der auf dem Felde der geſchichtlichen, Staats- und mathematiſchen Wiſſenſchaften ihn die glänzendſten Reſultate erreichen ließ, zu einer ſo erhabenen und doch ſo einfach großen Erſcheinung machten. Seine Vaterſorge für das Vaterland, das er, von den

reagirenden Intriguen des Vorurtheils und der Ignoranz zwar hier und da gehemmt, sonst im unbegränzten Vertrauen des meist abwesenden Fürsten souverain verwaltete, richtete sich hauptsächlich auf die Erziehung der Jugend. Seine Schulordnung von 1776, die eine schon 1770 eingeführte Lehrart als durch die Erfahrung erprobt gesetzlich fixirte, hat einen unberechnenbaren Einfluß gehabt und sollte noch jetzt das Handbuch jedes Lehrers sein *). Sie ist wahrhaft classisch und mit so philosophischem Geiste, in einer so edlen Sprache abgefaßt, wie man es in Verordnungen jener Zeit am wenigsten erwarten sollte. Ein Anderes, wodurch Fürstenberg die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich zog, war die 1778 erfolgte Verordnung, die Studien der Klostergeistlichen betreffend, worin mit scharfer Rüge der in den Orden eingerissenen Ignoranz und geistigen Versumpfung und des Geistes der Scholastik, der in ihnen ein eingewurzeltes Unkraut von Pedanterei und sinnlosem Formenkram wuchern lasse, so recht der helle Verstand des Mannes sich zeigte, der augenscheinlich die Nothwendigkeit erkannte, die katholische Wissenschaft über die angeerbten Schranken gegen den Fortschritt der Zeit emporzuheben. Ueberall drang Fürstenberg auf das Studium der Psychologie und der Mathematik, weil jene den Menschen auf sein Inneres zurückführe und zum Denken auffordere, mithin der Wegweiser zur Philosophie sei, — diese aber allein durch ihre Methode der Zeit genüge, deren Ungläubigkeit nur durch ma-

*) Sie ist 1838 zu Leipzig neu herausgegeben.

thematiſche Beweiſe von den höchſten Wahrheiten zu erſchüttern und zu heilen ſei. Er rief 1780 die ſchon 1631 von Kaiſer Ferdinand II. durch eine Fundations-Urkunde beſtätigte, aber nicht zu Stande gekommene Univerſität zu Münſter ins Leben, wozu ein trotz mannigfacher, auch von Rom unterſtützter, Einſprüche aufgehobenes reiches Kloſter die Fonds hergeben mußte. Sie wurde das eigenthümlichſte Feld ſeiner Thätigkeit, die ſich hier auf die Realiſirung ſeines Ideals von Pädagogik richtete, nicht allein das poſitive Wiſſen, ſondern vornehmlich die intellectuelle und moraliſche Cultur bezweckend. Eine Conſequenz der von Fürſtenberg gehegten wiſſenſchaftlichen Methode iſt in unſeren Tagen berühmt geworden: der Hermeſianismus, der ſeine mathematiſch-rationellen Elemente ohne Mittelglied aus dem Geiſte ableitet, welchen jener ſeiner Univerſität einhauchte. Wenn Hermes auch dem Geiſte und Inhalte nach im Sinne ſeines Lehrers auf katholiſchem Boden ſtehen blieb, führte ihn freilich das Streben nach einer der mathematiſchen durch Klarheit und Unwiderleglichkeit gleichſtehenden Argumentation in der Methode ſogar vom chriſtlichen Boden ab.

Die anderen Reſultate der fürſtenberg'ſchen Verwaltung und die mannigfaltigen Segnungen derſelben für ſein Land müſſen wir hier übergehen, der Hoffnung nicht entſagend, daß eine dankbarere Zukunft durch eine Geſchichte ſeines Wirkens ihm ein glänzenderes Denkmal ſetzen werde, als jetzt der ſchlichte bemoos'te Stein iſt, der die Stätte ſeiner Ruhe unter den einſamen Pappeln des Friedhofs bezeichnet. Er war ein wahrhaft großer Mann,

der über seinem Jahrhundert stand: der Name einer Wissenschaft allein konnte ihn begeistern, und sein klares großes Auge flammte glänzend unter der erhabenen Stirn des Weisen auf, wenn ein edler Gedanke vor seine Seele trat; es war, als ob einem dichterischen Gemüthe die Heimat seiner Sehnsucht erschlossen würde, wenn er, von Regierungssorgen ermüdet, den wissensdurstigen Geist in seine Lieblingsstudien versenken konnte, und die Hoheit dieses Geistes übte auf die, welche ihn aus eigenem Umgang kannten, noch nach späten Jahren eine Macht aus, daß ich als Kind gelehrt worden bin, alles Schöne, Große und Edle an den Namen Fürstenberg zu knüpfen.

Er ward mir geschildert als kleiner Mann, von etwas strengen, in dorischem Style gehaltenen Mienen und Wesen, in seiner Erscheinung originell bis zur Eigenheit; zerstreut genug, um einst den Namen eines Lieblingspferdes unter eine Verordnung zu setzen. Er liebte Reiten, Schwimmen und Fechten; jeden Morgen früh sah man ihn in der Reitschule erscheinen, wo er mehre Pferde bestieg, und dann den Fechtboden besuchen; hier erkundigte er sich einst nach den Fortschritten des jungen Kleber, der auf der Militärschule zu Münster erzogen wurde und seine Gunst gewonnen hatte, wie Fürstenberg überhaupt jene Regententugend besaß, schnell das Talent zu erkennen und jedes in die ihm zusagende Sphäre zu stellen. — Er forderte ihn zu einem Gange auf; Kleber wandte schonungslos seine ganze jugendliche Kraft an und schlug dem Minister das Rappier aus der Hand. Erzürnt über diesen Mangel an Courtoisie, gab Fürstenberg

seinen Entschluß auf, Kleber eine Anstellung zu verleihen, und ward so die Veranlassung, daß dieser in französische Dienste trat und der berühmte Marschall von den Pyramiden wurde. In der Conversation drang er stets auf Gründlichkeit und Klarheit; er sah gern Gäste bei seinen frugalen Mahlen; den so um ihn versammelten Lehrern sagte er von Napoleon einst: es sei ein Eigenes mit dem jungen Manne, er lese nach eigenen Heften! Auf Reisen führte er oft einen Franciscaner-Mönch bei sich, um ihn als Lexikon über den Aristoteles zu gebrauchen, welchen dieser auswendig wußte. Freigebig bis zur Verschwendung, litt er selbst oft Mangel, weil Alles weggeschenkt war. Seine Münsterländer schätzte er wegen ihrer Gründlichkeit in den Studien, wenn sie sich ihnen mal widmeten; widerwärtig aber war ihm daran „die Geschwätzigkeit und eine gewisse Laßheit und Bequemlichkeit in allem, was sie trieben, woran das feuchte und laue Klima Schuld sei" *).

Es war kein Wunder, daß ein durch wissenschaftliches Streben so verwandter Geist, wie der der Fürstin Gallitzin, von Fürstenberg gefesselt werden konnte. Sie zwar verwarf mit Hemsterhuys jede positive Religion; sie schreibt, sie habe die Ueberzeugung gehabt, daß Niemand als der Pöbel an das Christenthum glaube, indem es ihr unmöglich geschienen, an seine Drohungen und Verheißungen zu glauben, und dennoch seinen Lehren so zu-

*) Ueber Fürstenberg's Regierung siehe v. Dohm, Denkwürdigkeiten, I.

wider zu handeln, wie sie meist Alle handeln gesehen: Fürstenberg dagegen stand auf dem Boden des Katholicismus, allem Modernen abhold: aber die Fürstin verkannte, wie sie sagt, darum seine großen Eigenschaften nicht — „ihm sein Christenthum seiner Erziehung wegen zu Gute haltend." Allmählich jedoch wurden die Argumente für das Christenthum, von der Kraft seines Geistes vertheidigt, zu schlagend, als daß sie lange hätte sich ihnen verschließen können, und das Nachsinnen darüber versetzte sie in eine innere Gährung. Diese ward psychologisch dadurch höchst merkwürdig, daß die Gegenstände ihres Denkens in ihren Träumen sich fortspannen, und wo der Traum sonst nur wirre Bilder und buntgewebte Situationen uns vorspiegelt, er bei ihr aus nach einander consequent sich entwickelnden Gemüthszuständen und Gedankenreihen sich verschlang. Endlich, gegen das Jahr 1786, trat sie förmlich zum katholischen Christenthume zurück, und bat später, 1789, den Regens des Seminars und Domcapitular B. Overberg, welchen Fürstenberg aus der Dunkelheit einer Landcaplanei als Lehrer der Normalschule nach Münster gezogen hatte, ihre geistige Führung zu übernehmen, ein Amt, welches den demüthigen Mann die Bewunderung ihrer hohen geistigen Begabtheit nur mit Widerstreben übernehmen ließ. Die Folge ihres Umgangs mit ihm und ihrer Meditation ward nun die feste kirchliche Gläubigkeit, welche die dritte Lebensperiode der Fürstin bis zu ihrem Tode bezeichnet, und in welcher sie Anfangs noch mit dem streng lutherisch gläubigen Hamann so viele Berührungspunkte fand,

daß ſie ihn wie einen Vater ehrte, und er während ſeines Aufenthalts in Münſter in ihrem Hauſe einen großen Theil ſeiner Stunden zubrachte.

Hamann reiſ'te, ſeiner Stelle als Packhofverwalter in Königsberg entlaſſen, bekanntlich nach Düſſeldorf, um Jacobi zu beſuchen. Ein geiſtig ſtrebender junger Mann zu Münſter, Franz Buchholz, hatte von ſeinen pecuniären Verlegenheiten gehört und ſie durch ein Geſchenk von 4000 Thalern gehoben, zugleich aber auch ihn um eine Adoption gebeten und zu ſich nach Münſter eingeladen.

Er kam demzufolge 1788 zu „ſeinem Sohne Alcibiades", wie er ihn ſcherzhaft nannte. Das in deſſen Umgebung (denn auch Buchholz gehörte dem Kreiſe der Fürſtin an) herrſchende geiſtige Leben mochte Hamann ſo anziehend ſcheinen, wie er durch ſeine ganze Erſcheinung den neu erworbenen Freunden imponirend ward. Der Eindruck von Ehrfurcht und von ſittlicher Würde, den ſein Aeußeres machte, die Thätigkeitsſphäre, in welcher ſein Geiſt ſich bewegte, wenn auch in manchen Richtungen von ihren Wegen divergirend, konnte ihnen nur die dankbarſte Bewunderung abdringen.

Ich habe oben den Stand der franzöſiſchen Philoſophie jener Zeit angedeutet. Die leere und gottverlaſſene Aufklärung ihres ſeichten Deismus oder brutalen Materialismus war auch in Deutſchland eingedrungen, und dort zum Beiſpiel in den Illuminatismus übergegangen; Männer wie Nicolai, Barth, Teller, Weiſshaupt, der moraliſch tief verſunkene Zwacke wirkten dafür. In der Politik entſprach dieſem Materialismus der atomiſtiſche

Demokratismus, welcher den politiſchen Verband zu einem Werke der Zufälligkeit macht, je nachdem die innere Bewegung der Atome der Societät zu einem Organismus gleichſam kryſtalliſirend zuſammenſchießt oder unorganiſch ſich durch einander treibt; in der Moral war das entſprechende Syſtem der niedrigſte Eudämonismus, wonach die Leidenſchaften und Begierden des Menſchen die Welt beherrſchen, wie Helvetius dies offen geſteht, die Tugend dagegen ein platoniſcher Traum iſt. Als Bekämpfer dieſer Philoſophie muß nun neben Hemſterhuys, in Deutſchland neben Jacobi und Anderen auch Hamann genannt werden. Sein Leben iſt aus ſeinen Schriften und Briefen, welche Roth herausgegeben hat, und dem Buche: „Sibylliniſche Blätter des Magus in Norden, von F. Cramer" (Leipzig 1819), bekannt geworden, nachdem Herder, Jacobi und Göthe auf ſeine lange unbeachtet gebliebenen Schriften aufmerkſam gemacht hatten. Es war ein ſeltener Geiſt, dieſer Magus aus Norden, ein wahres Beiſpiel eines kerndeutſchen Genies, daß man ihn den beſten Repräſentanten des deutſchen Charakters, mit ſeinen Vorzügen und Mängeln (zum Beiſpiel ſeiner Leſewuth, welche den ganzen Buffon nach einander verſchlang), nennen könnte. Er hatte etwas Unbehilfenes, ſo daß jene kurländiſche Baronin, bei welcher er Hauslehrer war, ihm ſchreiben konnte: „ich Sehe Ihnen auch nicht anders an, als eine Seuhle mit vielen Büchern umbhangen, welches noch gar nicht einen geſchickten Hoff-Meiſter ausmacht", — war unbeugſam, eigenſinnig und in ſich brütend, fragmentariſch in ſeinen Schriften und

dunkel darin, bis zum Unvermögen, sie wegen all der Anspielungen später selbst zu verstehen — ein harter Fels, gegen den die bewegenden Ideen der Zeit wirkungslos wie Wasserwogen anschlugen. Aber seine Härte war die Härte der Kraft, die, mit unendlicher Tiefe verbunden, Geist und Materie, Erd' und Himmel zu verknüpfen wußte, die in dem höchsten Urheber Beider die Einheit der Natur und der Offenbarung ergründete. Sein Geist war gewöhnlich trübe und neblicht versenkt in die physische Stimmung des krankhaften Körpers; aber wo er aufgeregt oder polemisch berührt wurde und ein edles Ziel seiner Thätigkeit sich ihm zeigte, da enthüllte in Blitzen und geflügelten sibyllinischen Sprüchen sich die Ueberlegenheit, die gigantische Kraft seines Geistes. Er hatte das kindlichste Gemüth und eine unbestechliche Offenheit gegen Freund und Feind, wie sich dies in der Widerlegung von Herder's Schrift „Ueber den Ursprung der Sprache" zeigt. Ja, er konnte unendlich grob dabei werden, nie aber ungerecht; er sagte, der sanfteste unter Jesu Jüngern sei ein Donnersohn genannt worden.

Man hat ihn mit Unrecht einen Schwärmer genannt; das schlichte Wort der Schrift, wie sein Geist und vornehmlich sein Gemüth es auffaßten, hat ihm die Philosophie eines Jacob Böhme, Spinoza und St. Martin verleidet: er sagt, seit Adam's Fall sei ihm jede Gnosis verdächtig. Aber das Gepräge eines tiefen, heiligen Ernstes lag auf allem seinem Wirken. Er schreibt: „Je mehr die Nacht meines Lebens zunimmt, desto heller wird der Morgenstern im Herzen. — Das Genie ist eine Dornen-

krone, und der Geschmack ein Purpurmantel, der einen wunden Rücken deckt. — Jerusalem ist eines großen Königs Stadt. Diesem Könige, dessen Name wie sein Ruhm groß und unbekannt ist, ergoß sich der kleine Bach meiner Autorschaft, verachtet wie das Wasser zu Siloah, das stille geht. Kunstrichterlicher Ernst verfolgte den dürren Halm und jedes fliegende Blatt meiner Muse; weil der dürre Halm mit den Kindlein, die am Markte sitzen, spielend pfiff und das fliegende Blatt taumelte und schwindelte vom Ideal eines Königs, der mit der größten Sanftmuth und Demuth des Herzens von sich rühmen konnte: Hier ist mehr, denn Salomo!" —

Der lebendigste Glaube war der Kern seines ganzen Wesens, der alle seine Kräfte, Talente und ungeheure Belesenheit sich assimilirte; seine Größe und seine Schwäche, seine ganze Leidenschaftlichkeit haben sein festes religiöses Bewußtsein zum Grunde. Das orthodoxe Lutherthum war die Norm und der Inhalt seiner Philosophie, und die Energie des Gefühls, womit er diesen Glauben erfaßt hatte (er nannte es Leidenschaft), war, wie er selbst behauptete, der einzige Vorzug seiner Schreibart und seiner Productionen. Alle begreifend und von den größten Geistern seiner Zeit anerkannt, ja, als Prophet verehrt, hatte er dennoch die härtesten Sträuße mit der „deutschen Bibliothek" Nicolai's, den „Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" u. s. w. zu bestehen; aber Herder's, Moser's, Lavater's, Jean Paul's Würdigung seiner ganzen Kraft und Größe konnte ihn leicht für plumpe Schmähungen trösten, welche in der Literar-

geſchichte kaum ihres Gleichen haben. Das Beſte, was wohl über Hamann geſagt worden iſt, ſind die wenigen und doch ſo treffenden Worte, welche wir hier anführen: „Man hat Hamann einen Pan genannt, wie Sokrates von Alcibiades mit ähnlichem Vergleich belegt wurde. Es iſt bekannt, daß die ſpäteren Griechen zwei Auffaſſungen dieſer Gottheit unterſchieden, eine myſtiſche und eine mythologiſche. Hamann entſprach beiden. Er war ein Pan (All) voll innerer Harmonie, aber in ſeiner äußern Erſcheinung nichts als Diſſonanz und Anomalie, Sturm, Ungewitter, Sonnenſchein. Wem iſt nicht ſeine Spruchweisheit, ſeine ſibylliniſche Weisſagung, ſein eifernder Dogmatismus bekannt geworden? Im mythologiſchen Sinne war er ein naiver, ironiſcher Pan, Sokrates' Ebenbild. Das Chriſtenthum war für ihn die höchſte Idee. Vor ſeinen ungläubigen Zeitgenoſſen bekannte er ſich zu ihm mit Freimuth und Rückſichtsloſigkeit. Wenn er dem Einen eine Thorheit war, ſo mußte er den Anderen ein Aergerniß werden. Eine ſolche Aufnahme war für ihn nur erhebend, ſie war ſein Stolz; denn er wußte wohl, wem ein ſolcher Mißverſtand in gleicher Weiſe begegnet war, Chriſto. Göthe und Herder haben das Verdienſt, auf den einſamen nordiſchen Magus hingewieſen und ſeine Erſcheinung als eine im Ganzen und Großen zu erfaſſende bezeichnet zu haben. Die Art, wie beide es thaten, iſt für ſie ſelbſt charakteriſtiſch. Göthe erklärte ihn, gegen die Geſchichte des Tages genommen, für eine unaufgelöſ'te Diſſonanz, in ſich ſelbſt aber ſei ſein Innerſtes auf die gegenſeitige Wechſelbedingung aller

vereinzelten Kräfte begründet gewesen. Man sieht, er hielt ihn für ein Kunstwerk. Herder'n zog das Geistreiche Hamann's an, seine bunte Naturfülle und Mannigfaltigkeit. Die Schale, das wirre Gewebe von Kernsprüchen und Wortblumen, die wie Perlen ohne innern Zusammenhang bei Hamann an einander gereiht sind, scheint sein eigenes Bedürfniß am meisten befriedigt zu haben *)."

Im Leben war Hamann von großer physischer Trägheit, die sich mit hypochondrischer Uebellaune verband, konnte aber wieder übermuthig froh eine sprudelnde Heiterkeit und den reichsten Humor entfalten, wenn er, wie oft, dem Drange nach geselligem Verkehr, der ihn mit Menschen der verschiedensten Art zusammenführte, nachgab, besonders aber, wenn er bei diesen Gemüth oder irgend eine hervorstechende Verstandeseigenschaft vorfand. Die Genialität, welche uns an ihm und in seinem Leben besser, als jede Definition, zeigt, was Genie ist, verband er mit dem kindlichsten Sinne, und glich so dem „Leviathan, den Gott geschaffen, zu spielen mit der Woge".

*) Siehe: Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, von K. Gutzkow. II. 68. Jean Paul's Vorschule. Göthe's Werke, XXV. 307. XXVI. 105—111. XXVIII. 28. (Taschenausg.) Als Andeutung der Tendenz seiner Philosophie den Artikel bei Ersch und Gruber. Ferner den Aufsatz über Hamann in Hegel's vermischten Schriften, wo auch Mehres über Hamann's Aufenthalt in Münster zusammengestellt ist. Eine treffliche Auswahl aus Hamann's Schriften ist besorgt von A. [illegible] Möller, Münster 1826.

Einer seiner besten Freunde war der Pfarrer Kleucker zu Osnabrück, durch geistvolle religiöse Schriften, so wie durch Uebersetzungen des Zendavesta und des Pascal bekannt. Kleucker heißt Plattdeutsch klüger, und deßhalb nannte Hamann ihn und nach ihm seinen Spazierstock Prudentius, steckte auf Wanderungen über eine Haide in der Nähe von Münster oft diesen in die Erde, und discurirte auf Lateinisch und Deutsch mit dem geduldigen Zuhörer. Die Pfeife und Bier waren seine Lieblingserholungen, und kein Ereigniß hätte ihn aus seiner Ruhe und Gleichgültigkeit gegen alles irdische Treiben aufgeschreckt, wenn er hinter dem Kruge mit einem Freunde saß und vielleicht noch die Aussicht auf guten Caviar dazu hatte, den sein Verleger Hartknoch ihm senden mußte. Er war während seines Aufenthalts zu Münster hager und abgezehrt, fortwährend leidend; seine kleine Gestalt flößte durch die ernsten, würdigen Greisenzüge Ehrfurcht ein und war besonders von den Kindern geliebt, welchen er nie unterließ gute Lehren und Sittensprüche zu geben, wenn er durch die Kreise ihrer Spiele zu den Abend-Unterhaltungen im Salon der Fürstin Gallitzin schritt.

Der Kreis der Fürstin mochte während der Anwesenheit Hamann's die Zeit seines rechten Glanzes feiern: sie selbst war noch im schönsten Streben begriffen, mit gewaltiger Lebendigkeit für alle Gegenstände des Wissens sich interessirend, und mit noch ungetrübter Geistesklarheit nach Ideen ringend; Fürstenberg in voller Thätigkeit für eine Bildung in seinem Lande wirkend, welche bis auf die neueste Zeit segensreich gewesen ist und, was

man auch immer dagegen sagen mag, dem Katholicismus des Münsterlandes eine lichtere Färbung gegeben hat, die es vortheilhaft von dem katholischen Süden Deutschlands unterscheidet (obwohl die Fürstin die ihr zuweilen gemachte Versicherung ablehnte, in ihrem Hause herrsche ein besserer Katholicismus, als anderswo); endlich lebhafte Verbindungen mit Jacobi, mit Sömmering in Frankfurt a. M., der anatomische Präparate sandte, mit dem berühmten Dalberg und vielen Anderen. Im Garten oder in einem Saal, den Bilder und Büsten von Homer, Alexander, Göthe, Herder und Hemsterhuys schmückten, versammelten die Anwesenden sich in den Abendstunden und strebten mit schlichter Offenheit gegen einander nach gegenseitiger Belehrung. So sagte Hamann der Fürstin, ihr Vervollkommnungstrieb sei zu lebhaft und angestrengt. „Er sah Stolz in diesem beständigen Ringen," sagt sie, „und mich dünkte, man raubte mir Lahmen meine einzige Krücke (durch diesen Tadel); aber ich liebte und ehrte ihn zu tief, um seine Erklärung nicht in meine Seele aufzunehmen; ja, ich liebte ihn mehr als jemals für diese väterliche Härte. — Nach dieser Zeit ward unser Umgang immer vertraulicher, und siehe, ich verlor ihn mitten im besten Genusse dieser Vertraulichkeit."

Die Reisebegleiter Hamann's waren sein Freund, der Arzt Lindner aus Königsberg, und sein achtzehnjähriger Sohn Hans, aus einem nicht kirchlich eingesegneten Verhältnisse Hamann's mit einem Landmädchen, welches er seine Gewissensehe nannte, bis zu seinem Tode sein

Glück darin findend und ihr treu bleibend *). Die blühende Gestalt seiner „Hamadryade" hatte in ihm eine heftige Leidenschaft für sie aufflammen lassen, ihre sorgliche Pflege seines alten, kranken Vaters zu ewiger Dankbarkeit ihn gerührt, und nicht aus Stolz, sondern nur aus Rücksicht auf ihr eigenes Wohl, behauptet er, die Trauung nicht gewollt zu haben.

In Hegel's Werken, Band XVII. Seite 100 und folgenden ist, wie schon eben gesagt wurde, über Hamann's Aufenthalt in Münster Folgendes zusammengestellt:

„Er befand sich in der That in einem höchst ausgezeichneten Kreise sehr edler, gebildeter und geistreicher Menschen, von denen er eben so geliebt, als hochgeachtet und verehrt war, und eben so sorgfältig gepflegt wurde — in der Gesellschaft seines Jonathan Jacobi, und dessen edler Schwestern, seines Sohnes Alcibiades Buchholz, der Dietima Fürstin von Gallitzin und des Perikles von Fürstenberg, des eigenen ältesten Sohnes Hamann's und eines alten Freundes, des Arztes Lindner." Dann spricht Hegel von einer wechselseitigen Verstimmung, worein dieser Kreis gerathen sei und welche vornehmlich zwischen Hamann und Jacobi, durch des Ersteren Negiren der ganzen Denkungs- und Wirkungsart des Letzteren geweckt, im Allgemeinen aus dem „Widerspruche, in welchem sie sich gegenseitig und sich selbst meinten und nahmen," entstanden sei. Außer den Ge-

*) Siehe Band IV. S. 194. VII. 162 seiner gesammelten Schriften.

danken, Vorstellungen, Grundsätzen u. s. w., außer und hinter diesem mittheilbaren Concreten der Individualität habe in der Ansicht dieses Kreises noch die nackte, concentrirte Intensität des Gemüths, des Glaubens gelegen, dieses hinterste Einfache sollte allein absoluten Werth haben, und nur durch die lebendige Gegenwart einer zutrauensvollen Innigkeit, die nichts zurückbehalte, sich ganz geben, finden, erkennen, genießen lassen. Die, welche solche Intuition fest in ihrer Vorstellung gemacht und daran ihren Begriff von Schönheit, ja, Herrlichkeit der Seele gemessen haben, können sich gegenseitig nicht mit Gedanken und Werken, mit dem Objectiven der Gesinnung, des Glaubens, der Empfindung genügen: aber das Innere läßt sich nun durch Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, Werke u. s. w. offenbaren, zeigen, mittheilen. Indem nun in diesem Mittheilen sowohl die Verschiedenheiten der Ansichten hervortreten, als auch das Erscheinen als solches jener gefühlten und unsagbar sein sollenden Innerlichkeit nicht entspricht, und die Psyche selbst sich als solche nicht zu greifen gibt: so ist das Resultat das Indefinissable, eine unbefriedigte Sehnsucht — worin die Menschen, ohne sagen zu können, warum, sich fremd finden, statt sich gefunden zu haben. „Von der Dietima, Fürstin G., schreibt Hamann immer mit der größten Verehrung. „„Wie sehr würden Sie"" — sagt er höchst charakteristisch für sie, wie etwa für einen Theil der umgebenden Vortrefflichkeiten, in einem Briefe an eine Freundin — „„wie sehr würden Sie von dieser einzigen Frau eingenommen sein, die an der Leiden-

tchaft für Größe und Güte des Herzens sieh ist!'" Die Fürstin durfte ohne Zweifel den Mann, der, da er schon so viel gefunden, wohl nicht weit hin zu haben scheinen konnte, um den letzten Schritt zu thun, mit ihrer bekannten Proselytenmacherei *) nicht unangefochten lassen, was freilich bei Hamann nicht wohl verfangen konnte." Darauf mag sich die Stelle in einem Briefe Hamann's als Antwort beziehen: „Ohne sich auf die Grundsätze zu verlassen, die mehrentheils auf Vorurtheilen unseres Zeitalters beruhen, noch selbige zu verschmähen, weil sie zu den Elementen der gegenwärtigen Welt und unseres Zusammenhanges mit derselben gehören" (ein sehr wichtiges, geistreiches Wort), „ist wohl der sicherste Grund aller Ruhe, sich an der lau-

*) Ich habe davon weder in den gedruckten noch ungedruckten Quellen für das Leben der Fürstin Spuren entdeckt. Jemanden an seiner Ueberzeugung Theil nehmen lassen zu wollen, verdient doch jenen Namen nicht, und so kann der letzte oben erwähnte Brief der Fürstin an Hemsterhuys sie nicht zur Proselytenmacherin stempeln; welches Moment sie zu Stolberg's Entschluß beigetragen, steht zwar nicht mehr zu ermitteln, wird aber keinesfalls ein anderes gewesen sein, als Entwickeln von Gründen, welches Jedem frei steht. — Man hat mir die sehr unverbürgte Mittheilung gemacht, als Stolberg noch schwankend gewesen, habe man ihm durch phantasmagorische Täuschung à la Eckartshausen seine verstorbene erste Frau erscheinen lassen, um durch eine Himmelsstimme ihn zum Entschlusse zu bringen! Ich glaube nicht daran: keinesfalls aber hatte die Fürstin, wie ich sie kenne, Theil daran.

teren Milch des Evangelii zu begnügen, sich nach der von Gott, nicht von den Menschen gegebenen Leuchte zu richten," u. s. w. — Hemsterhuys, den Jacobi so sehr verehrte, ist Hamann eben so sehr verdächtig („eine platonische Mausfalle"), als Jacobi selbst es ward. — Von Buchholz schreibt Jacobi an Lavater: „Gott, was mich dieser Mann gedrückt hat! Ich habe diesen sonderbaren Menschen erst vorigen April, da ich Hamann zu besuchen in Munster war, näher kennen gelernt. Hamann hat ihm das Geschenk, das er von ihm erhielt, wahrscheinlich mit dem Leben bezahlt. Und doch hat eben dieser Buchholz Eigenschaften, die Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe einflößen. Ich glaube nicht, daß eine menschliche Seele reiner sein kann, als die seine; aber sein Umgang tödtet." — Siehe Jacobi's Briefwechsel, 1. „Hamann hatte sich, „„mit geschwollenen Füßen und einer zwanzigjährigen Ladung böser Säfte, die er durch eine sitzende, grillenfängerische Lebensart, leidenschaftliche Unmäßigkeit in Nahrungsmitteln des Bauches und Kopfes gesammelt hatte"", auf die Reise gemacht. Von derselben Unmäßigkeit im Essen und Lesen spricht er während seines Aufenthalts in Westphalen, und die im Lesen gibt sich aus seinen Briefen genugsam zu erkennen. Die Brunnenkuren, ärztliche Behandlung und sorgsamste liebevollste Pflege, die er in seinem Aufenthalte zu Münster, Pempelfort und Wellbergen (Buchholzens Landgut) genoß, vermochten seinen geschwächten Körper nicht mehr zu erneuen. Er von seiner Seite drückt allenthalben die vollkommenste Befriedigung aus, die er in dem neuen Kreise

des Umgangs genoß: „„Der Lobredner oder Kunstrichter seiner wohlthätigen Freunde zu sein, könne ihm aber nicht einfallen.““ — „„Ich lebe hier“, schreibt er von Münster aus, „„im Schooße der Freunde von gleichem Schlage, die wie die Hälften zu meinen Idealen der Seele passen.““ — Oefters sagt er, die Liebe und Ehre, die ihm widerfahre, sei unbeschreiblich und er habe Arbeit gehabt, sie zu erdulden und zu erklären; er war zunächst von „„Allem übertäubt und verblüfft““. — Auf Jacobi's Aeußerung, ob es ihm (Hamann) in seinem Aufenthalte bei Buchholz in Münster etwa übel gehe, entgegnete Hamann: „„Hier, an dem eigentlichen Orte meiner Bestimmung und meines Ausgangs aus meinem Vaterlande? War es nicht mein Franz (Buchholz), der mich rief und ausrüstete zu dieser ganzen Laufbahn, die ich mit Frieden und Freude zu vollenden der besten Hoffnung lebe und des besten Willens bin? Hier sollte es mir übel gehen, wo ich wie ein Fisch und wie ein Vogel in meinem rechten Elemente bin?““ — Dieser Empfindung und Meinung unerachtet hielt es Hamann nicht lange daselbst aus. Jacobi schreibt an Lavater (a. a. O.): „„Hamann ist kaum vierzehn Tage zu Münster gewesen, so hat er den Einfall bekommen, ganz allein nach Wellbergen zu reisen. Alle Vorstellungen, Bitten und Zürnen halfen nichts; er ging. Und was Jedermann vorausgesehen hatte, geschah, er wurde krank.““ Nach einem vierteljährigen Aufenthalte, während des Winters 1787 — 1788, an diesem, wie Jacobi sagt, morastigen und feuchten Orte, während dessen der Briefwechsel zwischen beiden

steckte, kehrte Hamann gegen Ende März nach Münster zurück, von wo er nach der Mitte Juni's noch einmal Jacobi zu besuchen im Begriff war, um von ihm Abschied zu nehmen und nach Preußen zurückzukehren: aber an dem zur Abreise bestimmten Tage erkrankte er heftig und beschloß den Tag darauf (des Morgens) ruhig und schmerzlos sein so bedrängtes Leben." —

So weit die Stellen, welche ich aus Hegel's Aufsatz: Ueber Hamann's Schriften, herausgegeben von Fr. Roth, anführte, einer Arbeit, welche mir Hamann's Persönlichkeit zu streng, sein Wirken zu gering zu würdigen und darin zu fehlen scheint, daß sie kein Gefühl für Hamann's originelle Größe als ganze Erscheinung verräth. Hamann war freilich ein wunderlicher Heiliger, aber ein Heiliger muß uns dieser vom Geist Gottes wie mit sibyllinischer Prophetengabe angehauchte Magus dennoch sein, wie ein Nordlicht, das, in bunten Flammengarben aufsprühend, hin- und herschießt in einer nordischen Nacht, dennoch ein Licht bleibt, wenn es auch nicht in einem gleichmäßigen Strome von der Sonne her die Welt erfüllt. —

Im Uebrigen verweise ich auf den Aufsatz selbst, wo im Anfange noch die für den deutschen Geist so höchst ehrenvolle Bemerkung gemacht wird, daß jene Philosophie des Verstandes und das Aufklären des Deismus, welche in Frankreich alles an sich riß, was Genie, Geist und Talent besaß, in Deutschland gegen alles, was sich von Genie, Talent, Gediegenheit des Geistes und Gemüths auftha, in feindselige, tracassirende, verhöhnende Oppo-

ſition treten mußte. Dagegen richtete ſich dieſe Aufklärung in Frankreich beſonders feindlich gegen die Geiſtlichkeit, fand aber in Deutſchland gerade unter dieſer ihre thätigſten und wirkſamſten Mitarbeiter.

Hamann unterlag ſeinen körperlichen Leiden am 21. Juni 1788. Weil den Proteſtanten damals keine Ruheſtätte auf den Friedhöfen der Stadt Münſter gegönnt war, beſchloß die Fürſtin, ihn in ihrem Garten beerdigen zu laſſen. An ſeinem Todestage fuhr des Abends ein großer Wagen vor das Sterbehaus, in Decken gehüllt wurde die Leiche zwiſchen zwei darin ſitzende Männer, welche das Volk als Fürſtenberg und Overberg bezeichnete, gelegt und ſo nach einer Ecke des Gartens hart an der Stadtmauer gebracht, wo man in ſtiller Dämmerung ſie einſenkte. Nach Hemſterhuys' Zeichnung ward ihr ein kleiner Denkſtein, ein Würfel mit einer Urne darauf, geſetzt. Er trägt die Inſchrift: **Judaeis quidem scandalum, Graecis autem stultitiam: sed stulta mundi elegit Deus ut sapientes confundat, et infirma mundi elegit Deus ut confundat fortia I. Cor. I. 23. Johanni Georgio Hamanno, viro christiano.**

Die Ereigniſſe, welche auf Hamann's Tod folgten, waren, wie die Fürſtin ſie anführt, folgende: „Ankunft des Fürſten und Hemſterhuys'; Reiſe nach Düſſeldorf, wo wir bei Jacobi mancherlei berühmte Perſonen fanden und in einem Strudel von Reizungen zur Eitelkeit lebten; dann unſere Rückkunft; Hemſterhuyſens Krankheit; dann wieder meine Krankheit." Hemſterhuyſens Pflege unterzog ſie ſich ſelbſt mit einer Sorgfalt, welche bald die Freude ſeiner Geneſung hatte; ſie litt an einer ſehr

schmerzhaften Ischiatik. Hemsterhuys kehrte darauf zum Haag zurück und starb dort im Jahre 1790. Seinen Verlust scheint die Fürstin leichter ertragen zu haben, als ihr früheres Verhältniß glauben ließe; am meisten schmerzte es sie, daß er nicht christlich verschieden und der ausführliche, zu seiner Bekehrung ihm geschriebene Brief zu spät gekommen sei.

Im November 1792 kam Göthe nach Münster und verweilte mehre Tage im Hause der Fürstin; er hat im dreißigsten Bande seiner Werke, Seite 231 bis 250, ausführlich seinen dortigen Aufenthalt beschrieben, und verweisen wir hier auf seine Schilderung, die nur in Beziehung auf Hemsterhuys unvollständig ist und an einer Idee des Philosophen kleben bleibt, welche dieser in seiner „lettre sur la sculpture" entwickelt.

Die hauptsächlichste Sorgfalt der Fürstin nahm fortwährend die Erziehung ihrer Kinder, eines Knaben und eines Mädchens, in Anspruch: sie verfolgte dabei eine durch undarmherzige und unmütterliche Härte höchst verwerfliche Methode, der Kinder körperliche und geistige Natur durch Entbehrungen und Abhärtungen zu kräftigen. Bäder in eiskaltem Wasser, zu denen jene in Winternächten aus den Betten aufgerissen werden, sagt man, sei eines dieser Mittel gewesen, und manche dem ähnliche. Das Resultat war in dem Knaben, Mitri, eine physische Entkräftung und eine Blödigkeit, zu deren Hebung er in die Welt gesandt wurde. Unter Aufsicht eines Missionars reiste er nach America, trat dort gleich bei seiner Ankunft in das Seminar zu Baltimore und widmete sich, trotz

des anfänglichen Widerspruchs der Mutter und aller Angehörigen, welche ihn dem Militärstande bestimmten, dem geistlichen Stande und der Bekehrung der Heiden.

Von der Idee der Liebe zuerst für das Christenthum gewonnen, gab die Fürstin Gallitzin sich immer mehr dem strengen Katholicismus bis zur Askese hin. Charakteren, wie der ihrige, ist es eigenthümlich, in beständigem bewegtem Ringen sich befinden zu müssen, und einem Thätigkeitsdrange sich hinzugeben, der entweder Alles zertrümmert, oder seine Gebäude bis zum Himmel aufthürmen möchte, und stets in dem Extremen sich verlieren muß. Ihr Symbol wurde ein der Puppe sich entringender Schmetterling, der sich von der Hülle des Irdischen loswindet, um auf den ätherischen Flügeln sich zu den Wolken aufzuschwingen.

Im Jahre 1791 schon machte Stolberg auf der Durchreise nach Italien ihre Bekanntschaft; sie erwiederte seinen Besuch in Eutin und zog endlich 1800 Stolberg für immer nach Münster. Seinen dortigen Aufenthalt bezeichnet die „Geschichte der Religion", zu deren Ausarbeitung der Erzbischof von Köln, Clemens August, Freiherr von Droste, die Veranlassung gab. Dieser letztere, sein älterer Bruder, der Bischof von Münster, der Biograph der Fürstin, Katerkamp, als Beider Erzieher eingeführt, bildeten jetzt nebst ihrem „Bruder Leo", wie sie Stolberg nannte, den Kreis von Freunden, welche außer Fürstenberg und Overberg in den letzten Lebensjahren sie umgaben. Auch muß hier noch Matthias Sprickmann genannt werden. Sprickmann war damals eine reich be-

gabte, überschäumende Dichternatur, in Sturm und Drang begriffen, und mit der Wärme seiner Hainbunds-Genossen von Göttingen her mehr für Poesie oder auch Lebensgenüsse und Theater schwärmend, als für der Fürstin und Stolberg's religiösen Tiefsinn begeistert. Später aber feierte er eine reine christliche „Wiedergeburt". Er war es, der nach Fürstenberg's Ideen dessen berühmte Schulordnung entwarf. Ein in jener Zeit durch Mitglieder wie Felicitas Abt und die Vorliebe des Kurfürsten Maximilian Friedrich in Münster blühendes Theater weckte in Sprickmann das dramatische Talent; unter seinen Bühnenstücken ist die „Eulalia" am bekanntesten geworden. „Der Schmuck" errang einen von der Direction des wiener Hoftheaters ausgesetzten Preis. Als Professor zu Breslau und Berlin arbeitete er eine noch ungedruckte deutsche Reichs- und Rechts-Geschichte in 8 Bänden aus. Franz von Sonnenberg, der seine dithyrambische Dichternatur unserem Kreise ganz fremd entwickelte, sagt von ihm: „Ich habe ein Ideal als Mensch in ihm gesehen; je tiefer ich in die Welt, in die Menschen, in das Leben blicke, deste mehr zieht, reißt er mich an sich. Schätzen, bewundern und lieben kann ich Mehre, aber mich ganz in meiner Natur hingeben kann ich nur Einem — nur Sprickmann." Aus einer Sammlung von Briefen Sprickmann's, die mir vorliegen, kann man auf jeder Seite dies Urtheil sich bestätigen sehen; aus der liebenswürdigsten Innigkeit einer Dichterfreundschaft jener Tage entwickelt sich ein zart und tief fühlendes Gemüth, tritt klar und lebendig eine edle und Ehrfurcht gebietende Dichtergestalt

heraus — jene wahre literariſche Größe, welche das Reich des Schönen, dem ſie die Welt zum Throne machen und den Zauberſtab der Phantaſie als Scepter in die Hand geben will, zuerſt in ſich und in ihrem Kreiſe aufzubauen ſich beſtrebt. Klopſtock, Juſtus Möſer und vorzüglich deſſen geniale Tochter, Frau von Voigt, die Sammlerin und Herausgeberin der „Patriotiſchen Phantaſieen", waren Spickmann's vertrauteſte Freunde; von Sonnenberg, der ihn mit ſeiner Freundſchaft quälte, ſtieß ihn das zerfahrene, innerlich haltloſe Weſen zurück *).

Ueber das religiöſe Leben und die ſpäteren Gemüthsentwickelungen der Fürſtin Gallitzin, über Stolberg's Verhältniß zu ihr und ihr Ende können wir hier auf die ausführliche Erörterung in dem mit Geiſt und Liebe geſchriebenen Buche: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürſtin Amalia von Gallitzin. Von Th. Katerkamp." verweiſen, wo auch das Nähere über den würdigen Overberg ſich findet, der außerdem in Krabbe's trefflicher Biographie ein Denkmal erhalten hat. Katerkamp hat alles entfernt, was einen leiſen Schatten auf die von ihm verherrlichte Geſtalt werfen konnte, obwohl nicht geläugnet werden kann, daß ihr philoſophiſches Ringen nach Bewußtſein, ihre harten Erziehungs-Experimente ſie außerhalb des wahren Kreiſes weiblichen Wirkens verſetzten — daß ſie wenigſtens eine anmuthigere Erſcheinung geweſen wäre, wenn nicht der dumpfe Klang der Kirchenglocken ſo ganz

*) Ueber Spickmann ſ. „Das Leben des Erzbiſchofs von Köln von D. Walter" (Hanau 1838) S. 78.

in ihr jene Silbertöne der Sehnsucht übertäubt hätten, welche sich aus einem echt weiblichen Herzen nach irgend einem mit der unendlichen Seelentreue, die darin wohnen kann, geliebten Wesen schwingen. Ihr zarter Diokles mochte ihrem männlichen Geiste gegenüber zu wenig kraftvoller Mann sein, um sie zu dem Gefühl einer heiligeren Bestimmung zu bringen, als algebraische und metaphysische Probleme zu lösen. Deßhalb, weil kein irdischer Stern ihr durch das Leben leuchtete, heftete sich ihre Sehnsucht zuletzt mit solcher Innigkeit an den von Bethlehem, dessen Glanz aus dem Jenseits herunter doch das Diesseits nicht in farblose Schatten hüllen will. Aber bei ihrer Gefühlswärme, welche so schwärmerische Freundschaften schloß, bei der zarten Gewissenhaftigkeit, welche die eigenen Schwächen für Frevel hielt und nie auf die Anderer Jagd machte, nie richtete, bei der Milde, welche half und heilte, wo sie Schmerz fand, statt den Essig der Bußpredigten in die Wunden zu gießen, nach „frommer Seelen" Art, kann man nur mit Unrecht sie Pietistin nennen, — oder sie zu den für ihre Kreise so unheilvollen Frauen rechnen, welche, weil ihrer Herz- und Gemüthslosigkeit die Poesie des Lebens verschlossen geblieben ist, die Leere eines Innern ohne frohe Erinnerungen, ohne Bewußtsein gestifteten Glückes mit schalen Nichtigkeiten oder frömmelnden Beziehungen auf ein künftiges, jenseitiges Glück zu füllen streben, welches ihre Unersprießlichkeit hienieden nicht in und um sich hat wecken können, und mit dem es deßhalb für immer mißlich aussieht.

Wir stehen am Schlusse unserer Erinnerungen, nach-

dem wir noch berichtet, wie der Undank Fürſtenberg's Verdienſte lohnte. Als 1780 die Wahl eines Coadjutors ad succedendum verordnet wurde, fiel dieſe nicht auf ihn, wie er erwartet hatte, — auf ihn, der das Land von ſeiner drückenden Schuldenlaſt befreit, ſo daß Credit und Handel ſich hoben, der den Ackerbau und die Gewerbe ermuntert, Juſtizpflege und Polizei neu belebt, die Reſidenz verſchönert, ein nach Friedrich's des Großen Ideen geordnetes, aber nach eigenem Plan wiſſenſchaftlich gebildetes Militär geſchaffen, die Anfänge zu einem Landwehrſtande, wie ſpäter Preußen ſie durchführte, gemacht — endlich eine perſönliche Schuldſumme von 30,000 Thalern nebſt allen Einkünften zum öffentlichen Wohle verwandt hatte — kurz, nicht auf den Vater des Vaterlandes, ſondern, durch unredliche Mittel gelenkt, auf einen fremden Prinzen. Den Weiſen — Perikles nannte Hamann ihn — mochte dies mehr des Landes, als ſeiner ſelbſt wegen ſchmerzen; aber er legte ſeine Stelle als Miniſter nieder und behielt ſich nur die Aufſicht auf alle Lehranſtalten vor. Im Jahre 1805 machte er mit ſeiner „Adelheid", der Fürſtin Gallitzin, welche fortwährend litt, eine Reiſe nach Hildesheim, wo ſein Verwandter den fürſtbiſchöflichen Stuhl beſaß, wie er früher mit ihr Weimar beſucht hatte. Sie kehrte kränker zurück und erlag endlich ihren heftigen Schmerzen im 58. Jahre ihres Alters, ſeit drei Jahren Wittwe, nachdem 1803 der Fürſt Gallitzin ihr vorangegangen war. Sie ſtarb den 27. April 1806 zu Münſter. Nach ihrem Wunſche ward ihre Leiche an der Dorfkirche zu Angel-

modde beerdigt, wo ein hohes Crucifix, an die kahle Kirchenwand sich lehnend, das einfache Denkmal ihrer Ruhestätte ist. Noch, wenn man die ältesten Leute des Ortes nach der, die da schlummert, fragt, sieht man eine Rührung die gebräunten Gesichter überschatten; sie erzählen dann von der kleinen gebückten Frau, die so oft im schlichten Gewande von schwarzem Sammt unter sie getreten und die Mutter der Armen geworden: wie sie ein großes blaues Auge gehabt, das unter dem lockigen Haar und der mächtigen schwarzen Haube auf sie geblickt, wenn sie durch ihre Reihen zur Kirche geschritten — ein mageres Gesicht mit männlich gebogener Nase und imponirenden Zügen. Oft sei sie mit einer schönen silberbeschlagenen Vogelflinte auf die Jagd nach Rebhühnern gegangen, aber sie habe nie eines getroffen. Und dann habe sie ihnen Feuerwerke abbrennen und Kletterstangen mit silbernen Uhren darauf errichten lassen, und ihre Jungen, wenn sie in der Werse sich gebadet hätten, ermuntert und unterrichtet, daß sie schier die besten Schwimmer in Westphalen geworden. Oft habe der kluge Minister sie besucht, im grauleinenen Kittel und schwarzen Lederkäppchen zu Fuß oder auf einem kleinen Pferde ankommend — und so Mehres, wodurch sie ihren Enkeln das Gedächtniß an ihre edle Wohlthäterin erhalten, durch solch schlagende Gründe und Thatsachen den Beweis führend, daß Niemand je besser und heiliger gewesen, als die leutselige Fürstin Amalia von Gallitzin.

Münster, am 6. Sept. 1839.

Ueber

die neueſten Kunſtſchöpfungen,

insbeſondere

der düſſeldorfer Schule.

Von

A. Püttmann.

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei sei uns die Kunst.
Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln dumpf und todt,
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott!

Ludwig Uhland.

Die gewaltige Bewegung des Geistes, die seit einem halben Jahrhundert alle wesentlichen Grundlagen des europäischen Lebens ergriffen und theilweise umgestaltet hat, beginnt ihre Wellen gegenwärtig selbst zu jenen stillen Höhen vorzuschieben, auf denen die Kunst in naiver Weltvergessenheit ihre alten Träume fortträumte, oder gar in vornehmer Selbstgenüge des Zusammenhanges mit der Gegenwart, des Eingehens auf ihre Bewegungen, wie eines Eingriffes sich erwehren zu müssen glaubte. Die Gegensätze des Lebens wiederholen sich in der Kunst.

Freilich wandeln wir in diesem Augenblicke noch allerwärts in einem wunderlichen Chaos alter Trümmer und neuer Bruchstücke; hier fest verkittete Ruinen aus dem Mittelalter, dort frisches Eichenholz zu neuen Bauten, hier Moder, dort Kalkgeruch in derselben Atmosphäre! — Diese Zerrissenheit unserer Zeit verhindert eine künstlerische Durchdringung unseres Lebens, wie sie in der Vorzeit der Griechen und theilweise selbst des Mittelalters zu finden war. Und doch läßt sich schon jetzt der Gedanke mit ziemlicher Bestimmtheit erkennen, der die künstlerischen Bestrebungen der Gegenwart theilt und zu verschiedenen Gruppen gliedert. Die Anhänger der alten christlich-antiken Schule bewegen sich fortdauernd in den Vorstellungsweisen einer als geschichtliches Moment völlig ausgelebten Vergangenheit, deren Glaubensinnigkeit und wunderkräftige Originalität sie jedoch nicht von fern erreichen, weil das Gefühl, mit dem sie an ihre Schöpfungen gehen, eben nicht mehr wie bei den alten Meistern ein wahres, ursprüngliches, dichtendes, sondern ein gemachtes, angeeignetes und nachahmendes ist. Sie haben sich ein selbsterfundenes Ideal gewählt, das aber aller Beziehungen zu der bekannten Natürlichkeit entbehrt, und es eben darum selbst im glücklichsten Falle nur zu einer scheinlebendigen Schönheit bringen kann. Gegenüber den typisch gewordenen Verkehrtheiten dieser älteren Schule erhebt sich aber eine Schaar besonders jüngerer Geister, von einer wunderbaren Sehnsucht nach Naturtreue, selbstständigen Anschauungen und innerer Wahrheit ergriffen. Das Bestehende in seiner reinsten Erscheinung bildet den

Vorwurf ihrer Darstellungen, sie haben weder ihr Herz an die Götter der Vergangenheit, noch ihr Auge sclavisch an die strengen Linien der Antike verkauft, sie streben vielmehr mit glücklichstem Erfolg, die Schöpfungen der Kunst auf das Gebiet des modernen Bewußtseins zu versetzen. Ihre Auffassung ist durchaus subjectiv und daher durchweg von frischer Lebendigkeit; Farbe und Beiwerk stimmen auf das schönste mit dem Motive zusammen, alles Unmögliche, Unklare, Fratzenhafte wird mit feinem Takte vermieden. Gewisse andere Merkmale, z. B. Vorliebe zur lyrisch-epischen Auffassung, deutliches Hervortreten der Ironie, des Spottes ꝛc., dürften weniger als unterscheidende Kriterien moderner Kunst überhaupt, denn als einzelne Launen einer leichtveränderlichen Zeitstimmung zu betrachten sein.

Die Thatsache der Entzweiung, der Gegensätze in künstlerischen Bestrebungen ist so tief begründet, daß sie überall, wo die Kunst augenblicklich zu höherer Thätigkeit erwacht ist, namentlich in Frankreich und Deutschland, zum Vorschein kommt. In Frankreich ist die Kunst unauflöslich an die allgemeine Strömung des Nationallebens gebunden; sie steigt und fällt mit den socialen Verhältnissen. Weil diese jedoch in unaufhörlicher Metamorphose begriffen sind, so schwanken auch die Maler vom Alten zum Neuen, vom Soliden zum Scheinbaren, vom Idealen zum Realen. Neben republikanisch-romantischer Frische zeigt sich das legitimste — classische Rococo; neben davidischer Schwerfälligkeit die anmuthigste Grazie und Innigkeit; neben historischen Staats-Actionen die

kühnſten Schöpfungen der Phantaſie. — Im Allgemeinen fehlt ihnen die tiefe innerliche Lebenseinheit, der vermittelnde Lebenspunkt, wie ſie in alten Zeiten im Cultus der Freiheit und Schönheit, im Chriſtenthum in der Erhebung des Herzens und Erniedrigung des Fleiſches ſich ergaben. Die franzöſiſchen Künſtler beugen ſich ſclaviſch unter das Joch des Tages, und ſind ſo anmaßend und leichtſinnig, daß ſie mit ungewaſchenen Händen den Schleier der Iſis berühren. Das Utilitäts- und Zweck-Syſtem weicht ſelten der Pietät und reinen Phantaſie, und die Begeiſterung kommt weit häufiger aus dem benachbarten Reiche der Eitelkeit, ſtatt aus dem ferneren einer andächtigen Liebe zur Kunſt. — In der Compoſition iſt der Gedanke zwar über die Form vorherrſchend, aber meiſtens wird er von lächerlichen Modefeſſeln eingeengt; die Zeichnung wird vernachläſſigt, dagegen Alles einem blendenden Colorit und überraſchender Gruppirung aufgeopfert.

Einzelne Individuen entſagen jedoch der nationalen Flüchtigkeit und Sucht, zu glänzen, und verbinden mit vielſeitiger Weltbildung die großartigſte Conception der edleren Naturerſcheinungen, welcher ſich zudem eine pikante Originalität anſchließt. Zu dieſen Künſtlern rechne ich Horaz Vernet rückſichtlich ſeiner früheren Werke, die aus freier Individualität entſprangen, und in welchen die Intuition nicht von äußeren Einflüſſen paralyſirt wurde, z. B. die Maurenſchlacht, der Mazeppa, Elieſer und Rebekka, Raphael im Vatican u. ſ. f. In den neueſten, räumlich grandioſen und beſtellten Bildern will man ſtatt des lebendigen Feuers der Phantaſie conventionelle Kälte

und Decorations-Effecte gewahren, obwohl der kräftige, paſtoſe Farbenauftrag ſtets derſelbe geblieben iſt.

Der geniale Leopold Robert trug die Melancholie und Sehnſucht des Nordens unter die poetiſche Glut des italieniſchen Himmels. Man kann ihn eigentlich nicht zu den Franzoſen rechnen, eben ſo wenig wie den tiefſinnigen Ary Scheffer. Der arme Robert war ein Sohn der Natur, die in allen ſeinen Gedanken und Gefühlen pulſirte; und in ihm offenbarte ſich die neue Kunſtrichtung in ihrer höchſten Reinheit und Lieblichkeit. Vor ſeinen lebenvollen und naturſtrotzenden Fiſchern und Winzerinnen und Hirten verſchwinden die Fratzen der nachahmenden chriſtlichen Kunſt, und das prätentiöſe Scheinleben der antikirten Geſtalten ſinkt in ſein Nichts zurück. — Ary Scheffer iſt germaniſchen Blutes und verläugnet weder in der Conception noch der glanzloſeren Ausführung ſeiner gemüthvollen Bilder dieſe Abkunft. Seine gelungenſten Werke ſind aus den Dichtungen Bürger's (Lenore) und Göthe's (Fauſt, Gretchen, Mignon ꝛc.) geſchöpft, und da dieſe Genien der Menſchheit ſo viel zur Erweckung der entſchwundenen Naturverehrung beitrugen, ſo dürfen wir auch ihren Maler mit Recht als einen Hauptrepräſentanten der neuen Richtung aufführen. — Das Genre der Franzoſen iſt ganz romantiſch, aber von nationaler Färbung. Friſche Laune und locales Intereſſe ſind in ihm weit häufiger, als in deutſchen, holländiſchen und italieniſchen Darſtellungen, weil es in dieſen Ländern an öffentlicher Bewegung fehlt, und der Deutſche in Alles gern das Symboliſche hineinwirft, wodurch kleinere Skizzen

geschmacklos werden. Coquetter Humor und natürliche Schalkhaftigkeit springen in den Werken Biard's, Decamp's, Deveria's u. A. ins Auge, wogegen es an vollendeter Ausführung und Gedankentiefe durchgehends mangelt.

Die belgischen Künstler schließen sich im Ganzen der französischen modernen Richtung an, jedoch ist die Frische der Conception abgeschwächt, und die Wahl geht mehr ins Materielle. Die Natur wird nicht in ihren schönen Formen und in ihrer charakteristisch-geistigen Wahrheit belauscht; gleich den älteren Flamländern von Rubens zu van der Werfft verrathen auch die neuesten Künstler wenig Anlage zum höheren Ideal und den reinen Ergüssen eines gebildeten Formensinns. Das Derbe und Niedrige macht sich in allen Darstellungen geltend und würde unerträglich sein, wenn nicht die solideste Technik das Anstößige milderte.

Die holländischen Künstler der Gegenwart fahren, mit wenigen Ausnahmen, in den Geleisen der Nachahmung; die Weise und Manier ihrer Väter ist unverletzt die ihrige, und der romantische Funke nicht in ihre häusliche Langweile und Beschränktheit geflogen. Nur einige begabte Landschafter (Koekkoek in Cleve, Schelfhout ꝛc.) machen eine rühmliche Ausnahme.

Die Kunst in England litt seit ihrem Beginne an unerquicklicher Prosa und hat sich auch in neuester Zeit kaum zu einer höheren Bedeutung erhoben. Portraits und Cabinetsbildchen, Aquarelle und Kupferstiche gefallen und sind gefällig; die Historie ruht in den Händen kalter

Eklektiker, das Genre ſtrebt nach dem möglichſten Grade des Läppiſchen, und in der Landſchaft erſcheint die zergliedernde Encheiresis naturae in prüder Wirklichkeit, nur ſelten von einem wahrhaft poetiſchen Gedanken verklärt. Die Kunſthöhe einiger beſſeren Künſtler (z. B. Eaſtlake, D. Wilkie, Landſeer) iſt nicht ſo hervorragend, um den unermeßlichen Troß der Stümper erträglich zu machen.

Von den heutigen italieniſchen Bildern kann man ohne Uebertreibung ſagen:

„Apparent rari nantes in gurgite vasto.“

An Erfindung arm, an Farbe kalt, in Zeichnung und Ausführung ſteif und geſchmacklos, ſind es faſt durchgängig Krämerſpeculationen oder geiſtloſe Copieen, in denen keine Spur einer ſtrebſamen Originalität zu finden iſt. Das Gute wird von Ausländern erſchaffen, und dem Sohne des Landes wenig mehr, als die demüthigende Erinnerung an eine entſchwundene herrlichere Zeit ſeiner heimatlichen Kunſt, gelaſſen.

Die Deutſchen in Rom ſind meiſtens von den veränderten Zeittendenzen unberührt geblieben und bewegen ſich in den veralteten Anſchauungen der mengs'ſchen Schule, oder es ſind Reſte und Spätlinge aus jener lächerlichen Proſelytenperiode zu Anfang des Jahrhunderts. Die großen Kunſtwerke der Vergangenheit ſcheinen den Zauber verloren zu haben, große Geiſter zu erwecken; wahrſcheinlich, weil der verwandelte Menſchengeiſt die Vergangenheit ſtreng von der Gegenwart geſchieden hat. Der Kundige wird mich verſtehen.

In Deutſchland ſelbſt ſind die ausgedehnten groß-

artigen Kunstschöpfungen in München zur Belebung eines allgemeinen Kunstsinnes von unaussprechlichem Werthe gewesen; daß jedoch der innerliche Gehalt dieser Arbeiten unbedingtes Lob verdient, dürfte schwer zu beweisen sein. — Man sagt, die münchener Frescomaler zeichnen sich vor allen aus durch Strenge des Styles, durch kräftige Ausbildung der Form, durch epischen Charakter der Auffassung, was durchaus nicht bestritten werden kann. Aber mit der übermäßigen Strenge des Styles verbindet sich oft Kälte und Befangenheit; kräftige Ausbildung der Form genügt nicht, wenn der Geist der Compositien und der Charakterausdruck nicht mit gleicher Vollkommenheit beachtet sind. Der epische Charakter möchte nun am wenigsten zeitgemäß und zum Fortschritt anregend sein, weil das Epische in der Malerei unstatthaft ist. Die großen mythologischen und geschichtlichen Scenen al fresco erscheinen in der Auffassung nicht gar entfernt von den kalten mengs'schen Darstellungen des vorigen Jahrhunderts, obwohl die Ausführung ihre unwiderstehlichen Reize hat. Der Hauptcharakter der Schule im Allgemeinen ist Nachahmung der Antike, aber im edelsten Sinne des Wortes, und diese Nachahmung zeigt sich in München auf gleiche Weise in den kolossalen Bauunternehmungen, den Sculpturen u. s. f. Selbst Cornelius, in dessen Bildern der hohe Adel der Charaktere, die Großheit der Formen und die Sicherheit und Anmuth der Ausführung bewundernswürdig sind, bewegt sich hinsichtlich der Auffassung fast stets in einem gegebenen Begriffe, und seine Schöpferkraft besteht mehr in klugen Combinationen

und einer verständigen Besonnenheit bei Benutzung des Fremden, als in freiem Schwunge der Phantasie und aus dem Innern hervordringenden ursprünglichen Naturlauten. Er respectirt leider die typisch gewordene symbolische Auffassung auch in ihrer crassesten Ausartung, wovon sein jüngstes Gericht Zeugniß geben kann, weiß jedoch immer vermittelst seiner Erfahrungen und Kenntnisse den edelsten Moment mit sicherm Tacte aufzufinden und den Blick des Zuschauers durch grandiose Massenhaftigkeit zu fesseln und — zu blenden.

In W. Kaulbach hat indeß die geistig-naturalistische Richtung einen ihrer tüchtigsten Jünger gefunden, da in seinen Gemälden die tiefsinnigste und gemüthvollste Charakteristik mit edler Größe und Formenschönheit gepaart ist. Auch Crola, der Landschafter, und vielleicht noch mancher Andere sucht die Verehrung der Form zu mäßigen und dem Leben ohne Vermittelung der Vergangenheit und des Winkelmaßes ins blühende Auge zu blicken.

Im übrigen Deutschland trifft man durchgängig auf eklektische Unsicherheit und Vermengung alter und neuer Begriffe. Im Durchschnitt gilt Alles, und dem Publicum ist Alles recht, weil es noch zu keiner ästhetischen Festigkeit gelangt ist und die wiederholten falschen Versuche der Künstler sein Urtheil irre geleitet haben. Die mannigfach verdienten Künstler in Berlin, Dresden, Frankfurt, Wien ꝛc. werden durch kein individuelles Bewußtsein nach dem Wahren gerichtet und huldigen bald dem Privatgeschmack des Publicums, bald der lähmendsten Nachahmung. Einzelne ragen zwar glänzend über die

Masse hervor, aber locale oder politische Verhältnisse beengen sie zu sehr, und die Welle der Begeisterung ist von einem conventionellen hohen Ufer eingezwängt.

In dem Schooße der düsseldorfer Schule bekämpfen sich ebenfalls feindliche Elemente, die in neuester Zeit sich immer schroffer gegenüber stellen. In der Composition sind die Ansichten der Künstler so verschieden, wie der moderne Naturcultus von der abergläubischen Gewohnheit, und das gemeinsame Band, das sie zusammen hält, beruht bloß auf Aeußerlichkeiten. So ist ein allgemein hervorstechender Zug der Schule: eine nach Weise der Venetianer portraitartige Behandlung, der sich Naturwahrheit und Wärme des Colorits, Correctheit der Zeichnung und ein feines Gefühl für harmonische und anmuthige Gruppirung zugesellen.

Eine unparteiische, kurze Charakteristik der bedeutendsten Künstler und ihrer neuesten *) Producte wird die verschiedene Auffassung am besten veranschaulichen.

Wenn ein unerschöpflicher Reichthum der Phantasie, ein tiefes, schwärmerisches Gefühl für das Ernste und Poetische, eine Auffassungsgabe, welche sinnliches und geistiges Leben bis zu den feinsten Nuancirungen zu verfolgen weiß, und zuletzt eine unaussprechliche Kraft und Gewandtheit im Technischen Kennzeichen eines wahren

---

*) Ueber die älteren beliebe man mein Werkchen: „Die düsseldorfer Malerschule", nachzusehen.

Künſtlers ſind, ſo verdient C. Fr. Leſſing dieſen Namen in ſeiner umfaſſendſten Bedeutung. In ihm concentriren ſich die vorhandenen ſocial-reformatoriſchen Elemente zur gediegenſten Vollendung und Originalität: er iſt in der Kunſt der Repräſentant der neuen zeitgeiſtigen Bewegung in Deutſchland, und Keiner vermöchte dieſe hohe Stellung würdiger und conſequenter auszufüllen. Seine Compoſitionen zeigen ſtets eine vollkommene dramatiſche Durchbildung, die Charaktere ſind beſtimmt ausgeſprochen und entſchieden nuancirt, die Individualitäten unabhängig und ſelbſtſtändig dargeſtellt. Zwar ſchreiten ſeine Geſtalten nicht auf dem gemachten künſtlichen Kothurn eines falſchen Pathos, aber eine menſchlich edle Hoheit, verbunden mit natürlicher Milde und leiſen Anklängen ſtiller Wehmuth, iſt in jedem Zuge ausgeprägt. Der Pinſel des Künſtlers ſcheint in Gefühl und Energie getaucht, und was er bildet, iſt für Herz und Sinn, nicht für das Auge, und regt Gedanken und Empfindungen des Zuſchauers mächtig auf.

Man glaubt, in Leſſing's Bildern das ſtille Brüten einer im Verborgenen gährenden Leidenſchaft zu gewahren: er haucht den Figuren ſeine eigene Gemüthsſtimmung ein und bekleidet ſie mit dem ſchwarzen Trauerflor ſeiner ſubjectiven Wehmuth. In den Formen ſtrebt er mehr nach Naturwahrheit, als nach Schönheit, und das Colorit zeichnet ſich weniger durch Glanz, als hohe Kraft und harmoniſche Stimmung aus.

In ſeinen früheren Bildern (Räuber, Königspaar, Lenore) war der Vorwurf aus Gedichten oder des Künſt-

lers Phantaſie gewählt, und aus dieſem Grunde überwog darin eine lyriſche Stimmung. Das Publicum war ergriffen und berauſcht, weil es bisher noch keinem Maler gelungen war, das Gefühl in ſeiner gegenwärtigen Erſcheinung gleich anmuthig und treu zu verſinnlichen. Vendemann's Bilder, in welchen dieſelbe Tendenz ausgeſprochen war, vermehrten noch den Enthuſiasmus, und man wollte von nun an nur Gefühle ſtatt Thaten gemalt ſehen. Da glaubte, leider! jeder Maler genöthigt und berechtigt zu ſein, den Gefühlsweg einzuſchlagen, und bald entſtanden eine Menge Klagelieder, aber der Jeremias ſang ſie nicht mehr. Ein Theil des Publicums wurde der Nachahmungen müde, und die Kritiker ſchrieen über Einförmigkeit und falſche Richtung. — Leſſing ſelbſt ſcheint durch den Mißbrauch ſeiner Auffaſſungsweiſe beſtimmt worden zu ſein, in neuerer Zeit das Gefühl mehr an hiſtoriſche, als poetiſche Scenen zu knüpfen (z. B. in der Huſſitenpredigt, Ezzelino, Huß, Heinrich V.), aber gleichwohl iſt noch immerhin die Verſinnlichung menſchlicher Gemüthsbewegungen und Gedanken das innerſte Weſen ſeiner Auffaſſung, und mit Recht. Die Verächter der lyriſchen Situationen bedenken nicht, daß der Moment der äußeren Ruhe, wie er ſich in dem Räuber, Jeremias, Hiob, dem Königspaare ꝛc. ausſpricht, dem Maler Gelegenheit gibt, die Menſchenſeele im Zuſtande der Concentrirung und Intelligenz, in welcher ſie vorzugsweiſe wahre Größe und Adel zeigen kann, darzuſtellen. Auch kann das Bedeutungsvolle beſſer durch den geiſtigen Ausdruck der Verſchiedenheit in

Blick und Haltung angedeutet werden, als durch körperliche Handlung, die immer in der Malerei scheinbar und momentan und deßhalb unvollkommen dargestellt wird. — Wenn man ferner bedenkt, daß eine Unzahl *biblischer* Stoffe, an welche, da sie einmal stereotype Vorwürfe der Kunst geworden sind, viele Kritiker nicht zu rühren wagen, z. B. die büßende Magdalena, studirende Heilige, die heiligen Familien und Madonnen, Ecce homo's ꝛc. auf gleiche Weise nur *lyrische* Situationen bilden, so wird die Anklage von Einförmigkeit, Kläglichkeit, süßlicher Gefühlssucht u. s. w. vollends vernichtet.

Wer möchte auch in dem Königspaare eine klägliche Einförmigkeit oder Apathie und nicht vielmehr die gesteigertste *innere* Handlung finden? In dieser elegischen Darstellung hat der Maler den Schmerz in seiner antiken Größe und Herbe bezeichnet. Auch auf das Haupt der Höchsten zuckt der Blitzstrahl, und der Fluch der Menschen geht, gleich jenem alten im Hause des Atreus, auch durch die Hallen der Könige. Wie paralysirt erscheint der Hochmuth des Gebietens in diesen Gestalten — wie ausdrucksvoll liegt in ihren ernsten, trüben Blicken das Bewußtsein: das Königsgewand ist kein Panzer für das Menschenherz unter ihm! — Die glitzernden Kronen sind von den gesalbten Häuptern gesunken, und der schwarze Sarg im Hintergrunde verschließt die Wonne ihres Lebens. Sie stehen einsam in der Halle des Felsenschlosses, und nichts tönt in der schmerzlichen Stille, als das dumpfe Geistermurmeln der Meereswellen. Es liegt unverkennbar ein Gedanke der Freiheit in diesem dunkel-wehmüthigen

Gebilde; die innere Gleichheit der Menschen vor Gott und Schicksal kommt uns bei diesem Bilde zum Bewußtsein, und der Eindruck wird eben tragisch gesteigert durch die Größe der Opfer, auf die der Streich gefallen! — Und das sollte nicht gemalt werden? Jeder Pinselstrich Lessing's bringt die Ueberzeugung, daß es gemalt werden mußte. Dessen ungeachtet nennt ein „berliner Kunstfreund"*) den Gegenstand unbedeutend, was der Maler selbst dadurch naiv zugestanden, weil er kurz darauf den Klosterhof, eine kleine Winterlandschaft, gemalt und denselben Stoff hier zur bloßen Staffage benutzt habe. Ein trefflicheres naives Zugeständniß, ein wunderbarer Richter!

Die Liebe konnte in dem tieffühlenden Herzen Lessing's nicht in leichten Schaumperlen der Freude sich offenbaren, sondern auch hier mußte der feierliche Ernst des Gemüths und der trübe Gegensatz des Lebens, in dem sich Vermählung und Tod nahe berühren, zur Erscheinung kommen. Deßhalb zeigte der Künstler in „Leonorens" Gestalt das „gebrochene Herz der Liebe".

Die „Hussitenpredigt" reicht noch tiefer in das Mark des Gemüths, um die Religion zu versinnlichen. Der Moment der Glut, der innigsten Ueberzeugung, vor der alle Schranken brechen, ist gewählt, und alle Nebenpersonen und Beiwerke sind behülflich, diesen Moment in das klarste Licht zu setzen. Welche Haltung, welche Züge, welches Auge in dem Prediger! Vor ihm versinkt der

*) „Ueber die heutige bildende Kunst ꝛc." (Leipzig 1839) Seite 26.

sinnliche Aberglaube, das Unrecht von Jahrhunderten, der geistige Leichtsinn und die rohe Materie.

Im „Ezzelino" ist nochmals mit harmonischer Vollendung der Gegensatz von Gut und Uebel, Leben und Tod, Geist und Materie erkennbar. Auch hier ist Religion das Thema, und der jüngere Mönch repräsentirt die Poesie, der ältere die Prosa derselben. Ezzelino ist der starre Unglaube, der sich auf das praktische Leben stützt und die Schwingen des Geistes in der rohesten Sinnlichkeit beschmutzt hat; in ihm manifestirt sich die Consequenz der Materie. — Die Beschreibung der drei Gestalten entnehme ich der meisterhaften Schilderung Gruppe's. Dieser Kritiker sagt nämlich: „Ohne Bewegung, nicht einmal des Hauptes, und nur einen höhnischen Blick seitwärts hinüberwerfend, die Zähne zusammenbeißend, seine nervige Faust ballend, sitzt Ezzelino da und läßt die Worte der Bußpredigt an seinem eisernen Herzen wie an einem Harnisch abgleiten." Von den zur Bekehrung gesandten Mönchen heißt es: „Wir sehen in einer weichen, blonden Jünglingsgestalt die mildeste Auffassung des Christenthums, welche ihre Feinde liebt und segnet, die ihr fluchen. Der zarte Gliederbau und das liebende Antlitz in der Mönchskutte, die stille, schonungsvolle Bewegung und die volle Hingebung in den segensreichen Beruf bei einer jugendlichen Befangenheit, die so wohl thut, dies alles strahlt in dem milden Licht einer höheren Verklärung. Ganz anders der zweite, etwas älter genommene Mönch, mit schwarzem Haar; zurücktretend, sich fest aufrichtend, mißt er mit einem scharfen Blick den

ungebeugten Wütherich, und indem ſein richtiges Urtheil ihm ſagt, daß hier jede Mahnung vergebens ſei, zieht er mit dem Arme ſeinen Bruder zurück."

Das neueſte Werk Leſſing's: „Huß vor dem Concile in Conſtanz", iſt bis jetzt nur in einer Farbenſkizze vollendet, und das Urtheil darüber kann demnach nicht in Einzelheiten übergehen. Huß ſteht zur Seite eines mit Folianten bedeckten Tiſches, und vor ihm ſitzen in zwei Reihen die heiligen Väter des Conciliums, theils roth wie Blutrichter, theils bunt wie Schlangen gekleidet. Hußens Züge ſcheinen mir zu ſanft und leidend, und dem Blicke, ſo wie der faſt demüthigen Haltung gebricht es an dem hohen Muthe des edlen Reformators. Aber die Geſtalten der heiligen Väter drücken die Stufenleiter des religiöſen Irrthums von dem kahlen Indifferentismus an bis zum blutigen Fanatismus hinauf mit unausſprechlicher Wahrheit aus. Hier ſcharfgeſchnittene gelbe Geſichter mit dunkeln Glutaugen unter dem rothen Cardinalshut, dort ein feiſter Biſchof, der ſich unruhig auf dem Stuhle wendet, weil der hagere Reformator ſo eben von Simonie geſprochen. Dann auch einige kluge Pfaffen, die ſich gleich den Auguren Roms verſchmitzt zulächeln; andere, die erſchrocken zurückfahren über die Kühnheit der vernommenen Worte, und zuletzt auch Einer, der, in Nachdenken verſunken, mit dem Zweifel ringt. — Analog der tiefſinnigen Charakteriſtik iſt der Farbenton des Bildes und die geſchmackvolle Gruppirung, welche mit Recht vor ſtreng ſymmetriſcher Anordnung ſich bewahrt hat. Director Schadow ſoll nicht ganz zufrieden mit der Compo-

ſition dieſes Bildes geweſen ſein, und er hatte wahrlich auf ſeine Weiſe nicht Unrecht. Die Darſtellung iſt zeitgemäß und könnte gewiſſe Leute hinter dem Berge zum Bilderſturm veranlaſſen. Mehr über die Skizze ſagen zu wollen, möchte bei dieſer Gelegenheit unpaſſend ſein.

In Leſſing's Landſchaften athmet, wie in den Hiſtorienbildern, eine erhabene Ruhe, ein ergreifendes, aber gleichmäßig klares Gefühl, und die Staffage, ſo wie die anorganiſchen Gegenſtände: Klöſter, Ruinen, todte Bäume, Hohlwege ꝛc., welche er gern darſtellt, ſtimmen zu einer ernſten Wehmuth, ohne die Seele mit grellen Diſſonanzen zu peinigen. Zur Milderung der elegiſchen Stimmung in der Compoſition dient u. A. eine ſchöne Wärme der Farben: Baumſchlag und Gewächſe ſind voll Saftigkeit und Leben, die Fernen zauberhaft heiter und anmuthig, Luft- und Linien-Perſpectiven mit höchſter Gewiſſenhaftigkeit behandelt u. ſ. f. *).

Der geniale Bendemann ſchloß ſich auch der modernen Bewegungspartei in der Kunſt an, und es gelang ihm, durch ſeine großartigen Schöpfungen ſchnellen Ruhm zu erlangen. Gleich dem Griechen Parrhaſios, der nach alten Zeugniſſen in einem Bilde den ganzen Charakter der Athenienſer: ihre Güte und Grauſamkeit, ihren Leichtſinn und feſten Willen, ihre Tapferkeit und Feigheit, darzuſtellen vermochte, wußte auch Bendemann in ſeinen Judenbildern den Charakter dieſes Volkes mit ſicherer Auffaſſung

*) Ausführliches ſ. in meiner Schrift S. 199 ff. und S. 220 ff.

wiederzugeben. In den nuancirteſten Zügen erblickt man den ſtarren Trotz und das liebevolle Aneinanderhalten, die ſchwärmeriſche Meſſiashoffnung und die Geduld der Rache, wodurch ſich die unglücklichen Juden auszeichnen. — In den „Hebräern im Exil" und dem „Jeremias" überraſcht ein höchſt großartiges Pathos, auf mannigfache Weiſe abgeſtuft; einzelnen Partieen fehlt es jedoch an Einfachheit, Ruhe und vollkommener Bewältigung des Stoffes. Nicht immer wird Abſicht und Studium verdeckt, und die Gedanken ſtellen ſich ſchroff und unvermittelt neben einander. So iſt im „Jeremias" wie in den „Hebräern" die Gruppirung zu ſymmetriſch, zu berechnet, die plaſtiſche Ruhe und Würde wird im Erſtern von dem Kinderleichnam und den unbedeutenden Trümmern widerlich geſtört; beſonders aber tritt das Gemüth — die Liebe in Bendemann's Bildern viel ſparſamer hervor, als in denen Leſſing's.

In den idylliſchen Bildern entwickelt er ein eigenthümlich friſches Leben, und das einzelne Schroffe ſeines pathetiſchen Styles löſ't ſich in ihnen in elegiſche Weiche und Ruhe auf. Die „Mädchen am Brunnen", „Hirt und Hirtin" und „die Aernte" ſind höchſt anziehend, voll reizender, poetiſcher Motive, zierlich und fein in Zeichnung und Gewändern, und in warmem, geſättigtem Tone ausgeführt. Unbeſchreiblich iſt die Lieblichkeit der Köpfe und Geſtalten in dem erſten Bilde, obwohl die Compoſition deſſelben ſpätere Nachahmer in häßliche Irrthümer gelockt hat. Wir ſehen in derartigen Bildern Geſtalten, deren Verhältniß zu einander weder durch äußerliche noch

innerliche dramatische Handlung versichtbart ist, wodurch der Zuschauer in ungewisse Zweifel und Grübeleien geräth. In dem bendemann'schen Bilde ist nun die Situation ganz anspruchslos, und man kann sich durch bloßen Anblick an den schönen Mädchen laben und sie allenfalls für Portraitfiguren halten, — aber in anderen Bildern, z. B. Sohn's „Leonoren" und selbst im „Tasso" werden die Anforderungen strenger. Man will den Moment des Historischen hier verwaltend sehen, und dies kann nur vermittelst dramatischer Gruppirung geschehen.

Im „Tasso" sitzt der unglücklich liebende Dichter am Boden, das Manuscript seines befreiten Jerusalems in Händen, und ist in tiefes Nachsinnen verloren. Die beiden Leonoren scheinen wandelnd an ihm vorüber gehen zu wollen, und die auf dem Bilde zunächst an seiner Seite stehende Prinzessin wirft einen kaum bemerkbaren Blick auf den Ruhenden, ohne von ihm gesehen zu werden. Der Gräfin Auge ist forschend und verwundert. — Wo liegt in dieser Composition das Verknüpfende — der dramatische Nerv für das Auge des Uneingeweihten? Die beiden Gruppen treten einzig durch den Blick der Fürstin in Verbindung, und jede einzeln enthält wieder nichts Bestimmtes, das dem Zuschauer zum Faden in dem Labyrinth dieses dargestellten Räthsels dienen könnte. Um von minder Wichtigem zu schweigen, — der Maler hat nicht einmal die Liebe Tasso's zur Prinzessin angedeutet, wodurch doch eigentlich allein die dargestellte Situation erklärlich wird. — Im Ganzen ist also gewiß das Bild unverständlich und eines jener unbeholfenen Zustands-Genrebilder,

von denen der Zuschauer sich stets nur halbbefriedigt abwendet. Man vergleiche auch nicht die Situation mit der im Jeremias, dem Königspaare, dem Hiob; — hier sollte nur das herbe Leiden dargestellt werden, und der Schmerz wird am natürlichsten und wirksamsten stumm dargestellt; auch ist die Gemüthsstimmung in den erwähnten Bildern sichtbar durch die Umgebung erläutert, was im Tasso nicht geschieht. Im Jeremias sind die Trümmer und Leichen, im Königspaare der Sara, im Hiob die körperliche Versunkenheit rechtfertigende Gründe der Traurigkeit; aber wodurch wird im Bilde Sohn's das bittere Leiden der Entsagung im Antlitz der Prinzessin erklärt? Das Gemälde, in seiner Ausführung und Technik betrachtet, ist unendlich schön. Durchgeführt weich und sanft modellirt, erfreut außer den edlen Linien der Gewandung besonders die Carnation, voll Zartheit des Ausdrucks und feiner Nuancirung. Das Fleisch der Fürstin und Tasso's ist silbern, mit feinem Sfumate, das der Gräfin etwas materieller und rosig blühend. In Tasso's Zügen spiegelt sich ein geistiger Adel, der Gedanke ruht mit Adlerflügeln auf seiner hohen Stirn, und die poetische Reizbarkeit blickt aus den schwermüthig dunkeln Augen; seine Kleidung ist sehr vornehm. Die hohe Gestalt der Fürstin ist nicht ganz so graziös, wie man erwarten durfte, — die Linien ihres Nackens und Halses sind zu derb und voll, und die Kleidung drückend schwer und prunkhaft. Auch überwiegen die gelblichen Fleischtöne im Gesichte, wodurch der Teint kränklich bleich erscheint. Ueberhaupt ist das Physische der Gestalt nicht schön und

reizend, aber das Geistige beste anziehender durch den Ausdruck der edelsten Schwermuth und Resignation. — Die Gräfin Sanvitale ist mit blühender Schönheit ausgestattet, äußerst lieblich und lebensfrisch, blond und klein, aber von steifer Haltung. Die sprudelnde Lebendigkeit und Geistesfrische des göthe'schen Vorbildes sucht man vergebens. — In dem Landschaftlichen ist das Einzelne erstaunenswürdig ausgeführt, aber das Ganze zeugt von gänzlichem Mangel an Perspective und Haltung. — In den mythologischen Bildern Sohn's ist die sinnliche Kraft und Freudigkeit vorherrschend, und man möchte lauter Auge sein, wie der alte Gott der Aegypter, um die reizenden, nackten Gestalten im Hylas, dem Dianenbad und dem Urtheile des Paris unaufhörlich betrachten zu können. Die jugendlichste Frische und die lieblichste Anmuth der Gruppirung, wie man sie kaum erwarten sollte in unserer verhüllten und vermummten Zeit, haucht dem Zuschauer überall entgegen und verschmilzt zudem mit einer sehr eleganten und feinen Zeichnung, die aus wahrhaft antikem Schönheitsgefühl entspringt. In der Ausführung bemerkt man leider in einigen Theilen den Mangel einer Abrundung des Hervorstechenden durch Licht und Schatten.

Das nächste Bild Sohn's (Farbenskizze und Carton und fertig) stellt eine Scene aus einem spanischen Drama vor; die Gruppe erscheint sehr reizend und gefällig.

C. Hildebrandt's Gemälde sind anziehend durch ein feines Gefühl für geschmackvolle Färbung und Beleuchtung und den kräftigsten Vortrag. Auch geht aus

der Mehrzahl seiner Compositionen hervor, daß ihm das Verständniß der neuen Kunst geworden ist, welche Schutz im Volksgemüthe suchen will und muß, nachdem sie die Gunst der bezopften Mäcene und Kritiker verloren. Der geistreiche Maler scheint zu wissen, daß, wenn die Kunst ein wesentliches Interesse im Leben erwirken, wenn ihre Unentbehrlichkeit zu einem vollständigen geistigen Dasein erkannt werden soll, sie dem Volke nicht als exotisches Gewächs vorgelegt, sondern in befreundeter edler Gestaltung dem frischen Lebenssinne dargeboten werden muß. Sie soll das gemeine materielle Bedürfniß geistigen und reinigen und unter keiner Bedingung dem falschen Zeitgeschmacke augenblicklicher Vortheile wegen huldigen; vor Allem aber muß sie es verschmähen, Formen und Geist aus vergangenen Jahrhunderten zu borgen, sondern als ein Kind der Zeit sich den Zeittendenzen anschmiegen.

In diesem Sinne sind „der Räuber", „der Krieger mit dem Kinde", „Tancred und Clorinde", „die Mährchenerzählerin", „der kranke Rathsherr" (an dem man sehen kann, wie 'an dem sterbenden Fechter des Ktesilas: wie viel von seiner Seele noch in ihm übrig ist), und „die Söhne Eduard's" aufgefaßt. In anderen Stoffen, zum Beispiel der „Judith", war der Künstler weniger glücklich und nicht völlig frei von Nachahmung. Auch in den „Kindern Eduard's" stört uns in der rührenden Betrachtung das widerlich gemeine Antlitz und der buschige Haarkopf des Mörders mit dem Kissen. — In der letztern Zeit hat Hildebrandt sich fast gänzlich dem Portrai-

tiren hingegeben, was von diesem Künstler unverzeihlich ist, wenngleich seine Bildnisse sich durch geistvolle Auffassung des Lebens und feine, charakteristische Ausführung auszeichnen. Im Atelier des Künstlers ist ein unvollendetes historisches Bild aufgestellt, was mir hinsichtlich des Stoffes durchaus verwerflich scheint. Der üppige und ehrsüchtige Cardinal Wolsey, ein grausamer Protestantenfeind, kommt tödlich erkrankt in der Abtei zu Leicester (wo er 1530 am 28. November starb) an, und wird von dem Abte und den Mönchen feierlich empfangen. Der Cardinal scheint nach der ersten Anlage ein hochbejahrter Greis zu sein, was geschichtlich unwahr ist, weil er bei seinem Tode nur 59 Jahre zählte. Besonders widrig ist jedoch in diesem Bilde der einförmige Zug der schwarzen Mönche, die gleich Dohlen einzeln nach einander ziehen. Sehr bedauernswerth in culturgeschichtlicher Beziehung ist es, daß dies Bild dem Maler siebenmal bestellt sein soll. Ein wundervolles Genrebild: „Kinder am Weihnachtsabend, die voll Ungeduld und freudiger Hoffnung an der Thür harren, wohinter die Bescherung verborgen ist," wird sich, vollendet, den besten Werken des Künstlers würdig anschließen.

Die Gemälde von Mücke, Stilke und Plüddemann erreichen fast den höchsten Gipfelpunkt, bis zu welchem es saubere Ausführung, die aber zuweilen in elfenbeinerne Geleckтheit übergeht, bringen kann. In Bezug auf den Ausdruck und das geistige Element überhaupt neigen sich diese Künstler zwar im Allgemeinen der neuen Richtung zu, allein die Composition ist häufig affectirt

romantisch, und die Charaktere sind weniger bedeutend, als gefällig und anmuthig. — Stilke bereitet sich zur Ausführung einiger großen historischen Bilder vor; Mücke's „heiliger Ambrosius, welcher den Kaiser Theodosius von der Kirchenthür zu Mailand fortweis't," ist der Vollendung sehr nahe. Der Gegenstand enthält nüchterne Act-Figuren, und der Effect beschränkt sich auf die glänzenden reichen Gewänder und Decorationen.

In Plüddemann's „Columbus", einer einsichtsvollen Composition, reich an contrastirenden Charakteren und vom edelsten Gefühlsausdruck, sprang die Saite der Ekstase in den Zügen der Hauptperson, wodurch der geistige Ausdruck nüchtern statt feurig geworden ist. Der Maler scheiterte an der Klippe des Unmöglichen; denn welcher Künstler vermöchte das Auge des Mannes, der eine neue Welt erblickt, mit rohen Farben wiederzugeben? Es ist Schade, daß selbst bei dem Vorhandensein intensiver Seelenkräfte selten die äußere Erscheinung harmonisch vollendet und übereinstimmend mit der Absicht ist, und daß die Bemerkung der Emilie Galotti: „auf dem langen Wege vom Sitze der Phantasie bis zum Pinsel gehe oft viel verloren", sich in einem Grade bewährt, daß auch dem Akolythen die Wahrheit einleuchtet. — „Conradin auf dem Blutgerüste" ist zu theatralisch, um wahr zu sein. Daß in dem Bilde die widerlichen Utensilien zur Hinrichtung: Schaffot rc., nicht augenfällig sind, muß zwar gelobt werden, allein hiedurch verschwindet ein Theil der beabsichtigten Wirkung des Schreckens und Mitleidens. Indem erkennt man an dem handschuherbe-

benden blühenden Jünglinge schwerlich den letzten Sprößling der gewaltigen Hohenstaufen, und in der dargestellten Handlung das trübe Ende einer großen Zeit.

„Der Tod des Columbus" (Farbenskizze und Carton) bildet auch keine gelungene Composition. Die Gruppe ist zu symmetrisch und trocken; der sterbende Weltentdecker sitzt in der Mitte des Bildes, mit einem weißen Hemde bekleidet, in einen großen Stuhl zurückgelehnt. Zu seinen Seiten stehen Priester mit den Heilsmitteln der Kirche, und über seinem Haupte an der Wand ist die schwere Kette aufgehangen, womit seine Glieder zum Danke für die Entdeckung einer neuen Welt belastet wurden. Die bunte Farbenharmonie durfte dem Motive nicht entsprechen. — Einen ähnlichen Stoff hat Riedrich in seinem „sterbenden Großmeister Lavalette" behandelt, und mit möglichster Energie und Ausdruck durchgeführt. Die Gruppe ist reich und kräftig vorgetragen, das Streben nach Charakteristik tritt sich überall, nur der Gegenstand ist undankbar. Die gerechte Kälte des Publicums bei Darstellung von aus der Specialgeschichte entlehnten Scenen muß den Malern doch endlich die Einsicht bringen, daß nur das allgemein Bekannte oder jene Situationen, in welchen eine allgemein menschliche Idee zur Erscheinung tritt, zur künstlerischen Darstellung geeignet sind. Es schmerzt, so viele tüchtige Künstler wie Stilke, Mücke, Hildebrandt im „Wolfey" dieses gemeinste Postulat der Kunst auf eine Weise vernachlässigen zu sehen, daß ihre Werke eines erläuternden Commentars bedürften, um nur das oberflächlichste Verständniß zu vermitteln.

Chr. Köhler verdient eine ausgezeichnete Beachtung, wenn man bedenkt, daß es ihm gelungen ist, sich eine selbstständige Anschauung zu bewahren, da er früher in äsopianischen Verhältnissen zu dem Director der Schule gestanden haben soll. Köhler neigt sich mit ganzer Seele der neuen Richtung der Kunst zu, und manche seiner anmuthigen Schöpfungen, „die Findung Mosis" und „Mirjam" zum Beispiel, haben nicht wenig dazu beigetragen, das größere Publicum dem unabhängigen Streben der Gegenwart zu befreunden. Im Uebrigen schmerzt die Bemerkung, daß es dem wackern Künstler nicht immer gelingen will, seinen Compositionen den höhern Adel des Geistes und Ideals aufzudrücken, und das höchste Ziel seiner Kunst eine schwelgerische Kraft der Gestalten ist. Die Scheidung der reichen Fülle in der Natur von der Ueberfülle ist freilich schwer zu beobachten. Köhler's Contouren sind nicht ohne Schwulst, und seine Auffassung der weiblichen Schönheit neigt sich gar sehr nach der derbfleischigen Manier der Niederländer; der leuchtende Strahl weiblicher Geistesfrische und Intelligenz vermag nicht die Massen zu durchdringen, und so wird nur dem Auge ein behaglicher Genuß geboten. Indessen spiegelt sich in seiner Carnation das blühendste zarte Leben, so wie Gruppirung und Stellung von Einsicht und edler Einfachheit zeugen und die Pinselführung stets geistreich ist. Mein Tadel geht nicht so weit, zu behaupten, daß dem Künstler keine Hermeneutik der innersten Geisteskräfte möglich ist, — allein in allen bis heute von ihm erschienenen Darstellungen („die Braut" nicht ausgenom-

men) erſieht man nur eine oberflächliche Pathognomik, nur ein Vermögen, das ſinnliche Gefühl zu ſchildern, ohne zarte Scheidung des Materiellen und Geiſtigen oder eine Glut ſeelenvoller Erhabenheit zu erreichen.

Manchen Künſtlern, namentlich den jüngeren Schülern, fehlt der ethiſche und zeitgemäße Lebenspunct, aus welchem die freie Schönheit und Wahrheit der leſſing'ſchen Gebilde hervorgeht; und von anderer Seite drängen ſich dem edleren Bewußtſein entgegenſtehende, aber kleinliche Oppoſitions-Elemente entgegen. So beſchränken ſie ſich auf die Nachahmung äußerlicher Typen, und das Ideal, die geiſtige Erſcheinung bleibt ihnen in keuſcher Ferne. Es muß dem unbefangenen Beobachter auffallen, daß ſeit einer Reihe von Jahren aus dem jüngern Nachwuchs kein Künſtler ſo ungewöhnlich hervorragte, wie es bei Beginn der Schule ſich mit vielen ereignete, und man kann den Grund hiervon unmöglich dem Zufalle zuſchreiben, obgleich es wohl eben ſo falſch und unwürdig wäre, ihn einzig einer unredlichen und albernen Bevorzugung der Oſtpreußen vor den Rheinländern von Seiten der Direction aufzubürden.

Durch freie Pinſelführung und lebendige Auffaſſung zeichnen ſich unter den jüngeren Romantikern Lor. Glaſen, J. Jak. J. G. Meyer, W. Volkhardt, Voß, Zimmermann, G. Heer, Rauſch, J. Kehren, Heudel und Andere aus. Glaſen's Bild: „König Chlodwig, von ſeiner Gemahlin Clotilde zum Chriſtenthum bekehrt", zeigt kräftigen Vortrag und eine freie Conception. Die junge Königin hat das Evangelium auf dem Schooße und die

Rechte zum Himmel emporgehoben; Chlodwig ſtemmt ſich mit der Linken auf das breite Schlachtſchwert, während die Rechte den gekreuzigten Heiland weit vom Auge hält, das ihn noch mit Grimm vernichten zu wollen ſcheint. Im Moment der Darſtellung iſt die Königin in ihrem Bekehrungsverſuch noch nicht weit gediehen. Schade, daß dieſe wohldurchdachte Compoſition nicht von wärmerm Colorit unterſtützt wird. Die ganze Farbenleiter iſt kühl und trübe.

In Meyer's Bildern: „Elias" und „Abraham", zeigt ſich viel Anlage zu geſchickter Anwendung des Hell-dunkels, Streben nach edlen und ſchönen Gedanken und durchgehends blühende, leuchtende Färbung.

Von J. Fay iſt eine Farbenſkizze erſchienen: „Simſon, wie ihn Delila der Kraft beraubt," welche auf die Ausführung ſehr begierig macht.

W. Volkhardt's „Jungfrau vom Drachenfels", obwohl fleißig gemalt, entbehrt des heitern Duftes der Mährchenwelt, wie die „heilige Cäcilia" von Veß und die „heilige Agnes" von Kehren den der Heiligkeit. — A. Zimmermann's „Rinald und Armida" und Vendix' „Erminia auf der Zinne" ſind nicht zart genug, und das letztere Bild rechtfertigt ſeine Bezeichnung ſehr wenig. — Eine „Scene aus Moſis Leben" von Heudel, H. Herz's „Tobias, der beim Abſchiede von ſeinen Eltern geſegnet wird," und Bauſch's „Abraham's und Iſaak's Opfergang" verrathen unbezweifelt aufſtrebende Talente, denen es nur noch an Unbefangenheit und freier Intuition mangelt. Das letzte Bild iſt äußerſt delicat und anmu-

thig, und es iſt gewiß nicht zu tadeln, daß die Auffaſſung ganz genrehaft iſt.

Ich erwähne jetzt einige Künſtler, die, mit großen Gaben ausgerüſtet, eine ſehr hohe Stufe der Kunſt einzunehmen berechtigt ſind, aber leider, durch irrige äſthetiſche Anſichten, Verkennung des Zeitgeiſtes, falſche Pietät ꝛc. verführt, in der Wahl ihrer Stoffe ſchwanken, und bald dem modernen Ideal aufs freundlichſte nahen, bald in veraltete Umſäumungen zurückweichen.

Der genialſte dieſer Künſtler iſt Julius **Hübner**, ein Mann, der in ſeinem „Roland", „Simſon" und „Hiob" mit entſchiedenem Glück ſich als Junger einer charakteriſtiſch-naturwahren Auffaſſung gezeigt, in ſeinen chriſtlichen Bildern aber bereits in die Fußſtapfen ſeines Lehrers getreten iſt und der winſelnden Manier der Alterthümelnden viele Opfer gebracht hat.

Steinbrück, ein verwandtes, mehr ſanftes und liebenswürdiges, als großartiges und energiſches Talent, hegt viel Sinn für das Sentimentale und Poetiſche und mehr noch für das Mährchenhafte, das jedoch nicht zart genug ſeinem Pinſel ſich entwindet. (Man erinnere ſich an ſeine „Elfen" und die „Undine im Kahne".) — Große Weiche und übertriebene Abrundung in Linien und Formen, dabei eine gewiſſe Süßlichkeit in der Farbung, die den innern Ernſt nicht durchdringen läßt, charakteriſiren im Allgemeinen die Art ſeiner Malerei, während die Conception ſich bald dem Modern-Romantiſchen („Thisbe", „Genovefa", „Hagar"), bald dem Antik-Chriſtlichen („Madonna", „heilige Nacht") zuneigt. — Tiefſinnige, anmuthige

Auffassung der kirchlichen Darstellungen, in so fern sie nicht durch ihr Wesen der Schönheit und Wahrheit widerstreben, ist dem trefflichen Ernst Deger zur Natur geworden, oder vielmehr sein naiver, reiner Charakter verleiht den bekanntesten Gruppen neue Frische und die liebenswürdigsten Reize. Der Ausdruck einer ernsten Milde und sittlicher Reinheit, entsprossen aus dem Boden eines keuschen, bescheidenen Gemüthes, ist ihm eigenthümlich. Keine ästhetische Befangenheit, keine Phantasterei oder schwärmerisches Zerfließen ist in seinen Bildern ausgesprochen, sondern eine ruhige, würdevolle Schönheit, dem blühenden Naturleben entnommen, zeigt sich überall. Ausgezeichnet schön sind seine Christkindchen, von welchen man sagen möchte, wie Vasari von einem Bilde des Correggio: „Sie sind so lieblich, daß sie im Paradiese erschaffen zu sein scheinen."

F. Ittenbach schließt sich in der Hinneigung zu kirchlichen Stoffen und der zarten Ausführung Deger'n zunächst an. Auch Ittenbach's religiöses Gefühl scheint ruhig und frei von ascetischer Befangenheit, wenn es auch seinem Schönheitssinne noch in gewisser Beziehung an Naturwahrheit und originaler Ursprünglichkeit fehlt. In „Christus und die ersten Jünger" und „Johannes und seine Schüler in der Wüste" sind die Köpfe vom lebendigsten Ausdruck ernst ergreifender Andacht und die Gruppirung wohldurchdacht und gefällig. Die „heilige Barbara" ist sehr fein im Gefühl mit etwas kühler Färbung und süßlichen grauen Schattentönen im Fleische. — In dem neuesten Bilde, einer „heiligen Familie" (nach Ra-

phael), gewahre ich hohe Reinheit in der Auffassung des Gegenstandes, dagegen Mangel an Tiefe und Innigkeit, so wie an plastischem Hervortreten der Formen. Die reizenden, milden Züge der Maria sind von gelbbräunlichen Haaren umflossen, und in klarem Ton mit Anwendung von Lasuren modellirt. Die Kinder (Jesus und der kleine Johannes) sind so lieblich, daß sie den raphaelischen Originalen dreist zur Seite gesetzt werden dürfen; der Fleischton ist warm und leuchtend, nur zuweilen finden sich einige bräunliche Schattenpartieen. Die unendlich saubere und geschickte Ausführung zeigt Spuren von Aengstlichkeit und Absicht, was sehr tadelnswerth ist *). In diesem Bilde sind alle Züge wie geschmolzen, und man könnte die Arbeit eher emaillirt, als mit Oel gemalt heißen. Wenn nun auch die Modellirung von bewundernswürdigem Fleiße zeugt, so muß man wissen, daß in größern Arbeiten porzellanartige Verschmelzung und kleinliche Genauigkeit sehr störend sind und die Blicke, von dem Wesentlichen, dem Charakter des Bildes, ablenken. — Des Künstlers Portrait-Auffassung ist ausgezeichnet, und hier besonders verbindet sich mit der ausgebildetsten Technik eine angemessene ideelle Charakteristik.

Von R. Schall, einem jüngern Künstler, muß eine „heilige Elisabeth" mit vielem Lobe genannt werden. Die Auffassung dieses Bildes ist sehr energisch und ernst,

*) Schon Quintilian sagt (Instit. L. IX. c. 4.): „Das Schwerste in den Künsten ist, daß dasjenige, was sehr ausgearbeitet worden, nicht ausgearbeitet scheine."

und die Zeichnung ſtreng; der Ausführung gebricht es freilich an Geſchmeidigkeit und leichter Grazie, aber hiefür entſchädigt die Abweſenheit jener breiweichen Süßigkeit, die uns faſt auf allen Heiligenbildern der Düſſeldorfer bis zum Uebelwerden begegnet. Von einem Altarbilde desſelben Künſtlers: „der Heiland, den Kelch ſegnend", war mir kein genügender Anblick vergönnt.

L. Haach zeigt in ſeinem großen Bilde: „Jeſus im Sturm auf dem Meere", daß ihm Zeichnung und Compoſition geläufig ſind. Man gewahrt eine glückliche Dispoſition des Ganzen und ſelbſt theilweis freie Motive in den zahlreichen Köpfen. Chriſtus ſelbſt iſt jedoch aus der miſerablen Form des Schwächlichen hervorgegangen, ſein bleiches, kränkliches Geſicht erregt Mitleiden. Die Ausführung des Bildes iſt ſehr mangelhaft; es fehlt nicht bloß gänzlich an Farbenhaltung, die Farben ſelbſt ſind abgeſchmackt bunt und grell, ohne Impaſte und Laſur, dünn aufgetragen. Eine „Madonna mit dem Jeſuskinde auf Wolken" von demſelben jungen Künſtler verräth nur ſparſames Schönheitsgefühl, die Formen ſind unrein, die Farbe unklar und die Conception des Kindes faſt abſtoßend unſchön.

Otto Mengelberg's „Erzengel Michael auf dem beſiegten Drachen" iſt im Ausdrucke nicht ohne Begeiſterung; das Gewandmotiv zeugt von gutem Style, und die Zeichnung iſt bequem und frei. Auch das Colorit iſt faſt ſo glänzend und weich, wie in der Judith desſelben Künſtlers, aber die Farbenwahl disharmenirt nach meinem Gefühle mit dem Motiv. Das röthliche Haar, der

Goldpanzer, das safrangelbe Unterkleid, die weißgrauen Flügel ꝛc. sind nicht geeignet, dem Zuschauer eine überzeugende Idee von der hohen Reinheit und Würde des Besiegers der Finsterniß einzuflößen. Unter den Farben des Lichtengels dürften die grünen, dunkelblauen und braunen Töne nicht erscheinen. Das Antlitz Michael's erinnert schwerlich an die Erhabenheit und ideale Siegestrunkenheit in den ähnlichen Gebilden Raphael's, und die durch das flache, gescheitelte Haar wie platt gedrückte Stirn verläßt sogar die Linie menschlicher Schönheit. Auch die Composition ist verfehlt und kahl, und die Wirkung des Helldunkels ganz unberücksichtigt. Raphael's Michael *) tritt gleichfalls auf den Hals des Drachen und führt einen Streich nach dem Unthiere. Aber in der nächtlichen Landschaft sind noch verschiedene mißgestaltete Thiere, in der Ferne von Teufeln gequälte Verdammte, eine Prozession in Bleimänteln nach Dante's 23. Gesange des **Inferno** und eine brennende Stadt sichtbar. Dieses Beiwerk erhöht in einem solchen Stoffe die Wirkung unendlich. — Obwohl der Kampf der beiden Principien, Licht und Finsterniß, Engel und Teufel, Ormudz und Ahriman, Osiris und Typhon ꝛc., auch in unserer Zeit noch fortwährt und leider ewig dauern wird, so ist doch die bildliche Darstellung in der abgeschmacktesten Form unpassend und thöricht. Könnte das Symbol nicht gedankenreicher und schöner aufgefaßt werden?

*) Im Louvre. S. Waagen's „Kunstwerke und Künstler in Paris" (Berlin 1839) S. 135.

Iſt es zum Beiſpiel naturwahr, das Finſtere und Furchtbare unter der Geſtalt des Widrigen vorzuſtellen? Denn wer hat beim Anblick des vielköpfigen ſcheußlichen Drachen ein anderes Gefühl, als das des Ekels? Und muß das Licht ſich in die drückenden Feſſeln der Materie zwingen, und kann das Ueberirdiſche nur vermittelſt des Unnatürlichen angedeutet werden? Oder iſt es natürlich, einem maſſiven Menſchenleib Vogelflügel an den Rücken zu leimen, und den Spiritus in die mit Recht verrufene plumpe Geſtalt eines Rieſen zu verwandeln? — Wenn Herr Mengelberg dieſe Fragen genügend beantworten kann, ſo werde ich vielleicht an ſeinem Werke Geſchmack finden; jetzt glaube ich, daß er ſein unbeſtreitbares Talent leider in fatalen Stoffen mißbraucht. Hat Remee ſo ſchlechte Rathgeber?

Dem Director der Schule, W. Schadow, ermangelt die Vermittelung mit der Zeit, womit für Kenner eigentlich ſchon genug geſagt wäre. Weder der heilige Ernſt der Frömmigkeit noch die Glut des Fanatismus ſind ausſchließliche Gebieter der Kunſt und können ſich dieſelbe unterordnen; die Kunſt beleuchtet überall die unendlichen Räume der Seele und des Gemüthes, wie die Sonne die ganze weite Oberfläche der Erde.

Schadow's neueſtes, noch unvollendetes Werk ſind „die klugen und die thörichten Jungfrauen". In wie fern die teſtamentliche Parabel ſich zur bildlichen Darſtellung eignet, mag hier unentſchieden bleiben; allein daß ſie dem wörtlichen Sinne nach ziemlich proſaiſch und

orientalisch *) ist, wird der Unbefangene nicht läugnen. In der Darstellung Schadow's erscheinen die thörichten Jungfrauen links vom Zuschauer im Vordergrunde, und die klugen rechts. In der Mitte des Bildes, etwas zurückgedrängt, steht der Bräutigam mit Gefolge auf einer Estrade, und wendet sein Haupt den auserkornen Klugen zu. Die Anordnung ist theatralisch-symmetrisch und für das an Schönheit und Charakteristik gewöhnte Auge unleidlich trocken, wenn man auch das Zugeständniß macht, daß sie in etwa durch das Mystisch-Allegorische des Gegenstandes bedingt wurde. Abgesehen von dieser symmetrischen Steifheit, ist aber in der Gruppirung und Perspective eine solche Anmuth und Lieblichkeit, daß alles Harte und Strenge kaum bemerkbar ist. In den Köpfen der Klugen, die Oel auf ihre Lampen geschüttet, zeigt sich eine feine Individualisirung und ein leiser, abgestufter Ausdruck reinster Beseligung und Frömmigkeit in den Zügen. Ueber die ganze Gruppe derselben ist ein harmonischer Schmelz der Farbe ausgegossen. Der Ausdruck der Affecte in den Köpfen der Thörichten ist durchdacht, von scharfer Sonderung und lebendiger Mannigfaltigkeit. Einige dieser armen Schmachtenden sind verführerisch schön und zeigen sich in einer ganz natürlichen Anmuth für gefallene Schönen. Die Malerei ist unendlich zart und

*) Das Profanische beruht nach unserm profanen Gefühle in den Lampen und dem Oel, den Krämern u. s. das Orientalische erscheint in der Polygamie: zehn Jungfrauen harren auf einen Bräutigam! Oder wären es um Brautjungfern? Die Exegese ist mir fremd.

der Localton des Fleisches hell und golden. In dem Bräutigam endlich erblicken wir wiederum einen jener schwächlichen, blassen Gesellen, deren Gestalt und Haltung sich in weichlichstes Schmachten und Sehnen aufzulösen scheinen. Ja, der nüchterne Zuschauer wird nicht begreifen können, warum die thörichten Kinder um diesen Unbedeutenden trauern, dem der frohe Lebensmuth und die gesunde Frische eines Bräutigams völlig abzugeben scheinen. Will man die Sache geistlich auffassen, so habe ich nicht minder Recht: auch hier ist Kraft und hohe Lebensfülle unzertrennlich von dem Begriffe des Gottmenschen. — Schadow's Portraits sind sehr ausgezeichnet durch lebendige und wahre Auffassung, große Bestimmtheit in den Formen, und zugleich durch süßen Schmelz und zarte Uebergänge in den Farben.

Natürlich hält die ascetische Manier des Directors viele unselbstständige Schüler im Schlepptau, und in keiner Ausstellung fehlt es an Producten, die der fernsten Vergangenheit viel näher stehen, als der Gegenwart. — Ich erwähne von christlichen Bildnern nur noch Götting und Wintergerst. Des Erstern Manier gibt sich kund durch einförmige Köpfe und Figuren, meist von entrirtem Ausdruck und nach der Antike und dem Meißel geformt; dagegen lebhafte Färbung und effectvolle Gruppen ꝛc. Der Zweite ist ein getreuer Copist der verschimmeltsten Alterthümlichkeiten, im Uebrigen mag es ein guter Akademie-Inspector sein.

Unter den Genrebildern der düsseldorfer Schule begegnen uns herrliche und höchst vollendete Leistungen

Die Genremalerei theilt sich der Auffassung nach in drei Classen: zur ersten darf man die komischen Darstellungen zählen; die zweite wählt die Stoffe aus dem Gemüths- oder Phantasieleben des socialen Menschen, ohne ins Gebiet der allgemeinen Interessen der Menschheit überzuschweifen, was schon durch die geringe Dimension des Raumes verhindert wird; die dritte endlich betrachtet das Leben von seiner hausbackenen und derben Seite und hält sich in der gewöhnlichsten Wirklichkeit. — Das komische Genre hat wenige, aber tüchtige Repräsentanten, worunter zuerst Ad. Schrödter genannt werden muß. In ihm entfaltet sich das humoristische Element zur schönsten Blüthe, und eine vergnügliche, kühne Auffassung ist allen seinen Bildern gemeinsam. — Das beste seiner Kunstwerke ist „Don Quixote, im Amadis lesend"; auch „Falstaff" und „Münchhausen" sind sehr gelungen. In anderen Bildern (zum Beispiel im Don Quixote zu Pferde mit Sancho Pansa, besonders aber in den Radirungen) drängt ihn die sorglose Ironie und Vollblütigkeit des Witzes zu carikirten Linien und Beilagen, und der tiefsinnige Geist des Humors verpufft nicht selten in drolligen Schnörkeleien.

Der wackere Hasenklever vereinigt mit der äußersten Delicatesse der Ausführung eine gemüthliche Schalkhaftigkeit, wie man sie nur auf den besten Bildern der Holländer, insbesondere des Jan Steen, antrifft. Sein „Student Jobs", mit gewichstem Schnurrbart, ledernen Hosen, Dollmann, Säbel, Peitsche, Kanonen, Sporen und gespreizten Beinen, ist mit freiem Bewußtsein und

Naturwahrheit erschaffen, und darf eine der höchsten Ehrenstellen im Reiche des Humors ansprechen.

Rud. Jordan's Genrestücke sind vom frischen Hauch der Natur belebt und gefallen durch vergnügliche Laune und heitern Scherz. — J. B. Sonderland's joviale Scenen erhielten durch sein neuestes Oelbild: „Hans und Grete" nach Uhland, eine geschmackvolle Bereicherung. Die zierlichste Ausführung geht in diesem Cabinetsstück mit der lieblichsten Conception Hand in Hand. — E. Ebers behandelt mit Glück Gegenstände, aus der gemeinen Wirklichkeit und der prosaischen Gegenwart entnommen; der Vorwurf seines neuesten Genrebildes ist ein „Husarenbivouac", eine interessante Gruppe mit echt komischen Ingredienzien. — J. Wilms' „flottgewordener Studio" mißfällt durch die Ueberfülle der verschiedenartigsten Gegenstände. — Von Lilotte aus Menden war auf der letzten Ausstellung ein recht drolliges Bild zu sehen: „das gestörte Tabakrauchen", welches nebst einem Interieur von Carl Hübner: „der erzürnte Alte", den höchsten Ansprüchen in dieser Gattung genügte.

In jenem feinern Genre, wo es weniger darauf ankommt, pikante Momente glücklich aufzufassen, als die gemüthlichen Beziehungen des Lebens in geziemenden Verhältnissen darzustellen, excelliren unter Anderen L. Blanc (Kirchgängerin, Goldschmids-Töchterlein) *), J. Becker

*) Leider habe ich in meiner angeführten Schrift S. 160 den unverzeihlichen Irrthum begangen, den Gegenstand dieses Bildes falsch anzugeben. Der Ritter ist nämlich gar nicht auf dem Bilde gegenwärtig. In Zerstreuung

betende Bauernfamilie, heimgekehrter Soldat ꝛc.), J. Jacob (Gretchen und Lieschen), R. Jordan, F. A. Körner (der Jäger, seinem Liebchen die Heimat zeigend), H. Kerneck (Spinnerin), H. Kretschmar (Burghof, Aschenbrödel ꝛc.), A. Müller (Knabe vom Berge), A. Richter, W. Rieß (ländliche Scene im Bauernhofe), Weddige (Hausmütterchen) u. s. f.

Von neuesten Bildern erwähne ich: „Egmont und Klärchen", von K. Beser, zart und energisch zugleich in der Conception: Egmont eine vornehme, imposante Erscheinung, Klärchen aber neben ihm unbedeutend und unreif; die Ausführung delicat. — Gefellschap's „Faust in seinem Studirzimmer" und „zwei Mädchen, die sich zum Maskenballe ankleiden," sind in der Auffassung edel und gewandt, die Farbe leuchtend und lasurartig mit pastosen Lichtern. A. Siegert's „Tyroler mit seinem Mädchen", Schwingen's „Winzerin", Körner's „Mutter mit dem Kinde", und Meyer's „erzählendes Mädchen" zeugen gleichmäßig von reizender Anmuth der Auffassung und jener technischen Vollkommenheit, wodurch sich durchgehends die Leistungen der Schule im feinern Genre auszeichnen.

Die düsseldorfer Landschafter bestreben sich, die Treue der vorliegenden Erscheinungen der Natur zu umfassen, verfahren aber mit weiser Mäßigung und verlieren sich weder im Unbestimmten des Raumes, noch in

habe ich ein Bild von v. Hagens (1837 ausgestellt) mit dem von Blanc verwechselt.

eklektischer Gruppirung der einzelnen Gegenstände. In wenigen Landschaften der Schule ist die individualisirende Composition verlassen und die Gruppe zu plastischer Objectivität gediehen. Selten schweift das Auge über ausgedehnte Flächen bis zum freien Horizont, und die Linien sind weniger klar und harmonisch ruhig, als energisch und kühn. Selbst in den ungleichen Formationen des Bodens tritt das Element der freien Natürlichkeit und des Trotzes hervor, und in den Baum- und Felspartieen sind sanft gewölbte Schwingungen selten.

Phantastisch freie Contouren und prunkende Lichteffecte werden gemieden, und die Vegetation ist selten üppig und schwelgend. In analoger Bedeutung wird der Himmel häufig schwarz bewölkt, gewitterhaft, dämmernd, und die atmosphärischen Erscheinungen überhaupt in ihrer Aufregung und Furchtbarkeit dargestellt. Die dem Stillleben der Natur angehörenden Dinge: Blumen, Früchte, Insecten, Erdarten ꝛc., erscheinen in zierlich überraschender Vollendung bis ins Minutiöseste ausgeführt, oder mit Geschmack angedeutet.

Die Stoffe sind meist der einsam wilden, selten der schönen Natur entlehnt. Beliebt sind z. B. wilde Eichenwälder mit verdorrten, hohlen Bäumen, vom Sturme gebrochenen Zweigen, oder mit phantastischen Wurzeln, die aus nassem, aufgelockertem Boden hervordringen; — Waldseen, von schwarzen Tannen umschlossen, oder Bäche, die in traulicher Heimlichkeit hinrieseln; — Burgen, an deren Fuß scheue Wölfe lauernd schleichen (Lasinsky); — schaurige Schluchten mit reißenden Strömen, die zwischen

Gestrüpp und Felsen durchschäumen; — einsame Hütten mit großen Felsblöcken und weißen Birken (Achenbach); — Ruinen mit auffliegenden Raubvögeln (Breslaur); — Runensteine unter alten Eichen (Dahl); — Kirchenruinen (Funk); — Klosterkirchhöfe mit schwarzen Nonnen, die eine Unglücksgefährtin beerdigen, oder an offenem Grabe stehenden Mönchen (Lessing); — Jäger mit Hunden im wilden Haidegebirge (Happel, Scheins); Sumpf- und Moor-Gegenden mit Gewitterluft; — Schneelandschaften mit Kindern, vor dem Heiligenhäuschen betend, (Jakobi); — Wachtthurm im zugefrornen See (Lasinsky); Hohlwege mit trabenden Reitern (Lessing); — Köhlerhütten im Hochwalde mit verirrten Reisenden (Lessing); — vulkanische Seen (Müller); — Wald im Gewitter mit schutzsuchenden Hirten (Scheuren); — Waldeinsamkeit mit Hirschen im Bach (Schirmer); — u. s. w.

Wie in der holländischen Schule die Landschaftsmalerei vor Allem durch jene Künstler, welche die nackte Natur ihrer Heimat mit ihrem Mangel an üppiger Vegetation zum Vorbild nahmen (Ruysdael, Hobbema, Cuyp rc.), zu unübertrefflicher Vollkommenheit erhoben wurde, so wählen auch die Düsseldorfer mit Bewußtsein ihre Lieblingsmotive aus ihrer Umgebung: der Eifel, dem Hundsrück, den Ruhr-, Ahr- und Niederrhein-Ufern u. s. w.

Die innigste Poesie durchdringt diese landschaftlichen Compositionen, und das Auge des Zuschauers wird eben durch jene Begränzung des Stoffes und Raumes und vermittelst des organischen Zusammenhanges zwischen Staffage und Landschaft in die geheime Werkstatt der

Natur geleitet. Statt der schönen unbestimmten Formen, der verschwimmenden Umrisse und conventionellen Behandlung, wodurch das Gemüth nur an seiner Oberfläche gestreift, und höchstens ein bewußtloses Wohlgefallen erzeugt wird, theilen hier die markante Zeichnung, die entschiedene Treue in der Nachbildung des Anorganischen und die auf Gesetzen der geistigen Wahrheit beruhende Auffassung der Seele jenes erhebende Gefühl der Wechselwirkung zwischen der geistigen Materie im Allgemeinen (Naturgeist) und im Besondern (Menschengeist) mit.

Der Raum verbietet mir, die neuesten Landschaften einer ausführlichen Betrachtung zu unterwerfen, und ich muß mich darauf beschränken, durch bloße Anführung des Gegenstandes auf das Vorzüglichste aufmerksam zu machen. Dieses glaube ich zu erkennen in: Achenbach's „große holländische Winterlandschaft" und „norwegische Hochebene", Pose's „Schloß in Tyrol", Schulten's „das Kloster am See", Haecke's „altes Schloßgebäude", Happel's „Winterlandschaft" und „Schlößchen am Sumpfe", Hengsbach's „Burg am Wasser", J. Lange's „Waldpartie", Scheins' „der Waldstrom", Scheuren's „Mühle".

Im Juli 1839.

Moderne Romane.

Blasedow

Münchhausen

William's Dichten und Trachten

Seid ihr wohl einmal auf ſtillen Abendgängen einer jener hohen, gebeugten Geſtalten begegnet, die mit dem liebefunkelnden Auge des Genius, mit dem Ausdruck namenloſen Schmerzes in den geiſtigen Zügen ſcheu an euch vorüber ſtreichen und convulſiviſch vor jeder Berührung mit den Menſchen zuſammenfahren? Sie gehen ihren eigenen Weg, dieſe Unglücklichen, ſie fliehen aus dem Tag in die Nacht, aus der Geſellſchaft an die Natur, ſie tragen einen Schmerz, den Niemand kennt, ſie weinen eine Thräne, die Niemand ſieht. Verſteht ihr wohl das geheime Weh dieſer Menſchen? .... Es ſind die geknickten Geiſter, die gebrochenen Talente, die Waiſenkinder einer Geſellſchaft, die für ihre Schmerzen und Anſprüche nichts übrig hat, als eine moraliſirende Sentenz, einen wohlfeilen guten Rath, ein Epigramm, wenn es hoch kommt, ein Almoſen! Sie wurden für das Höchſte geboren und erzogen, ſie ſchienen nach ihrer Kraft zu den Gipfeln menſchlicher Beſtrebungen berufen; da tritt das Schickſal ironiſch in den Weg und wirft ſie gewaltſam

in das ganz Gewohnte und Gemeine. Was man von ihnen fordert, können sie nicht leisten; was sie wissen, können sie nicht brauchen; am besten wär' es, sie vergäßen sich selbst, oder sie stürben. Ein liebeschlagendes Herz verblutet hier in der Unwürdigkeit philisterhafter Verhältnisse, ein genialischer Geist wird zum Esel der Tretmühle, eine schöpferische Kraft geht zu Grunde im Mechanismus des kleinen Dienstes. Nachtwandler am hellen Tage, gehen diese Flüchtlinge über die Erde, von den Menschen unverstanden, gemieden, verspottet; der Gemeine fragt in Gedanken immer nur, was ein Mensch habe und vermöge, nie, was er sei und könne. Er flieht das Unglück wie den Aussatz, er ist ein Christ, aber nur ein getaufter; er haßt die Ausnahmen, weil er selbst die mittelmäßige Regel ist; das Licht der Fixsterne und Planeten ist ihm schon bekannt und bequem, vor dem Glanz eines Kometen flieht er abergläubisch zitternd in seine Hütte. Und doch ist im Grunde jede originale Geisteskraft eine Ausnahme, oder richtiger eine Potenzirung, ein Komet, für dessen gemessene Bahn es erst neuer Ausgleichungen bedarf im Raum der Geschichte. Die Wenigsten aber können dazu gelangen. Und ist nun einer dieser Unglücklichen nach jahrelanger Folter mit seinem Leid unter die Erde gegangen, dann sagen wir klug oder höhnisch: Es war ein unpraktischer Kopf, ein hochmüthiger Narr, ein phantastischer Träumer. Vielleicht nur ein stummer Freund, oder ein hülfloses, weinendes Weib weiß es, welcher Segen von Geist und Liebe hier in einsames Grab versenkt ward und daß der Geschiedene,

auf die rechte Höhe geſtellt, wohl ein Stolz ſeines Volkes hätte werden mögen, ein Name der Geſchichte!

Gutzkow's Blaſedow iſt die Geſchichte eines ſolchen Mannes: eine Thatſache der modernen Geſellſchaft offenbart ſich an Blaſedow, es iſt ein ſocialer Charakter. Denkt euch einen Geiſt von umfaſſendem Horizont und freier Selbſtſtändigkeit, ein Gemüth mit dem Zartgefühl tiefer Liebe, eine Bildung durchaus auf der Höhe der Zeit und dazu ſo viel Energie, Oppoſition und Lebensluſt, als nöthig, um einen Mann über das Niveau gewöhnlicher Charaktere zu erheben, — denkt euch dieſen Mann ſodann als evangeliſchen Landpfarrer in einer Stellung, ſeinen Wünſchen und Ueberzeugungen zuwider, unter Vorgeſetzten und Collegen, denen er überlegen und doch unterthan iſt, am Arm eines Weibes, die er als Wittwe des Vorgängers wie ein Stück Inventarium mit übernahm, — denkt ihn euch arm, verſpottet, ringend mit phyſiſcher Noth, überall zur Heuchelei oder Ironie gewaltſam herausgefordert, — das iſt Blaſedow. Ein ſolcher Charakter, in einer ſolchen Lage, implicirt eine Tragödie.

Die Expoſition des Romans iſt vortrefflich; ſie führt uns ſogleich in die Mitte der Dinge. In raſchen, kräftigen Zügen entfaltet ſich die durchgreifende Ironie von Blaſedow's Lage: wir ſehen ihn in allen Lebensgrundlagen zerrüttet, unzufrieden über ſeine Stellung, ungekannt von der eigenen Familie. Blaſedow iſt das gerade Widerſpiel von Goldſmith's Landprediger: wie dieſer mit ſeiner ganzen Kraft und Liebe vollaufgeht in ſeinem Beruf, ſo

fühlt ſich umgekehrt Blaſedow auf ſeinem Pfarrdorf Kleinbethlem, abgeſchnitten von allem Zuſammenhang mit der reizenden Welt, äuſſerſt unglücklich. Jahr aus Jahr ein ſoll er predigen und katechiſiren, taufen und begraben: das Stereotype eines geſchloſſenen Berufes würde ihn überall erdrücken, denn für ihn iſt die Lebensaufgabe ein beſtändiges Werden und Wachſen, Streben und Steigen, eine ewige Entwickelung. Blaſedow polemiſirt gegen die ausſchließende Tyrannei aller Richtungen: die Rationaliſten ſchelten ihn einen Pietiſten, von den Myſtikern wird er als Aufklärer verfolgt. Die freie Höhe eines Geiſtes, der überall nach Wahrheit und Natur ſucht, der mit dem Auge des Philoſophen auf dem Boden der Geſchichte ſteht, der nur individuelle Löſungen, ein relativ Angemeſſenes erkennt, den reifen, milden Weltbürgerſinn mit Einem Worte, der nie und nirgend ſich zum Knecht und Schergen einer einſeitigen Tendenz hergeben will, vermag in Blaſedow's Umgebung Niemand zu begreifen. Daher ein ewiger Hader mit Conſiſtorium und Collegen: von allen Amtsbrüdern macht ihm bloß Toblanus, ein gutmüthiger, behaglicher, proſaiſcher Landpfarrer, zuweilen Beſuche. Dieſen zieht es aber eigentlich weit mehr zu Blaſedow's Ehefrau, als zu dieſem; die heimliche Neigung wird von Gertrud unbewußt erwiedert. Sie iſt eine robe, rüſtige, gutmüthige Natur, ein hausbackenes, ſchwerhöriges Gemüth, durchaus ungeſchickt, das feine Spiel der Seele in einem ſo zartgeſaiteten Organismus wie Blaſedow zu verſtehen, und daher für dieſen nur die Mutter ſeiner Kinder, die erſte Magd ſeines Haushalts.

So ein Fremdling im eigenen Hause, in Ehe und Amt verkümmert, erkennt Blasedow im Scheitelpunct des Daseins, da, wo die Sonne schon wieder gegen Abend wendet, das Entsetzlichste: daß er sein Leben verfehlt hat.

Es ist zu spät zum Umwenden und Blasedow zu stark zum unfruchtbaren Grübeln der Reue. Er hat Kinder, sie sollen anders und glücklicher werden, als er: in seinen Söhnen will er eine schönere Jugend von Neuem durchleben. Blasedow glaubt an eine Prädestination der Natur im Gemüthe des Kindes, und er geht von der Ansicht aus, alle Erziehung sei im Menschen von vorn herein auf die Entfaltung des Individuellen zu richten; unsere moderne Pädagogie überfüttere den jugendlichen Geist mit unnützen Vorurtheilen und Ansprüchen und lasse es ihm dafür wieder nach anderen Richtungen an dem nothwendigsten Brode des Lebens gebrechen; sie sei zudem durchaus nivellirend und allgemein, überall nur auf das Empfangen von Kenntnissen, nirgendwo auf das Gestalten von Charakteren berechnet. Das ist leider nur zu wahr. Blasedow hat daher Recht, das Individuum, die frühe Stimme der Natur in seinen Kindern zu belauschen; er thut es nur verkehrt, indem er seine ganze Aufmerksamkeit, statt nach innen, nach außen richtet, indem er bloß die Anlage seiner Kinder zu erhorchen sich bestrebt und nirgendwo als Erzieher eine eigentlich sittliche Grundlage in den jugendlichen Gemüthern rüstet. Auch Blasedow bildet in seinen Söhnen nur das Talent, nicht den Charakter, er macht Handwerker eines zukünftigen Berufes, aber keine Menschen aus ihnen. Es ist ein Irrthum,

und von diesem Puncte aus muß sich das Leben der Kinder Blasedow's genau eben so ironisch vollenden, wie das ihres Vaters. Wir entschuldigen aber diesen Irrthum an Blasedow, weil sich das Ueberschlagen nach der entgegengesetzten Seite durch sein persönliches Schicksal motivirt, er will die Scylla vermeiden und geräth in die Charybdis. Bis hierhin ist Alles naturgemäß und wahr. In den Wegen aber, deren sich Blasedow bedient, um die eigenste Natur seiner Kinder zu erlauschen, in den Bildungsmitteln, die er anwendet, erkennen wir unsern Freund nicht wieder. Daraus, daß sein Sohn Amandus Kügelchen aus Brodteig knetet, um diese hinterher zu verschlucken, weissagt Blasedow entzückt den Beruf des Knaben zum Bildhauer; auf den Grund ähnlicher Zufälligkeiten bestimmt er den ältesten, Oskar, zum Schlachtenmaler, einen andern zum Volksliederdichter, den jüngsten zum satyrischen Schriftsteller. Den Schlachtenmaler thut er bei einem Dorfanstreicher, den Volksliederdichter bei einem Hirten in die Lehre, der seine Recepte gegen Wanzen und Viehsterben in Knittelversen anzupreisen versteht. Schon dieser Eindruck ist possenhaft, er wird aber wahrhaft schauerlich, wenn wir sehen, wie Blasedow das Gemüth seines Jüngsten mißhandelt. Alle Ideale der jugendlichen Seele werden nach einander zerbrochen, der Knabe wird mit Absicht zum Gegenstande des öffentlichen Gespöttes gemacht, seinem Kinderherzen werden tausend Wunden geschlagen und diese sodann mit dem Höllenstein des Spottes betupft, bloß um ihn zum Satyriker zuzurichten. Das ist nicht mehr Blasedow — es ist ein Wahn-

finniger, und wir sagen, schaudernd von ihm uns abwendend, wie Gloster von Lear:

> O ruin'd piece of nature! This great world
> Shall so wear out to nought!

Hier ist, wie ich glaube, ein unheilbarer organischer Schaden des Romans. Wenn uns Sterne einen Invaliden malt, der in seinem Garten die Schlachten und Belagerungen seiner Jugend an künstlichen Erdverschanzungen noch einmal durchmacht, so rührt uns dieser Zug durch seine komische Wahrheit. Onkel Toby, ein Engel an Güte, ist ein Armer im Geiste. Aber Blasedow, ein Charakter voll Genius und Seele, Blasedow, der Mann mit einer heilandsartigen Liebe zur Menschheit und dem hehen, umschauenden Geiste, wie sollte er wohl zu den Thorheiten kommen, die Gutzkow ihn begehen läßt? — Blasedow kann ein Schwärmer, ein Pedant werden, das begreif' ich, aber ein Hanswurst, ein Dummkopf, ein Tyrann? — nimmermehr! Das Sujet rächte sich hier an Gutzkow. Die Entfaltung der Ironieen des Weltlaufs ist eher tragisch, als komisch; um gleichwohl eine Wirkung letzterer Art hervorzubringen, mußte der Dichter carikiren, die Caricatur aber zerstört sich selbst, indem sie den Glauben des Lesers aufhebt.

Nachdem Blasedow die Erziehung seiner Kinder in seinem Sinne, so weit es möglich, geleitet, schickt er sie zur weiteren Ausbildung in die Hauptstadt ihres Vaterlandes Sayn-Sayn. Ihre Lage ist komisch genug. Was der Vater in ihnen prophetisch gesehen, können sie nicht

leiſten, ſie beantworten ſeine Anfragen mit Lügen, das freie Naturell der ungezogenen Wildfänge ſtößt überall mit der Welt empfindlich zuſammen, ſie werden von Stubennachbarn und Lehrern verwünſcht; zugleich tritt die Sorge um Brod und Obdach immer näher. In allen Nöthen aber ſtellt ſich Oskar, der Schlachtenmaler, als Vormund an ihre Spitze, eine thatkräftige Geſtalt, halb ein Schoppe, halb ein Albano, ein wahrer Athlet, die ſchönſte Figur des Romans. Oskar iſt gezwungen, die Wege der gewöhnlichen Moral zu verlaſſen, die Ironie des Lebens frißt alle Blüthen dieſer jungen Seele an, aber der innere Menſch bleibt doch kerngeſund und richtet ſich ſäulenhoch über das gemeine Leid der Erde. Nachdem er die Brüder aus einer Menge von Verwickelungen, die man im Buche ſelbſt nachleſen muß, gerettet, tritt er zuletzt in die Dienſte des ſayn-ſayn'ſchen Generaliſſimus Oberſten von Höllenſtein, deſſen Gemahlin Celinde er ſchon früher kennen und lieben gelernt hat. Die Fürſten von Sayn-Sayn und Vierhufen wollen ihre Armeen in combinirten Manövern üben; Oskar begleitet als Zeichner den Generaliſſimus auf das Terrain der Uebung, nahe bei Kleinbethlem gelegen. Durch ein Verſehen Oskar's geht der Schlachtplan, auf welchem Alles im Voraus abgemacht war, verloren; der Generaliſſimus verliert die Geiſtesgegenwart, die ſayn'ſchen Truppen kommen in ihren Bewegungen den vierhufen'ſchen um einige Zoll näher, als verabredet, der Fürſt von Vierhufen läßt in höchſter Entrüſtung ſogleich zur Retraite blaſen, die diplomatiſchen Verbindungen zwiſchen beiden Ländern werden abgebrochen,

ein Krieg, freilich keine Störung des europäischen Gleichgewichts, ist in Aussicht. Unbekümmert um diesen kleinen Jammer, fühlt sich Oskar aufs heftigste erschüttert: unter den Zuschauern hat er seine Mutter Gertrud erkannt, die Blasedow verlassen hat und nun bei Tobianus die Wirthschaft führt. Wo er steht, was er sieht und athmet, ist Heimat; die Erinnerungen der Kindheit, der Schmerz des verfehlten Lebens, die ehrwürdige Gestalt des betrogenen Vaters gehen herzbrechend an seiner Seele vorüber. Auf Nebenwegen gelangt er nach Kleinbethlem; es ist Sonntagmorgen, die Zeit der Frühpredigt da, aber keine Seele in der Kirche. Die nun folgende Erkennungsscene, Oskar's Geständniß, wie Alles erlogen, verfehlt und verdorben sei, Blasedow's Seelenjammer bei diesem zerschmetternden Schlage, die Ruhe, mit der er sodann weiter die Nachricht seiner Amtsentsetzung aufnimmt, der heroische Muth, womit er an der Spitze seiner Kinder ein neues Leben beginnen zu wollen erklärt, — alles das ist mit erschütternder Wahrheit gezeichnet.

Im dritten Bande drängt sich Alles zum Schlusse; er ist ärmer an Momenten des Seelenlebens, desto reicher an komischen Episoden. Nachdem die Brüder, Blasedow an der Spitze, dem Schauspielerstande Valet gesagt, treten sie — Schlachtenmaler als Badeinspector, Amandus als Badearzt, die übrigen verschwinden — in die Dienste eines deutschen Emil de Girardin, des Grafen von der Neige. Dieser Intriquant führt die seltsame Speculation aus, dem Lande Sarn-Sarn zu einer Mineralquelle und sich selbst zu Vermögen zu helfen, indem er das Wasser

eines ganz gewöhnlichen Brunnens über altes Eisengerümpel leitet und ihm so einen künstlichen Eisengeschmack beibringt. Allmählich treffen alle Notabilitäten des Landes Sayn-Sayn zur Inauguration des neuen Curortes ein, Blaustrumpf, der Hofbarbier von Lipmann, Celinde mit ihrem seit dem unglücklichen Ausgange der Manöver seelenkranken Gemahl; um die Irrungen zwischen den Häusern Sayn und Vierbuken beizulegen, tritt ein Diplomaten-Congreß zusammen, von Gutskow mit der glücklichsten Laune geschildert. Auch ein Orientale, im Dienste des Vicekönigs von Aegypten, erscheint: Mustapha Bey, ein Renegat, Blasedow's Stiefsohn aus Gertrud's früherer Ehe. Schlachtenmalern aber ekelt dieses ganze Lügenleben an, und er bringt es im tornigen Unmuth, daß er der Mitschuldige solcher Unwürdigkeiten geworden, gewaltsam durch ein provocirtes Duell mit dem Grafen von der Nelge zur Katastrophe, in der er den rechten Arm verliert. Mittlerweile ist auch Celindens Gemahl gestorben: Blasedow an der Spitze, zieht die ganze Caravane mit Mustapha in das gelobte Land Aegypten.

Das ist Blasedow. Aber dieser flüchtige Umriß schattet freilich nur die Bewegung der Hauptcharaktere ab und gibt keine Ahnung von dem innern Reichthum des Buches an den mannigfaltigsten Ausführungen und Episoden. Der letzte Band besteht eigentlich bloß aus solchen; er gibt uns mehr thatsächliche, als innere Abschlüsse, bloß Blasedow richtet sich aus dem Schiffbruche großer Hoffnungen größer empor, dieser einsame Mensch wirft in der Abendsonne seines Lebens einen langen, heiligen Schat-

ten rückwärts. Faſſen wir nun unſer Urtheil über das Ganze in zwei Worte: Gutzkow hat eine tragiſche Idee komiſch entfaltet. Dieſer Widerſpruch rächt ſich am Buche; ein großer Bau ward auf eine falſche Grundlage geſtellt, daß ein Riß hinausgeht vom Fundament bis in die letzte Spitze des Giebels. Grau in Grau, wie der Lebenshimmel auf dem erſten Blatte des Romans gemalt war, iſt auch die Perſpective der letzten Seite. Wir hörten ein Gewitter heranrollen, wir ſahen, wie es in ſtille Hütten einſchlägt und ſchöne blühende Menſchenblumen verwüſtet, und nirgendwo über der rauchenden Brandſtatt wölbt ſich am Abendhimmel der Bogen des Friedens. Ueber die Anſchauung der Ironie in Leben und Welt kommen wir nicht hinaus, aber dieſer Eindruck iſt nicht komiſch, ſondern vernichtend. Blaſedow iſt eine unaufgelöſ'te Diſſonanz, wenn ihr wollt, ein Fauſt ohne zweiten Theil; ein ſolcher, fürcht' ich, kann für ihn nur noch im Himmel geſchrieben werden, aber nicht mehr auf der Erde.

Blaſedow iſt ferner nicht aus Einem Guſſe; dieſer zweite Fehler liegt im erſten enthalten. Da nämlich der Held des Romans kein komiſcher, ſondern ein tragiſcher iſt, ſo war der Verfaſſer beſchränkt auf die Komik der Situationen; dieſe ſelbſt, da ſie nirgends aus dem Zuſammenhange eines komiſchen Charakters eine gleichartige Färbung zu ſchöpfen vermochten, reihen ſich in Ton und Beleuchtung anarchiſch genug neben einander. Alle komiſchen Tonarten ſchlägt Gutzkow an, die ganze Scala poetiſcher Mittel geht er durch, aber jedes echte Kunſtwerk iſt eine händel'ſche Fuge. Wer den Grundton dieſes Ro-

mans einen humoriſtiſchen, ironiſchen, ſatyriſchen nännte, keiner hätte Recht und keiner hätte Unrecht. Stellenweiſe begegnen wir einer ſolchen Verwechſelung der Mittel des Komikers bei den größten Meiſtern, nur nicht gruppenweiſe, wie bei Gutzkow.

Und dann fehlt überhaupt noch viel, daß unſer Dichter jene Freiheit des Gemüths und der Weltanſchauung erreicht hätte, auf die wir immer wieder als die erſte Grundlage aller echten und nachhaltigen Komik werden zurückkommen müſſen. So erſcheint ſein Humor überall nicht rein, vielmehr durchſäuert von ſubjectiven Verſtimmungen und bis ins Gehäſſige polemiſch; ſtatt ewig komiſche Motive zu entfalten, wimmelt das ganze Buch von Anſpielungen, Seitenhieben und verdeckten Ausfällen, die ohne Zweifel ſehr geiſtreich, ſehr treffend ſind, die man aber nach zehn Jahren kaum mehr verſtehen und nach zwanzig ſicher nicht mehr leſen wird. Nicht die Tendenz tadle ich als Charakter der Zeit, wohl aber, daß unſere Dichter ſie nicht poetiſch zu bewältigen wiſſen, daß ſie vor Haß Schlachten liefern, während die Poeſie nur Siege kennt und Liebe. Schon der Herr ſagt es zu Mephiſtopheles:

Du darfſt auch da nur frei erſcheinen,
Von allen Geiſtern, die verneinen,
Iſt mir der Schalk am wenigſten verhaßt!

Und das erwäge der Komiker. Die Poeſie wirkt am tiefſten und ſchönſten, wenn ſie, den Jahrhunderten voraus, die Ahnungen der Geſchichte verkörpert und uns die träu-

menden Bildungsgedanken schon als anerkannte Mächte zeigt. Darum ist z. B. Beranger's Bettler am Louvre ein ganz gewaltiges Gedicht, weil hier aller Kampf längst vorüber ist und die ironische Gegenwart sich in eine elegische Zukunft verkehrt hat. Würde nicht im vorliegenden Roman der komische Eindruck vertieft und doch wieder menschlich und milde, wenn z. B. Blasedow gleich am Anfang bei dem Gastmahl mit Sidonien allen Ansprüchen derselben entgegen kam, aber nur aus Mitleid, weil ihre Zeit vorüber? Einen echten Dichter gibt es nicht ohne Liebe, am wenigsten einen Humoristen.

Bei all diesen Schwächen bleibt Blasedow dennoch einer der ausgezeichnetsten Romane des Jahres 1838. Derselbe reiche und originale Gedankenaufwand, den wir schon an dem Verfasser der bulwer'schen Zeitgenossen bewundern gemußt, verzweigt sich in mannigfachem Geäder auch durch dieses Buch, und wir begegnen den geistvollsten Reflexionen, unter denen wir besonders Blasedow's vortreffliche Standrede über den Pietismus auszeichnen. Mit der Fähigkeit, seine Anschauung eines poetischen Charakters in das concrete Leben einer wirklichen Gestalt zu übersetzen, die sich in vorliegendem Roman wenigstens an dem Helden selbst und an Schlachtenmalern bewährt hat, verbindet Gutzkow einen feinen Blick in die innere Mimik der Seele; es ist rührend zu lesen, welche Anstrengungen Blasedow macht, um zu einer Anleihe von zehn Thalern zu gelangen. Selbst der feine Duft der Poesie, der wie ein Alles durchdringender Aether ein Dichterwerk umfangen soll, fehlt Gutzkow nicht gänzlich; in einzelnen

Momenten, wenn die gemeine Sorge des Lebens sie zerquetschend gepackt hat, erheben sich Blasedow und Schlachtenmaler riesengroß und gestalten den männlichen Schmerz ihrer Seelen zu lyrischen Monologen von schöner Wirkung. Doch ist hier Gutzkow's schwächste Seite: er ist weit mehr intuitiver Denker, als Poet: er hat mehr von Swift, als von Sterne, oder, um bei Deutschen zu bleiben, mehr von Lichtenberg, als von Jean Paul. Uebrigens, wie schon dieser bemerkt hat, wächst jede komische Kraft, die lächelnde Freiheit der Weltanschauung, Witz, Ironie, Humor, mit den Jahren, während umgekehrt der lyrische Mensch bis zur Tag- und Nachtgleiche des Lebens langsam abstirbt. Und Blasedow ist ein erster Versuch.

Fast gleichzeitig mit Blasedow sind die ersten Bände von Münchhausen erschienen: neuerdings hat auch Franz Dingelstedt mit einem komischen Roman debutirt, und wie verlautet, dürften noch mehre jüngere Dichter gesonnen sein, den Kothurn mit dem Sokkus zu vertauschen. Es scheint demnach, als gehe der deutsche Roman einer ähnlichen Bewegung entgegen, wie sie der englische um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durchgemacht, und dieses literarische Ereigniß müßte aufs freudigste als eine gesunde Reaction gegen all den falschen, bleichsüchtigen Weltschmerz angesehen werden, der eine gute Zeit lang wie ein Spuk an der Tagesordnung gewesen. Nur freilich dürften unsere Dichter sich so wenig bei den Erinnerungen der englischen Humoristenschule, wie bei der etwas

kleinbürgerlichen und weichherzigen Weise Jean Paul's herabsinken: unsere Zeit bedarf einer härteren, die Massen der größten Weltverhältnisse umspannenden, spirituelleren Komik. Wir wundern uns über den Zufall nicht sonderlich mehr, die alten drastischen Mittel, wie sie Fielding z. B. trefflich zu benutzen gewußt, sind abgethan und verbraucht, wir wollen nicht mehr bloß das Zwerchfell erschüttert wissen, sondern der Geist der Gegenwart will sich selbst, wie er leibt und lebt, im Spiegel der komischen Muse sehen, auf daß ihn, indem er das Facit seiner Größen und Schwächen überrechnet, eine heimliche Zufriedenheit beschleiche. Nur zeigen sich leider unsere Dichter einer solchen Aufgabe noch immer nicht gewachsen. Wir haben das ästhetische Gesetz der romantischen Schule, die so genannte Ironie, die im Grunde nichts als ein sittlicher Indifferentismus gewesen, überwunden: es ereignet sich indessen nun das Andere, daß unsere Dichter, mit lebendigster Sympathie in das Zeitleben verflochten, nirgendhin die Höhe freier Objectivität gewinnen, sondern in einzelnen Richtungen völlig untergehen, oder gar ihre persönlichsten Leidenschaftlichkeiten und Verbitterungen, dieses an sich völlig Gleichgültige und Unbedeutende, zu Markte bringen. Es ist aber dies das Göttliche am Humor, daß er all die Schwächen und Blößen der armen guten Erde kennt und dennoch lächelnd unter ihnen zu Gaste sitzt, wie Leto's schöner Knabe, der Liedergott, in seiner Verbannung unter den Hirten Admet's. Der echte Humor ist kein Geist der Verneinung, vielmehr ein höchst Positives, die dichtende Vernunft der ko-

miſchen Muſe ſelbſt, das Bewußtſein einer ewigen Nothwendigkeit, gegen die der Einzelne vergebens anſtrebt und die ſich inmitten aller Zufälle und Thorheiten als der innere Kern und die centrale Einheit der Weltbewegung ausweiſt. Daher iſt auch die Wirkung des Humors eine durchaus verſöhnende und gemüthbefreiende, während umgekehrt der Witz, durch den unſere Dichter ihn häufig erſetzen zu können glauben, die Seele befängt und beunruhigt, indem er als bloßer komiſcher Verſtand das Einzelne aus ſeinem Zuſammenhange mit dem Unendlichen und Nothwendigen herausſchält, wodurch es denn natürlich ſofort vernichtet wird. Der Witz iſt trennend und vereinzelnd, der Humor allanſchauend und verbindend. Gleich der dunkeln Ahnung eines Mephiſtopheles heftet jener ſich an die Sohle aller Erſcheinungen, er ziſcheln ihnen ſchadenfroh ins Ohr: ich kenne dich trotz aller Masken durch und durch, da und dort biſt du faul und herzkrank; der Humor dagegen tritt als der volle, freie Chor des Weltſpiels auf, der, wo ein ewiges Schickſal ſich heiter erfüllt, alle Einzelſtimmen conſoniren läßt zu einem lachenden Epiloge. So erſcheint er bei Shakſpeare und Cervantes, zahmer bei Göthe und Tieck; wer aber ſeiner völlig entbehrt, der lege die Feder ruhig bei Seite: ein echtes komiſches Kunſtwerk wird er nimmer erſchaffen.

Carl Immermann iſt ein Talent von ausgezeichnetem Range. Was in dem Profile dieſes Schriftſtellers zunächſt als unterſcheidender Charakterzug entgegen tritt, das iſt ein ſcharfer, klarer, realiſtiſcher Verſtand in ſeltener Verbindung mit einer tieflebendigen Sehnſucht nach der

Wahrheit des natürlichen Lebens. Sein strenges Auge hat sie alle durchschaut, die Halbheiten und Hohlheiten der Gegenwart, er kennt die Augendienerei, die der Tag mit seinen falschen Götzen treibt. Solche Buhlschaft hat er aber nie getheilt; er hat sie vielmehr als ein freier Mann herzlich verachtet, und der schneidende Hauch seines Geistes weht am liebsten wie Herbstwind entblätternd um die künstlichen Blumen, womit unsere Cultur sich behängt hat. Dieser Zorn ist gerecht und poetisch, er wird das Gegentheil von Beidem, wenn er sich mißmuthig gegen die Zeit im Ganzen und Großen, gegen die Mutterbrüste, an denen wir alle gelegen haben, verschwört. In dieser Anschauung schien sich aber der Dichter früher wenigstens zu gefallen; er betrachtete sich und uns als die Epigonen einer großen Vergangenheit. Solche Epigonen sind wir, es ist wahr, nur sind wir ganz im Stillen noch etwas mehr dazu: die Progonen einer größeren Zukunft.

Unsere Zeit — Immermann sagt es selbst — ist ein Columbus, sie sieht wie der Genueser mit den Blicken des Geistes das ferne Land hinter der Wüste des Oceans. Aber ein grauer Nebel verbirgt die Küste noch zuweilen, zwischen der Zeit und ihrem Ziel liegen Riffe und Strömungen, die sie viele hundert Seemeilen rückwärts verschlagen können, so daß sie, auf dem hohen Verdecke sitzend, wohl zuweilen klagend die sehnsüchtigen Augen schließt, die Hände in den Schooß legt, oder in allerhand seltsamlichen Verkappungen und Umwegen ungeduldig das verbotene Land zu erreichen strebt. Das ist aber eben der Humor davon, würde Pistol sagen, und wohl mag es

selten eine so bunte Aehrenlese für die komische Muse gegeben haben, wie gerade in unseren Tagen. Statt nun diesen überall umher liegenden Stoff frei und heiter aufzunehmen und zu humoristischen Weltgebilden zu gestalten, stellt sich Immermann als ein Bußprediger zu seiner Zeit, lies't ihr zornig den Text, was sie alles für Tollheit und Thorheit treibe, und wird ihr Juvenal, da es vielleicht nur von ihm abhinge, ihr Aristophanes zu sein. Seine scharfe Auffassung hat ihn belehrt, daß unsere Cultur nicht selten in Einzelnen den rechten Muth der Wahrheit erstickt, die schöne, thatenbrütende Wärme des Herzens; darüber empört, schiebt er nun mit Einem Mal alle Uebel der Gegenwart der Bildung in die Schuhe. Ich nannte diesen Zorn ungerecht und unpoetisch. Auch der Bildungstrieb ist Natur, ja, eben die göttliche und eigenste Natur des Geistes, und einem echten Dichter soll er selbst in seinen Mißgestalten und Verirrungen nie verächtlich erscheinen, sondern höchstens drollig, wie der Muthwillen eines Kindes, oder bemitleidenswerth, wie ein gefallener Engel. Unter allen Planen, womit die Windelphilosophie früherer Zeiten das Menschengeschlecht beschenkt hat, war Rousseau's Naturcultus bei Weitem der thörichtste: wir bewundern wohl den göttlichen Sauhirten der Odyssee, spüren aber selbst keinen Beruf, seines Gleichen zu werden. Und da wir nun einmal vom Baume der Erkenntniß gebrochen haben und die frühere Naivetät, die sorglos das Rechte traf, unwiederbringlich verloren ist, so müssen wir uns schon frohgemuth und mannhaft durchschlagen, bis der Einzelne sich und sein Leben weiß und begreift als

ein — eigenherrliches Moment in der Geſchichte des allgemeinen Geiſtes.

Münchhauſen iſt zur Hälfte Satyre, zur Hälfte Idylle. Zwei unterſchiedene Bildungskreiſe bewegen ſich excentriſch neben einander, ohne eigentlichen Mittelpunct, ja, ſelbſt äußerlich nur leichthin durch loſe Fäden verbunden. Auf der einen Seite ſteht das hohle Pathos, die kranke Grille, der überlebte Anſpruch, die falſche Empfindelei, der geſpreizte Idealismus, auf der andern Seite das reale Leben, naturwahr, markig und ganz, von ſelbſt überall in eine derbe, ſaftige Poeſie übergehend. Schon dieſes ſchroffe Gegenüberſtellen und Ausſpielen der Gegenſätze verräth einen Mangel humoriſtiſcher Auffaſſung: der echte Humoriſt ſtellt die Widerſprüche des Lebens nirgend in Schlachtordnung Mann gegen Mann, er läßt ſie ſich durchdringen, er weiſ't das dialektiſche Moment in ihnen auf, ihr Ueberſchlagen in einander, die komiſche Wellenbewegung der Welt. Und dann iſt ferner in Münchhauſen nicht die komiſche Wahrheit der Gegenwart. Es ſcheint Immermann's Abſicht geweſen zu ſein, in den Figuren des Helden und ſeiner Jugendgeliebten Emerentia die Summe alles deſſen, was in der Bildung unſerer Männer und Frauen unnatürlich iſt, zu perſonificiren: Münchhauſen ſollte der Don Quixote der falſchen Cultur von heute werden. Und allerdings finden ſich zerſtreute Anklänge zu dieſen Geſtalten in der Zeit, aber dennoch wird einem geſunden Auge das Uebertriebene in ihnen nicht entgehen, wie ſie nun Immermann wirklich geſchaffen. Sie ſind keine komiſchen Spiegelbilder der Gegen-

wart, ſondern einſeitig verzeichnete Caricaturen, phantaſtiſche Schaumblaſen, aus der eigenſinnigen Art, wie der Dichter unſere Zuſtände auffaßt, entſprungen: ſie ſind, wie ein Rechtsgelehrter unterſcheiden würde, lebend, aber darum noch nicht lebensfähig geboren. Wir haben unſere Schwächen und Verſchrobenheiten ohne Zweifel, wir können oder dennoch getroſten Muthes und ohne allen Phariſäismus ſagen: Herr, wir danken dir, daß wir keine ſolche lumpigen Geſellen ſind, wie dieſer Münchhauſen. Dadurch rechtfertigt es ſich denn auch, wenn eben behauptet ward, ein eigentlich humoriſtiſches Weltgebilde ſei der komiſche Theil des Münchhauſen nicht, ſondern eine Satyre. Von dieſer Satyre, wie ſie vorliegt, läßt ſich dann weiter ſagen, ſie ſei in ihren Standpuncten einſeitig, in ihrer Ausführung unfrei und befangen, in der Wahl ihrer Zielſcheiben nicht ſelten auf Unweſentliches und Zufälliges gerichtet.

Wer iſt Münchhauſen? fragen die Leſer. Eine ſchwer zu beantwortende Frage! Münchhauſen iſt auf der erſten Seite des Buches ein Menſch, der ißt und trinkt und Schulden hat, wie Andere; auf der zweiten iſt er ein Mythus, eine Allegorie, das zuſammengeronnene Gebräu aller Lächerlichkeiten, Windbeuteleien und Bildungsgrillen des Zeitgeiſtes; auf der dritten iſt es der Schriftſteller Immermann ſelbſt, der alle dieſe Dinge in hundert Anſpielungen und Geſchichten aufs witzigſte geißelt. Ein ſeltſamer Kauz, dieſer Münchhauſen .... er weiß Alles, er hat das Schönſte geſehen, das Schwerſte gethan, er kann mit einem Umdrehen ſeiner Hand, wie ihr wollt, das

Größte in den Staub ziehen und das Dümmſte anziehend machen, er iſt ein Univerſalgenie, er muß mitgeſeſſen haben im Rathe der Schöpfung. Es fehlt ihm nur Eins, er iſt ein Caſtrat. Wir können uns zu ihm der wunderbarſten Wunder verſehen, nur dieſes allernatürlichſten nicht, daß er ein Mann ſei und Kinder gezeugt habe. Zwar will es Immermann behaupten; es gibt aber Dinge, vor denen ſchon Ariſtoteles die Dichter gewarnt hat, die unwahr, die unglaublich ſind, und wenn ſie ſich auch hundertmal begeben haben mögen.

Um der Rache eines jungen ſchwäbiſchen Grafen, deſſen Mühmchen er ſchwer beleidigt hat, zu entgehen, flüchtet Münchhauſen auf ein altes zerfallenes Schloß in einer der abgelegenſten Landſchaften Weſtphalens. Ein alter Baron, eine gutmüthige Haut, die ſich in der veränderten Welt nicht zurecht finden kann und wehmüthig der Zeit gedenkt, da er als geborner Geheimerrath das Fürſtenthum Hechelkram mit regieren half, ſeine Tochter Emerentia, eine überſchwengliche Frauensperſon, die ſich in ihrer Jugend zu Nizza von Münchhauſen, den ſie für den Erbprinzen von Hechelkram hielt, hat verführen laſſen, endlich der Schulmeiſter Ageſil, der in ſeinem engliſirten Namen einen Nachkommen des alten Spartanerkönigs Ageſilaus erkennt, — dieſe Figuren ſind, namentlich der alte Baron und der lacedämoniſche Magiſter, von Immermann mit köſtlicher Laune entworfen. Ja, an ihnen iſt der kühnſte Humor im Begriffe hervorzubrechen, als die Dichtung mit Einem Male aus der Entfaltung des gegenſtändlich Komiſchen in die bewußte Perſiflage beſtimmter

Richtungen und Namen hinüber wendet. Es ist nämlich Herr von Münchhausen selbst, der plötzlich die ganze Theilnahme des Lesers gewaltthätig in Anspruch nimmt und geistreich wie ein reisender Literaturprofessor seine Ausflüge in alle Theile der civilisirten Erde zu machen beginnt. Wir begleiten ihn auf diesen Ausflügen nicht ohne Interesse; Herr von Münchhausen ist ein gewandter Erzähler, seine Beobachtungen sind fein, sein spottender Witz trifft fast immer den rechten Fleck, seine Persiflage reizt unwiderstehlich zum Lachen, aber es begegnet auch ihm, was ein alter Franzose, ich glaube, Fontenelle, von den geistreichen Menschen gesagt hat: sie besäßen die traurige Gabe, sich und Andere zu ennuyiren. Die satyrischen Episoden überschreiten alles Maß, sie arten aus zu förmlichen Diatriben; so ist namentlich der zweite Band eine ziemliche Geduldprobe, und es bleibt bemerkenswerth, daß selbst ein so besonnener Schriftsteller, wie Immermann, wo er einmal in seine subjectiven Befangenheiten hineingeräth, alles Urtheil über den Umfang seiner poetischen Befugnisse verliert. Außerdem sind diese Späße zu untergeordnet für einen Geist von so hoher poetischer Begabung. Einen einzelnen Namen aus dem Zusammenhange einer unendlich complicirten Zeit heraus zu lösen, sich sodann an eine hervorragende Schwäche oder Einseitigkeit dieses Namens zu klammern und diese geistreich zu persifliren, — bedürfte es weiter nichts, um ein komischer Dichter zu sein, du lieber Gott! sie wüchsen zu Dutzenden in den Feuilletons aller deutschen Journale. Das ist aber ungefähr so die Methode des münchhausen'schen

Witze, und wie leicht mußte es diesem werden, in ähnlicher Art Immermann's Schwächen, seinen Naturcultus zum Beispiel, der, so gesteigert, doch auch nur eine Bildungsgrille ist und zuweilen (Münchhausen I, S. 451) in wahren Cynismus überschlägt, carikirend zu verspotten! Ein Spottvogel könnte Immermann zum Beispiel darstellen, wie er zu Berlin im großen Opernhause über lauter Unnatur außer sich geräth, Extrapost nach Düsseldorf bestellt und erst auf der lüneburger Haide beim Blöken der Haidschnucken wieder völlig zu sich kommt, ausrufend: Natur, Natur, ich erkenne dich, wie thut ihr meinem Herzen so wohl, ihr lieben naiven Thiere, mit euren einfachen, seelenvollen Melodieen! Oder er könnte ihn auch, da er so bildungsmüde ist, ganz aus Deutschland verbannen, er könnte ihn auf Otaheity mit einer Sandwich-Insulanerin verheirathen, er könnte ihn schildern, wie er das allernatürlichste Robinson-Crusoe-Leben führt, tagüber auf die Jagd geht und Abends mit Kokosnüssen und Brodfrucht den Heißhunger der jungen Immermänner stillt, der alte, zornige, germanische Immermann das unerzogene malayische Halbblut! Solche Komik ist, wie man sieht, wohlfeil zu haben: sie ist aber auch, wie das Wohlfeile gewöhnlich, von der schlechteren Sorte.

Mit einer desto reineren Freude wenden wir uns dagegen zur Idylle: wir begegnen hier dem Dichter auf einem Gebiete, das er als souverainer Meister wie Wenige beherrscht, in der eigensten Heimat seines Talentes. Mußten wir an der komischen Hälfte des Buches das Unfreie und Unwahre tadeln, so stehen wir dagegen hier vor ei-

nem Kunſtwerke, das, ein vollendeter Organismus, den Einen Gedanken ſeines Daſeins langſam, aber ſicher und naturwahr, durch die Bewegung mannigfaltiger Gruppen und Verhältniſſe bis zur einleuchtendſten Macht und Schönheit entfaltet. Der Grundgedanke der Idylle iſt dieſer: daß die Liebe, wo ſie in jungen, unverdorbenen Gemüthern zünde, als natürliche Sittlichkeit jeden Widerſtand des Zufälligen und Vergänglichen überwinde und eben dadurch den Menſchen erſt recht für Haus und Land, für Volk und Mitwelt reif, mündig und wirkſam zu machen beginne. Wie alt, wie ſcheinbar abgethan iſt der Gedanke dieſer einfachſten Emancipation: er iſt das Thema von hundert Novellen und entzückt uns doch wieder in der Faſſung, die ihm Immermann zu geben gewußt hat, wie ein ſchöner Fund von heute, deſſen Möglichkeit wir geſtern nicht geahnt! Daran erkennt ihr den echten Dichter.

Schon der erſte Anfang zur Geſchichte, wie ſelbſtſtändig, wie einfach und doch wie überraſchend! Statt uns in eine Sphäre zu verſetzen, die mit ſchillernden Reflexen die Armuth an inneren poetiſchen Motiven bedecken könnte, führt uns der Dichter in eine Welt, wo das rohe Bedürfen jede freiere Lebensentfaltung erſticken zu müſſen ſcheint, durch deren einfältige Formen aber dennoch eine ewige Poeſie webt und leuchtet. Wir befinden uns auf einem Bauernhofe Weſtphalens. Es iſt bekannt, wie unter allen Provinzen der deutſchen Zunge gerade dieſe Landſchaft, ziemlich ſeitwärts der großen Völkerſtraße von Morgen nach Abend gelegen, ſich ihre altſaſſiſche Eigenthümlichkeit unvermiſcht erhielt, die ſie aufs ſchärfſte

von den germaniſirten Wenden wie von den fränkiſchen und allemanniſchen Stämmen unterſcheidet. Und wie in Weſtphalen ſich noch heute die einzigen Reſte der Markverfaſſung, dieſer urälteſten Form germaniſchen Gemeinweſens, vorfinden, ſo weiſen auch die Menſchen ſelbſt, ein ſtarkes, ſchweigſames, tiefſinniges Geſchlecht, in vielen Zügen noch jetzt auf den Typus jenes trotzigen Kriegervolkes zurück, das ſich ſelbſt zum Chriſtenthume erſt nach hundert Niederlagen bequemte. Unter einem ſolchen Volke, in der Abgeſchloſſenheit ländlichen Gewerbes, begibt es ſich nun wohl, daß die zerſtreuten Züge des alten Nationalgeiſtes von Zeit zu Zeit in einzelnen Geſtalten wieder auftauchen, die alsdann, wenn auch von den Mächten der Gegenwart nicht mehr anerkannt, doch vom Volke ſelbſt wie der eigenſte Ausdruck ſeines Weſens begriffen und verehrt werden. Als eine ſolche Geſtalt, aus dem härteſten Kern unſeres Volksthums geſchnitten, rauh und ſtarr und knorrig, wie Weſtphalens uralte Eichen mit hundert Wurzeln in den Boden verwachſen, mit Zügen, die über achtzehnhundert Jahre zurück an die Germanengeſichter des Tacitus erinnern, erſcheint Immermann's Hofſchulze, der Patriarch des Oberhofes. Zu dem Wachsthum eines ſolchen Charakters haben ganze Jahrhunderte ihre Säfte zuſammenſchießen müſſen, und ich ſuche in unſerer ganzen Nationalliteratur vergebens nach einer Geſtalt, die ſich mit dem Bilde dieſes ehrwürdigen Autochthonen vergleichen ließe. „Trotz ſeiner ſechszig Jahre trägt er dennoch den ſtarken, großen, knochichten Körper ungebeugt, die große Naſe ſteht wie ein Thurm in dieſem Geſichte,

und über den blitzenden blauen Augen hangen weiße struppige Brauen, wie ein Strohdach. Er gemahnt uns wie ein Erzvater, der dem Gotte seiner Väter von unbehauenen Steinen ein Mal errichtet und Trankopfer darauf gießt und Oel, und seine Füllen erzieht und sein Korn schneidet, und dabei über die Seinigen unumschränkt herrscht und richtet."

Und nun entfaltet sich vor unseren Augen die schönste Idylle. Immermann hat der Natur nicht geschmeichelt, seine Gestalten sind keine Taubenherzen, wie die geßner'schen Schäfer, aber auch keine platten Burſche, wie die Bauern des eutiner Rectors, sondern ein allweg gesundes und heißblutiges Leben tritt hier in die Freiheit poetischer Bewegung hinüber. Der ganze Haushalt eines Bauernhofes liegt offen da, dieses starke, unverwüstliche Naturwesen mit seinen ungeschlachten Leidenschaften, die sich wie Wildbäche Bahn über Stock und Stein zu brechen wissen, mit seinem Eigensinn, seinen Vorurtheilen, seiner aristokratischen Ständegliederung nach dem Antheil, den Jeder an der allernährenden Scholle besitzt, und wieder dem unbändigen Freiheitsgefühl der Einzelnen, mit seinem Haß und seiner Liebe, mit seiner Pfiffigkeit und Unschuld. Vor Allem aber ist es des Hofschulzen Gestalt, der wir mit ungeschwächter Theilnahme folgen; wir sehen ihn als Bauer und Brautvater, er tritt aber auch eben so thatkräftig und originell aus der engen Sphäre seines eigenen Wohls und Wehes in allgemeinere Beziehungen hinüber. Das alte Fehmgericht ist abgeschafft, aber noch immer rathschlagen die Hofesbesitzer der Landschaft auf dem Frei-

ſtuhl über Dinge des Gemeinweſens, und wenn auch der frühere Rechtszwang ihren Weiſungen nicht mehr zu Hand geht, wiſſen ſie ihnen doch auf anderen Wegen durch Anweiſung des Ungehorſamen aus aller Sippe und Freundſchaft Achtung zu verſchaffen. Und was zu dieſem Kreiſe irgend in Beziehung tritt, der Patrioten-Caspar, der Diakonus, der Küſter, der Antiquar, der Oberamtmann, das iſt alles mit gleicher Meiſterhand gezeichnet; ja, an dieſen Letzteren bewährt es ſich, daß Immermann's Humor, wo er frei und abſichtslos aus dem Dichtergemüth hervorblüht, ſich der höchſten komiſchen Wirkung verſichert halten könne. Zwiſchen allem dem aber blüht plötzlich wie eine Roſe unter Felsgeſtrüpp die ſchönſte Liebesgeſchichte auf, und wir ſtehen mit ſüßem Staunen vor einer wunderholden Erſcheinung. Es iſt Lisbeth, Münchhauſen's und Emerentiens Tochter, die, als Findling im Schloſſe des alten Barons aufgenommen, deſſen Wirthſchaft verwaltet. Wie der Dichter im Hofſchulzen eine Geſtalt des altſaſſiſchen Nationalcharakters heraufbeſchwor, ſo hat er umgekehrt an dieſem Kinde das ewig Weibliche, das Heiligſchöne der Jungfrau in ſeiner volksthümlichſten Faſſung mit einer Wahrheit enthüllt, daß ich ſie kühn neben Göthe's Dorothea ſtelle. Lisbeth iſt ein Findelkind ... und dennoch wie eine Königstochter ſo ruhig und klar, ſo zart und ſtolz, ſo ſchön und unſchuldig. Und ſo entfalten ſich denn auch die Schickſale ihres Lebens. Der junge Graf Oswald, derſelbe, der Münchhauſen nachſetzt, lernt auf dem Oberhofe, wo er, von dem patriarchaliſchen Weſen des Hofſchulzen angezogen, längere

Zeit verweilt, Lisbeth kennen, und die jungen Gemüther schließen sich zu einer ewigen Neigung an einander. Diese Neigung hat mit den Widersprüchen der Besten, mit dem Gespött der Welt, mit den Vorurtheilen des Standes, mit allen rohen Launen des Zufalls zu kämpfen: eben dadurch aber wird sie für die Liebenden zur hohen Schule ihres Lebens, in der sie das wahre Maß der Dinge, das Ewige und Vergängliche kennen lernen und sich den rechten Ernst der Freiheit, die höchste sittliche Fassung gewinnen.

„Und nun haben sie einen Glauben, den nichts erschüttern kann. Wenn der Tag seinen Schaum heranspült und das Bild des Liebsten verunreinigt, wenn die Laune kommt und das Sonderbare, Dumpfe, so sprechen sie: das ist nicht Oswald, das ist nicht Lisbeth, das ist der Zufall. Eines ist für das Andere nur da in der schönen Figur jener akademischen Zeit ihrer Liebe.

„Nach allen Seiten hin erbaut sie die Ehe, die den Namen einer heiligen verdient. Denn sie haben einander einen Doppelschwur geleistet ohne Worte. Eins wollen sie sein und bleiben, aber Eins im Leben und in der Welt, nicht sich versteckend vor Leben und Welt. Mit Liebe wollen sie den stumpfen Widerstand der Materie überwinden. Der ist groß. Denn ihr Schritt hat freilich in alle Verhältnisse den größten Riß gemacht. Man läßt Lisbeth's Liebenswürdigkeit zwar gelten, aber das Findelkind bleibt ihnen doch ein Findelkind. Die Bekannten haben gestutzt, die Freunde getrauert, die Familie ist außer sich gewesen, habsüchtige Vettern schielten froh nach der Zukunft. Zwi-

ſchen dieſen dürren Klippen, in ſolcher Wildniß iſt ihnen die Aufgabe geſetzt, den Garten eines ſchönen, fruchttragenden Lebens auszuſäen. Daher hat denn ihre Geſchichte nur erſt begonnen. Ueberallhin müſſen ſie ſich aufſtellen, jeden Schatz aus ſich zu Tage fördern: ſie müſſen ſich vollenden für die Welt und für die Zwecke der Welt, um das Recht des Herzens darzulegen."

So heiter ernſt ſchließt die Geſchichte; der Dichter wird am Ende Prophet und weisſagt in einem ſchönen Epiloge die Schickſale der Zeit, in der er lebt. Es ſind ſtolze, herzſchwellende Gedanken ..... ſie träumen wie geheimnißvolle Engelſtimmen der Zukunft noch lange nach in der Seele des Leſers. Von Immermann's Styl ſage ich nichts: er iſt in ſeiner Weiſe ſo durchgebildet und eigenartig, wie der göthe'ſche, ein goldheller Aether des Gedankens, ſo friſch und ſo klar, ſo ſtreng und ſo milde, wie der ſchöne Herbſtmorgen, an dem ich dieſes ſchreibe.

In einer andern Welt bewegt ſich H. König's neueſte Dichtung; er wählte William Shakſpeare's Dichten und Trachten zum Vorwurf eines Romans. So anziehend für die Gebildeteren ſolche Entwickelungen eines großen Künſtlerlebens ſind, ſo gefährlich ſind ſie für den Dichter: er hat zu ſorgen, daß der Held ſeiner Dichtung nicht unter der Höhe bleibe, die der wirkliche entweder ſchon im Leben erreichte, oder doch als mythiſche Perſon in der Meinung der Nachkommen einnimmt. Solche hochbegünſtigte Menſchen, wie Shakſpeare, hören aber überall

ſchärfer in die Welt hinaus; ſie erleben weit mehr und ſehen ſelbſt das Gewohnte unter der Verklärung höherer Geſichtspuncte an, als wir gemeinen Sterblichen. Es iſt ein kühnes Unternehmen, ſolchen Geiſtern ihr geheimes Tagebuch nachſchreiben, die Dialektik eines ſo wunderbaren Lebens zum erſchöpfenden Gedichte wiedergeſtalten zu wollen. Das empfand ſchon Göthe: er ſorgte ſelbſt dafür, daß ſein Bild der Nation in unverſtellter Treue erhalten werde, und ſpann darum in Wahrheit und Dichtung die bunten Begebniſſe und Geſtändniſſe ſeines Dichterlebens zu heiteren Novellen aus.

Und vollends Shakſpeare, dieſer größte aller Künſtler, der lächelnd Himmel und Erde auf ſeinen Schultern trägt, vor deſſen intuitivem Auge das Unendliche ſich zu feſten Geſtalten verdichtete, der über die ganze Breite der Welt den Schatten ſeines Geiſtes warf! Wo hätte je ein Dichter ſich eines größeren Reichthums erfreut oder ſich zwiſchen weiter aus einander ſtehenden Polen bewegt? Ihm ſtand das Mannigfaltigſte zu Gebot, ja, das anſcheinend ganz Widerſprechende; an dieſem Geiſte iſt „jeder Zoll ein Dichter", und doch iſt es noch weniger die außerordentliche Steigerung jeder einzelnen Geiſtesanlage, als ihr Ebenmaß, ihr Gleichgewicht, die vollendete Herrſchaft, womit der Dichter ihr Spiel im Schach zu halten verſteht, was wir an Shakſpeare bewundern. Sein Genius hat etwas Kosmiſches, er hat die Welt durchlebt in ſeinem Herzen. Und um ein ſolches Leben würdig im Gedichte aufzurollen, müßte man eigentlich kein Geringerer ſein, als William Shakſpeare ſelbſt!

Dazu kommt noch ein anderer Umstand. So genau uns die Zeit bekannt ist, in der William lebte und webte, so wenig wissen wir von den persönlichen Schicksalen des Dichters. Einige vielleicht nur halb wahre Sagen von jugendlichem Muthwillen, einige kümmerliche genealogische Notizen über ihn und seine Kinder, ein Name, dessen Rechtschreibung bekrittelt, ein Bildniß, dessen Echtheit bestritten wird, — das ist Alles. Eben deßhalb aber hat die Phantasie des Lesers einen ungeheuren Spielraum, eine gewisse Idealität legt sich um des Dichters Gestalt, eine mythische Größe, gefährlich für jeden, der es unternimmt, das Halbdunkel dieses Lebens zu lichten. Daran scheitert denn auch halbweg König's sonst so schöne Dichtung. Sein William ist ohne Frage eine großgeartete Künstlernatur, auch dessen Schicksale sind nicht die eines gewöhnlichen Menschen, und doch sind sie zu klein für die Größe Shakspeare's. Es fehlt das ganz Gewaltige, Hinreißende, Dämonische, das wir einmal gewohnt sind mit seinem Bilde zu verbinden. Vielleicht ist das nur eine Täuschung, zwischen dieser Gestalt und dem Auge des Beschauers liegt der feine Duft von drei Jahrhunderten, so daß wir nur noch das majestätische Profil im Ganzen und Großen erkennen, die einzelnen Züge aber und darunter solche vielleicht, die wir gar nicht ahnen, von dem blaulichen Aether der Entfernung bedeckt sind. Wir überreden uns allenfalls, eben so wie dieser William dichten und trachten zu können, während Jeder sich gern bescheiden wird, daß Shakspeare auch in den persönlichen Bewegungen seines Lebens ein göttliches Vorrecht vor Anderen genossen ha-

ben werde. Und Alles erwogen — König's William kann die Sonette, die luſtigen Weiber, den Kaufmann von Venedig, vielleicht ſelbſt Romeo und Julie geſchaffen haben, aber es iſt ſicher nicht der Shakſpeare Hamlet's, Lear's, Othello's, Coriolan's!

Irgendwo hat Göthe geſagt, das Schickſal eines Menſchen ſei im Grunde nichts als die Expoſition ſeines Charakters. Wenden wir dieſen Ausſpruch auf Shakſpeare an, ſo tritt uns vor Allem ein kühner, ja, verwegener Humor entgegen, der ſich nachläſſig groß in den umfaſſendſten Anſchauungen der Welt und des Lebens wiegt. Dieſes wildherzige Naturell nun wollen wir in die erſchütterndſten Conflicte und Widerſprüche geworfen ſehen, um die Geneſis ſo gewaltiger Werke, wie Lear und Hamlet, zu begreifen. Wie hat König dieſe Aufgabe gelöſ't?

William hat ſich in früher Jugend mit Anna, einem ganz unwürdigen Weibe, verheirathet. Dieſem Jammer zu entgehen, flüchtet er aus dem väterlichen Hauſe nach London und tritt als Schauſpieler auf, zuletzt in Dienſten Lord Hunsdon's. Nebenbei ſchreibt er Trauerſpiele und Komödien; ſie feſſeln ſchon das ganze Herz des Volkes. Aber der wachſende Beifall der Nation, dieſer eigenſte Ruhm ſeines Genius, vermag des Dichters geheime Sehnſucht nicht zu befriedigen; er trägt zerknirſcht die Feſſeln ſeiner unwürdigen Ehe, er fühlt empört das Lakaienhafte ſeiner jetzigen Stellung, er ſehnt ſich nach den höchſten Zierden eines männlichen Lebens, nach Ehre und Liebe.

Der Weg der Ehre wird ihm angebahnt durch Lord Southampton. Dieſer Graf, deſſen romantiſches Herz eine faſt weibliche Neigung für William gefaßt hat, führt unſern Dichter in Englands höhere Welt, macht ihn mit Eſſex bekannt und bewirkt ſeine Anſtellung als Geheimſecretär im Dienſte dieſes allgewaltigen Lords auf dem Feldzuge, zu dem Eliſabeth gegen das rebelliſche Irland ſich rüſtet. Dadurch iſt Shakſpeare ein freier Blick in das Werden geſchichtlicher Bewegungen, es iſt ſeiner Perſon eine mannhafte und ehrenvolle Stellung geſichert, und dieſe Sehnſucht, aus dem Hiſtrionenthum in die Sphäre eines thatengeſtaltenden Lebens hinüber zu gelangen, erſcheint bei einem hochherzigen Charakter ſo gerecht als natürlich. Dagegen dürfte es ſchwerer zu rechtfertigen, ja, eine Sünde an den Manen des Dichters ſein, wenn uns König dieſen, namentlich im Anfang des Romans, von einer gewiſſen kränklichen, kleinen, modernen Sehnſucht erfüllt zeigt, in die ariſtokratiſchen Stände der Geſellſchaft vorzudringen. Als William zum erſten Male in das Haus ſeines gräflichen Freundes eingeladen wird, „ſchlägt er, vielleicht um auf ſeinem Glücksſpfade einigen Bekannten zu begegnen, einen kleinen Umweg durch die belebte Fleetſtraße ein, und einigen Freunden, die ihn verwundert anſehen, ſagt er mit einem gewiſſen wegwerfenden Selbſtgefühl: Ich gehe eben nach Southamptonhouſe.“ Das hätte Taſſo thun können, der eitle, krankhaft reizbare Mann: aber Shakſpeare, der wildgewachſene Mündel der Natur, der freie, überſchauende Weltbürger nimmermehr! Hat denn nicht auch der

Plebejer ſeinen Stolz, und noch mehr der Genius? Es läßt ſich zwar nicht läugnen, daß das Ariſtokratiſche eine eigenthümliche Anziehungskraft auf ein Dichtergemüth ausüben könne, in ſo fern in ihm das Freie und Göttliche noch am ehesten von den Feſſeln gemeiner Nothdurft gelöſ't erſcheint und ſich in einer gewiſſen Idealität und Hoheit zu bewegen vermag. Dieſe Wirkung iſt natürlich genug und ſteht in einem genauen Zuſammenhang zu der eigenſten Sehnſucht eines Dichterherzens nach Harmonie und Schönheit. Es läßt ſich aber bezweifeln, ob Englands Ariſtokratie zu Eliſabeth's Zeit der Träger und die Spitze der Nationalbildung geweſen; es läßt ſich bezweifeln, ob Shakſpeare's unbändiges Naturell ſich gern und biegſam in die Formen höfiſchen Lebens zurechtgelegt haben werde, und endlich dies ſcheint außer aller Frage, daß das Ariſtokratiſche an ſich, und als dauerndes Klima eines Dichters gedacht, wohl die ungeſundeſte Luft ſei, die er athmen könne. In dieſer Lebensform wie in jeder andern behauptet ſich natürlich das Subſtantielle, das ewig Menſchliche in ſeinem Rechte; was aber der Dichter unter ihrem beſondern Einfluß an äußerlicher Glätte, an ſchönem Styl etwa gewinnen könnte, das verliert er auf der andern Seite zehnfach, indem er ſich dem Volksthum entfremdet, aus deſſen Tiefen gerade eine ewige Poeſie am wahrſten und naturgewaltigſten ſprudelt. Wir Deutſchen haben das Beiſpiel an Göthe: — hätte er Frankfurt nie verlaſſen, es iſt die Frage, ob er Taſſo gedichtet hätte; aber der Dichter Götzens wäre vielleicht der Shakſpeare unſerer Hohenſtaufen, der Stammvater einer

deutschen Nationalbühne geworden. König hat dies auch selbst gefühlt und den Eindruck zu verwischen gesucht, indem er William gerade in diesen Kreisen einen eigenen Stolz entfalten läßt. So ist namentlich eine Scene vortrefflich gezeichnet, wo der Dichter in einer Abendgesellschaft bei Lord Hunsden die spöttischen Blicke der adeligen Fante wie ein Löwe Fliegen abschüttelt. Auch erfährt er bald genug, wie rasch der Wind in diesen hohen Regionen der Gesellschaft umzuspringen pflege. Sein Gönner Esser fällt nach einem unglücklichen Feldzuge gegen die rebellischen Irländer in Ungnade, und Shakspeare verschuldet durch unfreiwillige Indiscretionen großentheils diesen unglücklichen Ausgang. Mit Esser' Ungnade und Southampton's freiwilligem Entschlusse, sich von dem öffentlichen Leben zurückzuziehen, brechen die Aussichten des Dichters nach dieser Seite.

William sehnt sich ferner nach einer echten, hohen Liebe. König hat nun mit feiner Abstufung drei Frauencharaktere in die Geschichte verwoben, deren jede dem Dichter die Neigung ihres Herzens zuwendet. Zuerst Nelly, eine junge Bürgerwittwe, William's Hauswirthin. Sie ist der Schutzengel unseres Dichters, ihre Liebe macht keinen Anspruch auf Erwiederung, sie entzieht sich eher den Liebkosungen des durch lockern Umgang etwas verwöhnten Mannes und ist völlig glücklich, wenn er ihr Söhnchen Hamneth auf den Knieen schaukelt und ihm alte, schöne Mährchen erzählt. Mit Nelly im Grunde verwandt, nur durch Bildung und Rang in eine höhere Form und Fassung erhoben, dabei etwas kränklich und

vom Puritanismus angesteckt, erscheint Alice, Gräfin Southampton, als ein Wesen von durchsichtiger Reinheit. Träte diese Alice aus ihrer Passivität in eine größere Bewegung hinüber, wäre sie etwas weniger Licht und mehr Glut, sie würde unter allen Frauen des Romans noch am ehesten fähig und würdig erscheinen, eine nachhaltige Neigung in dem Herzen des Dichters zu erwecken. Ihr polarer Gegensatz ist Thekla. An diesem Wesen hat König einen Schatz von Poesie verschwendet. Thekla ist eine Virtuosin des Momentes, ihr ganzes Wesen Grazie, Lust, Beweglichkeit, Verlangen; dabei steht diesem südlich lebendigen Temperamente ein Spiel der schönsten Anlagen zu Gebote. „Sie hatte die Brust voll Lieder und eine kleine weiße Hand voller Accorde. Doch war es weniger ein Talent zu nennen, womit Thekla ihre Zuhörer entzückte, als ein zur Musik geborenes Naturell, welches durch das Instrument geweckt wurde. Denn ihre ganze Person ward zur Musik: ihre Bewegungen waren fließende Anmuth, ihre Laune ein Zug von Melodieen, und eine zauberische Phantasie blickte aus ihren Augen. In solcher Stimmung erzählte sie dann gern Geschichten, oder stellte durch Geberdenspiel wundersame Mährchen dar. Es war durchaus nichts Schauspielerisches im gewöhnlichen Sinne, sondern ihr innerstes Wesen schien nur durchleuchtend zu werden, und die Wirklichkeit der Person ging gänzlich in der Wahrheit des Dargestellten auf." Und allerdings ist Thekla keine Schauspielerin in dem ganz gemeinen Sinne, daß sie fremde Gefühle als eine eigene Rolle spielt, wohl aber

in dem, daß sie ihr eigenes Leben als eine Rolle mit künstlerischem Bewußtsein behandelt. Sie war schon keine Jungfrau mehr, lange bevor sich ihre Jugend an Southampton ergeben; sie ist es eigentlich nie gewesen. In vielen Situationen entfaltet sie einen zauberischen Liebreiz, eine mährchenhafte Poesie umwebt ihre Gestalt, aber das ist eben der Fluch, daß bei ihr Alles zur Situation wird, zur angelegten Scene. Sie übt sich ein, sie hält Proben mit sich selbst, sie steht den Launen des Schicksals wie den Leidenschaften ihres eigenen thörichten Herzens bis zur Verwegenheit berechnend gegenüber. Jenes seltene Geschick, sich in die Mitte fremder Herzen und Geschichten zu versetzen, schlägt bei Thekla in einen Hang zur Intrigue, in die entsetzliche Neigung aus, sich selbst zur Heldin außerordentlicher Geschichten zu machen und Freund und Feind mit geheimnißvollen Abenteuern, die ihr begegnet sein sollen, mit dem, was sie die grünen Novellen ihres Lebens nennt, zu täuschen. Thekla dichtet nicht nur, sie lügt, und dieser Zug, so gewiß er einmal ihr Leben an der Macht des Sittlichen scheitern machen wird, so gewiß vernichtet er auch den Eindruck ihres poetischen Bildes. Dennoch liebt William Thekla. Ich halte das für einen Fehler. Aus Shakspeare's Werken sehen wir, daß der Dichter solche Wesen, wie Thekla, gekannt, ja, mit Vorliebe gestaltet; daraus folgt aber keineswegs, daß sie auch die eigenste Wahlverwandtschaft des Menschen anzuschlagen vermochten. Schon vor Southampton's Auge zerrinnen die Täuschungen Thekla's in ihr Nichts, und wenn wir es auch entschuldigen, daß Shakspeare nicht

jede einzelne Lüge des Mädchens durchſchaut, ſo iſt es deſto unbegreiflicher, daß ihm die Lügenhaftigkeit ihres Charakters im Ganzen und Großen nicht einleuchtet. Es kann dem Genius begegnen, daß er, in erhabene Anſchauungen entzückt verſunken, auf ſeinen Gängen die gemeinen Schlingen und Schlangen des Lebens nicht gewahrt, die eine ängſtlich geſpitzte Klugheit auf hundert Schritte wittert; dafür hat er eine andere Gabe: er iſt ſeelenkundig, er ſieht, wie Gott, in die Tiefe der Herzen. Und wenn man mich fragt, warum Shakſpeare dieſe Thekla nicht geliebt haben kann, ſo weiß ich freilich keine Antwort, als daß er Cordelia erſchaffen — Cordelia, die Antigone der Modernen, in der das Ewige des Weibes, ſeine eigenſte Hoheit und Wahrheit ſo ohne alle Zuthat, ja, faſt wortlos hervorbricht.

Die Kataſtrophe iſt natürlich auch nach dieſer Seite tragiſch. Thekla's Lügen werden zuletzt entdeckt, und die Verlaſſene begräbt ihr zerknittertes Leben in den Wellen des Avon; William aber, dem um Ehre und Liebe Betrogenen, bleibt nichts übrig, als die Rückkehr in ſich ſelbſt, in die ſtille, geſtaltenvolle Welt ſeines Geiſtes. Und nun begreifen wir die gewaltige Skepſis, die erhabene Schwermuth, die Shakſpeare's größte Dichtungen umflort; er hat im Leben ſelbſt und durch das Leben die höchſte Weihe des tragiſchen Dichters empfangen. Man ſieht, die Idee des Romans iſt vortrefflich, wenn nur dem hohen, durch ſie gewieſenen Maßſtabe die Ausführung überall entſpräche!

Von dieſen Ausſtellungen abgeſehen, iſt König's No-

man ohne Frage eine der durchgediegenſten Erſcheinungen des Jahrzehends. In der Natur des Stoffes liegt es, daß die „hohe Braut" mit einer wärmeren Poeſie an die Herzen redet, aber ein Fortſchritt künſtleriſcher Bildung ſcheint mir in William unverkennbar. Der Dichter ſteht frei und heiter über ſeinem Werke und entfaltet eine hohe Beſonnenheit der Compoſition und Charakteriſtik. Alles Sceniſche, das Verhältniß der Epiſoden, der Wechſel eines ſich überall aufs feinſte individualiſirenden Dialoges verräth die gewiegte Sicherheit und Reife eines künſtleriſchen Bewußtſeins; nur zuweilen verſündigt ſich König durch moderne Anſchauungen und Redeweiſen in etwa an der Treue des Coſtumes. Sonſt hat er die farbenreiche Zeit, in der William gelebt, ſtudirt wie ein Geſchichtsforſcher und geſtaltet wie ein Poet; das ganze fröhliche England jener Tage tritt uns in einem heitern Geſammtbilde aus der Dichtung entgegen. Wir gehen mit William aufs Land und an Hof, wir machen mit ihm und ſeinen wilden Geſellen luſtige Bacchanale durch, oder wir begleiten ihn auch in die Conventikel der Puritaner und hören eine Amazonenpredigt über die Entfaltungen weltlicher Kunſt!

Es war damals in England die Zeit vor Johanni; alle Kräfte dieſer männlichen Nation ſchlugen plötzlich wie nach einem Gewitterregen über Nacht in Blüthen aus. Durch die Kriege mit Frankreich, durch die Fehden der weißen und rothen Roſe, endlich durch die Trennung von Rom hatte England ſeine Macht kennen gelernt und ein volksthümliches Bewußtſein gewonnen, das ſich in den Siegen Eliſabeth's über Philipp von Spanien zum

begeiſtertſten Nationalſtolz ſteigerte. Drake, Raleigh, Seymour führten die Engländer zuerſt auf den Ocean, das heimatliche Element ihrer künftigen Größe; Francis Bakon gab dem ſpeculativen Triebe der Nation die praktiſche Richtung, die ihm bis heute geblieben; Edmund Spenſer, Philipp Sidney, William Shakſpeare eröffneten ein neues Zeitalter britiſcher Poeſie. Solche Epochen eines allgemeinen Aufſchwungs heben die Kraft jedes Einzelnen wunderbar, und an der Anſchauung dieſer großartigen Nationalbewegung hat Shakſpeare den Styl ſeiner Tragödien gebildet, dieſen Styl ſo erhaben und nachläſſig groß, wie der freie, hangende Griffel, womit Klio, die größte der Muſen, die Schickſale und Thaten der Menſchen in ihr Gedenkbuch verzeichnet. Im Allgemeinen läßt ſich bemerken, daß den Nationen, mit ſeltener Ausnahme, ihre großen Tragiker wie ihre großen Geſchichtſchreiber nur zukommen eben auf den Wegen einer großen Geſchichte.

Epischer.

Aus:

Triſtan und Iſolde.

Gedicht in Romanzen

von

Karl Immermann.

Geſtorben war das Herz und lag im Grabe:
Dein Zauber weckt es wieder auf, der holde.
Es klopft und fühlt des neuen Lebens Gabe:
Sein erſter Laut iſt Triſtan und Iſolde!

Rivalin und Blancheflur.

Vorſpiel.

Die Welt, die draußen ſich vermißt,
Gehört nicht einem mir, das wißt.
Ich laſſe die da draußen ſchalten,
Läßt ſie die meine mich behalten.
Die draußen führt ein laut Geſchrei
Und regt viel tauſend Arm' und Hände;
Mit Dichten, Trachten, Schelmerei
Beginnt ſie ſtäts, bringt's nie zu Ende,
Indeß mir fertig im Gemüthe
Die Andre ruht, die ew'ge Blüthe:

Die Wunderroſ' im Wunderthale,
Geküßt vom erſten Sonnenſtrahle! —
Die ſpäteren ſind ihr zu frech,
Sie thut davor ihr Haupt hinweg,
Verbirgt es in der Blätter Grünen,
Die ſpreiten ihm ein ſchirmend Dach;
Geſchützet vor des Lichts Erkühnen
Verträumt die Roſe ſo den Tag;
Erwacht zu Nacht; ihr hold Geſichte
Schaut wieder nach dem erſten Lichte.

Die Roſ' in meines Herzens Thal,
Zu der ſich immerdar nur ſtahl
Das zärteſte, das frühſte Leuchten
Des Sonnengotts im Morgenfeuchten;
Die zücht'ge Träumerin, verſteckt
In bergend Laub und nie gefunden
Vom heißen Tag, zum Gruß geweckt
Allein vom Gruß der trautſten Stunden,
Die hehe, keuſche Wunderblüthe,
Ewig vollendet im Gemüthe:

Das iſt die ſchöne Welt der Liebe,
Das iſt die Welt der ſchönen Liebe!
Der edlen Herzen nährend Brod,
Der ſüße Gram, die holde Noth!
In ihrem Zauberreiche ſtehen
Die Schmerzen in der Wonnen Pflicht;
Wem nie von Liebe Leid geſchehen,
Geſchah von Lieb' auch Liebes nicht.
Iſt Einer, der um ihren Schmerz
Nicht gerne gäbe Seel' und Herz?

In dieſer Welt kein Leichenduft,
Stürzt' auch die Lieb' in Blut und Gruft!
Denn über Sarg und Bahre leiſe
Wacht auf des Sängers Liedesweiſe,
Und küßt der Todten Lippe warm,
Und weckt den Othem auf der Theuren,
Und nun erzählen Freud' und Harm
Die Opfer ſelbſt in Abenteuren.
Was Laub' und Nacht allein geſehn,
Muß der Verklärten Mund geſtehn.

Muß der Verklärten Mund geſtehen!
Vom ſchüchtern-halben, frühſten Sehen,
Vom Seufzer, den er heimlich ihr
Als Boten ſandte, und der ſchier
Noch wußte nicht, was er wohl ſage,
Und von dem Dolmetſch, ihrem Traum,
Von jenem höchſten Freudentage,
An dem ihn faſt geſtreift ihr Saum,
Von ihrem Meiden, ei, warum?
Von ſeinem Suchen, ach, darum!

Bis zu dem Finden dort im Haus
Des grünen Waldes, wo nicht aus
Sie weichen konnt' und mußt in Zagen
Den Feuerblick des Aug's ertragen;
Bis zum verlegnen Stammelwort:
Ob nicht die Sonne herrlich ſcheine?
Ob nicht ſo traut der ſtille Ort?
Und ob ſie lache oder weine?
Bis zu dem Druck, der Hand gegeben,
Da ihre Lippen ſchweigend beben;

Bis zu dem Kuß, der Seel' und Sinne
Eintaucht' ins Taumelmeer der Minne,
Bis zu dem Ruhen Bruſt an Bruſt,
Bis zu der höchſten Liebesluſt,
Die ſein Herz ſchickt' in ihren Buſen,
Und ihres ſetzt' an ſeines Stell' —
Ach, alles, alles, was die Muſen
Nie einem Dichter machten hell;
Was Laube nur und Nacht geſehen,
Muß der Verklärten Mund geſtehen.

Geſtand die ſchöne Julia [1],
Was Keiner hörte, Keiner ſah,
Dem großen Briten nicht, als leiſe
Beſchwörend drang des Dichters Weiſe
In ihre goldne Sarges-Truh',
Darin ſie ſchlummert mit dem Treuen:
Verſchämte Sehnſucht nach der Ruh',
Die Liebe ſcheucht aus ihrem Scheuen —
Wo anders, als auf Liebesmunde,
Erpreß das Geheimniß ſolcher Kunde?

Geſtand nicht von Favel die Fraue[1])
Dem deutſchen Mund in Schwabens Aue,
Deß Lied wie Luft der Alp ſo rein
Haucht in die deutſchen Land' hinein:
Als ich vom Herzen, ach! gezehret,
Dem niemals ich ein Zeichen gab,
Ward mir zum Tod die Bruſt beſchweret,
Die Zähre rann die Wang' hinab —
Wer anders, als der Liebe Mund,
That dieſes ernſte Wunder kund?

Geſtand dem Florentiner nicht [2])
Franceſca, fern vom goldnen Licht,
Entflohn des Qualenſturmes Blaſen:
Im Lancelot wir einſtens laſen,
Und als der Buhle, ſtolz und hehr,
Im Buche küßt die Königinne,
Da laſen Paul und ich nicht mehr —
Wer anders, als der Mund der Minne,
Noch minneglüh'nd im Höllenſchlunde,
Gab Dante'n die geheime Kunde?

Willst Du von Liebe was verstehen,
Musst Du zum Born der Liebe gehen;
Was Liebe heißt und Liebe will,
Sagt nicht Prophete noch Sibyll';
Im armen Herzen aufgehoben
Wird heber Minne Feuerwein,
Und rothe Lippen sind erkoren,
Die Kellnerinnen ihm zu seyn.
Sie fleh' um einen tiefen Zug,
Dann tiefest Du im Minnebuch.

Horcht auf! hört zu! Ein neues Lied!
Von alter Lust ein heißes Lied!
Gottfried von Straßburg hat's gesungen,
Ich sing' es nach in meiner Zungen.
Es hätte stets in mir geruht
Und wäre wohl mit mir vermodert —
Doch plötzlich fühl' ich Jugendmuth
Und bin von Jugendmuth durchlodert —
Zwei Kellnerinnen im Vereine,
Sie schenkten mir vom frischen Weine!

Bacchantiſch meine Saiten rauſchen,
An dieſes Lied mein Herz zu tauſchen!
Ich ſitz' in ſtiller Mitternacht,
Vom alten Schloßthor überdacht:
Das Korn weht über Hügeln! Oeſtlich
Steigt auf der Mond und küßt den Baum:
Balſam die Luft! Die Nacht ſo köſtlich,
Wie eines ſel'gen Gottes Traum!
Und Geiſterpaare ſchweben leicht
Die Luft hindurch. Mein Ruf erreicht'

Triſtan, Iſeld'; Iſeld', Triſtan,
Beglückt-Unſel'ge, Weib und Mann.
Mein Ruf erreichte auch die Spuren
Von Rivalin und Blancheſluren.
Die Lüfte wehn die Geiſter hin
Und wehn ſie her — ſie blicken ſchmerzlich!
Doch wie ſie flattern her und hin,
Sie halten ſich umſchlungen herzlich.
Auf, Saiten, klingt! Von Liebe tönet,
Die noch der Grüfte Nacht verſchönet!

Die Romanze.

Auf einem Feſt zu Tintayol
War Schloß und Hain der Freude voll,
Denn mancher Ritter, mancher ſtarke,
War auf dem Feſt von König Marke,
Und manche Dame hat zur Stell'
Der Schönheit Fahn' emporgerichtet,
Und mancher brave Miniſtrel
Chanſon und Lai darauf gedichtet;
Ich weiß nicht, ob mehr Lanzen brachen,
Ob mehr verliebte Augen ſprachen.

Der gute König Marke wollte,
Daß dieſes Feſt in Jubel ſollte
Vom goldnen Morgen rollen, bis
Hochmitternacht den Tag verdieß.
Feſt und Kampfſpiel ging in Mahles
Genuſſe über unter'm Zelt,
Zum Sinken dann des Abendſtrahles
War ſchon des Reigens Luſt beſtellt,
Dann blieb' erſt rechter Anmuth Zier
Von Dame und Cavalier.

Was nur ein Herze mocht' erfreun,
Ward dargespendet dort in Treu'n:
Die allerliebsten Nachbarinnen
Den jungen Herrn zu stillem Minnen;
Den Alten, die nicht mehr bedacht
Auf Minne waren, Geldpreale,
Und wem der Becher Unlust macht,
Schachspiel und Brett im Nebensaale;
Musik und Speisen auserlesen —
Ich wollt', ich wär' dabei gewesen!

Kein Glück auf Erden über Feste,
Geschmückt durch edle, feine Gäste!
Die Sorge scheint ein Traum, verjagt
Von schmeichlerischer Töne Macht;
Die Freude kam aus Himmelsfernen,
Und reget selbst des Feigsten Muth,
Du greifest nach des Himmels Sternen,
Steckst sie als Blumen an den Hut;
Im Tanze reichet Dir die Hand,
Von der Dich sonst die Parze bannt.

Von der Dich sonst die Parze bannt!
Aus die Du hoffnungslos entbrannt.
Dein Feuer blickt aus ihren Mienen
Beim Schall der Cymbeln und Cimbinen;
Der Blitz der Festeswonne strich
Verzehrend über alle Schranken;
Du hellst Sie wissen ewiglich,
Drei Stunden doch dem Glücke danken.
Selbst glücklich sey drei kurze Stunden,
Und dann verbluten an den Wunden. —

Jedoch von Wund' und Blut zurücke
Zu Königs Marke's Festesglücke!
Nur bald wär' es erpreßt, wenn nicht
Ein zweiter König seine Pflicht
Befliffet hätt' in dem Bestreben,
Zu zeigen reicher Schätze Preis,
Wenn nicht auch er sein Fest gegeben.
Der schöne König blumenweiß,
Der König Lenz, so zaubergreß
In seinem Kleid von Lilj' und Reh'.

Das Fest des Königs Lenz umschlang
Mit Liebesarmen jeden Gang,
Den König Marke's Fest durch Flurен
Und Hallen nahm in lichten Spuren.
Den weichen Teppich festlich hatt'
Er ausgebreitet weichen Fußen.
Das war die frische, grüne Matt',
Durchstickt mit Blumen, mit den süßen,
Wo Damenaugen sahn hinunter,
Sahn auf der Schwestern Augen munter.

Mit Säulen ließ er sie umzirken
Mit dunkeln Buchen, weißen Birken
Die grüne Matt', und Laubelein,
Die gaben einen frohen Schein,
Wie Prachttapeten aufgehangen,
Daß Saul' und Säule sei verknüpft.
Und dennoch werde von dem Pranzen
Grünzeidner Lichterlein durchschlüpft:
Denn von der Leucht' am Himmel hoch
Den Vorhang er der Welken zog.

Turnierten nun die Herrn, wie frohn
Schien dazu König Lenzens Sonn'!
Und wenn Geläut anhob der Becher,
Verklärte Becher sie und Zecher;
Und wenn ein Busen liebesiech
Einsamen Schritten folgte, zarten,
Und ihnen nach zum Hügel stieg,
Deß Heimlichkeiten Birken wahrten
Und Buchen mit dem Blätterschleier,
Wie wurd' ihm kühner dort und freier!

Denn unter Birken, unter Buchen
Regt' auf ein Haschen und ein Suchen
Und der Natur Fandango, mild
Der König Lenz, so huldeerfüllt.
Die Schatten haschten nach den Lichtern,
Die stellten sich, als ob sie flöhn,
Und thaten unter Blättern schüchtern
Dann doch mit ihren Haschern schön;
Und Farbenkinder machten kund
Den blätterüberhüllten Bund.

Es wühlten Lüfte lechzend heiß
Im Kelch der Waldeslilien weiß
Und küßten mit verliebtem Beben
Zu Düften wach ihr tiefſtes Leben.
Die Dufte fliegen zu dem Born,
Der zwiſchen Felſen ſteht, ein Knappe.
Da fühlt er an den Füßen Sporn
Und rufet: Felt, ſei du mein Rappe!
Ihm glückt's, die Bande wegzuwälzen.
Er ſprengt hinab auf ſchwarzem Felſen.

Ein ſchäumender Geſell! Er eilet,
Von grünen Ufern nicht verweilet.
Das einz'ge Ziel iſt, das er ſucht,
An Weibes Leib der Minne Frucht.
Da ſieht er fern die Dreade
Im Schlummer üppig hingeſtreckt,
Der Weſtwind hat als wie zum Bade
All ihre Reize aufgedeckt.
Er ſieht den ſanft gewölbten Schoß,
Beſtreut mit Iris, Crocus, Moos.

Erzitternd bis zum Grunde, haucht
Er Bläschen auf und kocht und raucht,
Und schießet in das Blumenbecken
Dem Pfeile gleich. Und sie, voll Schrecken,
Fühlt sich erobert halb im Traum,
Umstrickt von seinen starken Armen,
Fühlt in des weichen Schooßes Raum
Den Stürmer schwelgen ohn' Erbarmen;
Er flutet bis zu ihren Brüsten,
Sie sucht zum Zorne sich zu rüsten.

Doch bald gefällt ihr die Vermählung,
Ihr Innerstes durchflammt Beseelung,
Denn still, wie ein besänftigt Kind,
Füllt er das Becken, wallt gelind,
Und schmeichelt ihren Blumenborden
Und tränkt die ganze bunte Schaar;
Ihr treuer Mann ist er geworden,
Sie sind vereint für immerdar.
In seines Spiegels klarem Naß
Beschaut sich froh die Oreas.

So trieb dort jede Creatur
In den Fandango der Natur
Der König Lenz. — Er ſelbſt indeſſen
Hat auch ſein Bräutlein nicht vergeſſen.
Die Erd' iſt die verſchämte Braut,
Er webet über ihr belebend —
Habt ihr Allegri's Zeus [4]) geſchaut,
Als Wolke Jo überſchwebend,
Mit ſehnſuchtsfeuchten Nebellüften
Sich ſenkend tief in Leib und Hüften?

Kein Plätzchen iſt am ſchönen Leibe,
Das nicht zur Braut, das nicht zum Weibe
Die Götterwolke küßt! Und ſüß
Wie Honig vom Hymettus, ſüß,
Daß keine Wort' es ſagen können,
Blickt aus den Dünſten ein Geſicht
Auf ſeines Opfers ſchmachtend Brennen,
Zu ſterben an der Wolluſt Pflicht,
Beſiegt, verklärt, durchſchau'rt, erwarmet —
So hält auch Lenz die Erd' umarmet.

Da, wo die Oreas umfängt
Den Mann, zur klaren Ruh' gedrängt —
Mit anderm Wort: am Wasserspiegel,
Rings eingeheicht vom Blumenhügel,
Stand von Parmenien Riwalin,
Entflohn dem Tanz im Pavillone,
Ein junger, scharfer Paladin,
Vergleichbar Philipp's Göttersohne;
Kein Speer, der nicht an ihm zerspellt',
Und er besaß die ganze Welt

In seinen kühnlichen Gedanken,
In seinem Muthe sonder Schranken!
So Einer derer, die das Licht
Des Monds mit zürnendem Gesicht
Betrachten, weil dem höchsten Schwunge
Mond immer noch zu fern sich wies.
Sein Wappen war ein Löw' im Sprunge,
Und: Kein Entrinnen! die Devis'.
Der stolze Recke, Alles wagend,
Steht nun am Wasser blöde, zagend.

Sieht er etwan ein Ungeheu'r,
Ein kraftentraffend Abenteu'r?
Ach nein! Ihm gegenüber ſtehet
Am Ulmenbaume, grün umwebet
Vom Epheich, der wie manche Maid
Sich kühl ſtellt gegen jede Flamme,
Und dennoch bei geleg'ner Zeit
Anrauket dem geliebten Stamme
Mit tauſend Faſern feſt und feſter —
Steht Blancheflur, des Königs Schweſter;

Die weiche, weiße, volle Schöne,
Geprieſen durch des Liedes Söhne
Als eine weiße Roſe, die
Natur ſchalkhaft, voll Ironie
Auf alabaſterweißen Wangen
Anhauchte mit dem zärtſten Roth,
Daß nicht zu ſehn, wo angefangen
Der Kuß, den ihr der Hauch entbot,
Wo ſich der Unſchuld Weiß verlieret
Und heimlich Wünſchen röthlich zieret.

Im Pavillon nach einer Tour
Erſchrak gar ſehr Schön Blancheflur.
Sie ging verſtohlen fort, im Sinnen,
Am Hügel Ruhe zu gewinnen.
Warum erſchrak die Schöne denn?
Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich,
Wer ihr in Eile nachzugehn
Die raſchen Füße brauchte fleißig.
Ihr Buſen ſchlägt, es wallt das Mieder —
Am Ulmenbaum erſchrickt ſie wieder;

Erſchrickt ſie, da ſie um ſich wendet.
Iſt noch nicht meine Angſt geendet?
Ruft ſie. — Hat mich Eu'r leerer Zorn
Zu ſeinem Spielball auserkor'n? —
Mein Zorn? kraut keine Lipp' und zittert;
Mein Zorn? ein Ton, gedämpft vom Schmerz.
Die adlige Geſtalt, erſchüttert
Preßt ſie die Hand auf's beſt'ge Herz.
Ich könnte, Dame, Euch verklagen,
Den Irrtum wißt' ich nicht zu ſagen.

Hab' ich, verſetzt ſie, mich verfehlt
In irgend einer Pflicht, gezählt
Zur Courtoiſie der Damenpflichten?
Ich denk's, Herr Riwalin, mit nichten.
Ward Eurer tapfern Siegerfauſt
Mit Schärp' und Schleife nicht gedanket?
Kredenzt' ich nicht, wenn Ihr geſchmauſ't,
Jedweden Becher, den Ihr tranket?
Verſagt' ich einen Tanz Euch wohl
Auf unſerm Feſt zu Tintanel? —

Wenn Ihr gedankt dem Sieg des Speeres
Mit Schleif' und Schärpe, wollt' ich Mehres!
Kredenztet Ihr den Becher, ſehr,
Sehr ſchön war das! Doch wollt' ich mehr.
Flog ich mit Euch im raſchen Reigen,
War ich entzückt und wollte mehr!
Wie huldvoll Blancheflur's Bezeigen,
Das Herz des Riwalin rief: Mehr! —
So gab mit Worten, wenigen,
Antwort Der von Parmenien.

Und er fuhr fort: Doch Ihr ſeid Eis
Und Keine, die von Mehrem weiß!
Wo dräut der Mohr, daß ich mich meſſe
Mit ihm, bis ich den Boden meſſe?
Wo blinkt der Streich, der tödlich trifft?
Wo ſchrein des Kriegesgottes Roſſe?
Wo wird gebraut das ſchärfſte Gift?
Wo ſchwirr'n die wüthendſten Geſchoſſe?
Ich flüchte zu Geſchoß und Streich
Aus glutentflammenden Winters Reich!

Wer gab Euch kalten Zauberinnen
Das Recht, im Spiele zu gewinnen,
Im kalten Spiele, unſer Herz,
Damit zu treiben kalten Scherz?
Kein Spiel iſt, dem die Regel fehle:
Gleich ſoll'n der Spieler Sätze ſeyn —
Ihr ſpielt mit uns um unſre Seele
Und ſetzet nichts dagegen ein.
Doch zürn' ich nicht, wenn ich mich härme,
Denn wiſſet Ihr, wovon ich ſchwärme? —

Er ſchweigt und ſenkt die Augen. Sie
Schweigt ebenfalls. Ich ſage: Nie
War noch ein Mann verirret weiter,
Sah ſchwarz, wo Alles lachte heiter!
Sie konnte wohl mit vollem Fug
Beleidigt ſeyn von ſeinen Worten,
Doch ſchien ſie's nicht. Es ſchlich ein Zug
Des Lächelns um die Roſenpforten
Der Lippen, wie ein ſchelm'ſcher Wicht,
Der von der Burg Geheimniß ſpricht.

So lächelnd, ſchickt ihr blaues Auge
Den Blick nach ihm, der wie vom Rauche
Der ſchwarzen Kunſt berückt, der Thor,
Zu Boden ſieht, anſtatt empor.
Dann bricht die weiße Hand vom Baume
Ein Reislein grünen Epheus fort,
Sie küßt es, und der Lippen Saume
Entſchlüpft das leiſe Flüſterwort:
Ob ich, du Reis, deß Liebes-Ranken
So zärtlich um die Ulme ranken,

Ob ich wohl weiß, wenn er ſich härmt,
Wie dieſes thut, wovon er ſchwärmt? —
Und bis zum Buſen purpurglühend,
Zu lautem Ton die Stimme mühend,
Spricht ſie ſodann verſchämt und ſcheu:
Habt mir den liebſten Freund verwundet,
Ihr ſtolzer, ritterlicher Leu,
Die Strafe wird Euch noch geſtundet.
Doch irrt, Herr Rivalin, Ihr ſehr,
Naht Ihr mich an, verlangt Ihr mehr. —

Erſtaunt horcht er dem Räthſel, flüchtig
Schwebt ſie vorüber ihm, ſehnſüchtig
Beugt er das Knie, rührt ihr Gewand,
Der Eppich fällt aus ihrer Hand —
Und weichend ruft ſie: Dieſes Gleichniß
Schickt Euch mein Freund, den Ihr verſehrt,
Und ich, ich bring' es Euch zum Zeugniß,
Daß Ihr mit Unrecht Euch beſchwert! —
Sie eilt davon auf Rehesfüßen;
Er küßt's, und ſeine Zähren fließen

Aus Wimpern, überſchwell'nd von Glück,
Von neuem Glück, von goldnem Glück!
Noch eben rings umſchnürt von Nattern,
Befreit die Sinne jauchzend flattern;
Er hält des Räthſels Löſung ja,
Er kennt den Freund, den er verwundet,
Obſchon er nimmer vor ihn ſah,
Und der ihm doch die Strafe ſtundet,
Vielmehr entzückend Gleichniß giebt —
Es iſt ihr Herze, das er liebt:

Ihr Herze iſt der Freund, der wunde,
Verwund't von ihm zu guter Stunde,
Er ſchickt ein Gleichniß wunderhold
Wie eine Frau zahlt Minneſold.
Denn gleich dem Eppich, welcher ſendet
Den Trieb bis in der Ulme Mark
Und mit ihr lebt und mit ihr endet,
Liebt eine Frau bis zum Sarg.
Sie lebt von ihres Liebſten Leben,
Stirbt, wenn ſie auf die Bahr' ihn heben.

* * *

Zwiſchenſpiel.

Stanzen.

Ich muß das Abenteuer unterbrechen,
Weil mir der Puſen zu gewaltig klopft,
Um fremd Geſchick und Glücke zu beſprechen,
Indeß das Heiligthum der Seele tropft
Vom Thränenquß aus heil'ger Wonne Bächen,
Dem lange jeder Zugang war verſtopft,
Bis ſeine Flut die Kruſtenwand durchſintert,
In der das Leben ſtarr mich eingewintert.

O ſel'ger Augenblick, wenn nun die Binde
Dem Flügelgotte von der Stirne fällt,
Und Liebe gleich dem neugebornen Kinde
Uns zuruft: Seht, ich bin ja auf der Welt!
Wer zwei Secunden hielt des Orcus Rinde
Es noch umfaßt, den Larven zugeſellt,
Und zwei Secunden ſpäter liegt ein Engel
Gewendet da troſtreich ins Land der Mängel.

Denn wer in Wahrheit liebet, der verzaget.
Daß Eros aufgeweckt den Anteros.
Die Lieb' iſt Demuth! Und ſie ſagt und klaget:
Bin ich wohl würdig, des Olymps Genoß
Zu werden? wo die goldne Schwelle ragt,
Dem Krug zu nahn, aus dem der Nectar fließt?
So klagt die wahre Lieb', hofft kein Erbarmen,
Und — jubelt plötzlich in den weichſten Armen!

Zwei weichſte Arme halten ſanft umfangen
Die größte Welt, die Welt, die ewig ſchön,
Zwei Augen ſind wie Sonnen aufgegangen
Ob dieſer Welt! Wie glänzt, wie blüht ſie ſchön!
Des Mädchens Othem fächelnd kommt gegangen
Gleich Gottes Hauch in dieſe Welt ſo ſchön;
Sechs Tage g'nügten kaum dem Schöpfungstriebe,
Ein Augenblick erſchafft die Welt der Liebe!

Ich habe ihn erlebt! — Und welche Farben
Ich ihn zu malen wähle, ſie ſind todt!
Mir ſcheinet der Azur ein graues Darben,
Blind der Demant und kalt das Morgenroth;
Ja, griff' ich kühnlich nach den Feuergarben,
Die Phaeton zu nah der Erde bot,
Verzeichnet würd' ich nur zu haben meinen
Den Augenblick, der Liebe läßt erſcheinen.

Nur Einen giebt's, der ſich mit ihm vergleichet.
Doch dieſer keimet auf der Erde nicht;
Er ſprießet erſt, wenn das Hienieden weichet,
Im Paradies, im unvermiſchten Licht. —
Ein Zweifler ſtirbt. Die hohle Wang' erbleichet,
Der Buſen röchelt und das Auge bricht
Des frommen Zweiflers, welcher nicht aus Tücke,
Nein, ehrlich zweifelte am ew'gen Glücke.

Er hat geforſcht ſein Leben lang und konnte
Mit dem Verſtande reißen nicht das Netz
Des Widerſpruchs, ſo flicht das allgewohnte,
Der Sterblichkeit todbrohende Geſetz;
Und daß er ſich in Gottes Sonne ſonnte,
War ihm der Tugend volles Lohnen ſtäts;
Nun ſtirbt er. — Und ein Jenſeits dünkt ihm Dichtung;
Er ſchaudert, keucht: Wie herb iſt die Vernichtung!

Verzweiflung ſchreiet aus des Leichnams Zügen,
Die Seele aber hebt ein Engelchor
Ins Empyräum, zu der Heil'gen Flügen
Am Thron des ſündenloſen Lamms empor;
Erwacht von des Verſtandes grimmen Lügen,
Durchſchwebet trunken ſie das Jaspisthor.
Sie ruft: Ich lebe, ſchwimm' in Lebens Bade!
Drauf ſingt der Himmelschor: Du haſt's aus Gnade!

So bricht die Lieb' aus Gnaden auf zum Leben.
Und Allen wünsch' ich ihren Augenblick;
Ich wünsche ihn der Guten gutem Streben,
Und auch den Bösen wünsche ich sein Glück.
Denn wem er seinen Segen hat gegeben,
Der weicht gewiß vom Laster gleich zurück;
Er krönt mit einem immergrünen Kranze . . .
Entsagen mußt' ich . . . . Dennoch — — —

Zur Romanze!

. . .

Die Schöne kehrt zum Pavillon,
Da ist das schöne Fest entflohn
Und ließ zurück ein tolles Wirren,
Ein Rennen, Rufen, Lärmen, Schwirren.
Es rennen Ritter nach dem Stall,
Es rufen Ritter nach der Rüstung,
Die lärmen mit gewalt'gem Schall,
Die schwirr'n gepanzert von der Brustung
Des Saals herunter, drin der Wein
Versprengte seinen goldnen Schein.

Denn umgestürzt ist mancher Becher,
Und aufgestört manch alter Zecher!
Manch Ritter hat noch einen Schuh
Vom Tanz am rechten Fuß; dazu
Am linken Schienen, Stiefel, Sporen,
Trägt Eisenhelm und Seidenkleid;
Ein tauber Geiger geigt verloren
Noch seinen Walzer, ohne Neid
Auf Trombenschmettern, Roßgestampfe,
Das draußen mahnt zu Marsch und Kampfe.

Nach Frühlingswehn ein Sturm und Braus
Iſt König Marke's feſtlich Haus.
Und vor dem Sturme in der Ecke
Geduckt, gleich Tauben im Verſtecke,
Wenn das Gewitter toſet, ſitzt
Der holden Damen banger Reigen,
Spang' und Demant am Buſen blitzt,
Den Buſen ſelber drückt das Schweigen;
Das Schweigen wurde lauter nicht,
Schlich dort vorbei manch junger Wicht.

Die ſchöne Blancheflur tritt zagend
Zur Schaar der Damen, rufet fragend:
Welch Mißgeſchicke hat verſtört
Das Feſt, und Luſt in Leid gekehrt?
Und Eine ſpricht: Als wir im Tanze
Die allerſchönſte Tour gemacht,
Ihr kennt ſie wohl, die mit dem Kranze,
Kam ein verſprengter Mann gejagt,
Rief: König Mark', in deinen Gauen
Iſt Irland's Kriegeszug zu ſchauen!

Und aus einander flog die Tour,
Und gleich erscholl der Ritter Schwur:
Wir woll'n bei König Marke tanzen,
Wir woll'n ihm dienen auch mit Lanzen!
Das ist's, warum wir ducken hier,
Warum der Geiger geigt alleine,
Warum des Tanzes Putz und Zier
Sich dorten mischt dem Waffenscheine;
Seitdem des Kampfes Tromb' erscholl,
Ward stumm das Fest zu Tintayol.

Doch kommt zur Brüstung, laßt uns sehen,
Wie unsern Rittern Waffen stehen!
Schon sind sie reisig, wollen fort,
Wir spenden ihnen Gruß und Wort. —
Die Damen heben sich und treten
Zum Rande hin des Pavillons:
Von unten schmettern die Trompeten,
Die Ritter harr'n des letzten Lehns
Zur Minnedienst. Auf ihrem Stahle
Flammt rothe Glut vom Abendstrahle.

Rothglüh'nde Panzer, unten zieh'nd,
Rothglüh'nde Wangen, oben blüh'nd!
Von rothen Lippen fällt Gekose
Auf Panzer nieder, gleich der Rose,
Womit ein ſchönes, zartes Kind,
Das durch das Gitterfenſter ſchaute,
Sagt: Sangſt mit nichten in den Wind,
Du Jüngling drunten mit der Laute!
Begrüßt ſie Alle ſprengen hin:
Der Letzte war Herr Riwalin.

Er blickt hinauf und hebt den Eppich,
Sie ſchauet vor ſich auf den Teppich.
Er drückt das Blatt an ſeinen Mund,
Geſandt von ihrem Freund, der wund.
Nun iſt der Freund erſt wund zum Sterben
Und keines Lautes mächtig mehr;
Wie heiß auch Riwalin mag werben
Um einen Gruß, ſie zagt zu ſehr:
Er mißt, was Alle ſich gewannen,
Grußlos jagt Riwalin von dannen.

O traurig Meiden, was man liebt!
O traur'ger Bleiben deß, der liebt!
Die Welt umſcherzet den, der meidet;
Was bleibet dem, der bleibend leidet?
Es ſchmeichelt um die wunde Bruſt
Des Meidenden der Hauch der Ferne;
Dem Bleibenden iſt nur bewußt,
Daß loſch das Licht der Sonn' und Sterne,
Weil er im dunkeln Kerker zagt,
In dem die Oede an ihm nagt.

Held Rivalin ritt fürder traurig,
Wie war's um Blanchefluren ſchaurig!
Sie hatt' ihr Herz und hatt' es nicht,
Stand ſie in klarer Liebespflicht?
War ſie vertraut dem Mann, dem trauten?
Sah jener Hügel einen Bund?
Wird ihren doppeldeut'gen Lauten
Auslegung geben Mund auf Mund?
So frug ſie ſich die Nacht; ſie brannte
Nach Antwort, die — der Tod nur kannte.

Die Nacht war lang, zu kurz doch viel
Für all ihr ſchmerzlich Frauenſpiel.
Die Meiſtrin wollte ſie entkleiden,
Sie aber fürchtete zu ſcheiden
Von den Gewanden, drauf ſein Blick
Gerubet mit ſo zorn'gem Flehen,
Von Ringen, Spangen, jedem Stück,
Um das noch ſeine Seufzer wehen!
In Kleidern ſank ſie auf den Flaum,
Und wacht' und träumte wachen Traum.

Bis ſich ein matter, dumpfer Schlummer
Erbarmte über ihren Kummer.
Sie ſchlief, die Wang' im ſchönen Arm,
Ein hingeſtreckter Liebesharm. —
Die Schatten wichen. Morgenröthe
Bot guten Morgen aller Welt,
Da tönte wieder die Trompete —
Doch Trauertöne ſind geſellt
Zu Trauertönen; Todesweiſe
Klang zu dem Fenſter langſam, leiſe.

Schön Blanchefleur erwachte, ſprang
Zum Fenſter hin und bleicht' und ſank
In ihren Arm der Meiſterinne,
Ohnmacht umfing die armen Sinne.
Denn der Trompeten Todesweif'
In aller Ritter Klage ſtimmte,
Die drunten ſchloſſen truben Kreis
Um einen Wunden, der ſich krümmte
Vor Schmerz auf armer Bahre zweia —
Sie hatt' erkannt den Wunden gleich.

Trotz ſeiner armen Wangen Bläſſe,
Trotz tiefem Streich, trotz blut'ger Näſſe
Am edeln Haupte, die da quoll
Aus offnen Adern leidevoll!
Es ſagt und klagt der Ritter Lippe:
Der grimme Irland beißt den Sand,
Doch nahm der Tod mit ſeiner Hippe
Für dieſen Sieg ein theures Pfand!
Der Ruf wird tapfre That vermelden,
Wer aber rettet unſern Helden?

So tönt die Klag' um Riwalin,
Sie tragen zu der Kammer ihn,
Zur Siechenkammer, drin das Letzte
Erleiden soll der Schwerverletzte.
So rasch noch nie getroffen ward
Ein halberschloßnes Minneleben!
Geschick, das sonst der Blüthe harrt,
Hat hier der Knospe Tod gegeben;
Sie sah des Tages Leuchten nie,
Und eh' sie aufbrach, welkte sie.

Wer lud dich, Tod! zum muntern Feste?
Dich Rauhen unter art'ge Gäste?
Wie schmetterte dein wilder Gruß
Danieder Liebesschwur und Kuß,
Die sich von rothen Lippen wollten
Erheben, wollten suchen gehn
Nach ihren Brüderlein, die sollten
Zur süßesten Sippschaft sich verstehn!
Ich klag' um Riwalin, den Starken,
Klag' um die Schwester mehr von Marke'n.

Die Meiſterin ihr Haupt beſtrich
Mit Salben, und die Ohnmacht wich.
Entſetzet fiel der Blick, der Erſte,
Hinab, wo ſie geſehn das Schwerſte.
Sie ächzt' und rief: Wo iſt er? wo?
Die Meiſtrin zeigte nach der Kammer.
Bei ihm, bei ihm nur werd' ich froh! —
Ach, Fräulein, Euch verſtört der Jammer! —
Nein, auch von todter Liebesbruſt
Trinkt Liebe ſel'ge Liebeſuſt!

Führ' mich zu ihm! — Wie ſoll ich fuhren? —
Ich kann es nicht, du muſt's erſpüren. —
Das iſt kein ſitt'ger Jungfrau'ngang. —
Ich bin ſein Weib, und er iſt krank!
Blieb er geſund mit muntern Augen,
Blieb ich in Schämen ſtill gefaßt;
Nun aber kühnlich in mich ſaugen
Muß ich den Hauch deß, der erblaßt!
Vielleicht iſt nur ein Hauch noch ſeine,
Und der gehört mir, iſt der meine.

Sie zog die Meiſterin und zog —
Und führſt mich nicht, ſo geh' ich doch!
Die alte Meiſterin ſprach ſtille:
Geſcheh' der Irren irrer Wille!
Er ſtirbt ja, das iſt offenbar,
In ihm weht nur ein ſchwacher Othem,
Hier bringt das Sehen nicht Gefahr,
Was bei Geſundem wär' verboten.
Sie hieß die Arme ſitzen; dann
Sprach ſie: Ich bring' Euch zu dem Mann.

Sie ging und holt' ein Fläſchchen, helle
Von Gold ein Becherlein zur Stelle,
Goß aus dem Fläſchchen ein, und Duft
Arabiens durchfloß die Luft.
Den Heiltrank ſollt Ihr zu ihm tragen,
Als Aerztin mögt Ihr zu ihm gehn;
Nun will ich Eure Glieder ſchlagen
In Stoffe, die der Aerztin ſtehn.
Sie nahm aus einem Schrank, gewaltig,
Kapp', Fürtuch und den Mantel faltig.

Mit weiten Mantels brauner Woll
Umschlug den Leib sie, weiß und voll;
Im Fürtuch brachte sie zu Rüste
Das Klopfen unruhwacher Brüste.
Die Kappe sie auf's Haupt ihr warf,
Die tief hinunter fiel zum Rücken;
Kein Späher konnte, noch so scharf,
Hals, Lock' und Antlitz nun erblicken;
Verborgen in das Weite, Lose,
Glich Blancheflur der Ros' im Moose.

Drauf gab sie ihr den Becher, führte
Die Aerztin, welche selber spürte
Des grimmsten Fiebers brennend Leid
Im Herzen, unter Falten weit.
Doch ging sie aufrecht und versagte
Zu lehnen an die Meisterin;
Sie trug den Becher, aber dachte
Nicht an den Trank — an Riwalin.
O glüh'nde Minn', in dich verloren,
Welch Ziel hat deine Brunst erkoren!

So ging voran die Meiſtrin treu,
So folgte Blancheflur ohne Scheu.
Sie ſtiegen viele Stufen nieder,
Dann kamen ſie zu Stufen wieder.
Die leiteten an eine Pfort',
In's Schloß geſperrt mit leichter Klammer;
Nun ſtanden ſie vor trübem Ort,
Vor Riwalinens Siechenkammer;
Die Meiſtrin that die Pforte weit,
Und Blancheflur trat ſtill bei Seit'.

Um's Siechenbett in einer Riſche
Verſammelt war die tapfre, friſche
Geſellenſchaft, die Ritterſchaar,
Noch nicht einmal des Panzers bar.
Die Meiſtrin rief: Ihr Ritter, weichet
Vor beſſrer Sorge, weiſrer Pflege!
Es naht die Aerztin, welche reichet
Den Trank, der einzig mag hinweg
Gefahr des ſchwarzen Todes räumen,
Doch muß er wirken ohne Säumen.

In Still' und einsam. Denn die Kur
Der hohen Kunst wirkt einsam nur!
Gleich folgten auch die Ritter billig
Und gingen aus der Kammer willig
An Blancheflüren rasch vorbei,
Die ohne Regung stand verhüllet.
Es wär' ihr, glaub' ich, einerlei
Gewesen, wäre sie enthüllet.
Die Meistrin schritt hinab zur Flur,
Hinein zur Kammer Blancheflur.

Und als sie sah das grüne Bette,
Das Lager und die Leidenstätte,
Und als sie sah den bleichen Mann,
Deß Schrafe rothes Blut entrann,
Den bleichen Mund, der Wangen Schöne
Erblichen nun zu mattem Weiß,
Und als sie hörte das Gestöhne
Aus seinem Busen fiebernd heiß,
Und als sie sah die beiden Hände
Verschränkt zum Beten vor dem Ende:

Da warf ſie hin den Becher, daß
Zum Eſtrich floß ſein koſtbar Naß.
Vom Haupt die Kappe ab der Alten,
Daß löſend ſich die Locken wallten,
Da warf ſie ab das Fürtuch breit
Von weißer Brüſte Hügelluſten,
Da warf ſie ab den Mantel weit
Von ſchlankem Leib, von runden Hüften.
Da ſprang aus dunkler Hüll' hervor
Schön Blancheflur in ihrer Zier.

Wie aus der Nacht, gewitterträchtig,
Der junge Morgen ſpringet mächtig —
Es ſäumen rothe Streifen Licht
Sein liebes, irres Angeſicht;
Vom Wetter geht ein wildes Weben
Durch ſeine Glieder ſüß und weich,
Und milde, einzelne Tropfen flehen
Um Löſung von dem ſtürm'ſchen Reich: —
Vom Liebesblitz ſo nachgewitternd,
Entzückt, verzweifelnd, muthig, zitternd.

Und roth und bleich, bewölkt und klar,
Erst thränenreich, dann thränenbar
Sinkt, hingeschmiegt die weichen Glieder,
Am Bett die kranke Aerztin nieder.
Sie trennt der Hände Knoten, drängt
Sich in des Siechen Todesbeten.
Sie fordert, daß er ihrer denkt,
Eh' er vor Gott den Herrn will treten.
Sie preßt die Hände, blickt auf ihn,
Und schluchzt und flüstert: Riwalin!

Und er sieht auf! Er sieht die Weiche,
Die Weiße! Nach dem Todesstreiche
Vom Herzen noch vergessen nie
In seinen Schmerzen! — Er sieht Sie!
Der Streich hat wohl das Haupt getroffen,
Nicht traf das Herze Irlands Schwert,
Am Haupte klafft die Wunde offen,
Das Herz, das Herz blieb unversehrt!
Drin glimmt ein kleiner Lebensfunken,
Den bläst an die Liebe trunken.

Denn er ſieht Sie! Was vor ihm wich,
Schenkt ihm der Tod ja königlich.
Womit gekargt des Feſtes Stunden,
Verſchwendet ihm nun Blut und Wunden.
Des Lebensfunkens Allgewalt
Dringt von dem Herzen in die Sinne;
In einer Stunde iſt er kalt.
Die Stunde will und heiſcht die Minne.
Sie zwingt den Tod, zwingt die Natur:
Er ſchluchzt und flüſtert: Blancheflur!

O heißer Minne hehre Wunder!
O heil'ges, hehres Liebeswunder!
Mit ſtarkem Arm, mit letzter Kraft
Hat er ans Herze ſich gerafft
Schön Blancheflur! Und die gebrochen
Schon waren faſt, die Augen, und
Der blaſſe Mund, es ward geſprochen
Von ihnen, als ſei er geſund,
Der Wunde legt' an ſeinen Leib
Das theure, vielgeliebte Weib.

Mitleidig sah der Tod selbst an
Den ihm verfallnen kühnen Mann;
Der küßte hunderttausend Stunden
Die Liebst' in jener einz'gen Stunden!
Mit Riesenschritten ist gereift
Die Minne, die nicht durfte schweifen;
Sie mischten Atem, Kuß und Geist,
Er wühlt' und spielt' in ihren Locken,
Und auf einmal in der Jahre Pracht
Der Stern der stillen Hochzeitnacht.

* * *

Nachſpiel.

Was nicht arthan die Meiſterin, thu' ich!
Ich zieh' die Pforte zu, dann leg' ich mich
Ein zucht'ger Hüter auf der Kammer Schwelle,
Daß unbelauſchet ſtröme drin die Welle
Des Stromes, welcher ſich
Entrang dem Bächlein, jach, gewaltſamlich!

Verſenkt im Wunderſtrome ſind die drinne,
Auf künft'ge Zeit gelenkt ſind meine Sinne!
Die drinnen wiſſen nichts von Welt und Zeit,
Mein Brautlied der Betrachtung iſt geweiht.
Welch eine Frucht gewinne
Sich wohl der Fleiß der ſturmerfüllten Minne.

O Blancheflur, du Roſe weiß, die brach
Des tiefſten Hand an ſeinem Lebenstag!
O Rivalin, dein Will' iſt nun ergangen,
Die Liebe gab, die Liebe hat empfangen!
Ich aber denke nach,
Ob je ein Paar wie das im Thurm lag.

Tristan, du armes Kind, das aus den Wehen
Der weißen Wittwenrose soll entstehen,
Aus Tod brach dir dein junges Leben auf!
Ach, schlimme Sterne zeigen dir den Lauf!
Der Tod wird mit dir gehen
Durch Tag und Nacht, durch Wald und Thal und Höhen.

Durch Waidlust, durch Triumph ob stolzem Feind,
Durch Zähren, so die höchste Wonne weint,
Durch Küsse, so dir gibt die blond' Isolde,
So dir Isolde Weißhand gibt, die holde!
Doch hast du einen Freund,
Der's treu und ehrlich mit dir, Tristan, meint.

Der Freund bin ich. Es sollen dich begleiten
Mein tapfrer Sinn und meine guten Saiten.
Weicht Ihr zurück, die leider Ihr so prüd,
Daß Euch nur freut die Liebe, welche müd!
Wir schürzen uns und schreiten
Auf schmalem Pfad durch nackte Seltsamkeiten.

Anmerkungen.

[1]) Romeo und Julia. Act III. Scene 2.

[2]) Uhland's Romanze: Der Castellan von Coucy.

[3]) **Dante dell' Inferno, canto quinto.**

[4]) Das berühmte Bild des Correggio: Jupiter und Io.

Schön Sigrid.

Aus Wittich Wielands Sohn.

Von

Karl Simrock.

Da ritt der junge Degen allein und ohne Troß
Dem fernen Ziel entgegen auf windschnellem Roß.
Das trug am selben Abend ihn an des Meeres Grieß,
Wo just vom Land ein Fährmann sein besegelt Schifflein stieß.

Da bot der Held dem Fergen von seinem rothen Gold,
Wenn er ihn überführe. Der diente gern um Sold
Und nahm ihn in die Schalde. Da ihr nach Seeland fahrt,
So habt ihr, sprach der Ferge, der rechten Stunde gewahrt;

Es wäre denn, ihr kämet Schön Sigrid zu frein,
Königs Neprians Tochter, das edle Mägdelein.
Dann hättet ihr, bedaur ich, die beste Zeit verpaßt,
Und wärt bei ihrer Hochzeit mit einem Andern zu Gast;

Die wird man morgen feiern in Lethra's Königssaal
Vor allen ihren Freiern bei festlich frohem Mahl.
Er sprach: „Bin nicht gekommen, Schön Siarid zu frein;
Nie hab ich nur vernommen von dem edeln Mägdelein;

„Auch denk ich nicht zu feiern in Lethra's Königssaal
Mit allen ihren Freiern das frohe Hochzeitsmahl:
Selbst von des Festlands Ufern liegt jene Stadt noch fern,
So hab ich sagen hören, zu der ich wanderte gern.

„Doch weil uns, bis wir landen, geraume Zeit verbleibt
Und ihr am Steuer gerne mit Reden sie vertreibt,
So sagt mir von dem Mädchen und ihrem Bräutigam;
Mich wundert, daß ich selten von der schönen Siarid vernahm."

Das will mich selbst befremden, sprach der Steuermann,
Da sich das Lob der Schönen von Mund zu Munde spann
Bis in die fernsten Lande. Doch da ihr weiter wollt,
Und Seeland euch nicht locket, so gebt mir doppelt den Sold.

Den wir bedungen haben, so trägt mein Boot euch gleich
An des Festlands Küste zu König Osids Reich,
Der über Windland herrschet mit Gael, seinem Sohn.
Weit ist die Meeresstrecke, und kurz bedünkt mich der Lohn.

Doch beſſer gleich verdienen ein müßig Silberſtück,
Als müßig da zu liegen, erhoffend goldnes Glück.
Drei Tage währt die Hochzeit, mich wird die Fahrt nicht reun.
Ich kehre wohl nach Seeland, eh ſich die Gäſte zerſtreun:

Denn dann iſts an der Stunde, da deckt ſich unſer Tiſch,
Und mir im Netze zappelt manch goldgeſchuppter Fiſch.
Ich leſ in euern Augen, daß ihr den Sold gewährt,
Und ſchon hab ich das Ruder nach Windlands Ufern gekehrt.

Der Wind iſt uns gewogen, das bauchge Segel ſchwillt,
Und flüchtig auf den Wogen tanzt des Mondes Bild.
Das iſt die Nacht, wo gerne der Schiffer euch erzählt,
Ihn lehrt der Stand der Sterne, daß er ſein Ziel nicht verfehlt:

Auch birgt der klare Himmel ihm für der Wogen Wut
Sitt her zu meiner Rechten und hört mir fleißig zu.
Von Starid will ich ſagen, der Tochter Agrians;
Kein Märchen iſts, kein luftig Gebilde dichtenden Wahns.

Nein, Wahrheit, feſtverlebte, für die ich Bürge bin.
Die ſchöne Starid hatte ſo männerſcheuen Sinn,
Sie haßte ſo der Werber gekünſtelt Schmeichelloh,
Daß ſie vor Helden nimmer der Augen Schimmer erhob.

Sie hätte gern in Schleier gehüllt ihr Angeſicht,
Die Sitte wollt es anders, drum litts ihr Vater nicht;
Doch konnt er ſie nicht zwingen, der Augen klaren Strahl
Vom Schooß empor zu richten, wenn Männer ſaßen im Saal.

Wie gern ſich Manche rühmen holdſeligen Geſchicks,
Doch rühmte von der Spröden ſich Keiner eines Blicks:
Ob ihrer Augen Farbe ſchwarz oder blau,
Das ſchien ein Staatsgeheimniß, und Niemand wußt es genau.

Kein Bitten wollte fruchten, und keine Liſt verfing,
Ihr Blick zu allen Stunden am Boden wurzelnd hing.
So war es lange Jahre, und mancher Freier kam;
Doch ſtäts blieb unbezwungen die eigenſinnige Scham.

Da ließ ihr Vater künden in allen Landen laut,
Er verlobe ſeine Tochter Dem zu einer Braut,
Dem ihren Blick zu feſſeln die Gabe ſei verliehn,
Den ſtrengen Blick, der nimmer ein männlich Antlitz beſchien.

Auch hat er das befeſtigt mit einem hohen Schwur,
Er gebe ſie dem Manne, und wärs ein Bauer nur.
Da wuchs die Zahl der Freier von Tag zu Tage mehr:
Da kam Othar der ſchlaue, ein Sohn Ebbo's, auch daher;

Das war ein schöner Jüngling, und seine Stimme drang
In jedes Ohr bethörend wie elfischer Gesang.
Doch wie er warb und flehte, wie stark er sie beschwor,
Nie hob sie zu dem Freier der Augen Glanzlicht empor.

Da fiels vor wenig Tagen dem Riesen Widolf ein —
Die Bruderstochter dachte das Ungethüm zu frein.
Er sprach zu Asprianen: „Du kannst nicht mehr zurück,
Dich binden hohe Schwüre: wohlan, so will auch ich mein Glück

„Versuchen bei der Nichte. Du sprachest unbedingt:
Der Mann soll sie haben, der ihr den Blick entzwingt.
Vielleicht ist das zu machen.“ Da mußte Asprian
Des plumpen Freiers lachen: „Wahrhaftig,“ sprach er, „der Mann,

„Den sie erharrt bis heute, du bist es, Widolf,
Die sich vor Lämmern scheute, die herzt gewiß den Wolf.
Doch muß sie hoch erheben Wimper und Augenlied,
Die stäts zu Boden schweben, bis sie dein Antlitz ersieht.“

Da unterbrach den Fährmann Wittich, Wielands Kind:
„Wie hat sich denn besonnen der Riese so geschwind?
Er wollte jüngst ertrotzen der edeln Bertha Hand,
Der Tochter König Rothers: um sie verheert' er das Land.“

Da ſprach der Fährmann wieder: Der Rieſ iſt weibertoll,
Und wenn er aus der Erde ſich eine ſcharren ſoll,
Er muß ein Weib nun haben. Doch Rethers Tochter hat
Sich bald ſein entledigt durch einen weiſlichen Rath.

Sie ließ ihn zu ſich kommen und ſprach: „Ich bin zu klein
Für euch, Herr Rieſe Widolf, das ſeht ihr ſelber ein.
Ihr überragt mich Arme ja um ein Klafter ſchier.
Ihr thut euch großen Schaden, fürlieb zu nehmen mit mir.

„Nie hab ich meinen Wünſchen das Ziel ſo hoch geſteckt;
Mir genügt, wenn ſich mein Gatte zwei Zoll breit höher ſtreckt.
Sonſt könnt es mir ergehen, wie es dem Kater ging,
Der die Sonne freien wollte und nahm ein Thier, das Mäuſe fing.

„Habt ihr das alte Märchen, Herr Rieſe, nie gehört?“ —
Ich habe mich, verſetzt er, an Märchen nie gekört.
„So will ichs euch erzählen, weil es zu lachen giebt:
Es war einmal ein Kater ſo in ſich ſelber verliebt.

„Er ſprach zu einem Fuchſe, der war ſein guter Freund:
Seht, wie ſich alle Tage der Pelz mir ſchöner bräunt.
Wie wird der Leib mir linde, wie wächſt mir der Bart!
Und habt ihr nie das Kniſtern, wenn man mich ſtreichelt, gewahrt?

„Im Finſtern ſprühen Funken, lebendig, von mir auf;
Wer iſt auch ſo bebende beim Klettern und im Lauf?
Wenn ich es recht bedenke, ſo faſſ ich den Beſchluß,
Mich nicht ſo wegzuwerfen, wie wohl ein Anderer muß.

„Der nicht ſo mancher Tugend ſich rühmen darf mit Recht:
Mein, die ich wähle, ſtamme vom adligſten Geſchlecht.
Ihr, Freund, der vielerfahren die Höhn und Tiefen kennt,
Sprecht, was in allen Strahlen der Tugend leuchtet und brennt?

„Dem will ich mich vermählen. Der Fuchs verſetzte ſchlau:
So blickt empor zum Himmel, da thronet die hehrſte Frau:
Sie überſtrahlet alles, was ſich auf Erden regt,
Sie ſchenkt uns Licht und Wärme, ſie nährt uns, kleidet und pflegt.

„Die hat den höchſten Adel, iſt ſchön und liebenswerth,
Und der iſt ohne Tadel, der ſie zum Weib begehrt.
Die Sonne, ſprach der Kater, behagt mir ſchon nicht ſchlecht;
Doch kann ſie nichts verdunkeln, nichts überwältigen? ſprecht.

„Das Höchſte nur, das Edelſte, kommt meiner Tugend gleich.
Da ſprach der Fuchs: Die Wolke dort in der Lüfte Reich,
Die kann ſie wohl verdunkeln: mit ihrer Schleier Nacht
Verhüllt ſie ihr das Antlitz und benimmt ihr alle Macht.

„Zu leuchten und zu wärmen. — Wenn das die Wolke thut,
So bin ich, sprach der Kater, der Sonne viel zu gut.
Die Wolke sei erkoren: was dünkt euch von der Wahl?
Wir müssens wohl erwägen, denn bitter ist der Reue Qual.

„Ist denn kein Ding zu denken, dem auch die Wolke weicht?
Wißt ihr, was sie beschränken, bemeistern kann vielleicht? —
Wohl weiß ich was sie meistert, versetzt der Fuchs: es graut
So düster keine Wolke, doch fegt sie weg die Windesbraut.

„Die bläht die vollen Backen: ein Hauch, und sie zerstiebt. —
Wenn so sich auf die Hacken vor ihr die Wolke giebt,
Sprach Hinze, so ist sie es, die hier das Spiel gewinnt.
Eine andre Braut zu suchen mag sich entschließen der Wind.

„Ich will sie selber nehmen. Doch, daß wir sicher gehn:
Mag Niemand denn dem Sturme der Windsbraut widerstehn? —
Die Mauer dort des Thurmes, die widersteht dem Sturm:
Er läßt nicht ab, er rüttelt und schüttelt stäts an dem Thurm.

„Und rennt und stößt dawider, und rückt und drückt und preßt;
Doch reißt er sie nicht nieder, noch steht die Mauer fest.
Wie das der Kater hörte, besann er sich und sprach:
So scheint die Mauer stärker, giebt sie dem Winde nicht nach:

„Wohlan, ich bin entſchloſſen, die Mauer will ich frein.
Doch ſollte ſie auch wirklich unüberwindlich ſein?
Ihr dürft mir nichts verhehlen, ſo lieb als ich euch bin. —
Das iſt ſie nicht, entgegnete der Fuchs mit liſtigem Sinn;

„Sie wird nicht ewig dauern, bald iſt es aus mit ihr:
Die allerſtärkſten Mauern bezwingt ein winzig Thier,
Das in den Mörtel bohrend ſich Loch bei Loche gräbt,
Bis in den morſchen Veſten die Mauer endlich erbebt

„Und einſtürzt ſammt dem Thurme, wie hoch er jetzo ragt:
Die Maus iſt das Thierchen, das an der Mauer nagt. —
Wie freut mich, rief der Kater, daß ihr mir dies vertraut!
Ich hätte ſonſt verächtlich nur auf die Mäuslein geſchaut;

„Doch jetzo, frei ich jemals, ſo frei ich eine Maus.
Wenn ſie vor nichts ſich fürchtet; ſonſt ſagt es grad heraus:
Denn wenn ſie eine Andre über ſich erkennt,
So will ich dieſe nehmen. Der Fuchs verſetzte behend:

„So nimm denn eine Katze. Doch gieb wohl Acht, mein Freund,
Daß ſie dir nicht zerkrage den Pelz ſo ſchön gebräunt.
Um deinen Bart wärs Schade, Schad um den linden Leib,
Zerkläut' ihn mit der Tatze das mäuſemordende Weib.

„Denn wiſſe nur, die Katze, die iſt der Mäuſe Tod,
Doch ſie kann nichts bemeiſtern, von nichts wird ſie bedroht.
Drum frei die Katze, Kater, ich rath es, ſcheue nicht
Ein Bißchen Katzenjammer und ein zerkratztes Geſicht.

„Du haſt für deine Hochfahrt verdient die Züchtigung:
Für einen Kater nahmſt du zu hohen Flügelſchwung.
Nein, bleib bei deines Gleichen, denn Art gehört zu Art:
Dir rauft, willſt du der Sonne ſchön thun, die Katze den Bart."

Dies Märlein erzählte dem Rieſen Rothers Kind.
„Und ſo," ſprach Bertha weiter, „ſo bin auch ich geſinnt:
Zu meines Gleichen halt ich, weil Art von Art nicht läßt;
Und folgt ihr meinem Rathe, der wohl gemeint iſt, ſo meſſt

„Ihr einmal mit der Elle, wie lang ihr ſeid, genau
Und ſchickt das Maß im Lande umher nach einer Frau:
Die Welt iſt weit und zeuget ſeltſamer Wunder viel,
Vielleicht, daß ſich auch findet für euch ein paſſend Geſpiel.

„Ich habe ſagen hören, in Seeland leb ein Weib
Von rieſigem Geſchlechte: das wär ein Leidvertreib,
Der euch ergetzen könnte mehr als ein Zwerg wie ich;
Fahrt wohl, Herr Rieſe Widolf, und denkt nicht weiter an mich."

Sie ließ für Holz und Kohlen ihn stehn mit einem Knix,
Und auf beschwingten Sohlen entschwand sie Augenblicks.
Da sprach der mit der Stange: „Am Ende hat sie Recht:
Ich Thor, daß ich so hange an diesem mittlern Geschlecht,

„Das zwischen Zwerg und Riese nicht Fleisch ist und nicht Fisch!
Mir würde sicher besser bestellen Bett und Tisch
Ein Weib gediegner Glieder, als so ein Schmetterling:
Ich will nach Seeland wieder", beschloß er endlich und ging.

Und kam an die Fähre, wo just mein Schifflein stand:
Ich mußt ihn überfahren; weh mir, bis an den Rand
Sank da mein Boot ins Wasser, so schwere Ladung wars,
Daß wir ertranken, fehlte die Breite kaum eines Haars.

Er frug nach einem Weibe von riesigem Geschlecht,
Wo das in Seeland hause. Nun wußt ich nicht so recht
Bescheid im innern Eiland; mein Reich ist auf dem Meer,
Denn zwischen zweien Küsten fahr ich dahin und daher.

Von riesigem Geschlechte war mir kein Weib bekannt,
Als seine Bruderstochter, Sigrid genannt.
Das sagt ich ihm, und sagte, sie sei des Mannes Braut,
Dem ihren Blick zu fesseln die Gabe Freia vertraut.

Was hab ich nicht geſchwiegen? es iſt mir heute leid.
Das koſtete viel Thränen Sigrid, der ſchönen Maid.
Zwar ſie iſt keine Rieſin, ob herrlich von Geſtalt,
Nur ihres Vaters Brüder gewannen Rieſengewalt;

Doch deutet' er auf Sigrid der weiſen Bertha Rath.
Und da kein Blick ihm wurde, wie viel er flehte' und bat,
Und ſie nur tiefer ſenkte Wimper und Augenlied,
Da zwang er ihre Amme, die ihm den Pflegling verrieth.

In ihres Vaters Garten, von Sorgen unberührt,
Da ward ſie eines Abends mit ſtarker Hand entführt.
Man fand durch Zaun und Hecken den Bruch, und auf der Flur
Und in den ſumpfgen Wieſen die übermenſchliche Spur.

Den Räuber ließ verfolgen der König Asprian,
All das Geſinde jagte durch Buſch und Haideplan;
Auch zog, ihn aufzuſpüren, der zagen Freier Schar,
Die ihm nicht zu begegnen im Herzen freudiger war.

Othar nur ruhte nimmer, bis er den Rieſen traf.
Vor einer Bergſpalte lag er in tiefem Schlaf
Und deckte mit dem Rücken das weite Felſenthor;
Doch blickte durch die Lücken die ſchöne Sigrid hervor.

Als das der Held erschaute, gewann er hohen Muth.
Ein Weilchen doch erwog er, ob er zu Kampfeswuth
Den Riesen weck und sporne? das schien ihm viel gewagt:
Er war des Königs Bruder und Ohm der herrlichen Magd;

Ob er durch List ihn locke von seinem Felsensitz?
So hätt er doch das Mägdlein befreit durch seinen Witz.
Der Rath schien ihm der beste: er bückte sich und hob
Des Riesen Eisenstange, die manchen Feind schon zerklob.

Vom Boden auf und trug sie von seiner Seite fort.
Wie er nun ging und suchte nach dem bequemsten Ort,
Die Stange zu verbergen, da sah der Degen werth
Vor einem tiefen Brunnen ein halbgeschundenes Pferd.

Verschüttet war der Brunnen, kein Wasser hielt er mehr.
Den Gaul da zu versenken, gedacht ein Mann bisher;
Doch besser nutzte Beides der listige Jüngling gleich.
Er hieb den Hals der Mähre vom Rumpf mit kräftigem Streich,

Und steckt' ihn auf die Stange. Die pflanzt' er hinterm Rand
Des Brunnens in die Erde, zum Riesen hingewandt
Des Rosses scheußlich Antlitz. Darauf von manchem Baum
Brach er viel dürre Reiser, die warf er über den Saum

Des Brunnens, ihn zu decken, und ſtreute Winterlaub
Wohl untermengt darüber mit Haideſand und Staub.
Als er ſo die Oeffnung dem Boden gleich gemacht,
Ging er zurück zum Rieſen. Der war indeſſen erwacht

Und rieb die Augenlieder. Da ſprach der junge Held:
„Biſt Du der Wildfang, Widolf, der nach den Frauen ſtellt?
Ei, liſtiger Verführer, wie iſt es dir geglückt?
Wie wird ein Blick gefeſſelt, eine ſtrenge Jungfrau berückt?

„Das ſag, ich möcht es lernen: vielleicht, daß ich mir auch
Ein Liebchen bald gewinne nach deinem Kunſtgebrauch.
Wie haſt du's angefangen, ich bitte, thu mir's kund."
Da öffnete der Rieſe den eberzahnigen Mund

Und ſprach mit lautem Lachen: „Gewalt, mein Freund, Gewalt!
Gewalt bemeiſtert Herzen, wie hart ſie ſind und kalt.
Und was Gewalt nicht wirkte, bewirkt der Hunger doch:
Gewalt und Hunger zwingen die Weibſen all unters Joch.

„Nur mußt du dich an Thränen nicht kehren, noch an Schrein.
Denn ſieh, die Frauen wähnen, wir Männer alle ſei'n
Vom tollen Hund gebiſſen und demnach waſſerſcheu;
Doch wenn ſie einmal wiſſen, wir achten Thränen für Spreu,

„So ſind ſie ohne Waffen und werden weich wie Wachs.
Auch laß ſie immer raufen der blonden Haare Flachs,
An Seufzen, Wimmern, Stöhnen, Ohnmachten, Gichter, Krampf
Muß ſich ein Mann gewöhnen, ſonſt unterliegt er im Kampf.“

„Ich danke dir“, verſetzte der Jüngling, „für den Rath,
Und will ihn gleich vergelten, Widolf, mit der That.
Denn wiſſ, als Jungfernräuber biſt du in Königsacht,
Und weilſt du hier noch länger, ſo wird dir der Garaus gemacht.

„Schon haben ſeine Knechte umzingelt Wald und Feld
Und eine Neidſtange wider dich aufgeſtellt.
Siehſt du das Roßhaupt ragen? Sie ſchnitzten in den Knauf
Der Stange Zauberrunen: die reizen gegen dich auf

„Die Wichter all, die Elfen in Berg und Bach und Baum
Ein Neidingswerk begannſt du, wie Neiding ſelber kaum
Ein gleiches hat begangen: des edlen Bruders Kind
Ihm liſtig wegzufangen! denn finſter war die Nacht und blind.

„Wie ziemt das einem Rieſen? Ja, wärſt du Elbegaſt!
Drum ſchafft die Neidſtange, daß du den Unſieg haſt.“
Wie er die Sprache hörte, wohl zürnte Widolf ſchwer:
Er griff nach ſeinem Eiſen: das fand er aber nicht mehr.

„Ja, hätteſt Du die Stange," Othar lachend rief,
„So wär dir wohl nicht bange, Ther, der die Zeit verſchlief!
Sieh, deine eigne Stange rückt wider dich ins Feld;
Sie iſt als Neidſtange, dich zu vernichten, aufgeſtellt.

„Dir ſpricht von ihrem Knaufe das Roßhaupt gräßlich Hohn.
Nun meide das Verderben, das Zauberrunen drohn,
Und gieb dich mir gefangen." Der Rieſe ſprang empor;
„Ich will doch ſehen," rief er, „wenn ſich auch Alles verſchwor,

„Die Elfen und die Menſchen, ob ich nicht ſtärker bin:
Wird mir die Waffe wieder, ſo iſts ihr Ungewinn."
Da rannt er volles Laufes der Neidſtange zu;
Doch wie die leichten Reifen betrat ſein rieſiger Schuh,

Da ſank er in den Brunnen mit ihnen ſanft hinab.
„Die Elfen ſind die Stärkern," rief Jener: „in ſein Grab
Lebendig ſinkt, wer ihrer Gewalt ſich widerſetzt;
Nun lebe wohl, Freund Widolf, ich muß dich laſſen für jetzt."

So ging er nach der Höhle, wo er Sigriden fand.
An einer Felſenſäule ſie feſtgebunden ſtand.
Da löſt' er ihre Stricke und ſprach: „Es geht mir nah,
Daß ich um holde Blicke ſo hart gefeſſelt euch ſah.

„Nun ſeid ihr frei, gefangen iſt eures Zwingherrn Kraft:
In einem tiefen Brunnen bewinat ihn ſelber Haft.
Wollt ihr mich nun begleiten, ſo führ ich euch nach Haus;
Ihr findet euch alleine nicht aus der Wildniß heraus.“

Sie ſprach geſenktes Blickes: „Ich bin in eurer Schuld:
Doch größer Recht gewänne ſich auf meine Huld,
Wer mich einſam ließe; ich darf nicht mit euch gehn,
Denn ungeziemend wär es, und nimmer ſoll es geſchehn.“

Er ſprach: „Was ihr befehlet bin ich zu thun gewohnt,
Ob Ihr den Gehorſam mit keinem Blicke lohnt.
Nur nehmt euch in der Wilde vor Irregehn in Acht,
Ihr habt noch weit nach Hauſe, und nicht mehr fern iſt die Nacht.“

Da mußt er ſie verlaſſen. Er ging zu Widolf,
Zu dem herabgefallen derweile war ein Wolf
Mit lechzenden Augen. Da ſprach er: „Das iſt gut;
Hier zu beköſtigen dachte dich ſchon mein thörichter Muth;

Doch iſt's nicht Noth: entweder freſſen die Wölfe Dich,
Oder Du die Wölfe; das beruhigt mich.
Es fallen wohl auch Haſen und Rehe hier herab:
Was braucht ein Riele weiter? Es iſt zu viel für ein Grab.“

Schön Sigrid unterdeſſen durchſtrich den tiefen Wald
Allein und ohne Führer. Die Nacht befiel ſie bald:
Da konnte ſie nicht weiter. Vor einem dunkeln Haus
Bat ſie um Herberge. Da trat ein greislich Weib heraus,

Weit über Menſchengröße, wie eines Ogers Frau,
Des ſchnöden Leibes Blöße von ſchwarzen Zotteln rauh.
Sie ſprach: „Mir fehlt ein Mädchen, das meine Mühle dreht:
Da kommt ihr juſt zurechte, nur ſorgt, daß ſie nicht ſtille ſteht.

„Ich geb euch andre Kleider, denn dieſe ſind zu gut."
Da zwang ſie in der Mühle zu gehn das Königsblut;
Darauf am andern Morgen nach kurz gewährter Raſt,
Da mußte ſie die Schweine hinaus ihr treiben zur Maſt.

Da ſah Othar, zerriſſen war ihr beſtäubt Gewand,
Wie ihr die Rieſin dräute. Er hätte ſie verkannt,
Wenn ihrer Schönheit Schimmer nicht durch die Hüllen brach:
Da erbarmt' er ſich des Leides und ſann, zu wenden die Schmach.

Er folgt' ihr ungeſehen bis in den tiefen Tann.
„Wie ſind ich hier euch wieder," ſprach der junge Mann,
„Die edle Königstochter in ſchlechter Magd Geſtalt!
Wer durfte ſo erniedern der hehren Reize Gewalt?

„Und doch, Ihr ſeids noch immer, ſo ſchön als je vorher,
Und leider noch ſo ſtrenge wie vormals, wenn nicht mehr:
Das Aug, vor Männerblicken zur Erde ſonſt geſchreckt,
Das halten jetzt geſchämig zwei weiße Hände bedeckt.

„So könnt ihr ja die Heerde nicht hüten, Königin,
Euch bringt zu großem Schaden der männerſcheue Sinn.
Der Wolf iſt eingebrochen, er nahm euch ſchon ein Schwein:
Ich wills ihm abjagen.“ Da lief er hinter ihm drein,

Schlug auf den Schild und ſchreckt' ihn: ſo kam der Wolf in Noth
Und ließ die Beute fahren; noch war das Schwein nicht todt.
Da ſprach Otbar, der ſchlaue: „Nun ſagt mir, fürchtet ihr,
Daß euch die Rieſin züchtige, wenn ſie beſchädigt ſieht das Thier?“

Sie ſprach: „Das fürcht ich freilich; doch weiß ich keinen Rath.“
„Und wenn ich es erlange, daß ſie euch nie mehr naht,
Wenn von der Ungefügen euch meine Liſt befreit,
Seid ihr dann Aug in Auge mich anzuſchauen bereit?“

Da ſprach die ſtolze Siarid: „Das hoffet nimmermehr.
Viel lieber duld ich Alles, und wär es noch ſo ſchwer.“ —
„So hört,“ verſetzt der Junalina: „es iſt der Helden Pflicht,
Von ſolchen Ungethümen, ob ihr es lohnet, ob nicht,

„Die Welt umher zu ſäubern. Deß bin ich eingedenk
Und will zum Lohn nicht Blicke noch holder Gunſt Geſchenk.
Ich weiß mir doch ein Mädchen, das kühne That vergilt."
Er nahm das Schwein und ſchwang es ſich über Rücken und Schild,

Daß ihn die Rieſin ſähe beſchwert mit ihrem Raub;
Die hört' er in der Nähe ſchon raſcheln durch das Laub.
„Wohin, verwegner Räuber," fuhr ihn das Mannweib an,
„Wohin mit meinem Schweine? du mußt den Tod hier empfahn."

Er ſprach: „Ich wills bezahlen, denn ich bin reich genug.
Mir ſtarb ein Knabe geſtern, den ſein Geſpiele ſchlug.
Ich könnt ihn nie vergeſſen, der reinſten Schönheit Bild!
Nun will ich niederſteigen zu Hela's Todtengefild,

„Ob ſie mir giebt vom Waſſer des Lebens nur ſo viel,
Daß ich den Knaben bade, bevor in Staub zerfiel
Der Glieder ſüße Fülle. Dafür will ich das Schwein
Der Todesgöttin opfern: ſo ſchenkt ſie gern ihm Gedeihn."

Die Rieſin ſprach: „Und weißt du den Weg zu Hela's Reich?"
„Ich bin ihn oft gewandelt, wie wär ich ſonſt ſo reich?
Denn golden ſind die Kieſel, und Perlen all der Sand,
Und eine goldne Brücke führt in das herrliche Land:

„Mit Goldſcherben füllt' ich mir da die Taſchen oft;
Nur konnt ich nimmer tragen ſo viel als ich gehofft,
Gar ſchwer iſt das Geſteine: ſo mußt ich öfter ahn,
Und alle Jahre kann es an dieſem Tag nur geſchehn.

„Drum bitt ich, laßt mich eilen. Nehmt dieſes rothe Geld.
Kehr ich zurück, ſo geb ich euch alles, was ihr wollt."
Da ſprach die Ungefüge: „Du kannſt allein nicht fort,
Ich ſelbſt will dich begleiten an dieſen goldreichen Ort."

„O weh mir dieſes Leides," rief er, „das kann nicht ſein!
Man läßt uns alle beide zumal nicht hinein.
Es darf nur Einer kommen." Sie ſprach: „Wenn dem ſo iſt,
So warte Du ein Jährchen, bis wiederkehrt des Tages Friſt.

„Denn diesmal geh ich ſelber. Her mit dem Opferthier
Und zeige mir den Eingang, ſo lieb das Leben dir."
Da rauft' er ſich die Haare und ſchlug ſich an die Bruſt:
„Mein Kind, mein ſüßer Knabe, wie trag ich deinen Verluſt!"

Zu Füßen vor die Rieſin warf er ſich jammerhaft,
Umſchlang ihre Kniee und flehte aus Herzenskraft:
„So bringt mir von dem Waſſer des Lebens nur ſo viel,
Daß ich den Knaben bade, eh ganz ſein Leib mir zerfiel."

„Das will ich wohl versprechen", sprach sie trügerisch,
Und dacht es nicht zu halten. „Nun aber eile, frisch,
Daß wir zur Stelle kommen." Da fuhrt' er unverwandt
Sie hin, wo vor dem Brunnen das Roßhaupt auf der Stange stand.

„Ist das der Eingang?" frug sie: „Ich kenne wohl den Ort;
Doch sah ich auf der Stange das Roßhaupt niemals dort."
„Das glaub ich wohl," versetzt' er, „auch ist nur heut der Tag,
Wo man zum Reich der Göttin ungefährdet kommen mag.

„Und wenn ihr jetzt hinunter blickt in den Höllenschacht,
So seht ihr von zwei Fackeln erhellt die tiefe Nacht,
Die ihr auch sonst nicht sahet. Nun fragt, ob sie das Schwein
Da unten haben wollen, und werft es ihnen hinein,

„Bevor ihr selbst hinabsteigt." Als sie die Frage that,
Da hungerte den Riesen: sie ward sogleich bejaht.
„Nun sind die Höllenwächter euch günstig", sprach der Held;
„Doch müßt ihr erst noch fragen, ob ihr auch heil und unzerschellt,

„So ihr hinnieder springet, bis auf den Grund gelangt."
Der Riese gab zur Antwort: „Springt zu, wenn euch nicht bangt!"
„Wenn euch nicht bangt," sprach Jener, „nicht wahr, euch
bangt doch nicht?
Sonst laßt es lieber bleiben; denn Arm und Beine zerbricht,

„Und oft den Hals, wen Wangen beschleicht, indem er springt.
Laßt lieber mich hinunter, wenn ihr mit Aengsten ringt." —
„Nicht doch, ich springe selber; ist solchem Zwerg nicht bang,
So werd ich mich nicht fürchten." So sprach die Riesin
und sprang

Hinunter in den Brunnen. Abseits der Riese saß,
Der mit dem Wolf gesellig vom Fleisch des Schweines aß.
Das aber war ein Wunder, daß sie zu Boden kam
Und doch an Leib und Gliedern keinen größern Schaden nahm.

Als daß sie sich verrenkte vom linken Daum ein Glied.
„Nun sagt mir," rief der Jüngling, „wie euch der Sprung
gerieth?" —
„Er ist mir wohl gelungen, hab auch nicht Angst verspürt;
Wo aber ist die Thüre, die zu Hela's Reiche führt?

„Ich kann ſie nirgend finden.“ Da rief der junge Held:
„So nehmt der Fackeln eine, daß ſie den Pfad euch hellt,
Sonſt könnt ihr ewig ſuchen.“ Hin ging das Rieſenweib
Und langte nach der Fackel: da griff ſie eines Wolfes Leib,

Der heulend an ihr aufſprang und manche Wunde biß.
„Euch hat der Schalk zum Beſten“, ſprach Widolf, „gewiß.
Ich kenn ihn an der Stimme, der mich auch her betrog:
Nun ſprecht, wie heißt das Märchen, womit Othar euch belog?

„Sagt' er, daß ihr von hinnen zu Hela's Reiche kämt?“
Sie wollte nicht zum Schaden den Spott und ſchwieg beſchämt.
Da rief Othar hinunter: „Du ſuchſt ja eine Frau:
Da haſt du eine, Widolf: ihr paßt zuſammen genau.

„Und wollteſt, hört ich, eine von rieſigem Geſchlecht:
Wie kann ſichs beſſer fügen? ihr Blut iſt rein und echt.
Miß ſelbſt, ſie hat an Länge dein volles Ebenmaß:
Nun freue dich, daß Freia dich zu bedenken nicht vergaß.

„Und halte luſtig Hochzeit. Nicht arm iſt deine Braut,
Eine ganze Heerde Schweine zu dem, woran ihr kaut,
Beſitzt ſie, und des Landes mehr, als ich wiſſen mag.
Von eurer Heerde ſoll man euch kunftig jeglichen Tag

„Ein Stück hinunter werfen, daß ihr in Fülle lebt
Und eurem Hausgesinde, dem Wolf, zu nagen gebt.“
Mit diesen Worten ging er und ließ das feltne Paar
Allein im tiefen Zwinger, der ihre Hochzeitskammer war.

Denn Widolf that im Ernste, wie ihm der Jüngling rieth:
Er sprach: „Du bist die Riesin, die Bertha mir beschied;
Jetzt greif ich es mit Händen: nicht Sigrid war gemeint;
Auch ist wohl mehr als Zufall, daß dieser Raum uns vereint.

„Es ist ein Wink von oben, daß wir uns vorbestimmt;
Und bist Du auch gesonnen wie ich, wohlan, so nimmt
Dich Widolf hier zur Gattin.“ Der Riesin war es recht.
So acht wohl, sprach der Fährmann, so bald nicht aus
das Geschlecht;

Es wär auch weit Schade. — „Das wärs“, hub
Wittich an;
„Doch sagt mir, wie Otbar sich Schön Sigrid gewann.
Sie war ja noch so spröde, wie er zuletzt sie sah.“
Der Fährmann sprach: So bevor, wie die Bekehrung
geschah:

Lang' irrte sonder Führer Schön Sigrid durch den Wald,
Als ihr nicht länger bräute der Riesin Gewalt.
Vergebens zum Geleiter erbot sich ihr Othar
Nach ihres Vaters Hofe: wie viel sie Dank ihm schuldig war.

Sie wollt es nicht gestatten: auch blieb ihr Blick verhüllt
Und ließ die süßen Wünsche des Jünglings unerfüllt.
So irrte sie im Walde und fand sich nicht heraus:
Schon sank die Nacht, da kam sie vor des reichen Ebbo Haus.

Der war des Jünglings Vater. Da ward sie nicht erkannt
Der schlechten Kleider wegen, bis daß Othar sie fand.
Man bot ihr aber andre, die sie willig nahm,
Und suchte sie zu trösten, denn Alle hielten sie für Gram.

Wie sie die Wimpern senkte. Wohl sah Othar erstaunt,
Als er nach Hause kehrte, das Glück so wohl gelaunt.
Zwar schien sie nicht zu kennen der junge, schlaue Mann;
Doch sprach er mit der Mutter und stellt' eine Hochzeit an.

Als wollt er sich vermählen mit einer andern Braut.
Da kamen Hochzeitgäste, da schellen Hörner laut.
Ein schönes Mädchen wurde geschmückt herein geführt
Und alles ausgerichtet, was solcher Feier gebührt;

Ein köstlich Mahl gerüstet, viel Fackeln angebrannt;
Die trugen Knecht und Mägde gleich leuchtern in der Hand.
Man sah die schöne Sigrid auch in der Mägde Zahl
Die Fackel dienend tragen in Ebbo's schimmerndem Saal.

Nun saß bei Tisch und schmauste das junge Liebespaar.
Dem manches Hoch erbrauste von freier Gäste Schar.
Man ließ den Becher kreisen bei freier Rede Spiel
Und begann die Braut zu necken, die allen Herzen gefiel.

Denn in der Nebenkammer war schon der Thron erbaut,
Der bald empfangen sollte Bräutigam und Braut;
An Sigrid dachte Niemand; unter den Mägden trug
Sie die entflammte Fackel. Die brannte lustig genug;

Doch war sie heller lodernd je schneller auch verzehrt;
Ein Endchen noch ist übrig, das nicht mehr lange währt:
Schon naht der Hand das Feuer, schon spürt sie heiße Glut;
Doch sie bei innern Schmerzen erträgt mit duldendem Muth.

Auf fuhr von seinem Sitze der Bräutigam und schrie:
„Wirf aus der Hand die Fackel, Sigrid, und schone sie,
Ob du dich ganz versengest." Da ließ die Königin
Bestürzt die Fackel sinken und wandte forschend dahin

Und dankbar die Augen, wo der Jüngling stand.
Als Blick dem Blick begegnete, da ging er, nahm die Hand,
Die so viel Schmerz ertragen, und sprach: „Warum, Gerid,
Des Auge niedergeschlagen, das mir zu viel schon verrieth?“

Da traf ihn wieder freudig der Augen blauer Strahl.
Laut rief er: „Seid mir Zeugen, ihr alle hier im Saal,
Daß mich die Königstochter nun zwei Mal angeblickt.
Es ist nicht weit von Lethra, geschwinde Boten geschickt

„Zu Aëgrian, dem Könige, daß er das Wunder schaut,
Und wenn nicht Alles trüget, ist dies die rechte Braut;
Die andre, kennt ich merken, hat falsch mit mir gespielt
Und über Tisch nur immer nach meinem Vetter geschielt.“

Die Boten liefen eilig, und als der König kam
Und wiedersah die Tochter, und wie die holde Scham
In Wang und Blick die Liebe nicht siegreich mehr bestritt,
Als er erfuhr, was alles sie von den Riesen erlitt,

Und wie Otwar die Beiden gelockt in ein Verlies:
Da gedacht er seines Wortes und was er dem verhieß,
Dem ihren Blick zu fesseln die Gabe sei verliehn:
Er führte selbst die Tochter zu dem schlauen Jamalinae hin.

Küßt' ihn und sprach: „Du wußtest dies Mädchen zu befrein
Und wußtest sie zu fesseln: drum ist sie billig dein.
Du magst sie hier behalten: doch kommt der dritte Tag,
So führe sie zu Hofe, daß ich indeß beschicken mag

„Die volle Hochzeitsfeier; denn nicht für voll erkennt
Man die, bei der das Bräutchen die Finger sich verbrennt;
Doch gilt sie als Verlobniß durch meines Wortes Kraft.
Hier aber sind zwei Bräute, die dritte hält des Brunnens Haft:

„Und Einen Thron nur seh ich und nur Ein Brautgemach:
Drum rüstet schnell ein zweites, daß kein verliebtes Ach,
Kein Seufzer eines Paares das Glück des andern stört.
Hab ich indeß die Meinung des Riesenbrautpaars gehört.

„So begeht ihr übermorgen bei mir ein dreifach Fest.
Ihr alle seid geladen, und Keiner, hoff ich, läßt
Den König auf sich warten." So sprach Herr Asprian;
Und heut ist nun die Hochzeit, denn seht, schon bricht der Morgen an.

Bruchstück

aus

„Karlmann“,

einem episch-lyrischen Gedichte

von

Gustav Pfarrius.

(Karls des Kahlen erblindeter Sohn auf der Flucht aus Frankreich zu seinem Oheim, Ludwig dem Deutschen.)

Weitabseits war der [illegible] Strom, die braunen
Gesang der Schwerz, zur [illegible] macht die Stunde.
Sie tauchten auf im Osten der Ardennen
Und legten freien Schritts auf deutschem Grunde.

Wo deutschen Fleiß verrieten reiche Saaten,
Durchschnitt der Pfad das satten Grün der Auen.
Am Abend einen Stadt sie betraten.
Da war der Rhein in Purpurglut zu schauen.

Ein dunkles Waldaschlar führt zum Rande
Der Pfad, von Nachtigallen sich durchflötet.
Dann rast' auf Marmor, den Italien sandte
Das Kaiserschloß, vom Abendlicht gerötet.

Und hinter Inseln, fern vom Rhein umschlungen,
Erglänzte Mainz im Schutz des grauen Domes; —
Die Wandrer hatte süßes Weh durchdrungen,
Sie schritten abwärts an den Rand des Stromes.

Und der Geblendete, zur Flut geleitet,
Ein Bild der Schwäche, Dürftigkeit und Demuth,
Sank auf ein Knie, die Arme ausgebreitet,
Und sprach im Tone tief entquellner Wehmuth:

„Ihr Sonnenhöh'n, ihr Ufer thaubefeuchtet,
Wohl schau' ich euch, ob Nacht den Blick umdunkelt,
Vom Lichte der Erinnerung erleuchtet,
In hehrem Schmuck ihr prangend mich umfunkelt.

„Und du, o Strom, nach ewigem Befehle
Wallst du, wie einst, ein Spiegel deinen Bergen,
Dir folgt getreu das Auge meiner Seele,
Das unerreichbar für die Hand der Schergen.

„Zu dir, zu dir das matte Haupt ich beuge;
Du sahst mit Stolz der Ahnherrn Heldengröße,
So sei auch jetzt ein mitleidvoller Zeuge
Von ihres Enkels Niedrigkeit und Blöße!

„Vergönn', an deinem Wellenbauch zu kühlen
Den Leib, den Schmach und Elend überladen,
Von ihm die dunkeln Male wegzuspülen:
Mich rein, o Rhein, in deiner Flut zu baden!"

Er schrieg und bog sich nieder zu den Wellen,
Er wusch die bleichen, gramentstellten Wangen,
Er wusch der Augen lichtberaubte Stellen,
Und sank zurück, vom Ufersand umfangen.

Und lieber Hauch des Abends ihn umwehte,
Die Fluren hatten schweigend ihn zur Seiten,
Der eine stand versunken in Gebete,
Der andre dachte ferner Jugendzeiten.

Und als erhallt der Ruf der Abendglocken,
Gabeb ermacht der Jüngling sich vom Pfuhle,
Ließ sich die Binde knüpfen um die Locken,
Und lieb von Neuem Sprache dem Gefühle:

„Wie wohl mir ist, ich fass' es nicht in Worte,
Ein Frühling hat dem Geiste sich entfaltet,
Zum Siegesbogen sich die Todespforte
Des schauerlichen Abgrunds umgestaltet;

„Die Welt des Leids, der Mühen und der Schrecken
Liegt hinter mir, in Nachtgewölk verschleiert,
Entgegen wandl' ich lichtumkränzten Strecken,
Wo ihren Sabbath meine Seele feiert.

„Entgegen wandl' ich einem Friedensthale,
Das nicht der Priester kannte, noch der Weise
Das nicht der Held erkämpft mit blut'gem Stahle,
Der Wandrer nicht erreicht mit seinem Schweiße.

„Wohin nicht führt die lärmumrauschte Straße,
Nicht rollt der Zeit umstöhnter Sichelwagen,
Wo, sturmgeschützt, auf lächelnder Oase
In Früchten prangt, was Blüthenschmuck getragen.

„Da wandl' ich hin, ihr trauten Leidgenossen,
Da seh' auch eure Wohnung ich bereitet;
Der Pforte Flügelpaar ist aufgeschlossen,
So laßt uns ziehn, von ihrem Wink geleitet!"

Und als er dies mit Seherkraft gesprochen,
Erheitert, wie ein Sieger nach dem Kampfe,
Da ward die Stille plötzlich unterbrochen
Durch Hörnerklang und muntres Roßgestampfe:

Der Deutschen König ritt nach dem Pallaste
In Herrscherprunk, auf goldgeschmücktem Pferde.
Damit nach langer Heeresfahrt er raste
Im theuren Ingelheim an seinem Heerde.

Ein Zeichen war's; die Wasser überwinden
Die Scheu, verachtend Zeit und Holzgebräuche;
Der Mönch ergreift beherzt die Hand des Blinden,
Der Ritter bahnt den Weg durch das Gesträuche.

Shakspeare's

Venus und Adonis.

Von

Ferdinand Freiligrath.

(Die ersten dreißig Strophen.)

Als von dem thränenreichen Morgen Lade
Die Sonne schied mit purpurnem Gesicht,
Da sucht' Adonis schon des Waldes Pfade;
Zu jagen liebt' er, doch zu lieben nicht.
Von Liebe siech, tritt Venus ihm entgegen
Und wirbt um ihn, wie keine Werber pflegen.

„Du, dreimal schöner, als ich selbst," begann
Die Liebliche mit buhlerischem Kosen,
„Süß über Alles, holder als ein Mann,
Mehr weiß und roth, als Tauben sind und Rosen.
Sich selbst besiegend, da sie Dich vollendet,
Sagt die Natur, daß mit Dir Alles endet.

„Geruh', Du Wunder, Dich vom Roß zu schwingen,
Und an den Sattelbogen festzuzäumen
Sein stolzes Haupt; zum Lohn von tausend Dingen
Erfährst Du auch, so süßen als geheimen.
O, komm — dies Moos birgt keiner Schlangen Tücke! —
Daß ich mit meinen Küssen Dich ersticke.

„Und fürchte nicht, verhaßte Sattheit müsse
Den Mund Dir schließen; nein, im Ueberfluß
Soll er noch hungern, wundgeküßt; zehn Küsse
Wie Einer kurz, wie zwanzig lang Ein Kuß.
Ein Sommertag muß einer Stunde gleichen,
Läßt unter solchem Spiel man ihn verstreichen." —

Mit dem ergreift sie seine schweiß'ge Hand,
Die Botin seiner Kraft und Männlichkeit.
„'s ist edler Balsam," zittert sie, „gesandt,
Daß eine Göttin seiner sich erfreut."
So rasend, gibt ihr Stärke die Begier,
Ihn sich herabzuziehn von seinem Thier.

Des Renners Zügel über einem Arm,
Schlägt sie den andern um des Knaben Leib,
Der dämisch schmollt, und roth wird, doch nicht warm,
Und abhold ist dem süßen Zeitvertreib.
Sie roth und heiß, wie Kohlen recht im Feuer;
Er roth vor Schaam, allein ein frost'ger Freier.

O, Lieb' ist schnell! — um einen knorr'gen Ast
Weiß sie behend den bunten Zaum zu winden;
Das Roß ist aufgestallt, und jetzt in Hast
Versucht sie auch den Reiter festzubinden.
Ihn rückwärts stoßend, wie er sie es müßte,
Lenkt seinen Leib sie, doch nicht seine Lüste.

Kaum sinkt er hin, so fällt auch sie zur Erde,
Gleich ihm auf Hüft' und Ellenbogen lehnend;
Sie streichelt ihn, doch er mit Zorngeberde
Verweis't es ihr; — ihn zu beschwicht'gen wähnend,
Vor Wollust stammelnd, sagt sie unter Küssen:
„Ja, wenn Du schmälst, muß ich den Mund Dir schließen.“

Er brennt vor Schaam; ſein mädchenhaft Erglühn
Löſcht ſie mit Thränen; drauf mit ihren Locken
Und ihren Seufzern wieder kühlt ſie ihn,
Und fächelt ſeine Wangen wieder trocken.
Er nennt ſie frech und ſchilt ihr zuchtlos Werben;
Was folgen ſoll, läßt ſie durch Küſſe ſterben.

Und wie ein Aar, der lange Zeit gefaſtet,
Den Schnabel ſenkt in Federn, Fleiſch und Bein,
Die Schwingen ſchüttelt und nicht eher raſtet,
Als bis er voll iſt, und der Raub herein:
So küßt ſie Stirn ihm, Kinn und Mund und Wangen,
Um, wo ſie endet, wieder anzufangen.

Er muß es ſchmollend wohl zufrieden ſein;
Er lieżt und keucht, und athmet ihr entgegen.
Sie ſaugt begierig ſeinen Odem ein,
Und nennt ihn Wonnedüften, Himmelsregen;
Und wünſcht, ihr Antlitz trüge Blumenbeete,
Daß ewig ſie ein ſolcher Thau umwehte.

Sieh, wie ein Netz den Vogel, ſo umſtricken
Der Göttin Arme den Gefangnen; — Wuth
Und finſtres Zürnen ſprüht aus ſeinen Blicken,
Und läßt ſie glühn mit doppelt ſchöner Glut.
Wird Regen ſich in volle Ström' ergießen,
Dann müſſen wohl die Ufer überfließen.

Noch bittet ſie, und artig bittet ſie;
Denn art'gen Ohren ja tönt ihre Stimme.
Noch brütet er, noch lohnt er ihre Müh'
Mit rother Schaam und aſchefarbnem Grimme.
Roth zieht ſie vor, doch Blaß auch läßt ſie gelten,
Der Neuheit wegen, denn blaß iſt er ſelten.

Gleichviel, ob er ſie liebt; ſie muß ihn lieben,
Und ſchwört es laut bei ihrer Hand, der ſchönen,
Unſterblichen: „Durch nichts werd' ich vertrieben
Von Deiner Bruſt, als bis mit meinen Thränen
Du Frieden machſt; für Dich rinnt dieſe Flut;
Ein ſüßer Kuß macht Alles, Alles gut."

Als dies Verſprechen ihrer Lipp' entflieht,
Hebt er das Kinn, wie Taucher ſich erheben,
Und ſchnell verſinken, wenn man ſie anſieht: —
So will er ihr, was ſie begehrte, geben;
Doch plötzlich blinzelt er, und kehrt zur Seite
Die Lippe, die zum Kuſſe ſchon bereite.

Nie lechzt' ein Wandrer in der Hitze ſo
Nach einem Trunk, wie ſie nach dieſem Kuſſe;
Dem Heile nah, wird ſie des Heils nicht froh,
In Flammen ſteh'nd, trotz ihrer Thränen Guſſe.
„O, Mitleid," ruft ſie, „kieſelherz'ger Knabe!
Ein Kuß nur iſt's, drum ich gebeten habe!

„Wie ich um Dich, ſo hat um mich gefreit
Der fürchterliche, rauhe Gott des Krieges,
Der ſeinen Nacken bog in keinem Streit,
Der, wo er wandelt, ſich erfreut des Sieges;
Doch hab' ich ihn zu Füßen mir geſehn,
Erflehend das, was Dir wird ohne Flehn.

„An meinen Altar hängt' er ſeine Lanze,
Sein beulig Schlachtſchild und ſein Helmgefieder,
Ließ ſich herab zu Tändelſpiel und Tanze,
Und lernte Lächeln, Schmeichelworte, Lieder,
Verſchwörend Fahn' und Trommel; — ſieh, ſein Feld
Ward dieſe Bruſt, mein Bett ward ſein Gezelt.

„So den Beſiegenden hab' ich beſiegt;
An Roſenketten hielt ich ihn gefangen.
Er, deſſen Stärke ſtarker Stahl ſich biegt,
Ließ meiner Schönheit dienen ſein Verlangen.
O, ſei nicht ſtolz! nicht rühme Deines Sieges
Dich über ſie, die ſchlau den Gott des Krieges.

„Laß Deine Lippen auf den meinen ruhn —
Sie ſind ja roth, wenn auch nicht ſchön, wie Deine! —
Der Kuß ſoll Dein ſein, wie er mein iſt! — nun,
Das Haupt empor! was ſuchſt Du auf dem Raine?
Sieh mir ins Aug', ſieh Dich auf ſeinem Grunde!
Wenn Aug' in Aug', warum nicht Mund auf Munde?

„Schämst Du, zu küssen, Dich? o, sprich geschwind!
Ein Wink von mir, und dunkel wird die Helle!
Die Liebe schwärmt, wo Zwei beisammen sind;
Beginne kühn! kein Aug' sieht diese Stelle!
Die blauen Veilchen unsres Lagers wissen
Nicht, was wir thun, und plaudern nicht von Küssen.

„Der zarte Lenz, der Deine Lipp' umweht,
Nennt unreif, doch wohl mag man kosten Dich.
O, daß die Zeit nicht nutzlos Dir vergeht!
Nicht in sich selbst verzehre Schönheit sich!
Die Blum', die man nicht bricht im ersten Schimmern,
Wird in sich selbst vergehn bald und verkümmern.

„Wär' ich verrunzelt, mißgestaltet, alt,
Von rauher Stimme, bucklig, ekelhaft,
Verachtet, kränklich, abgenutzt und kalt,
Triefäugig, mager, dürr und ohne Saft:
Dann möcht' es sein, dann tanzt' ich nicht für Dich!
Doch ohne Mängel, was verschmähst Du mich?

„Wie wird das Alter meiner Stirn gefährlich,
Mein Auge blitzt, und ist im Aeugeln stark;
Dem Lenze gleich, wächst meine Schönheit jährlich;
Mein Fleisch ist weich, und brennend ist mein Mark.
Läg' meine Hand feucht in der feuchten Deinen,
Sie würde schmelzend zu vergehen scheinen.

„Beseelt, und schmeichelnd soll mein Wort Dich locken;
Mich schwingen will ich, leicht wie eine Fee;
Wie eine Nymphe, mit gelöst'ten Locken,
Verwandeln will ich dieser Primeln Schnee.
Lieb' ist ein Geist, von Feuer ganz gewoben,
Leicht, nimmer sinkend, strebend nur nach oben.

„Sieh nur mein Lager, diese Blumen, an!
Sie trugen mich, wie starker Bäume Macht;
Ein schwaches Taubenpaar ist mein Gespann,
Und zieht mich leicht, vom Morgen bis zur Nacht.
Wenn also leicht die Liebe sich bewährt,
Wie, Süßer, glaubst Du, daß sie Dich beschwert?

„Verſah Dein Herz an Deinen Augen ſich?
Kann Deine Linke lieben Deine Rechte?
Wirb um Dich ſelbſt dann, ſelbſt verſchmähe Dich,
Und mache Dich zu Deinem eignen Knechte.
So ging Narciß der eignen Schöne nach,
Und ſtarb vor Sehnſucht, als er ſtand am Bach.

„Die Fackel ward, das Dunkel zu verjagen,
Geſtein zum Schmücken, Schönheit zum Genießen,
Das Kraut zum Duften, wie der Baum zum Tragen:
Die Sproſſen ſünd'gen, die für ſich nur ſprießen:
Saat ſtiftet Saat, Schönheit der Schönheit Licht;
Du wardſt gezeugt, und Zeugen iſt Dir Pflicht.

„Wie wären Dir der Erde Kinder eigen,
Wenn Deiner Kinder nicht auch ſie erworben?
Sieh, die Natur gebietet Dir, zu zeugen,
Daß Dein Geſchlecht lebt, wenn Du ſelbſt geſtorben:
So wirſt Du ganz nicht in den Tod gegeben,
Dein Bild ja lebt, und in ihm wirſt Du leben!“ —

Und jetzt begann die Liebende zu schwitzen;
Der Schatten ließ die Stelle, wo sie lagen;
Und Titan, leuchtend in des Mittags Hitzen,
Sah heiß herab auf sie aus seinem Wagen:
Wünschend, Adonis läg' im goldnen Leute,
Wär' er Adonis und an Venus' Seite.

Lyrisches.

Rheinlandſchaft.

Von

C. Matzerath.

Goldgrüne Wellen rollet
Der königliche Rhein,
Die Siebenberge leuchten
Glüh auf in Abendſchein.
Wie greiſer Könige Sieben,
In Scharlach angethan,
Thronen die hehren Firnen
Durch Nebel himmelan.

Ihr ſeid die ew'gen Ahnen
Der Landſchaft weit umher,
Viel hundert Jahre kreiſ'ten
Um euch gewitterſchwer.
Ihr zucktet keine Miene,
Ihr ſtandet, wie ihr ſteht,
Und ſtehet, wie ihr ſtandet,
Wenn unſer Staub verweht.

Doch hoch auf euren Kuppen, —
O Zwergenwin, o Trug!
Zerſchlagen ſind die Kronen,
Die euer Scheitel trug.
Die Grafenſchlöſſer liegen
In Schutt ohn' allen Schein,
Ein Spott des Himmels, äugelt
Die Herbſtesſonne drein.

Von euren Höhen ſprenget
Kein Ritter mehr ins Land,
Den Hengſt zum Kampfe ſpornend,
Die Lanze in der Hand.
Den Horſt des Falken brachen
Die Männer aus dem Thal,
Was gilt's, die thuen's wieder,
Kommt wieder er einmal.

Ein Kloſter hängt am Berge
In Waldesheimlichkeit,
Mit weißgetünchten Thürmen,
Wie kaum zur alten Zeit.
Ob noch zur Matutine
Des Horaglöckleins Schlag
Die düſteren Geſtalten
Der Büßer wecken mag?

Zur Mette nicht, zur Arbeit
Ruft dieſer Glocke Schlag,
Die dunkeln Männer ſchlafen
Bis auf den jüngſten Tag.
Maſchinen gehen ſauſend
Wie Rieſenarme um,
Wo Väter einſt getafelt
Im Refectorium.

Hoch aber auf dem Gipfel
Im Abendglanze kniet
Ein Knabe, deſſen Wange
Von freier Andacht glüht.
Er ſpricht: Du Gott der Völker
Biſt ewig, wie die Welt,
Die Du am erſten Morgen
Zum Tempel Dir beſtellt!

Was ziehn um jene Felſen
Rauchwölkchen ſich zu Hauf?
Das Dampfſchiff kommt gefahren,
Viel Pilger ſtehen drauf.
Sie ſehen weſtwärts, — weſtwärts
Trägt es ſie, ein Delphin —
Einſt ſchlug dein Herz, Europa,
Nach Sonnenaufgang hin!

Die Siebenberge leuchten
Glüh auf in Abendſchein,
Goldgrüne Wellen rollet
Der königliche Rhein.
Gefallen Burg und Zelle,
Der Bürger trägt die Wehr,
Wir brauchen keine Ritter
Und keine Mönche mehr!

Gedichte

von

C. W. Müller.

1.

Wilhelm von Holland.

„O, wollte der Himmel nur blauen, die Erde nur blühn.
Ich ritt' in die Haiden roth, in die Wälder grun,
Ich gäbe dem blumigen Frühling ein einsam Geleit,
Und fände die Hütte, und fände die rosige Maid."

Leis sprach Herr Wilhelm von Holland das heimliche Wort.
Er zog nach Köln im eis'gen Winter fort,
Es glänzten um ihn die Ritter, es lärmte der Troß;
Er ritt still träumend dazwischen auf prächtigem Roß.

Bald grüßte die heilige Stadt am brausenden Fluß,
Drin klingen die Glocken, dem Fürsten ein freundlicher Gruß;
Er zieht in die wogenden Straßen durchs dunkele Thor,
Laut jauchzet das Volk, kaum klingt es dem Träumer ins Ohr.

Und freudig empfängt ihn der warme, glänzende Saal.
Kronleuchter ſchimmern, geſpiegelt viel tauſend Mal,
Stolz rauſcht die Muſik durch des Raumes üppigen Glanz,
Und ringsum windet und bindet ſich reizend der Tanz.

Es blühet und glühet der Mädchen holdſelige Schar,
Im Reigen umringt und umſchlingt ihn manch liebliches Paar,
Sie kommen und gehen, lächelnd in koſigem Spiel,
Sie ſingen der Lieder, ſie bringen der Blumen ihm viel.

Die Ritter nahn in der Waffen blinkendem Strahl,
Sie heben kredenzend den ſchäumenden, goldnen Pocal,
Sie preiſen und rühmen, doch ihm iſt Alles zur Laſt,
Er ſpricht erinnerungsſüchtig, der fürſtliche Gaſt:

„O, wollte der Himmel nur blauen, die Erde nur blühn,
Ich ritt' in die Haiden roth, in die Wälder grün,
Ich gäbe dem blumigen Frühling ein einſam Geleit —"
Da ſpricht ihm ins Wort ein Greis: „Der Lenz iſt nicht weit."

Albertus Magnus iſt es, er faßt ihm die Hand,
Tief glühet ſein Blick, weiß wallet ihm Haar und Gewand,
Er will durch wechſelnder Bilder zaubriſche Luſt
Befreien des Fürſten gedankenverdüſterte Bruſt.

Er zieht er den Kreis, so spricht er ein flüsterndes Wort,
Er schlägt mit dem Stab, da wandelt sich plötzlich der Ort.
Ein Blühen hebt an, der Frühling feiert sein Fest,
Hoch blauet der Himmel, warm treibet die Wolken der West.

Aus zackigen Bergen ergießt sich der Ströme Lauf,
Die Brunnen rauschen aus Felsen kühlig darauf,
Bunt grünen Wälder und Wiesen und Fluren umher:
Es liegt das Land ein jubelndes Frühlingsmeer.

Dazwischen erhebt sich der Städte bethürmte Pracht,
Mit Bannern halten die Burgen auf Bergen Wacht,
Die fliegenden Reiter blinken im Sonnenstrahl,
Die Herdenglocken ertönen im duftigen Thal.

Still zieht durch den klingenden Frühling der fürstliche Held,
Ihn grüßt in den Lüften der Vogel, die Blume im Feld,
Er zieht nach der Haide, und schwindet im Waldesraum;
Da fliehet das Wild und des Lenzes goldener Traum.

Und wieder umrauscht ihn im Saal die glänzende Pracht,
Er hat nicht der Schar, nicht des mächtigen Zauberers Acht,
Denn Tänze, Musik und Menschen sind ihm zur Last;
Er bleibt traumsinnig, und scheucht, der fürstliche Gast:

„Wohl mochte der Himmel blauen, die Erde blühn.
Ich ritt in die Haiden roth, in die Wälder grün.
Ich gab dem blumigen Frühling ein einsam Geleit.
Doch fehlte die Hütte, es fehlte die rosige Maid."

2.

Nächtliche Erscheinung zu Speier

Wach' auf, erklingt's in des Schiffers Traum.
Wach' auf, du Wächter am Strome!
Und über ihm rauschet der Lindenbaum.
Und Zwölfe schlägt es vom Dome.
Groß vor ihm steht Einer im dunkeln Gewand.
Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand.
Halb schlafend, halb wachend, wie trunken.

Und während er träge löset den Kahn,
Beginnt es um ihn zu beben,
Viel riesige, hohe Gestalten nahn.
Er sieht sie nicht schreiten, nur schweben.
Es tönet kein Wort, es rauschet kein Kleid.
Wie Nebel durchziehn sie die Dunkelheit.
So steigen sie all in den Nachen.

Er sieht sie mit Staunen, mit Schrecken an,
Stößt schweigend und fürchtend vom Lande.
Kaum braucht er zu rudern, es fliegt der Kahn,
Bald sind sie am andern Strande.
„Wir kommen zurück, da findst du den Lohn!“
Gleich Wolken verschwinden in Felde sie schon,
Fern scheinen ihm Waffen zu klirren.

Er aber rudert sinnend zurück
Durch der Nacht ernstfriedliche Feier,
Wo sich die Heimat hebet dem Blick,
Das dunkelthurmige Speier.
Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum,
Und war es Wahrheit, und war es ein Traum,
Er hüllet es tief in den Busen.

Und sieh, es ruft ihn die vierte Nacht
Als Wächter wieder zum Strome,
Wohl hält er schlaflos heute die Wacht,
Da schlägt es Zwölfe vom Dome.
„Hol über!“ ruft es vom andern Strand,
„Hol über!“ Da stößt er den Kahn vom Land
In stiller, banger Erwartung.

Und wieder iſt es die düſtere Schar,
Die ſchwebend den Nachen beſteiget,
Der Kahn zieht wieder ſo wunderbar,
Doch jeder der Dunkeln ſchweiget,
Und als ſie gelandet zu Speier am Land,
Gibt jeder den Lohn ihm bebend in die Hand;
Er aber harret und ſtaunet.

Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgeſtein
Und Seiden- und Sammtgebilde;
Dann aber einhüllt ſie wieder das Kleid,
Wie Nebel durchfliehn ſie die Dunkelheit
Und ſchwinden am mächtigen Dome.

Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
Mit ſinnendem, tiefem Gemüthe;
Ja, Wahrheit war es, es war kein Traum,
Als blendend der Morgen erglühte:
Er hält in den Händen das lohnende Geld,
Drauf glühen aus alter Zeit und Welt
Viel ſtolze Kaiſerbilder.

Wohl sah er manchen Tag sie an
In forschenden, stillen Gedanken,
Da riefen sie drüben um seinen Kahn,
Das waren die flüchtigen Franken;
Geschlagen war die leipziger Schlacht,
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht;
Der Schiffer verstand die Erscheinung.

Und löſ'tet ihr, Kaiser, die Grabesnacht
Und die ewigen Todesbande
Und halft in der wilden, dreitägigen Schlacht
Dem geängsteten Vaterlande,
Steigt oft noch auf und haltet es frei
Von Sünden und Schmach und Tyrannei:
Denn es thut noth des Wachens!

3.

Deutschlands Wächter.

„Mein Vaterland du, du bist meine Lust,
Mein Lieb, das ich ewig umfange.
Dir schwillet mein Arm, dir klopft meine Brust,
Dich hein' ich im brausenden Sange!
Im Ost und im West, im Tod und im Nord,
Ich reite und streite dir immerfort
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!"

Der Rodenstein rief es vom bäumenden Pferd.
Ihm setzten die wilden Genossen.
Es klinkte kein Helm und es klirrte kein Schwert,
Als sprang er ins Weite geschossen.
Er stürmte die Schlünzen hinab und hinauf,
Und immer erklang und erklang aus dem Lauf
Das Lied von dem Vaterlande.

Und hätten nur weilt' er daheim auf dem Schloß,
Dort weilt' ihm die Ruhe nicht kommen.
Ihn grüßte kein Weib, ihm lachte kein Sproß;
Was soll denn die Heimat da frommen?
Seine Rast sind die Schlachten in Wald und in Feld,
Sein Bett ist der Boden, sein Schloß ist das Zelt,
Die Braut sein liebes Deutschland.

Fürs Vaterland kämpft' er als Mann und als Greis
Voll fünfzig geschlossene Jahre,
Die bräunliche Locke ward silberweiß,
Doch blieb ihm die Seele, die klare;
Da rief er die Knappen, da zog er nach Haus,
Im Väterschlosse verklang das Gebraus,
Und nimmer ward er gesehen.

Doch nie ist gestorben der mächtige Held,
Und sind auch die Thürme zerfallen,
Schaut blau durch das Dach auch das Himmelszelt
Er herrschet noch stäts durch die Hallen;
Und drohen dem Vaterland Kriege und Noth,
Dann dröhnt durch die Hallen des Ritters Gebot,
Und drinnen beginnt es zu leben.

Gewaltige Recken steigen hervor,
Gewappnet auf schattigen Rossen,
Er führt in die Lüfte sie Nächtens empor,
Die dunkeln, wilden Genossen.
Dort rasst sein Horn, dort dröhnet sein Schild,
Dort schnaubet sein Ross, dort rufet er wild
Und warnet die heimischen Gauen.

So zog er voran noch jeglichen Krieg,
Den wild die Nachbarn entfachten,
Und feierte Niederlage und Sieg
In brausenden Geisterschlachten.
Doch nahet der Frieden, er sieht es voraus
Und zieht mit dem wilden Heere nach Haus.
Doch hält noch drauf't er hernieder:

„Mein Vaterland du, du bist meine Lust,
Mein Lieb, das ich ewig umfange,
Dir schwillet mein Arm, dir glüht meine Brust,
Dich frei' ich im brausenden Sange.
Im Ost und im West, im Süd und im Nord,
Ich werbe und streite dir immerfort,
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden."

4.

Mährchen.

Es liegt so abendstill der See
Und spiegelt des Westens bleichende Glut.
Am Ufer trinket der Hirsch und das Reh,
Und Schwäne durchkreisen die stille Flut.

Der Fischerknabe löset den Kahn,
Mit plätschernden Ruder hinaus er zieht
So träumerisch schaut ihn der Abend an,
Er weiß nicht, wie seinem Herzen geschieht.

Die dunkeln Wellen umflüstern ihn
In singendem Spiele weit und breit,
Vom Ufer die Wälder umflüstern ihn
Und die träumenden Berge, steiz und weit.

Die leise kühlende Abendluft
Durchspielt seiner Locken goldene Pracht,
Die Uferblumen entsenden Duft
Und neigen die Häupter zum Traum der Nacht.

Nur die Wasserrosen schaun noch empor,
Doch nicken sie schlummermüd ihm zu.
Sie möchten nach ihm noch tauchen hervor,
Doch ruft sie die alte Pflicht zur Ruh'.

Da schwindet sein Traum, und das Ruder ruht.
Es glühet der Blick in plötzlicher Lust.
Er neigt sich hinab, er greift in die Flut,
Er pflückt eine Rose und steckt sie zur Brust.

Doch horch, da rauschen die Wälder laut,
Es hebt der See sich brausend empor,
Und plötzlich über die Berge schaut
Der rothe Vollmond zornig hervor.

Und es spricht der See mit wogender Brust:
„Was störst du die Kinder in meinem Haus?"
Und es rauschet der Wald: „Sie sind meine Lust
Was führst du die süßen Schwestern heraus?"

Doch der glühende Mond blickt wild auf ihn:
„Was buhlest du um mein Blumenlieb?"
Und der zitternde Knabe flieht rudernd dahin
Und birgt sich im Haus bei der Mutter trüb:

„O Mutter, es brauste der See empor,
Es rauschte der düstre Wald mir nach,
Am Berge trat zornig der Vollmond hervor,
O Mutter, weil ich die Blumen brach.“

5.

Alter Becher.

Laß schäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gib, Knabe, mir sprühenden, glühenden Wein,
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köstliche Jugend hinein.

Zwar fliegt und haucht mir grau und alt
Der Locken sonst so dunkle Flut,
Matt ist der Blick, welk die Gestalt,
Doch sag' mir Einer, was es thut!
Seht mir den alten Weinstock hier,
Er wölbt zur duft'gen Laube sich,
Der Blätter und der Blüthen Zier
Trägt er so frisch und jugendlich.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gib, Knabe, mir ſprudelnden, glühenden Wein,
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein.

Welch Bild, belebt durch des Laubwerks Grün!
Da liegt die Welt voll Sonnenſchein,
Stolz ſeh' ich dort die Lande blühn,
Und glänzend ziehn den goldnen Rhein.
Ich ſehe Kähne auf der Flut
Mit windgeſchwollnen Segeln fliehn.
Die Burg, die grau am Berge ruht,
Schaut, wie ſie ruhig weiter ziehn.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gib, Knabe, mir ſprudelnden, glühenden Wein,
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein.

Groß ſaugt ſich die Erinnerung
Am Blick aufs jugendblüh'nde Land:
Hier war ich unter Burſchen jung,
Hier ſchloß ich manches Freundſchaftsband,
Hier zog ich jagend in den Wald,
Hier lenkte ich den leichten Kahn,
Hier hat mein Jugendlied geſchallt,
Hier führte ich den Reigen an.

Laß schäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gib, Knabe, mir sprühenden, glühenden Wein,
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köstliche Jugend hinein.

O allerschönste, saß'ste Zeit,
So kehrest du auch mir zurück!
Ich grüß' dich, ewig theure Maid;
O herrlich Leid, o schmerzlich Glück!
In meinen Arm, an meine Brust!
Stäts blüht der Liebe Allgewalt.
O, welche jugendfrische Lust,
Ist auch das Haupt mir grau und alt!

Laß schäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gib, Knabe, mir sprühenden, glühenden Wein,
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köstliche Jugend hinein.

6.

Ahnung.

Hast du von den Fischerkindern
Das alte Mährchen vernommen,
Die auf dem schwanken Kahne
Allein ins Meer geschwommen?

Sie pflückten sich Wasserrosen,
Sie sangen der Lieder viele,
Sie herzten und küßten einander
In süßem Wechselspiele.

Sie haben den Strand verloren,
Als sich der Tag entschwungen,
Sie kehrten nimmer wieder,
Ihr Name ist verklungen. —

Und weißt du, wir sind die Kinder,
Die Maid du, ich der Knabe,
Das Meer ist unsre Liebe,
Die wird uns wohl zum Grabe.

7.

Abschied.

Um Liebe soll nicht gebettelt sein,
Denn Liebe ist zu groß, zu hehr,
Sie ist ja wie der Himmel hoch,
Tief wie das tiefe Meer.

Die Brust gebiert die Liebe frei,
Sie blühet rein, wie Himmelsglanz,
Sie will nicht Gold und Edelstein,
Nein, Liebe, voll und ganz.

In ihrem träumerischen Reich
Trug ich der Krone dunkeln Schein,
War ich ein König, mächtig, stolz,
Ein König, mein und dein.

Doch warst im goldnen Zauberland
Du nicht die milde Königin,
Um Liebe hast du nicht geliebt,
Ich weiß nicht deinen Sinn.

Ich weiß nicht deinen stolzen Sinn,
Und reiß mich stolzen Herzens los;
Nimm, finstere Nacht, mich auf,
Unheimlich, düster, groß!

Doch fern, vereinsamt, wie ich bin,
Ich glüh' in eigner Liebe Licht,
Ein König bleib' ich auch allein,
Und Könige betteln nicht.

Um Liebe soll nicht gebettelt sein.
Denn Liebe ist zu groß, zu hehr.
Sie ist ja wie der Himmel hoch.
Tief wie das tiefe Meer.

8.

An Maria.

1.

O, könnt' ich einmal leben Liebeleben.
Mit Lieber sterben, in mir selbst vergehen.
Um in der Liebsten wieder zu erstehen.
Ewigen ganz und ganz dahingegeben!

O, könnt' ich leben selig zwiefach leben.
Doppelt durch Sie in ferne Zukunft sehen.
Doch Eins mit ihr, hinschaun in sel'ge Nähen.
Wie würde das die dunkle Brust erheben!

So möcht' ich jubeln und so möcht' ich trauern.
So möcht' ich weinen und so möcht' ich lachen.
So bangen, bangen und so schweben, beben.

So zitternd hoffen und so hoffend schauern,
So wachend träumen und so träumend wachen,
O, könnt' ich leben einmal liebeleben!

II.

Du ziehst in Schönheit wie die Nacht, Maria,
Geheimnißreich, gewaltig, hehr und prächtig,
Das reiche Haar umwallt dich dunkelflechtig,
Die Augen blühn wie Sternenpracht, Maria.

O träumerische Sternenpracht, Maria,
So blüht der große Himmel klar allnächtig,
Du ziehst in Herrlichkeit so zaubermächtig,
Doch unbewußt noch deiner Macht, Maria.

Und also folg' ich stille deinen Pfaden,
Bezaubert ganz und meiner selbst vergessen
Und übervoll von dir die Brust, Maria.

O, dürft' ich nur vor dir das Herz entladen
Von den Gefühlen, die mich drängend pressen:
Endloses Leid, endlose Lust, Maria!

III.

Mein Blick folgt gern von ferne deinem Schritte,
Du ziehst so sicher durchs bewegte Leben,
Und mußt du hier auch hangen, dort auch beben,
Du triffst doch immer leicht die rechte Mitte.

Du lerntest nicht, du hattest alle Sitte,
Und übst sie so bescheiden und ergeben,
So seh' ich dich dahin voll Anmuth schweben,
Ein Engel folgt dir wohl auf jedem Schritte.

Du bist so schön von Leib und von Gemüthe,
Ich falt' dir betend ob dem Haupt die Hände
Und flehe aus der Seele tiefstem Triebe:

Daß dir des hohen Himmels ew'ge Güte,
Was überall und einzig aushilft, sende,
O Jungfrau, sieh, das ist die rechte Liebe.

XCI.

Nonnenwerth.

Von

Nicolaus Delius.

I.

Zu Nonnenwerth im Rheine erhebt sich der Gesang,
Der aus der Nonnen Munde allabendlich erklang.
Die Stimmen gottgeweihter Jungfrauen, hell und klar,
Die drangen in die Ferne, so weit und wunderbar.

Und droben auf dem Felsen, dem steilen Rolandseck,
Da saß der edle Ritter, der Sarazenen Schreck;
Da lauscht' er dem Gesange, der aus dem Thal erscholl,
Wie doch beim hellen Klange das arme Herz ihm schwoll.

Und eine Stimm' vor allen, die aus dem Chor sich hob,
War's, die mit süßen Banden des Helden Herz umwob;
Nie mehr zu blut'gen Fehden stieg er ins Thal hinab,
Dem Sang nur möcht' er lauschen da droben bis ans Grab.

II.

Zu Nonnenwerth im Rheine erhebt ſich der Geſang
Von zechenden Studenten bei muntrem Becherklang,
Die klingen und die ſingen im alten Kloſterſaal,
Und die Flaſchen und Gläſer blinken im Abendſonnenſtrahl.

Und droben auf den Trümmern von Roland's ſtolzem Bau,
Da ſtand mit ihrem Gatten die ſchönſte Britenfrau:
Mylord beſchaut die Gegend, hat bald daran genug;
Mylady zeichnet die Inſel ins zierliche Reiſebuch.

Drauf ſtieg vom Berg hernieder ins Wirthshaus das engliſche Paar.
Mylord ging bald zu Bette, ſo ſchläfrig wie er war,
Doch ſeiner ſchönen Gattin ward drum die Zeit nicht lang:
Die lauſchte ſtill am Fenſter dem ſchallenden Geſang.

Und arg und ärger tobte da drüben der Saus und Braus,
Und ſpäter ward's und ſpäter, noch lehnt ſie zum Fenſter hinaus,
Von nie empfundner Sehnſucht ihr ſüßes Herz entbrennt,
Und leiſe, leiſe ſeufzt ſie: „O, wär' ich ein Student!“

Gedichte

von

Adolph von Marees.

1.

In Auerbach's Keller.

„Der Doctor Faust zu dieser Frist
Aus Auerbach's Keller geritten ist
Auf einem Faß mit Wein geschwind,
Welches gesehn viel' Mutterkind."
Da steht's auf der Mauer,
Zur Nachricht dem Schauer!

In Auerbach's Keller sitzen wir,
Trinken und denken an Manches hier,
An Zecher, welche hier gehaus't,
An Mephistopheles, an Faust,
Doch meist an den Meister,
Herr Wolfgang, so heißt er!

Singt ihn herbei vom Grabe gleich!
Singt nicht vom heil'gen römischen Reich;
Wollt ihr den Alten haben: so
Stimmt an das Lied vom großen Floh,
Das Lied von der Ratte,
Die Lieb' im Leibe hatte!

Horch! das Gewölbe wiederhallt,
Wie damals, von des Chors Gewalt!
Seht! seine Geisterscharen ziehn
Herbei schon und verkünden ihn!
Andrängendem Schwalle
Zu eng wird die Halle!

Er kommt! Seht, wie im Jugendlenz,
Der Sänger, nicht die Excellenz;
Frisch, frei und freudig, offen, keck,
Fern von Geheimniß, Absicht, Zweck,
Von dunkelsten Tiefen
Und Superlativen!

So bist Du unser! Gruß und Heil!
So machtest Du den ersten Theil!
Das ist ein Sprinzborn wunderlam;
Der zweite Theil ist — nur ein Schwamm.
Den dürstiglich drücken
Die trocknen Perrücken!

Und hat ihr Drücken, lang und fest,
Ein trübes Tröpflein ausgepreßt,
So thun sie's unters Mikroskop
Und finden Ende nicht dem Lob:
„Wie viel Infusorien
Sind darin verborgen!"

Bekomm' ihr Tröpflein ihnen gut!
Uns labt nur reine, reiche Flut!
Wir gönnen Jedem, daß er weiß,
In seinem Trunk sei solch Geschmeiß.
Mag's immer drin stecken,
Wenn wir's nur nicht schmecken!

Wir ſchmecken's nicht und wir lecken nicht
Den Speichel Dir und Dein Rückgeſicht!
Dir, Mann des erſten Theiles, Heil!
Vergeb' Dir Gott den zweiten Theil! — —
In Auerbach's Keller
Wird's heller und heller!

2.

Ueberfahrt.

Hol über! — Ruderſchläge? — Nein!
Verlangend ſcharrt des Pferdes Huf;
Hol über! — In die Nacht hinein
Erſcholl wie oft nun ſchon mein Ruf!

Umſonſt mein Spähn; gleich überwebt
Geſtad' und Berg des Dunkels Flor;
Mit ſeinen weißen Giebeln ſtrebt
Daraus mein Schlößlein nicht hervor.

Hol über! — Still! — Im Uferkies
Verziſchte bloß ein Wellenſchlag,
Zurück ins Flutbett gleitend, ließ
Den Streifen gelben Schaums er nach.

Hol über! — Horch! — Ach, pfeifend beugt
Des Rohrs Speerfähnlein nur der Wind
Der, mich anhauchend lau und feucht,
Gewittervorspiel nun beginnt.

Hol über! Und: hol über! hallt
Herüber wieder, wie zum Hohn. —
Geliebte! weicht des Schlafs Gewalt
Nicht meines Rufs bekanntem Ton?

Du ahnst nicht, wer so nahe weilt,
Du wähnst mich fern auf langer Fahrt;
Ach! hat dir, wie die Sehnsucht eilt,
Nicht eigne Sehnsucht offenbart?

Hol über! — Freudiges Gebell!
Aufblitzt es jetzt — und noch einmal;
Jetzt glimmt ein düstres Fünkchen, — hell
Erglänzt des Fensters Sternenstrahl.

Hernieder zitternd blinkt ein Licht;
Laut hallt's — die Kette rasselt los;
Der dunkle Fleck kommt näher, dicht
Vor mir rauscht auf der Fähre Stoß.

Hinein! Stoßt ab! Das Land entweicht.
Gewog' umplätschert rings den Bord; —
Das Ufer naht — mein Schloßlein steigt
Aus seiner Hülle schimmernd dort.

Vom Ruck wankt unter mir mein Thier,
Sein Tritt erschallt — es stutzt — hinaus!
Hinan den Pfad! — Mit Lustgewieh'r
Begrüßt's das rascherhellte Haus.

Schon klammern sich um Brust und Knie
Geliebtes Weib und Kinderschwarm;
Aus Bett und Bettchen sprangen sie,
Um alle her schlingt sich mein Arm.

Gedichte

von

Levin Schücking.

I.

Gaudirenka.

(Fragment.)

Gaudirenka, edle Dame,
Tiefbetrübte Sängerfrau,
Suchst du Trost in deinem Grame
Oben an des Himmels Blau?

Dorthin richtet thränenschwer
Sich dein Auge, deine Hand
Ruhet auf des Gatten Harfe,
Ohne Regung festgebannt.

Von der goldnen Au der Saiten
Laß der Töne Blumen sprießen,
Deine heißen Zähren gleiten,
Sie mit Thaue zu begießen! —

Aber horch, dein Fluchtling nahet,
Seines Roſſes Huf erdröhnt,
Horch, wie auf den Marmerſtufen
Schon der goldne Sporn ertönt!

Oeffn' ihm nicht zum Gruß die Arme,
Birg ihm nicht der Thränen Flut,
Hoffe nicht, daß er erwarme
An des reichen Herzens Glut.

„Gaudirenka," ſpricht er zürnend,
„Zu den Deinen kehre nur;
Dichte dort; in meiner Halle
Iſt genug ein Troubadeur!" —

Gaudirenka, edle Dame,
Tiefbetrübte Sängerfrau,
Suchſt du Troſt in deinem Grame
Oben an des Himmels Blau?

Sterne glänzen, Wolken ziehen
In dem freien Aetherraum:
Daß die Sterne ſchützend glühen
Ueber uns — iſt's mehr als Traum?

2.

Mißklänge.

1.

„Laß deine Stirn mich küſſen,
Du liebes Töchterlein,
Laß mich ans Herz dich drücken,
Nun ſagſt du nicht mehr Nein!

„Nun kaufen wir Geſchmeide
Und Gold- und Silberbrocat,
Und ſchwere Atlaßſeide
Zu deinem Hochzeitſtaat.

„Iſt auch der Bräutigam mächtig,
Den deine Hand beglückt,
Soll er doch ſtaunen, wie prachtig
Das Bürgerkind ſich ſchmückt.

„Ein ſilbern Tafelſervice —
Die Betten von Eiderdaun,
Dran ſoll das ganze Städtchen
Sein blaues Wunder ſchaun!

„Du ſollſt dir ſuchen und wählen,
Was nur dir lieb mag ſein —"
„Ach Mutter, wählt Ihr nur das alles,
Ihr könnt's ja ſchon allein:

„Nur kauft von Amethyſten
Ein Kreuz zum Trauungstag;
Das iſt ein Bote der Leiden,
Und Thränen folgen ihm nach!"

II.

Die Pappel im Burghofe leiſe
Bewegt ſich im dämmernden Licht,
Das voll aus dem Augenkreiſe
Der duftigen Sommernacht bricht.

Sie ſpiegelt ſich träumend im Weiher,
Und was ſie im Traume geſehn,
Das will ſie dem alten Gemäuer
Geheimnißvoll flüſternd geſtehn.

Das blickt mit düſtrem Schweigen
Wie drohend in die Pracht,
Als wähnt' es aus grünenden Zweigen
Sein grämliches Alter verlacht.

Da tritt auf die Blumenterraſſe
Der Burgfrau lichte Geſtalt,
Mit glänzendem Auge, die blaſſe
Bethaute Wange ſo kalt.

Sie athmet in durſtenden Zügen
Die Wonne, die rings ſie umzieht:
„O, wer in entfeſſelten Flügen
Durchſchwebte dies Zaubergebiet!

„Sich dort in den Wipfeln zu wiegen,
So frei wie die Lüfte!" ſie ſpricht,
„Frei dort mit Phalänen zu fliegen
Aus drückenden Banden zum Licht!

„Im Säuſeln des Windes zu ſcherzen,
Der über die Gräber hinfährt,
Mit Geiſtern ſich liebend zu herzen,
Da Lebenden Liebe verwehrt."

* * *

„Ha, lauſcht Ihr!“ — ſie wendet das Auge zurück.
Daß Licht die Schulter bethauet.
Ein Page ſteht da mit dem bittenden Blick,
Der ſo oft in das Antlitz ihr ſchauet.

Doch weil ſie ihm nimmer ins Auge ſieht
Und erröthet und ſenkt ihre Blicke,
Bezwingt er des Herzens Drang und entflieht —
Doch nein — ſie hält bang ihn zurücke.

Da küßt er die Hand, die ſanft ihn erfaßt,
Er wagt, an ſein Herz ſie zu drücken,
Er küßt ihre Stirne — wohl ſchilt ſie erblaßt,
Doch durft' ſie ins Aug' jetzt ihm blicken.

III.

Die Sonne neigt ſich tief und ſtrahlt
Rings Schimmer auf die Au
Durch Sturmgewölk, und blutig malt
Ihr Glanz der Warten Grau.

Die Möwe taucht ſich in den See
Und kreiſcht ihr Sturmeslied.
Es ſeufzt der Wind ſein tiefes Weh,
Der durch die Pappeln zieht.

Was auf dem Söller weilſt du noch,
Wo dir kein Stern mehr lauſcht,
Und blickſt hinab am Bergesjoch,
An dem der Weiher rauſcht? —

Hinein, du holdes Weib, geſchwind!
Dem Sturm vermählt ſich Nacht.
Der kalte Regen iſt ihr Kind,
Der alte Bau erkracht.

Es ſchwand ja tanzt die Zaubernacht,
Der Lüfte duft'ge Flut,
Und aus dem blauen Spiegel lacht
Nicht mehr des Mondes Glut!

„Ich denke nicht an Zaubernacht,
An Frühlingsduft und Glut,
Nicht, ob der blaue Spiegel lacht —
Nur an den Schoß der Flut!"

IV.

Es hat der Sturm ſich ausgeras't,
Die Schöpfung liegt ermattet,
Und iſt bis tief in den Tag hinein
Noch wie vom Schlaf umſchattet.

Es ſaugt kein Strahl die Tropfen ein,
Die Blatt und Gras befeuchten,
Die wallenden Nebel bricht kein Schein,
Kein ſonnig warmes Leuchten.

Mit ſchwerer Luft ringt Todtenſang,
Vom Burgthor aus vernommen;
Den Bergweg ziehen ſie entlang,
Bis ſie zur Gruft gekommen.

Dort haben ſie einen Sarg verſenkt,
Kein Prieſter hat ihn begleitet,
Kein Marſchall hat den Zug gelenkt,
Und keine Glocke geläutet.

Ein Page iſt ihm nachgegangen,
Dem's naß von den Wimpern thaute,
Von Weitem und ſcheu, als müßt' er erbangen,
Daß irgend ein Aug' ihn erſchaute.

Gedichte

von

Louiſe von Bornſtedt.

1.

Windesſtimmen.

Der Wind mit kalten Schwingen
Hin durch die Gaſſen zieht;
Was kommt er doch zu ſingen
Das alte Haidelied?

Was kommt er doch zu ſtöhnen
Am Kammerfenſter mein,
Als wollt' er mich verhöhnen,
Daß ich ſo bang allein?

Was will er mir denn ſagen
So ſpät um Mitternacht
Aus ſeinen wilden Tagen,
Aus Nächten, wüſt durchwacht?

Wie er in ferner Wüſte
Im heißen Sand gewühlt,
Um nackte Felſenbrüſte
So buhleriſch geſpielt;

Mit luft'gen Wolkenroſſen
Getrabt auf Meer und Wald,
Mit rothen Blitzgeſchoſſen
So luſtig drein geknallt;

Auf ewig öden Meeren
Gepfiffen und gelacht,
In hoch und tiefen Chören
Sich ſelbſt Muſik gemacht;

Und hinterm Felſenriffe
So tückiſch ſtill gehockt,
Die weißbeſchwingten Schiffe
Aus ſtiller Bucht gelockt.

Was will er mir beſchreiben
Bei fahlem Mondenſchein
Sein wunderliches Treiben
Am öden Rabenſtein?

Wie er bei Gräbern leise
Mit Geistern sich geküßt,
Auf seiner weiten Reise
Manch todtes Lieb begrüßt;

In feuchten Bergesschluchten
Gebet't, geächzt, geschmalzt,
In öden Waldesbuchten
Mit dürrem Laub gewalzt:

Wie er auf hohen Zinnen
Den Wetterhahn gedreht,
Die Höf' und Gänge drinnen
So zugig kalt durchweht,

Und mit dem nassen Finger
Gepocht am Fensterglas,
Daß in dem alten Zwinger
Des Pförtners Kind ward blaß.

Ach Gott! ich will's nicht hören,
Sei, alter Schwätzer, still;
Du sollst mich doch nicht stören,
Weil ich jetzt beten will.

2.

Schweigen.

Wo der Alpen eis'ge Höhen
Starr und kalt und lautlos stehen,
Und des Schneelichts trüber Schein
Leuchtet in die Nacht hinein —
In des Himmels luft'gem Raum
Schwebt der Mond in bleichem Traum,
Möcht' ich heiß die Wange neigen
Auf den kalten Stein und schweigen,
Wenn des ew'gen Schlafes Ruh'
Schloß zwei liebe Augen zu.

Wo des Schwarzwalds düstre Tannen
Ewig stille Schatten spannen
Um das tiefste Felsenthal,
Und in ächzend banger Qual
Stürzt der Waldbach durch Gestein
In die dunkle Schlucht hinein,
Möcht' ich zitternd niedersteigen,
Möcht' ich ewig sein und schweigen,
Wenn des kalten Lächelns Hohn
Ward der warmen Liebe Lohn.

Wo das Hüttchen wie verloren,
Wie in Einsamkeit geboren
In der weiten Haide liegt,
Drüber hin die Krähe fliegt
Und der rothe Abendschein
Flammt im kleinen Fensterlein,
Wäre, ach, es doch mein eigen!
Dürfte ich hier und schweigen,
Wenn's im armen Herzen still
Leise Abend werden will.

Wo der ew'gen Lampe Schimmer
Strahlt im einsamen Gestimmer
Und ihr stilles Friedenslicht
An den ernsten Pfeilern bricht
Und des Tages Lärm verhallt
In der süßen Stille bald,
Möcht' ich mich in Wehmuth beugen
Unter Gottes Hand, und schweigen.
Wenn die Welt so öd' und leer,
Niemand drin mich kennet mehr.

Schweigen, größtes Wort der Sprachen,
Woran alle Stürme brachen,
Dem der Schöpfung ew'ges Loos
Lag geheimnißvoll im Schooß,
Aller Weisheit Mutter du,
Alles Schmerzes letzte Ruh',
Und der Todten Wissenschaft,
Und des Glaubens höchste Kraft,
Lehre mich, es ganz verstehn,
In dein Wesen zu vergehn.

Gedichte

von

Wilhelm Junkmann.

I.

Der Husar.

I.

„Freiwill'ge vor!" der Oberst vor der Fronte spricht;
Wem hebt das Herz vor innerm Jubel nicht?
„Freiwill'ge vor!" so scharf und laut ertönt,
Daß meine Brust vor diesem Laut erdröhnt.
Doch halt! laß erst die alten Bärte gehn,
Ziemt sich's, daß Junge vor den Alten stehn?

Und wieder vor der Front der Oberst spricht:
„Ich kenn' euch all', ihr kennet eure Pflicht.
Ihr war't so rasch und freudig mir zur Hand;
Ich danke euch, euch dankt das ganze Vaterland.
Niemand von euch kehrt lebend mehr zurück,
Es gilt des Feindes Tod, des Landes letztes Glück;
Nehmt euch zusammen, nehmt euch wohl in Acht!
Nun dran! mit Gott! und gute Nacht!"

II.

„Trompeter vor! zum Sturm geblasen!“
Wie schmettert der so mächtig übermaßen!
Wie macht mich der so leicht auf meines Pferdes Rücken,
Als wär' ein Geist ich und mein Leib nur Traum!

Fahr hin, du Welt! mit deiner Sorgen Last,
Die du mein Roß und mich so oft ermüdet hast.
Ade, du Welt! mit allen deinen Freuden,
Die du mir stets vergällt mit bittersüßen Leiden.
Und Lebewohl, die uns geliebt! euch komm' zu Gut
Vor allen unser bald vergessnes Blut!

III.

Hörst du die Kugeln schwirren ihre Todesbahn?
Mein Thier, greif aus, greif aus, hinan, hinan!
Ich lasse dir im Pulverdampf die vollen Zügel.
O, hättest du des Geistes Sturmwindflügel!
Siehst du die gift'gen Schlünde speien?
Hinein, hinein in ihre düstren Reihen!
Sei deine Brust von Erz, von Stahl dein Fuß:
Halt aus, halt aus! nur diesen letzten Gruß!

IV.

So lag' ich nun, gebettet in das Gras,
Worin so oft als Kind ich träumend saß,
Und träume wieder von der Welt,
Als sei sie nur ein stilles Friedenszelt,
Und träume, wie so froh „Victoria!" erschallt,
O horch! wie froh der Wald es wiederhallt!
Allein muß liegen ich und [illegible]
Schon aus, ist hin der holde Traum verweht.
Die Wunden brennen; ach ihr bitter Schmerz
Ist [illegible] für mich und für manch treues Herz.
Dir, Himmel, Dank! du wölbst so überhoch und blau,
Mein Geist wird leicht in deinem Wunderbau.
Allein! — allein! — doch du blickst mich so freudig an,
Als wiesest du mir deine lichte Bahn.
Wer [illegible]? — Horch! — horch! wer [illegible]?
[illegible] mir hier?
[illegible] mich so [illegible] an,
[illegible] deine Mähne [illegible]
Es ist vorbei mit uns, mein alter Kamerad,
Doch nein! nur Einen Dienst noch als mein treuer Rath.
Ich [illegible] mich an vor dir und jedem Element,
Was meine Seele mir mit Todesschmerzen brennt.
Es ist genug, genug! — Der Himmel wird so hoch und licht!
O wohl, wohl! — Licht — Licht — Licht! —

2.

Auf der See.

Auf der weiten See im Kahne
Rudr' ich einsam, rüstig fort;
An der hohen, stolzen Schiffe
Meerumkränztem, schnellem Bord.

Weiter, weiter! meine Stimmen
Treiben mich ins offne Meer;
Wo der Ruderschlag den Wellen
Mondesflimmer streut umher.

Wo kein Laut mein Ohr berühret,
Als des Ruders hohler Ton,
Und das Plätschern leiser Wellen
An dem Kahne, sterbend schon.

Weiter, weiter! meine Blicke
Schweifen über Meeresgrau
In den weißen Duft, der Himmel
Eint mit Meeres stummer Au.

Auf den grünenlosen Kämmen
Ruht mein unschuldig Herz:
Doch so stumm auch, wie die weiten
Grausen Fluten, wird das Herz.

Unter mir die graue Tiefe,
Lebend, öde, stumm und kalt:
In die eigne Tiefe taucht
Sich der Geist voll Sehnen bald.

Endlos in ihr nur entdeck' ich
Lautlos Schweigen, endlos Grau.
Drinnen ich, ein kleines Funklein,
Schwimm', ein Schiff auf Meeresau.

Aber sieh, zur Rechten schimmern
Goldne Wellen zu mir her:
Tausend goldne Funken flimmern
Einen schmalen Pfad im Meer.

Eine goldenhelle Linie
Hebt er sich zum Himmel auf:
Eine Welt, so klar und lauter,
Steigt der Mond darüber auf.

Und in meinem Geiste leuchtet
Eine Sonne heller noch;
Eine Sonne, sel'ger glühend,
Lebt in allem Leben doch.

Folge ihren goldnen Sternen
Auf des Lebens dunkelm Grund;
Folge ihres Lichtes Schimmern
In der Seele Meeresgrund.

Schwimme rastlos, Geistesschifflein,
Fröhlich, muthig diese Bahn,
Endlich in der heil'gen Liebe
Schwimmst du ewig selig dann!

3.

Auf der Reise.

Auf hohem Berge hält die luft'ge Reisekahn.
Wie weit das Auge! Herz und Geist wie klar!
Herr unten, wie verschwimmt das reiche, fette Land!
Hier oben scheint's ein anderes, ganz unbekannt.
Ist nichts, als der Gebirge blaue Wellenmeer,
Darüb'r der Himmelswelten glänzend stilles Heer,
Ist nichts, als grünes Gras, die kleine Haideblum —
Tief unten nur des nächt'gen Waldes Heiligthum.

Ein armes Haus liegt hier allein im Hintergrund.
Die bleichen Kinder stehn in Kleidern, schlecht und bunt.
Die bittre Armuth blickt nach allen Seiten aus.
Des Heerdesflamme freundlich hellt das dunkle Haus.
Da bläst der Abendwind so kalt und schauria scharf.
„Wie glücklich, der dort unten wohnen darf!
„Hinab zum grünen Wald, ins lieblich süße Thal!"
So sprechen bald die jungen Wandrer ohne Wahl.

Nur Einer wünscht zu bleiben auf der kahlen Höh',
Daß er die riesenhaften Bergesschatten seh'
Und wall'n den Mond so silbern ob der Welt,
Die blauen Bergesspitzen geisterhaft erhellt.
Am niedern Feu'r blieb' lieber er die ganze Nacht,
Und hielte mit den Armen redend lange Wacht;
Verlöre sich in ihr vereinsamt, traurig Sein,
Verlassen nicht von hoher Liebe Himmelsschein,
Ließ' die Genossen gerne fröhlich, heiales ziehn;
Ihre Lust, ihre Lieb', zuletzt — was kümmert's ihn?
Dort unten in dem schönen Land, nichts hat er dort verloren;
Hier oben auf der kahlen Höh', in Himmelsluft fühlt er sich neu geboren.

4.

Das Kreuz auf der Haide.

Wohl in der Haide weit, vom Schnee so hell,
Daß selbst die Nacht mit ihren Schatten weicht,
Geh, müder Wandrer, heiales deine Bahn;
Dort steht ein Kreuz an jener Linde Stamm.
Nun lehnt ein Mann an sie des Holzes Last,
Und rastet aus an ihr mit seinem Kind.

„Gott grüß' dich, armer Mann, mit deinem Kind!
Hier fühl' ich froh, daß wir nur Brüder sind.
O, laß der Sorgen Last an diesem Baum,
In diesem heil'gen, gottgeweihten Raum.
Blick' auf zum Kreuz, so arm und unscheinbar,
Von jedem Bild und jedem Schmucke bar:
Wenn nicht das Moos des Schnees Flöckchen hielt',
Daß rings den Stamm ein Silberrand umspielt.
Und doch bist du so schön, o Kreuz! so reich,
An dir hing ja das ganze Himmelreich.
Willst du des Himmels Schönheit, armer Mann,
Blick' auf, sie gibt sich eigen Jedermann.
Es harrt die Liebe, öffne nur dein Herz
Und trinke Liebe bis zum Liebesschmerz."

O, raste, Wanderer, raste! Diese Bank
So niedrig, ist ein heiliger Altar,
So niedrig, ist sie doch des Jacob Stein,
Von dem die Seele flieht zum Himmel ein.
Entblöß' dein Haupt, denn heilig ist der Ort:
Sei mir gegrüßt! Wandle freudig fort.

Gedichte

von

J. M. Hutterus

1.

Der Rabbi.

In niederm Erdgewölbe,
Wo selbst der hellste Tag
Wie eine graue Dämmrung
Durch schmale Scheiben brach,

Da saß auf Sack und Asche,
Zerrissen das Gewand,
Ein Rabbi, mit dem Antlitz
Zum Orient gewandt.

Die grauen Locken wallen
Um Wangen, bleich und fahl;
Was will in seinem Auge
Der dunkle Feuerstrahl?

Weit vor ihm aufgeschlagen
Das Buch der Kön'ge liegt
Darum aus seinem Auge
Das dunkle Feuer bricht.

Es schaut von Nebo's Höhen
In eine ferne Zeit.
Vor ihm erfleht Judea's
Versunkne Herrlichkeit.

Von Gebal's Aexten stürzen
Die Ceder Libanon's,
Daß sie als Säule ruge
Im Tempel Salomon's.

Des ew'gen Bundes Lade
Steht in des Ew'gen Haus.
Drob breiten Cherubime
Die goldnen Flügel aus.

Hoch von den Zinnen rufen
Der Wächter zum Gebet
Die Opferstiere brüllen.
Die heil'ge Flamme weht

Die hohe Zion ſpiegelt
Sich ab in Cedron's Flut.
Der Rabbi, ſelig lächelnd,
An ſeinen Ufern ruht.

Es flüſtern ſtill und heimlich
Die Palmen in dem Hain,
Er ſchlürft den Duft der Myrthen
Und Terebinthen ein.

Da klirrt das Glas, es ſauſet
An ſeinem Ohr vorbei,
Ein Riegel rollt zur Erde,
Fern tönt's wie Sterbeglocken.

Der Alte fährt zuſammen,
Des Auges Strahl verdüſtert,
Und ein unendlich Wehe
Ihm durch die Seele zieht.

2.

Taubenpost.

Die ihr einst in Paphos' Haine
Euch auf Myrtenwipfeln wiegtet
Und, gepflegt von Götterhänden,
An Gutherens Busen schmiegtet.

Die der Göttin sanftem Joche
Willig ihr den Nacken beget,
Und auf lichten Wolkenbahnen
Ihren Muschelwagen zoget.

Täubchen, zarte Liebesboten!
Ach! im Dienst der Cabinette
Fliegt ihr nun, Depeschen tragend,
Mit Courieren um die Wette.

3.

Der Zwingthurm.

Wo hinter hohen Wällen finstern Mauern
Die Armuth ihre Hütten sich gebauet,
Verlumpte Kinder an der Erde kauern,
Die Noth dem Laster in das Auge schauet.

Da ragt wie ein schaurig Nachtgebilde
Ein nackter Thurm empor, gar finster drohend,
Drauf wuchern Schlingpflanzen, düstre, wilde,
Als grüne Flammen um sein Antlitz wehend.

Wie eine Schlange schleicht zu seinen Füßen
Ein träger Strom mit grünlich-goldnen Wellen,
Und bleiche Lilien aus der Tiefe grüßen,
Wie Reiz und Trutz sich gerne wohl gesellen.

Ein Taubenpärchen hoch zum Gipfel eilet
Daß es im Spiel der Liebe Keiner störe,
O, daß doch immer, wo die Unschuld weilet,
Des Lasters Arm wie hier gefesselt wäre!

Gedichte

von

Nicolaus Becker.

1.

Der gebändigte Löwe.

Der Wüste Nemia haben sie beraubet,
Den starken Löwen mit den steifen Mähnen;
Weit scheuten sie vor seinen Klau'n und Zähnen —
Mit List und Uebermacht ist es gelungen.

Und als sie kamen nun mit ihren Frauen,
Und sahen den Gewaltigen am Gitter,
Sein dunkles Aug' ein drohendes Gewitter,
Da überschlich sie alsbald ein Grauen.

Das Keiner fast zu athmen sich getraute
Und alles Blut zurückwich von den Wangen,
Indeß der Leu aus seinen Eisenstangen
Verachtend auf das Volk herniederschaute.

Ich kannte Einen, den in enge Schranken,
Nach hartem Kampf, gedrängt die Gemeinen:
Gefeſſelt ſtand er, o, ich möchte weinen,
Ein König er im Reiche der Gedanken!

Doch wie ſie jubelten ob ihren Ränken,
Wenn es um ſeines Mundes Winkel ſpielte,
Der helle Blitz aus ſeiner Braue zielte,
Sie mußten doch entfärbt die Wimper ſenken.

2.

Der Bettler.

Er hat die Frühlingswonne mir verdorben,
Der alte Bettler an dem grünen Hag,
Wie er ſo einſam, weltgeſchieden lag,
Mit ſeinem Blicke kalt und abgeſtorben.

Wohl mühten ſie ſich, mild es zu verdecken,
Das hohe Gras, der Blumen reicher Flor;
Wie ſie ſich rankten auch daran empor,
Das Bein von Holz, ich konnt' es doch entdecken.

Und über ihm mit neu entſproßter Blüthe
Der Apfelbaum, ſo voller Roſenpracht!
O, keine Blüthen ſolcher Seelennacht,
O, Farben nicht ſolch finſterem Gemüthe!

Wenn dich der Winter ſchüttelt, die Gewalten
Des Sturmes wild die Krone dir erfaßt,
Den blutbefleckten, blätterleeren Aſt,
Den ſenke nieder auf das Haupt des Alten!

„Nimm dieſe Silberſtücke, eh' ich ſcheide.“
Er ließ ſie läſſig fallen in den Hut;
Der kaum genickte Dank, wie ſtand er gut
Den Fetzen noch von ſeinem Kriegerkleide!

Ich ſenkte tief den Blick in die Ruinen
Verſunkner Herrlichkeit. Wer hat erlebt,
Daß Lächeln einſt um dieſen Mund geſchwebt,
Auf dieſer Wange Freudenglut geſchienen?

Von manchem Schönen, was der Tod gefodert,
Die Steine künden an der Grüfte Rand —
Auf keiner Stirne tief gezeichnet ſtand,
Was unten in der ſtillen Bruſt vermodert.

3.

Die Linde.

Ein Blitz, dann laute Donnerſchläge,
Und fern die grauen Wolken wallen.
Ich ſchaute, wo das Opfer läge,
Das ihrem wilden Zorn gefallen.

Die Linde war's, im Schmuck der Blüthen
Lag auf dem Hügel ſie zerſpalten,
Wo ſie, des Dorfes Ruh' zu hüten,
So lang' getreulich Wacht gehalten.

Von Mund zu Munde ging die Sage,
Die Dorfbewohner kamen alle,
Mit trübem Blick, mit lauter Klage
Ob ihres grünen Lieblings Falle.

In Thränen ſprechen die Gefühle
Der Kinder um die theure Linde,
Die Freundin ihrer heitern Spiele,
Des Reigens und der Kranzgewinde.

Ins Ohr der Schweſter flüſtert leiſe
Die Jungfrau mit den Roſenwangen:
„Wenn Er nun heimkehrt von der Reiſe,
Kann ich ihn hier nicht mehr empfangen.“

Selbſt auf die Stirn des Mannes lenkte
Ein Wölkchen ſich von trübem Harme,
Als er zur Frau die Rede lenkte,
Die ihren Säugling hielt im Arme:

„Wenn bei der Ernte heißem Werke
Der Glieder Kraft uns wollt' ermatten,
Wie hat uns oft mit neuer Stärke
Ein Trunk gelabt in ihrem Schatten!“

Jetzt nahte auf dem Krückenſtocke
Der Patriarch, der hochbejahrte;
Er ſchüttelte die Silberlocke,
Als er des Baumes Sturz gewahrte.

„Dich pflanzten meines Vaters Hände
An jenem Tag, da ich geboren;
Es mahnt mich an des Lebens Ende,
Daß die Vertraute ich verloren.“

So klagten sie. Ich hab' gesogen
Die reinste Lust aus diesem Leide,
Den Bienen gleich, die emsig fliegen
Noch um den Stamm zur Honigweide.

Napoleon's neues Standbild auf der Vendome-Säule.

1833.

Von

Wilhelm Smets.

Gleich einer Rieſenkeule
Naht in die fernſte Zeit
Die eh'rne Siegesſaule,
Dem Frankenheer geweiht.
Und wo ſeit neunzehn Jahren
Ein Fähnlein nur geweht,
Der Abgott tapfrer Scharen
Aufs Neue ſichtbar ſteht.

Mit ſeinem kleinen Hute
Grüßt er die Stadt Paris,
Und nennt ſie noch „die Gute",
Die ihren Herrn verließ;
Und ſchaut ſie an verwundert,
Und kennt ſie wieder kaum,
Als hielt' ihn ein Jahrhundert
In einem ſchweren Traum. —

Und ſpricht von ſeiner Sante:
„Frankreich, geliebtes Land,
Du hatteſt Langeweile,
Wie ich am fernen Strand,
Da nahmſt du die drei Farben
Als wie zum Kinderſpiel;
Das koſtet' ein paar Narben,
Die dunkten dich ſchon viel.

„Da riefen deine Streiter
Hinaus in alle Welt:
Nun übern Rhein, und weiter,
Drauf haben wir's geſtellt!
Doch — meine Garden ſtreckte
Verrath in Grabesnacht,
Und mich kein Zauber weckte
Aus meinem Felſenſchacht.

„Mein Sohn, der liegt begraben
Am fernen Donauſtrom;
Iſt er nicht Speiſ' der Raben,
Auch König nicht von Rom.
Die Brüder, die gekrönten,
Die machten ſich's bequem,
Gar vornehm ſich gewöhnten
Auch ohne Diadem.

„Und meine Tafelrunde,
Wie iſt ſie nun ſo leer!
Zur mitternächt'gen Stunde
Nur ſeh' ich noch mein Heer;
Viel brave Mareſchalle
Und viel Herzoge gut
Birgt nun die dunkle Halle
Mit Schwert und Stab und Hut.

„Die wen'gen Halbgeſunden,
Die rathen im Conſeil;
Doch ihre alten Wunden,
Die rathen ſie nicht heil;
Sie reiſen in die Bäder,
Und tragen graues Haar,
Und führen Wort und Feder
Im weichen Pairstalar.

„Und an dem Säulenfuße
Ein müß'ger Pöbel gafft,
Als ſtänd' ich wie zu Buße
Hoch auf dem Säulenſchaft.
Vorbei ſind meine Zeiten,
Der Rieſentraum iſt hin;
Es gibt nur noch ein Streiten
Um meinen Geiſt und Sinn.

„Dem schau' ich von hier eben
Mit düsterm Blicke zu, —
Da heißt's, es werd' erheben
Mein Staub aus seiner Ruh';
Und hoch ob meiner Ehre
Mein edler Zorn erglüht,
Und fern im Sarg am Meere
Die Asche Funken sprüht.

„Wohl hab' ich sie gegeben
Dir, Frankreich, theures Land,
Doch sollst du sie nicht heben,
Sie bleib' in Feindes Hand.
Hat dir an zwanzig Jahre
Ein Fähnlein hier behagt,
Wo auf dem Siegsaltare
Mein Standbild sonst geragt:

„Da schleicht der Zweifelstaube
Ins alte Heldenherz,
Ob du nicht meinem Staube
Thust, wie dem Bild von Erz." —
So spricht aus eh'rnem Munde
Der Kaiser, tief bewegt,
Und Notre-Dame die Stunde
Der Mitternächte schlägt.

Gedichte

von

Gottfried Kinkel.

I.

Legende von der heiligen Dorothea.

O Dorothea, schaue
Das himmelhelle, blaue,
Das mildverklärte Himmelszelt!
O, wende deine Blicke
Noch einmal zu dem Glücke
Der farbenheiten, süßen Welt!
Dir blüht ein wunderreiches Leben;
Zur Traume willst du hin es geben:
Ist nichts denn, was dich hält?

„Weh, dieſer Locken Wellen
Sie ſollten ſchrecklich ſchwellen,
Wenn üppig ſie durchwühlt der Brand!
Du weißt, wie ich dich minne;
Laß ab vom ſtarren Sinne
Und reiche bräutlich mir die Hand.
Hier Weihrauch: ſtreu' ihn Venus' Bilde.
Sei frei — Trajan beherrſcht ſo milde
Das weite Römerland. —

„Weh mir und dir, du ſchweigeſt!
Taub meinem Flehen, beugeſt
Du nicht den Muth! du wandelſt hin,
Wo ſtreifen trübe Schatten
Auf Aſfodelosmatten —
Vernichtung wäre mehr Gewinn!
Wo keines Hymen Fackel glühet,
Wo fürder keine Roſe blühet —
Lenkt nichts denn deinen Sinn?"

Er hat voll Gluth gesprochen,
Nicht ihren Muth gebrochen.
Schon steigt sie zu dem Holzstoß auf.
„Ein schöner Dasein eben,
Das will ich mir erstreben.
Drum end' ich diesen Pilgerlauf.
Den Bräut'gam seh' ich meiner warten
In einem reichen Rosengarten:
Zu ihm hinauf, hinauf!"

Da wandelt in dem Herzen
Des Jungfrauleins sich vor Schmerzen
Die Liebesglut zum bittern Hohn.
„Findst du so hohe Dinge,
Du Trotz'ge, ei, so bringe
Ein Rote Kunde mir davon!
Send' einen Strauß aus jenem Garten,
Wo dein so viele Rosen warten,
Mir her als Liebeslohn."

Sie drauf: „Ich will's gewähren!“
Indeß ſchon Gluten zehren,
Zu löſen ihr das zücht'ge Kleid,
Indeß die Flamme züngelt,
Um ihren Reiz ſich ringelt
Mit wilder Schlangenlüſternheit.
Er geht: gern möcht' er ſie vergeſſen,
Doch weckt im Herzen, ungemeſſen,
Sie ſtets ſein tiefes Leid.

Drei Tage ſind geſchwunden;
Ihm raubt in frühen Stunden
Den Schlaf der Lebensüberdruß.
Da naht von ihr der Bote,
Im Kleid von Morgenrothe,
Kein finſtrer Geiſt des Erebus:
„Wie Dorothea dir verſprochen,
Hat Roſen ſie für dich gebrochen;
Nimm ſie mit ihrem Gruß!“

Er ſchwand. — Der Jüngling kniet
Doch aus den Roſen ziehet
Wie Duft er ein des Glaubens Kraft.
Der Himmelsliebe Sehnen
Will ihm die Bruſt zerdehnen,
Die ſchon der dumpfe Gram erſchlafft.
Er weiß, er wird ſie wiederſchauen,
Wo nieverblüh'nde Blumenauen
Die ew'ge Gnade ſchafft.

Er tritt aus ſeiner Pforte,
Bezeugt mit mächt'gem Worte
Dem Volk das Evangelium.
Es lauern ſchon die Scherzen
Er mag ſich nicht verbergen:
„So ſterben, wie Sie ſtarb, iſt Ruhm!“
Den Roſenſtrauß an ſeinem Herzen
Empfand der Sieger keine Schmerzen
Im heißen Martyrthum.

2.

DOMINE, QUO VADIS?
VENIO ITERUM CRUCIFIGI.

„Weil verſtockt der Jude Simon Roma's Götter hat geſchmähet,
Weil verbotnen Bund er ſtiftet, Zwietracht in die Geiſter ſäet:
Weil er einen Miſſethäter aller Reiche König glaubt,
Geb' ich morgen Preis dem Volke an dem Kreuz ſein frevelnd Haupt."

Kaiſer Nero hat's geſprochen. Petrus kniet zu Nacht im Kerker.
Betend wächſt des Greiſes Glaube, Himmelsſehnſucht reckt ſich ſtärker;
Morgen wird das Wort erfüllet, das ſein Herr prophetiſch ſprach:
Fremde Hand wird einſt dich gürten, Simon, folge dann mir nach!

Da — welch leiſ' verſichtig Klopfen? Durch die Riegel ächzt die Feile,
Und die alte Pforte weichet vor dem eingeklemmten Beile —
Wird's zu lange dem Tyrannen? ſendet er die Schlächter ſchon?
Nein, es ſpricht ein kühnes Waagſtück ſeinem tollen Wüthen Hohn.

Freunde ſind's! Die Chriſten lagen im Gebet an heil'ger Stätte.
Daß den alten treuen Diener noch ein Mal der Herr errette.
Doch umſonſt Gebet und Zähre! Diesmal, ach! kein Gnad naht —
Da beſchließen drei der Kühnſten friſch auf eigne Hand die That.

Stark wohl ſind die Römerkrieger, Wache haltend vor den Thüren,
Stärker doch der Wein von Chios, den die Drei mit ſich führen;
Mächtig ſind des Kerkers Riegel, doch dem Eifer allzu ſchwach —
Schau, mit ſtolzverklärten Blicken ſtehn die Drei ſchon im Gemach.

Rettung, Rettung, alter Vater! Stärker als der Tod iſt Treue,
Unſrer Lieb' und Chriſti Kirche iſt dein Haupt geſchenkt aufs Neue!
Hier nur droht der Tod dir; auf denn, nütze deine Lenden,
Schiffe, ſtäts bereit zur Abfahrt, triffſt du in Puteoli.

Alter Jünger, kannſt du wanken — den der Herr den Felſen nannte,
Der ſo eben in der Sehnſucht heil'gen Liebesflammen brannte?
Ja, er gibt ſich hin den Freunden, überraſcht und halb im Traum,
Frei ſchon auf dem Forum ſteht er, und er ſelber glaubt es kaum.

Eilends zu der Pforte lenken nun die Vier die leisen Schritte —
Unterm Thore kurzer Abschied — Bruderkuß nach Christensitte —
Jene kehren zu den Ihren, Frohes kündend, schnell im Lauf;
Diesen nimmt die Nacht beschirmend in den weiten Mantel auf.

Auf der Gräberstraße zieht er: wegeweisend stehn die Sterne;
Nero's goldnes Haus verdämmert schon in nächtlich blauer Ferne —
Aber hat die tiefe Mittnacht solcher leisen Wandrer mehr?
Ihm entgegen kommt ein Andrer auf dem schmalen Weg daher.

Und es grauf't dem Alten — seitwärts biegt er aus mit schwankem Fuße;
Schnell vorüber an dem Fremden schmiegt er sich mit flucht'gem Gruße —
Grüßend schaut ihm der ins Antlitz; auf ihn hell der Sternglanz fällt —
Petrus, wie doch starrst du seltsam? sprich, was deine Flucht verhält!

Auf des Mannes hoher Stirne glänzen blut'gen Schweißes Tropfen;
Wohl nicht von des Weges Mühe mag so bang das Herz ihm klopfen;
Bleich zum Tod das schöne Antlitz — Petrus, kennst du die Gestalt?
Schon ein Mal vor deinen Augen ist sie also hingewallt.

Grollend neigt er sich zum Jünger: seiner Augen helle Sonnen
Sind von eines stillen Grames Regenwolken mild umronnen;
Jetzt nun ruhn sie auf dem Flüchtling — Petrus, kennst du
diesen Blick?
Schon ein Mal rief er dich Schwachen zur vergeßnen Pflicht zurück.

Ja, das ist der Herr! So stand er vor dem ungerechten Heiden,
So blieb still und klar sein Antlitz mitten in den wilden Leiden.
Und der Jünger sinkt zur Erde — doch das Herz läßt ihm nicht Ruh'!
Und er ruft: Mein Herr und Heiland, rede, wohin
gehest du?

Und der Heiland spricht, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet,
Mit dem Blick, der an der Tage letztem Falsch und Wahrheit sichtet:
Meine Kirche steht verödet, meine Treuen sind verirrt —
In der Stadt ist meine Straße, wo man neu mich
kreuz'gen wird!

Und der Herr verschwand; doch eil'ger, als er erst den
Tod geflohen,
Flieht der Jünger jetzt das Leben, dem des Meisters Blicke drohen.
Schnell den Lauf zurückgewendet! Ueber Hellas graut es schon,
Nero's goldnes Haus erglänzet bald als goldner Sonnenthron.

Und die Sonne, die jetzt Freude ausgießt über allen Landen,
Trifft die Christen laut noch jubelnd, den Apostel doch in Banden.
Lauter weinend sah sie jene, als sie wieder sank zu Thal,
Doch ein heiligsterbend Antlitz traf am Kreuz ihr letzter Strahl.

Der Burgelwald

Von

Hermann Müller

Du Land der Uferfranken, du hügelreiche Flur,
Wie schön an Deutschlands Schranken durchschlängelt dich die Ruhr,
Die, noch den wälschen Zungen und wälscher Weise fern,
Auch mein Geschlecht entsprungen! — Dich, Land, besing' ich gern!
Du hegst auch die Olle und ihren Wiesen Punt,
Wo Düren ihre Quelle, bei Jülich ihren Mund.

An Weiler, seinem Gute, kam Karl, der Kaiser, an.
Der theu't mit Frankenblute der Sachsen Land gemein.
Er übte nach dem Streite im Winteraufenthalt
Mit edlem Heergeleite die Jagd im Burgelwald,
Und wisset, wem vor Allen der große Kaiser hold?
Dem besten der Vasallen, dem Sänger Aimerit

Doch eines Tags, da Alle dem Mahle schon genaht,
Und aus des Saales Halle ein schmucker Knappe trat,
Dem sich aus blanker Kanne ein reiner Quell ergoß
Und über goldner Wanne des Kaisers Hand umfloß,
Da beugte tief sich nieder der Sänger Reinold:
„Wenn lieb dir meine Lieder, so sei mir heute hold!"

„Wohl lieb' ich deine Lieder, wohl ist mein Herz dir hold,
Denn nimmer hört' ich wieder in Gütern und in Gold,
Was ich der Treue danke, die du mir zugewandt;
Daß meine Huld nicht wanke, das werde nun bekannt:
Was das Gemüth ergetzen, erfreuen mag den Sinn,
Von allen meinen Schätzen nimm dir das Liebste hin."

„Nie trug ich, Herr, Verlangen nach Gold und Kleinoden,
Nach Ketten oder Spangen, bewahrt in reichem Schrein;
Weil du mir nun zur Bitte gewähret die Gewalt,
Laß mich nach alter Sitte erwerben einen Wald:
Was reitend ich befange in deines Mahles Ruh',
Das theile meinem Sange zu ew'gem Lohne zu."

Der Walter sprach: „Ich sehe, daß dir der Wald behagt,
Wenn du Hirsch' und Reh' so rittlich erjagst.
Du willst in andern Tagen, weil Herrenhuld verlacht,
In einem Walde jagen. So nimm, was du erflehst —
Man führe zu dem Ritte mein schnellstes Roß herbei,
Daß die bescheidne Bitte ihm reich erfüllet sei."

Das war ein rittes Jagen: es stand in weitem Raum
Mit Rossen schon am Morgen umstellt des Waldes Saum.
Man mag ihn kaum umschreiten vom Tage bis zur Nacht,
Er wollt' ihn ganz umreiten, noch eh' das Mahl verbracht.
Drum hielt je ein Genosse ein Roß von Rast zu Rast,
Von Rosse schwang zu Rosse der Jäger sich in Hast.

Willkommen ist erlungen, was seine List ersann.
Im Kluge ward umspannen des ganzen Waldes Bann.
Die Buchen er und Eichen dem Wege nahe fand,
Gelichtet mit Schwertes Streichen er ihres Stammes Rand. —
Nicht wahrte man die Sachen seit Arnold's nahem Ritt,
Wenn nach den Jagdgesetzen das Volk die Mark umschirrt. —

Der Kaiser war zum Mahle den Rittern noch gesessen,
Als siegend in dem Saale der Sänger sich ihm stellt.
Und jener spricht: „Du kehrest ja vor der Zeit zurück,
Ich fürchte, du verfehlest ein gar zu kleines Stück.
Wie mächtig mag dein Wildchen im eignen Parke sein?
Den Hasen und den Hirschen ist dieser Raum zu klein.“

„Nicht dacht' ich, zu erlangen das Lob der Mäßigkeit,
Was reitend ich befangen, ist manche Meile weit.
Verzeih, daß dir zum Frasse ich eine Hirsch erlegt:
Ich hab' umjagt im Fluge des ganzen Waldes Wand,
Wo Buchen ich und Eichen dem Wege nahe fand,
Bezeichnet mit Schwertes Streichen ich ihres Stammes Rand.“

Der Kaiser mußt' entbehren des Waldes Herrlichkeit,
Das Königswort zu ehren, war's ihm auch eben leid;
Er zog ein Wahrzeichen von seiner starken Hand,
Den goldnen Ring zu reichen, der Uebertragung Pfand;
Dann blickt' er prüfend wieder mit herzgesellem Sinn,
Begehrend keine Lieder, auf seinen Sänger hin.

„Dein Schweigen, Herr, bekundet," sprach Arnold schaarn
erglüht,
„Daß meine List verwundet dein königlich Gemüth.
Wohl möcht' es dich betrüben, wenn Geiz den Sänger trieb,
Wenn seines Geistes Ueben nicht treu dem Himmel blieb.
Ob ich des Waldes Meister durch deine Gnade bin,
Ich häue keinen Heister zu eigenem Gewinn.

„Das arme Volk entbehret zum Brande Holz und Torf,
So weit der Wald sich kehret von Zier bis Angelsdorf.
Ich kann dir zwanzig zeigen der Dörfer rings umher,
Das Holz sei nun ihr eigen, so darben sie nicht mehr.
Ich wagte, zu erbitten für sie der Lieder Preis,
Für sie hab' ich umritten des weiten Waldes Kreis."

„Du sparest", sprach der Kaiser, „dem Hof des Holzes Hut.
Doch wähn' ich, wär' es weiser, es bliebe Wald bei Gut.
Ich geb's mit Hand und Munde, mit Rasen und mit Ast,
Und bin zu dieser Stunde im Hofe nur dein Gast.
Drum schenk' uns von dem Besten, den man am Rheine zieht,
Und singe deinen Gästen ein herzerquickend Lied."

Wo er das Lied gesungen, ist lang' der Saal zerstört.
Die Sage unverklungen ihr noch im Volke hört.
Den heil'gen Arnold ehret die Gauenossenschaft,
Bewahrend unversehret des alten Glaubens Kraft,
Und Arnold's Weiler nennet den Weiler Juna und Alt,
Wo man die Scheite brennet aus seinem Bürgelwald.

Gedichte

von

Carl Simrock.

I.

Mit einem Kranze.

1.

Kränze hab ich viel geflochten:
Blatt an Blatte, Stern an Stern.
Stäts in Blumen sprechen mochten
Dichter und Verliebte gern.

Doch nicht Blumen, wie im Lenze
Blühen, wand ich heut dem Kranz.
Nein, zu meinem Liederkranze:
Blumen ohne Duft und Glanz.

Doppelkränze Dir zu winden
Gönnt mir jetzt ein hold Geschick;
Sind auch Blumen schwer zu finden,
Liebe strahlt von Blick zu Blick.

Zu

Aug in Auge magst du lesen,
Was zu singen selten glückt,
Wie du Seele, Sinn und Wesen
Mir berauscht hast und entzückt.

Horche nicht dem Klang der Lieder,
Diese Blumen sind nur Tand,
Küsse mich und küsse wieder,
Fühle so, was ich empfand.

II.

Könnt ein Lied so zärtlich sagen,
Als ein Kuß: ich bin dir hold,
Wollt ich stäts die Saiten schlagen,
Nicht begehren Minnesold.

Doch Gesang muß viel verschweigen,
Was beredt in Küssen spricht;
Lippen, wollt ihr Liebe zeigen,
Küsset nur und singet nicht.

Kurze Lieder, lange Küsse
Ist verliebten Sängers Brauch:
Daß er nicht verschmachten müsse,
Schmilzt sein Lied und wird ein Hauch.

Daß er Singen ganz verlerne,
Laß ihn immer bei dir sein;
Bannt ihn wieder dann die Ferne,
Stellt Gesang sich trostend ein.

III.

Dich können Blumen nicht verschönen.
Vor dir sind alle todt und bleich.
Wer wollte dich mit Reben krönen,
Die Ros und Veilchen bist zugleich?

Bescheidenheit ist eine Krone,
Mehr werth, als alle Kaiserpracht:
In reiner Anmuth prangt und thronet
Sie schämt sich Demant und Smaragd.

Wozu noch Schmuck? wozu Gehänge?
Du schmückst ein einfach häuslich Kleid;
Was sollen Ketten, Ohrgehänge?
Bei dir vergißt man alle Zeit.

Wirst du mit falschen Reizen prahlen?
Dein schönster Reiz ist: du bist wahr.
Doch willst du selbst dich überstrahlen,
So flicht die Myrte dir ins Haar.

2.

Der Unverwundbare.

Locken sind geliebte Schlangen,
Mancher wird des Sinns beraubt,
Wenn sie ringelnd niederhangen
Von des lieben Mädchens Haupt.

Süß mit solchen Schlangen spielen,
Doch es ist verwegner Scherz,
Denn sie züngeln, denn sie zielen,
Und getroffen zuckt dein Herz.

Ich in krausen Lockenhaaren,
Sie bedeuten krausen Sinn,
Wag es, auf- und abzufahren,
Weil ich unverwundbar bin.

So durchschossen, so getroffen,
Wund an Wunde, Stich an Stich,
Darf mein Herz nun Frieden hoffen,
Unverletzlich wähnt es sich.

Schüttle nur die krausen Locken,
Schlangen, zischt und sprühet Gift,
Läute, Stadt, mit allen Glocken,
Wenn es heile Stellen trifft.

3.

Geständniß.

Es war doch schön, von Wein zu singen
Und nicht zu wissen, wie er schmeckt;
Mir will kein Lied auf ihn gelingen,
Seit kaum ein Fläschchen täglich kleckt.

Noch schöner war es, ihn zu nippen
Am seltnen Tag, beim hohen Fest;
So wohl behagt' er nie den Lippen,
Seit ihn die eigne Kelter preßt.

Als einst mir ein bezechter Bruder
Die volle Flasche niederstieß,
So schmerzte jüngst mich kaum ein Fuder,
Das ich im Sand verrinnen ließ.

Wie gerne sang ich auch vor diesem
Mit Waldhorn von dem süßen Klee,
Vom grünen Wald, vom Schmelz der Wiesen!
Denk ich nun dran, so wird mir weh.

Bei Wiesen denk ich ans Bewässern,
Beim Wald, daß er zu langsam wächst,
Beim Kleefeld, wie die Pacht zu bessern:
Da stockt das Lied, als wärs verhext.

1.

Klage
eines vergessenen Vergißmeinnichts.

Ja, vergessen, es ist gewiß, vergessen
Hat sie mein, und verschmachtend muß ich sterben!
Traue Keiner dem Glücke, wenn es lächelt:
Nur Verderben ersinnt es und Beschämung;
Niemand täusche des Himmels heitre Bläue;
Ein Gewitter ist nah, der Blitz erschlägt dich;
So erging es mir heut, ich bin das Beispiel!
Wie vom Gipfel des Glücks herabgeschleudert,
Erst bewundert und schmählich nun vergessen
Von der Schönen, die ich nicht kann vergessen!
An der Wiege schon war mir dies gesungen,
Und entrinnen dem Schicksal ist unmöglich.
Mich zu schützen versuchten sie vergebens,
Als die Aeltern Vergißmeinnicht mich nannten,
Daß mein Name dereinst an mich erinnre,
Und die Liebliche mein gedenken müsse,
Die mein doch nun vergißt und so mich tödtet!
Denn vergessen, es ist gewiß, vergessen
Hat sie mein, und verschmachtend muß ich sterben!

Reizend trat sie daher, mit Elfenfüßen,
Einer Reh vergleichbar, wenn sie aufblickt,
Hold von Stimme, wie Maienwinde säuselnd
Im entblühenden Baum, wie Quellen tönen
In der Nacht, wenn die Welt umher verstummt.
Alle trat sie herbei, und niedersinkend
Ihres herrlichen Haupts umleckte Zofle
Zu den Beeten und Scherben, drin wir blühten.
Stand sie lange, wie unentschieden wählend.
Welker atmeten die Rosen, schnell erschlossen
Ihre Kelche die Hyazinthen, fuhre
Düfte strömten Narcissen und Vanillen.
Und doch wählte sie mich, ja, mich vor allen,
Vor den Rosen und vor den Hyazinthen,
Die Narcissen, Vanillen ließ sie duften,
Wählte mich von der ganzen Schar der Blumen!
Ausgegraben behutsam mit der Wurzel
Sollt ich künftig bei Ihr im Zimmer blühen,
Bei den Blumen, die Sie erzog, den Veilchen,
Die Bescheidenheit lernen bei der Guten.
Täglich hätte mich ihre Hand begossen,
Lieblich wär ich erblüht in solcher Nähe,
An dem feinsten Strauch der schwarzen Augen.

Mir schien es bestimmt, sie einst zu verderben.
Im Erwachen gedacht ich fast vor Freuden,
Daß dies selige Loos mir sei beschieden.
Doch nicht sollt es geschehn, das Schicksal wehrt' es.
An den Wänden umher in goldnen Rahmen
Hingen dunkle, gemalte, todte Bilder.
Die beschaute das lichte Bild des Lebens,
Und die lebende Blume ward vergessen.
Denn vergessen, es ist mein Tod, vergessen
Hat sie mein, und verschmachtet sterb ich Arme.

5.

Freiheit und Gesetz.

„Die goldne Freiheit schwand;
Wohin ist sie geflohn?
Verließ sie unser Land
Und zog zum Feind davon?"
Sie wieder einzubringen,
Und wie es mit Gewalt,
Mit Flegeln und mit Schlingen
Zog eine Schar zum Wald.

Wo auf beeisten Höhn
Die kühne Gemse hauset,
Da thronet die Freiheit schön
Und blickt herab und lauset:
„Ihr werdet mich nicht kriegen,
Der Fels ist schroff und kahl;
Ein tausend Mal entgangen,
Entgeht auch dieses Mal.

„Doch laßt uns Freunde sein
Und höret meinen Rath:
Ich hab ein Schwesterlein,
Die tanzt für einen Staat;
Sie wohnt in jener Halde
Und heißt Frau Industrie:
Der reichet das Geschmeide,
Ihr werdet Alle froh!“

Da zog die Schar dahin,
Wo sie die Schwester fand;
Bald herrscht als Königin
Frau Industrie im Land.
Die Städte stehn in Flammen,
Der wilden Würger Wuth
Bricht Zucht und Recht zusammen,
Es fließt der Bürger Blut.

„Der Vater schlägt den Sohn
Der Sohn den Vater todt:
Ist das nun unser Lohn?
O Himmel, sieh die Noth!
Wir müssen all verderben;
O welch ein Ungewinn!
Doch eh die Bürger sterben,
Soll es die Königin!“

Die Fürstin wird entthront;
Da war der Jubel groß:
Hin, wo die Freiheit wohnt,
Schleppt man Frau Jägellos:
„Der Schwester Heergesinde
Sann nur auf Raub und Mord:
Nimm du nun selbst die Binde
Und sei uns Schutz und Hort!“

Die Freiheit sprach: „Ich kann
Nicht eure Fürstin sein:
Mein Reich ist dieser Tann
Und jener Berg von Stein.
Doch hab ich eine Muhme,
Die, wenn ihr sie erkürt,
Zum Frieden und zum Ruhme
Euch sichre Wege führt.

„Sie wohnt in jenem Thal
Und wird Geſetz genannt:
Weh, daß ſie nicht befahl
Stäts über Meer und Land!
Kein König auf der Erden
Hat größer Recht zum Thron:
Will ſie die Eure werden,
So iſt gewiß der Lohn.“

6

Kurz und Lang.

Izenene.

Streitende Franz Knaller.
Karl Joseph Simrock.

Franz.

Joseph, auf und halte Stand:
Es gelüstet mich, zu streiten!
Liebesangelegenheiten
Sind ein, hoff ich, wohlbekannt.
Gibts auch heut in keinem Land
Liebeshöfe mehr, ich meine,
Dennoch drinnen wirs ins Reine
Wie man recht entscheiden muß
Ob ein einzger langer Kuß
Besser thut, als viele kleine.

Joſeph.

Wär ich Bräutigam wie du,
Franz! ſo wollt ich Niemand fragen,
Nur Erfahrung kann es ſagen;
Forſchend küßt ich immer zu.
Mich läßt lange ſchon in Ruh
Lieblich kußliches Verlangen;
Doch wenn ich entweder bangen
Oder mich entſcheiden ſoll,
Wohl, ſo bin ich ohne Groll
Gegen kleine, für den langen.

Franz.

Selber mir — als Parentheſen.
Freund! nimm dieſe Worte hin —
Ward für eben deinen Sinn
Oftmals ſchon der Text geleſen;
Doch wie auch mein Sinn geweſen,
Ohne Hehl und ohne Liſt,
Kund ichs dir zu dieſer Friſt,
Daß ich nur den Anwalt mache,
Aber daß des Schützlings Sache
Mehr als meine werth mir iſt.

Wär, gründlich informirt,
Ich ein Schüler doch von Hegel.
Alles dann hätt ich nach der Regel
Dir das Küssen deducirt.
Dieses, bis ich ihn studirt,
Will ich vor der Hand verschieben,
Aber keck sei es geschrieben,
Macht es dir auch gar Verdruß:
Freund, es ist ein langer Kuß
Gar nicht mehr ein Kuß geblieben.

Joseph.

Hegel lehrt (und reinen Wein
Schenkt er ein): es ward das Leben
Nur zum Küssen uns gegeben,
Sollt ein langer Kuß nur sein.
Doch einst fiels dem Menschen ein,
Eine Weile zu pausiren,
Und er thats und ging spazieren:
Dieses war der Sündenfall;
Wir zur Strafe müssen all
Nun ein Theil der Zeit verlieren.

Franz.

Darum werd ich nicht zurück,
Was ich sagte, nehmen müssen,
Denn noch zeigst du nicht zum Küssen,
Zum Pausiren nur Geschick.
Wisse, nur der Augenblick
Darf die Sterblichen erfreuen;
Aber laß das Ende dräuen
Auch dem allerschönsten Kuß,
Joseph, kannst du den Genuß
Doch unendlich oft erneuen.

Joseph.

Armer Freund, du stehst noch ganz
Auf dem Standpunct der Entzweiung;
Zur Versöhnung und Befreiung
Bringst dus nimmer, lieber Franz,
Willst du so den Myrtenkranz
Mit unheilgem Mund zerpflücken.
Nur zu schnell ist das Entzücken
Schon verrauscht, zu kurz die Lust,
Weil du Athem holen mußt,
Und du willst sie noch zerstücken?

Franz.

Freund, mir fällt Prometheus ein.
Der ſich kühnlich unterwunden,
Was der Götter Kunſt erfunden,
Blöden Menſchen zu verleihn.
Sieh, wie er zu ſeiner Pein,
Den ihm Jupiter geſchicket,
Jenen Adler ſtäts erblicket,
Feſtgeſchnallt am Kaukaſus.
Joſeph, ſorge, daß dein Kuß
Dich nicht einmal gar erſticket.

Joſeph.

Wär es nicht ein Eigenmord,
Möcht ich ſolchen Tod wohl leiden:
Im Verſcheiden währt uns beiden
Dann der Kuß im Himmel fort.
Und am wunderſchönen Ort
Finden wir den ewgen Frieden;
Dir iſt nimmer Ruh beſchieden.
Höllenſtrafe nenn ich das,
Denn am bodenloſen Faß
Füllſt du der Danaiden.

Franz.

Nach unrühmlichen Maximen
Hast du dich für todt bekannt,
Joseph, und um jenes Land
Will der Kampf sich nicht geziemen. —
Du bist todt — doch der Decimen
Gleiches Loos betrübt mich fast:
Drum noch einmal, mir zur Last,
Will ich dir das Leben schenken;
Auf und wolle dich bedenken,
Was du sonst zu sagen hast.

Joseph.

Todt? Nicht ganz, im ewgen Leben
Leb ich fort und bin gesund,
Aber du im Höllenschlund
Führst ein Leben gar nicht eben,
Wo dir leider nicht gegeben,
Aufzuschaun vom Tartarus
Zu der Selgen Vollgenuß,
Die in Glanz und Schimmer wohnen,
Und nichts ahnen von Tenzonen
Ueber kurz und langen Kuß.

Da wir alſo beide todt
Und nicht mehr auf Erden wandeln,
Iſt dies Thema zu verhandeln
Uns im Grunde wenig noth.
Doch weil Unvollbrachtes droht
Uns im Jenſeits noch zu ſtören,
Mag ich gern dich weiter hören:
Darum ſage, trägſt du noch
Unſrer Küſſe ſchmählich Joch,
Oder willſt du ſie verſchwören?

Franz.

Treu verbleib ich meiner Pflicht,
Joſeph, und von dir geſchieden
Treffen wir uns auch hienieden
Und im Jenſeits ſelber nicht.
Doch daß um dies Kampfgedicht
Nicht ein Haß in uns entbrenne,
Bitt ich dich, Juriſte, nenne
Einen, den die Welt im Jus
Von dem kurz und langen Kuß
Als erfahren anerkenne.

Joseph.

Einſten rieth ein Dichtermund:
Nicht zu liebeln, leis mit Augen,
Sondern feſt ſich anzuſaugen
An geliebter Lippen Rund:
Thät uns Der Entſcheidung kund,
Franz, ſo wär ichs gern zufrieden;
Doch gleich mir fand Himmelsfrieden
Dieſer weiſe Practicus:
Alſo bis zum jüngſten Kuß
Bleibt der Streit uns unentſchieden.

7.

Die Schule der Stutzer.

„In ſolchem Staat, ihr Herrn vom Rath,
Mit Seide, Gold und Bändern?
Wohl ziemt der Glanz zu Spiel und Tanz,
Zum Reihen oder Ländern;
Zu ernſten Dingen ziemt er nicht:
Drum halt ich heute kein Gericht,
Auf, laßt uns fröhlich jagen!“

Das Hifthorn ſchallt im grünen Wald,
An Seilen bellt die Meute,
Dem Freudenſchall erjauchzen all
Die flinken Jägersleute.
Der Kaiſer weiſ't ſie manchen Pfad,
Wo ſich viel Wilds verborgen hat:
Nur zu durch Dick und Dünne!

Ihm folgen gern die ſchmucken Herrn,
Wie ließen ſie ſich mahnen?
Doch mancher Dorn nimmt ſie aufs Korn
Und zerrt an ihren Fahnen.
Viel bunte Flitter flattern fort,
Ein Läppchen hier, ein Läppchen dort,
Sie müſſen Wolle laſſen.

Im ſchlichten Rock hat manchen Bock
Der Kaiſer abgefangen.
Sie trafen nie, ſtäts blieben ſie
An einem Dornbuſch hangen.
Der Kaiſer lacht: „Ach, wie zerfetzt!
Ihr wurdet heute ſelbſt gehetzt;
Ein ander Mal ſeid klüger!“

8.

Walther von Birbach.

Walther von Birbach, der kühne Mann.
Dienet Marien!
Sein Sinn auf neue Siege sann.
Alle Himmel bieten ihr Ehre.

Zu Darmstadt ist ein Festturnier,
Dienet u. s. w.
Drum sprengt er durch das Waldrevier.
Alle Himmel u. s. w.

Was begegnet ihm auf der Haide?
Maria im weißen Kleide.

„Maria, Himmelskönigin!
Heut gib mir Sieg, du Siegerin!"

Sein Herz in Freuden schwimmt und schwebt,
Wenn er den Blick zur Jungfrau hebt.

Wohin ist ihm der Geist entrückt?
In Andacht kniet er wie verzückt.

Das nimmt die Benedeite wahr,
Da steigt sie nieder vom Altar,

Hebt ihm den Helm vom Haupte sacht,
Schon deckt er goldner Locken Pracht.

Den Panzer löst sie leis und scheu
Und schnallt ihn an, die schöne Frau.

Sie nimmt ihm Halsberg, Schwert und Schild
Und spornt sein Roß durchs Kornfeld.

Nicht lange währt's, er ist zurück,
Gibt Alles wieder Stück für Stück.

Sie rührt ihn mit dem Finger kaum,
Da kehrt sein Geist aus heißem Traum.

Noch einmal neigt er sich dem Bild
Und spornt sein Roß durchs Kornfeld.

„Herr Ritter, weilt ihr zum Turnei?
Zu spät, zu spät, schon ist verbei."

Und wer ists, der den Sieg gewann?
„Walther von Birbach, der kühne Mann."

Walther von Birbach? spottet nicht,
Sonst fühlt ihr seines Arms Gewicht!

Doch wie er ritt zum Thor hinein,
Ihm neigen alle Fähnlein.

Und wie er lauscht, thut jeder Mund
Mit Preisen seinen Namen kund.

Drei Ritter kommen vom Turnei:
„Ach, edler Sieger, gib uns frei!

„Wir bieten hohes Lösegeld,
Dein starker Arm hat uns gefällt."

Da tagt es in des Ritters Sinn:
„Maria war die Siegerin." —

„Nicht meine Kraft hat das gethan:
Kein Lösegeld darf ich empfahn.

„Ihr müsset dienen lebenslang,
Dienen Marien!
Der lieben Frau, die euch bezwang,
Alle Himmel bieten ihr Ehre."

9.

Die Felsenkirche zu Oberstein.

Ich komm als ein büßender Pilger gegangen,
Vergebung der Sünden, Herr Pabst, zu erlangen.
Die Firnen der Alpen, den ewigen Schnee
Schon hab ich geröthet mit blutendem Zeh.

„Laß dein Verzeihen uns, Ritter, erfahren;
Die wir die Schlüssel des Himmels bewahren,
Und haben dich Flammen der Reue durchwallt,
Uns wurde zu binden, zu lösen Gewalt.“

Wohl muß ich unseliger That mich verklagen:
Ich habe den eigenen Bruder erschlagen.
Von der Väter Schloß auf ragendem Stein
Warf ich hinab sein zerschmetternd Gebein.

„O wehe, wie sprichst du gelassenes Muthes!
Gedenke des himmelaufschreienden Blutes.
Kein Opfer versühnte, vertilgte die Spur,
Ihr schaudert, im Tiefsten empört, die Natur.“

Mich reizte der Bruder auch widernatürlich:
Er wußte zu wohl, wie mir unwillkürlich
Jede Faser erbebte, das Blut mir gerann,
Wenn eine Katze mich schleichend umspann.

Da steckte der Bruder mir, heiliger Vater,
In den Stiefel den scheußlichen, blinzenden Kater.
Ich fuhr hinein, und wie wund ich bezahlt!
Das hat mit dem Leben der Spötter gebüßt.

„Nein, lächelt nicht, Säulen des römiſchen Stuhles,
Beweinet die Seele, die Beute des Pfuhles.
Sie ward nicht vom Feuer der Reue durchloht,
Ihr iſt mit dem ewigen Feuer gedroht.

„Du bateſt um Segen, ich ſollte dir fluchen.
Geh hin in die Wüſte, Zerknirſchung zu ſuchen.
Du findeſt bei Thieren wohl menſchlichern Sinn:
Da wohne, ſo iſt es der Welt ein Gewinn.

„Doch fühlſt du im Buſen die Folter ſich regen,
So haben wir Buße dir aufzuerlegen:
Kehr heim mit gebrochenem, ſeufzenden Muth,
Und gib an die Armen dein Geld und dein Gut.

„Und wo der Erſchlagne vorübergefallen,
Da laſſe die Schläge des Hammers erſchallen,
Erweiche mit Thränen den harten Stein
Und grab eine Kirche dem Felſen ein.“

Der ſtrafenden Worte ging keines verloren,
Sie waren ihm Dolche, ſein Herz zu durchbohren.
Er hatte ſich ſelbſt wie im Spiegel geſehn,
Ein Scheuſal, mußt er entſetzt ſich geſtehn.

Nicht brauchst' er in Wüsten Zerknirschung zu suchen,
Er möchte sich selber viel härter noch fluchen.
Da wandt er sich heim mit gebrochenem Muth
Und gab an die Armen sein Geld und sein Gut.

Und wo der Erschlagne vorübergefallen,
Da ließ er die Schläge des Hammers erschallen,
Erweichte mit Thränen den harten Stein
Und grub die Kirche dem Felsen ein.

Er hämmerte fleißig den Tag und die Nächte,
Und sank ihm ermattet die nervige Rechte,
Du büßest, gedacht er, den Brudermord,
Und hämmerte wieder und meißelte fort.

So trieb er es Jahre lang, ohne zu stocken:
Da luden zur Kirchweih fröhliche Glocken,
Und als die Gemeinde versammelt war,
Der Graf lag todt vor dem Hochaltar.

Da sangen die Chöre: Nimm diesen nach oben:
Er gab uns dies Haus, Dich zu flehn und zu loben.
Denn Dein ist der Preis und die Ehre sei Dein.
Du schmelzest die Herzen und schmeidigst den Stein.

10.

Der Rattenfänger.

Das Rattenfangen iſt nicht ſchwer,
Wer nur die Kunſt begreift:
Ich fang euch gleich ein ganzes Heer
Eh ihr ein Liedchen pfeift.

Seht, dieſer ſchlanke Haſelſtock
Iſt alles, was man braucht;
Den hab ich einem alten Bock
Ins Eingeweid getaucht.

Hier lieg er vor der Kirchenthür
Am halben Feiertag;
Viel Leute wandeln gleich herfür
Vom alten, frommen Schlag.

Da kommt der Amtsverwalter ſchon,
Der ſich nicht bücken kann,
Er ſieht den Stock und geht davon,
Der ſteifgeſeßne Mann.

Der Herr Magiſter ſieht ihn nicht.
Er trägt zu hoch das Haupt;
Sonſt hätt er manchen armen Wicht
Damit noch ausgeſtaubt.

Der Cantor ſchreitet ernſt vorbei;
Der Stolz iſt abgeſchmackt:
Er ſchlüge doch der Cicerſei
Gar fein damit den Tact.

Da kommt der Schultheiß angerannt
Und ſtolpert drüber her;
Er macht es morgen gleich bekannt,
Verpönt ſei das und ſchwer.

Der Schneider hat wohl nicht den Muth
Zu heben ſolche Laſt;
Auch wittert er vom Rock das Blut,
Und das iſt ihm verhaßt.

Der Müller hat ihn kaum geſehn
So greift er nach dem Stock:
Der, denkt er, muß mir zierlich ſtehn
Zu meinem weißen Rock.

Viel Glück, Herr Mahlmehl, zu dem Fund,
Es kleidet euch gar fein:
Nun geht ihr zu dem Mahlenzaund
Doch diesmal nicht allein.

Und wie er aus dem Städtchen schritt,
Hier springts und dort hervor
Und raschelt hinter seinem Tritt,
Ein langgeschwänzter Chor.

Aus allen Winkeln, jedem Riß
Huscht eine Rattenschar:
Wo hat der Müller seinen Witz?
Er wird es nicht gewahr.

Nun stapft er rüstig querfeldein:
Da fährts aus jedem Loch,
Und von der Wiese hinterdrein
Ziehn tausend Ratten noch.

Jetzt wispertś, pfeift es um ihn her
Und läuft ihm schon voraus:
Sie wollen eher gar als Er
Gelangen in sein Haus.

Die spuken in der Mühle nun
Bis an den jüngsten Tag:
Es läßt ihn keine Stunde ruhn,
Wie er sich wehren mag.

Wie schnell das Rattenfangen ging!
Wohl ist die Kunst nicht groß:
Doch leider, wer sie einmal fing,
Wird sie so bald nicht los.

11.

Das Pferd als Kläger.

In jenen Zeiten, die wir preisen,
Davon noch gern die Sage spricht,
Da hielt mit König Karl, dem Weisen,
Als Schöffe mancher Held Gericht.

Ein Glöckchen hing im Waldesschatten,
Man hört' im Schlosse, wenn es klang:
Da kamen, die zu klagen hatten,
Und zogen an der Glocke Strang.

„Wohlauf, das Glöckchen hör ich hallen,
Laßt schauen, wer Gerichts begehrt."
Sie traten aus des Schlosses Hallen:
Da zog den Strick ein lahmes Pferd.

„Das ist ein wunderlicher Kläger:
Wer will dem Stummen Rede leihn?
Der Armen und der Waisen Pfleger,
Du, Eckart, sollst sein Anwalt sein." —

„Der besten Redner bin ich keiner,
Eckart ist allem Hader feind.
Hier eurer Ritter ist es einer,
Den dieses Pferdes Klage meint.

„Es hat ihn feurig einst getragen
Von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg.
Man sah es stolz die Scholle schlagen,
Wenn ers im Waffenschmuck bestieg.

„Die Ehre dankt er hehem Streben,
Er dankt den Ruhm dem tapfern Arm.
Dem Rosse schuldet er das Leben:
Es trug ihn aus der Feinde Schwarm.

„Da gab er ihm viel Schmeichelnamen
Und Leckerbissen mannigfalt;
Doch Jahre gingen, Jahre kamen,
Auch dieses edle Roß ward alt.

„Nun lahmt sein Fuß zu raschem Laufe,
Blind schwankt es an der Grube Rand;
Da gönnt er ihm vor seiner Raufe,
Vor seiner Krippe keinen Stand.

„Es irrt, aus seinem Stall verwiesen,
Umher, und sucht ein Hälmchen Stroh,
Und Niemand ist auf Feld und Wiesen
Des ungebetnen Gastes froh.

„Gescheucht, geworfen und geschlagen
Lief es hieher und fand den Strang,
Der Hunger trieb, ihn zu benagen,
Bis diese Glocke sich erschwang.

„Die Glocke fühlte mit dem Armen,
Ihr war der schnöde Undank leid,
Zum Himmel rief sie um Erbarmen,
Zum König um Gerechtigkeit.

„Ihr weisen Richter mögt erkennen,
Was diesem edlen Thier gebührt;
Den Ritter will ich nicht benennen,
Ich warn ihn nur, daß er's verführt.“

Da rief der Letzte wie der Erste,
Da rief der schuldge Ritter auch:
„Bis an den Bauch in goldne Gerste,
In goldnes Korn bis an den Bauch!“

12.

Die halbe Flasche.

Geschlagen war die blutge Schlacht,
Den Wahlplatz räumte Schwedens Macht.
Die Dänen freuen sich des Sieges,
Doch sind der Opfer viel des Krieges:
Beisammen liegen Freund und Feind,
Der grimme Tod hat sie vereint;
Wer aber noch ein Glied mag rühren,
Den wird kein wunder Nachbar stören:
Erbittert kämpfen zwischen Leichen
Halbtodte fort, bis sie erbleichen.

Unter der heißen Sonne Glut
War auch ein alter Corporal,
Von Ruhm bedeckt und Feindesblut,
Doch schier verschmachtet in der Glut
Des Tages; heiß war's hergegangen,
Und heißer Durst hält ihn befangen.
Die Zunge klebt ihm fest am Gaum,
Umsonst durchspäht er rings den Raum
Nach einem Labetrunk, da schaut
Er neben sich und jubelt laut:
Aus eines todten Dänen Tasche
Blickt eine wohlgefüllte Flasche.

Die setzt er durstig an den Mund
Und öffnet schon den trocknen Schlund,
Da hört er einen Schwerwunden schrein,
Dem eine Kugel nahm das Bein:
„Mir her, beim Himmel, hab Erbarmen,
Ich sterbe!" — Ihn jammerte des Armen,
Und gleich, der eignen Noth vergessen,
Hat er den Raum zu ihm durchmessen,
Reicht ihm den Trank mit milder Hand.

Da hat der Schwed den Feind erkannt,
Und Grimm tritt an des Durstes Stelle.
Undankbar schießt der Mordgeselle
Die Flinte nach dem Corporal,
Der sich erbarmt hat seiner Qual.
Doch diesen schützt ein guter Geist,
Der die Kugel andre Wege weist:
Lebendig steht er vor dem Feind,
Der sich ein Kind des Todes scheint.

„Das hast du nicht umsonst gethan!"
Rührt ihn der Dane zürnend an:
Die Flasch er rasch zum Munde hebt,
Und schlürft und schlürft, bis er begräbt
Die Flasche bald in seinem Magen.
„Den Lohn hast du davon getragen,
Siehst du, mit deinem dummen Schießen:
Du solltest sie erst ganz ernähren,
Deinen Wunden zu einer Salbe;
Nun aber kriegst du nur die halbe."

Was von den Beiden war geschehn,
Ein Dänenhauptmann hats gesehn:
Dem König eilt es der zu melden —
Bald lohnt ein Adelsbrief dem Helden:
„Und eine Flasche, halb mit Wein
Gefüllt, das soll sein Wappen sein.“

13.

Warnung vor dem Rhein.

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rathe dir gut:
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth.

Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär es ein adlig Geschlecht;
Gleich bist du mit glühender Seele dabei:
So dünkt es dich billig und recht.

Und zu Schiffe, wie grüßen die Burgen so schön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie klimmst du zu schwindelnden Höhn
Und blickst hinab in den Strom!

Und im Strome, da tauchet die Nix aus dem Grund,
Und hast du ihr Lächeln gesehn,
Und sang dir die Lurlei mit bleichem Mund,
Mein Sohn, so ist es geschehn:

Dich bezaubert der Laut, dich bethört der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus:
Nun singst du nur immer: „Am Rhein, am Rhein“,
Und kehrst nicht wieder nach Haus.

Roland.

Von

Ferdinand Freiligrath

(Juli 1839.)

Es war im Holz; — wir schritten durch die Gründe,
Wo sich verbirgt die angeschoßne Hinde;
Wo nur durch Blätter niederblitzt das Licht,
Wo mit dem Horne sich das Beil bespricht.

Rings tiefe Stille; nur die wilde Taube
Hebt an ihr Girren über uns im Laube;
Die Quelle nur bricht murmelnd durchs Gebüsch,
Die alten Bäume nur wehn träumerisch.

Die Buche klagt, es flüstert leis' die Esche;
Fernab das Pochen einer Eisenwäsche;
Dazu mein Stab, der rauh den Fels berührt —
Das ist die Sprache, die der Bergwald führt.

Ich horcht' auf sie mit innerlichem Schauer;
In meine Waldluft stahl sich süße Trauer;
Es schlug der Fels, es schlugen Eich' und Tann'
Die tiefsten Saiten meiner Seele an.

Ich dacht' an Roland und die Pyrenäen; —
O, wär' auch ich zu solchem Loos ersehen:
Ein kämpfend Leben, Saracenenflucht,
Und das Signalhorn in der Todesschlucht!

Der Kampf ist da: — keck steh' ich bei der Fahne;
Gezückt seit Jahren schimmert Durindane;
Es drängt der Feind mein Lager spät und früh;
Mein Hüfthorn schlummert: meine Poesie!

Es träumt und schlummert ernst an meiner Seite,
Es ruht und sinnt, indeß ich selber streite.
Wild nur zu Zeiten, mit gebrochnem Stoß
Den Kampf belebend, birst sein Schmettern los.

All meine Lieder — nichts, traun, als Fanfaren,
Mich zu ermuth'gen und mich frisch zu wahren;
Blutrünst'ge Klänge, rauhe Melodie'n,
Die beim Verschnaufen meiner Brust entfliehn!

Wie dürft' ein Krieger Anders auch ersinnen? —
Die Hand ans Schwert, willst du die Schlacht gewinnen!
In deine Waffen athme deinen Zorn,
Am Gürtel feiern laß dein Silberhorn!

Wer schon gesiegt, der schmettre Siegesweisen:
Du weck' den Schall des Eisens auf dem Eisen!
Fanfaren? — Sei's! — Ein keck und kurz Signal
Sei dir vergönnt zu schleudern durch das Thal!

Allein erst dann ein voll und mächtig Tönen,
Wenn du erlegt den wilden Saracenen;
Wenn du den Stolzen, sammt des Panzers Fall,
Hin auf den Boden nun gerungen hast!

In einer Schlacht, wie Roncesval und diese,
Zu deinen Füßen todt dann liegt der Riese;
Allein du selbst auch bist zum Tode wund —
O dann dein Horn, dein Hüftchorn an den Mund!

Bei deines Blutes mächtigem Verströmen
Ein letzter Ruf an Karl, den großen Oehmen!
Ein voller Schrei, der Alles, Alles sagt,
Was du erwollt, errungen und gewagt!

Der es verhaucht in raſchen Athemzügen.
Was im Gefechte männlich du verſchwiegen!
Ein letztes Beichten und ein letztes Grau'n —
Die Signatur zu deinem ganzen Sein!

Ha, welch ein Dröhnen! — Rings die Felſen klingen;
An deinem Hals die blauen Adern ſpringen;
Ihr allein vernimmt es jeder Streitgenoß,
Vernimmt es zitternd, wendet kurz ſein Roß.

Der Kaiſer naht, es nahn die Paladine —
O Gott, dein Blut entrieſelt jeder Schiene!
Sie ſtehn im Kreiſe ſtill um dich herum;
Dein Auge bricht — dein Silberhorn iſt ſtumm!

Ein dumpfes Beben drauf durchrollt die Wieſe:
„Des Lebens Drang — es iſt ein grimmer Rieſe!
Dem Ernſten Ehre, der ihn treu beſtand!
Legt ihn ins Grab, ſein Hüfthorn in der Hand!“

Ha, ſolch ein Loos! — Aufſchauert leiſ' die Eſche;
Fernab das Pochen einer Eiſenwäſche;
Vorüber zagt Gewitterwolkenflucht,
Und ſchwarz und ſchwärzer wird die Felſenſchlucht.

Rheinisches Jahrbuch.

Herausgegeben von

F. Freiligrath, C. Mayerath und K. Simrock.

Zweiter Jahrgang.

Köln a. Rh.
M. DuMont-Schauberg.
1841.

Rheinisches Jahrbuch.

1841.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Yf 74-2
1847

Inhalt.

Seite

Die Glücksritter. Novelle von Joseph Freiherrn von Eichendorff 1

Die Verlobung. Novelle 59

Die poetischen Frauen. Eine Arabesken-Skizze von Levin Schücking 117

Kritiken von C. Mayerath 159

Episches.

Aus Tristan und Isolde. Gedicht in Romanzen von Karl Immermann 219

Aus dem Parzival des Wolfram von Eschenbach übersetzt von K. Simrock 289

Lyrisches.

J. Ch. Frhr. von Zedlitz.

1. Die Kirchweih zu Unkel.

I. Die Wallfahrt 343

II. Dichtergruß 345

2. Liebesahnung.

I. Das Mädchen 347

II. Der Knabe 348

Seite

Wilhelm Ganzhorn.

1. Der Rhein 350
2. Auf dem straßburger Münster 351
3. Auf dem Dampfschiff 353
4. Die Nibelungen 354
5. Des heiligen römischen Reichs Kriegsrüstung . 354

E. Maperath.

Zwölf Lieder 356

Nicolaus Becker.

1. An Alphons de Lamartine 365
2. Schiffsgüter 366

Levin Schücking.

1. In die Ferne 367
2. Friedenssaal zu Münster 368

Ferdinand Freiligrath.

1. Auf dem Drachenfels 370
2. Mit Unkraut 371
3. Ruhe in der Geliebten 373
4. Aus einem Cyklus 374
5. Gedichte aus dem Englischen.
   I. Der spanische Page. (Nach Miß L. E. Landon.) 375
   II. Der letzte Wunsch. (Nach Mrs. Felicia Hemans) 377
   III. An Marie. (Nach William Cowper.) . 379

Seite

Wolfgang Müller.

1. Rheinfahrt 382
2. Sonſt und Jetzt 383
3. Getrennte Liebe 384
4. Glückliche Liebe 385
5. Seemann 386
6. Coronata 387
7. Johann von Böhmen 390

Guſtav Pfarrius.

Aus den Waldliedern 392

Friedrich von Sallet.

1. Ewiges Werden 399
2. Lied des Verfolgten 400

J. M. Hutterus.

1. Der Räuber und ſein Weib 402
2. Marie 404

Ludwig Braunfels.

1. Im Himmel 406
2. Nimmer wieder 406

Lorenz Diefenbach.

Welt und Wald 408

Louiſe von Bornſtedt.

Liebeslied 410

B. Eſſer.

Der Bandit 412

Seite

Laurenz Lerſch.

Luftfahrt 413

K. A. Mayer.

1. Der Wanderer in der Nacht 415

2. Der Verlegene 416

Gottfried Kinkel.

Im Vaterlande 418

Alexander Kaufmann.

1. Trennung 421

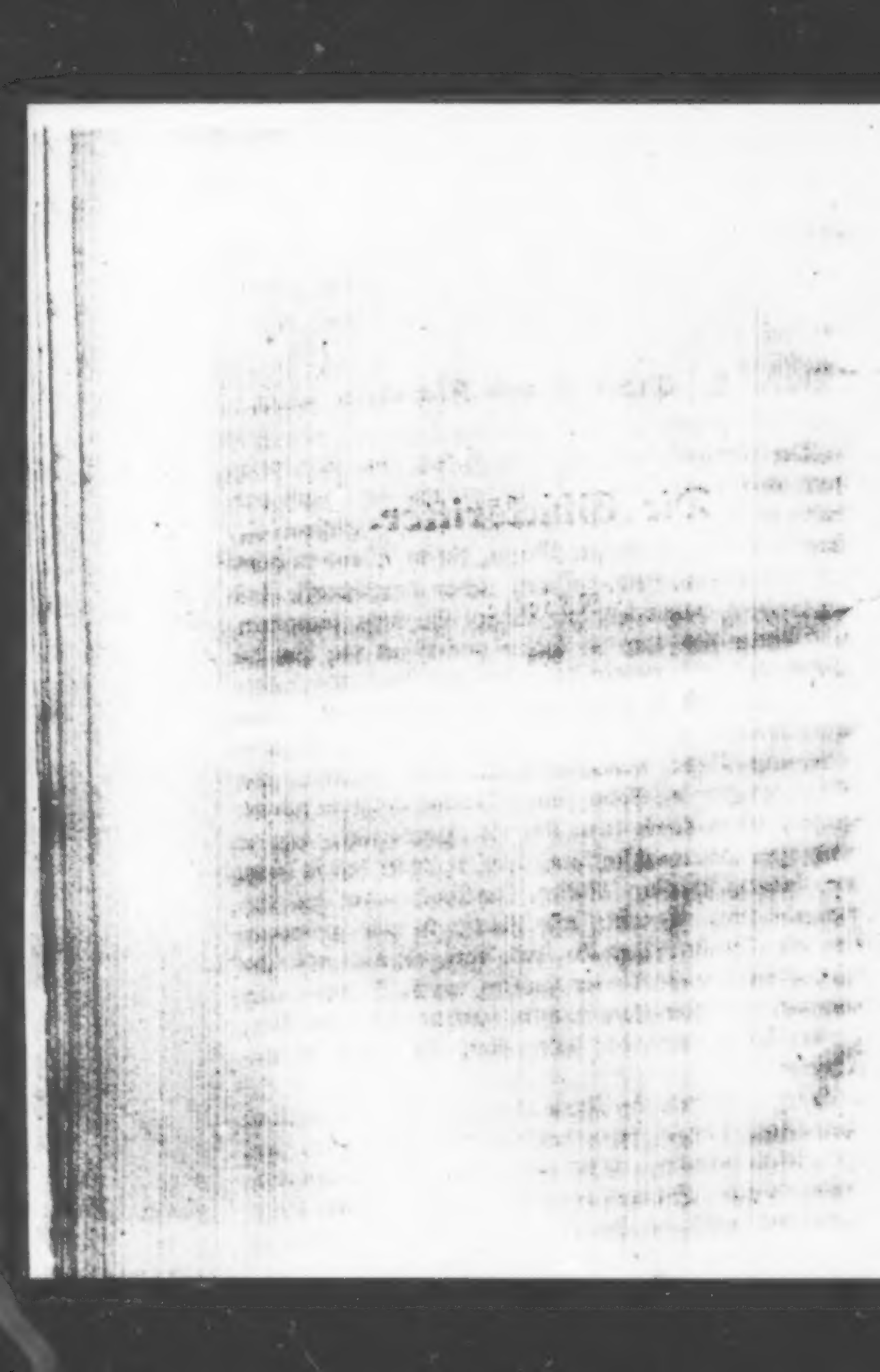
2. Heimkehr 421

Die Glücksritter.

Novelle

von

Joseph Freiherrn v. Eichendorff.



1. Suppius und Klarinett.

Der Abend funkelte über die Felder, eine Reisekutsche fuhr rasch die glänzende Straße entlang, der Staub wirbelte, der Postillon blies; hinten auf dem Wagentritt aber stand vergnügt ein junger Bursch, der im Wandern heimlich aufgestiegen, bald auf den Zehen langgestreckt, bald sich duckend, damit Die im Wagen ihn nicht bemerkten. Und hinter ihm ging die Sonne unter und vor ihm der Mond auf, und manchmal, wenn der Wald sich theilte, sah er [illegible] seine Fenster glitzern im Abendgold, dann einen Thurm zwischen den Wipfeln und weiße Schornsteine und Dächer immer mehr und mehr: es mußte eine Stadt ganz in der Nähe sein. Da zog er geschwind die Aermel seines Rocks tiefer über die Handgelenke, denn er hatte ihn ausgewachsen, auch war er schon etwas dünn und spannte über dem Rücken. Im Walde neben ihm aber war ein großes Gefunkel und Zwitschern und Hämmern von den Spechten, bald da, bald dort, als wollten sie ihn necken, und die Eichkätzchen guckten um die Stämme nach ihm, und die Schwalben kreuzten jauchzend über den Weg: kiwitt, kiwitt, was hat dein Rock für einen schönen Schnitt!

So ging es wie im Fluge fort; es wurde allmählich dunkel, jetzt klangen schon deutlich die Abendglocken über den Wald herüber. Sind wir bald dort? fragte eine wunderliebliche Stimme aus dem Wagen. — Gleich, gleich, antwortete rasch der Bursch, der sich in der Freude ver-

gessen; da bemerkten sie ihn erst alle. Wart, ich will dir herunter helfen! rief der Postillon, und hieb mit der Peitsche zurück nach ihm; eine Hand haspelte eifrig von innen am Wagenfenster. Indem aber fuhren sie eben an einer Gartenmauer hin, über die der Ast eines Apfelbaumes weit herauslangte; der Bursch hatte ihn schon gefaßt und schwang sich behend auf die Mauer und von der Mauer auf den Baum. Darüber öffnete sich das Glasfenster der Kutsche, ein junges Mädchengesichtchen guckte neugierig hervor. Gott, wie ist die schön! rief der Bursch, und schüttelte aus Leibeskräften den Baum vor Lust, daß der Wagen im Vorbeifliegen ganz von Blüthen verschneit war. Ueber dem Schütteln aber flog ihm droben des Hut vom Kopf; er wollte ihn haschen, darüber verlor er sein Bündel, und eh' er sich's versah, fuhren Hut und Bündel und Bursch prasselnd zwischen den Zweigen in den fremden Garten hinab.

Jetzt that's plötzlich unten einen lauten Schrei; er aber erschrak am allermeisten, denn als er aufblickte, bemerkte er in der Dunkelheit eine Dame und einen Herrn dicht vor sich, die dort zu lustwandeln schienen. Da ruft ihm aber zu seinem großen Erstaunen auch schon der Herr lachend entgegen: „Nun, endlich, endlich, willkommen!" und „Wir haben schon recht auf Sie gewartet," sagt die Dame. Der Bursch, ohne sich in der Confusion lange zu besinnen, macht ein Compliment und erwidert: sein Courier wäre an Allem Schuld, der hätte zur Unzeit mit der Peitsche geschnalzt, da habe sein Roß einen erstaunlichen Satz gemacht, daß er mit der Frisur am Aste hangen geblieben; so habe er in der Geschwindigkeit die Gartenthür verfehlt — und den rechten Ton getroffen, meinte die Dame, Sie spielen zum Entzücken. — Bloß das Klarinett ein wenig, sagte der Bursch verwundert. — Aber wo

bleibt denn dein Schatz? fragte der Herr wieder. — Schatz? — entgegnete der Bursch — o, die kommt mir mit Extrapost nachgefahren, wie eine Ananas im Glaskasten. — Und wahrhaftig, als er unter den dunkeln Bäumen umherschaute, sah er seitwärts am Gartenthor den Wagen, den er kaum verlassen, so eben im hellen Mondschein stillhalten. Aber die Andern bemerkten es nicht mehr, sie wären schon lachend vorausgeeilt. Er ist da, Herr Klarinett ist da! riefen sie und sprangen nach dem Hause im Garten, daß der taffene Reifrock der Dame im Winde rauschte.

Indem aber hüpfte auch das hübsche Frauenzimmer am Thor schon aus dem Wagen, und gleich hinter ihr ein junger Mensch, schlank, gesellenhaft, ein Bündel auf dem Rücken, die streichen im Dunkeln an dem Burschen, der nicht weiß, wie ihm geschieht, schnell vorüber, gerade nach dem Hause hin, und wie sie ankommen, geht eben die Hausthür auf, ein Glanz von Lichtern schlägt blendend heraus, drin summst und wimmelt es ordentlich vor Gesellschaft. Da, Herr Klarinett und sein Schatz, und superb und tausend Willkommen, hört der Bursch von dem Hause, drauf noch ein großes Scharren und Complimentiren auf der Schwelle, dann klappt auf einmal die Saalthür hinter dem ganzen Jubel zu, und der Bursch stand wieder ganz allein draußen in der Nacht.

Das ärgerte ihn sehr; denn wußt' er gleich in der Finsterniß nicht recht, wo eigentlich Fortuna's Haarzopf hier flatterte, so hatte er ihn doch fast schon erwischt und sah nun unschlüssig zwischen einem Holunderstrauch hervor. Da eilt plötzlich ein gallonirter Bedienter dicht an ihm vorüber, und in demselben Augenblick öffnet sich leise seitwärts ein Fensterchen, und: „Pst, pst, bist du's?" reicht ein weißer Arm fix eine Flasche Wein heraus.

Der Bursch, nicht zu faul, langt schnell nach der Flasche; der Bediente, der so eben der prächtigen Felsentorte, die er nach dem Hause trug, heimlich zugesprochen, hatte beide Backen voll und konnte weder gleich reden noch zugreifen. Und eh' er sich noch besinnt, hat der Bursch auch schon der Torte das Dach eingeschlagen und schiebt sie zur Flasche in den Schubsack; das ging alles so still und rasch hinter einander, daß man's nicht so geschwind erzählen kann. Nun aber bekam der Bediente endlich Luft und schrie: Diebe, Spitzbuben! Das Frauenzimmer am Fensterchen kreischte, ein Hund schlug im Garten an, mehre Thüren im Hause flogen heftig auf. Der Bursch indeß war quer durchs Gesträuch schon am andern Ende des Gartens. Kaum aber hatte er beide Beine über den Zaun geschwungen, so schreit's schon wieder draußen: Wer da! neben ihm. Er, ohne Antwort zu geben, mit den dickgeschwollenen Rocktaschen über ein frisch geackertes Feld immer fort, daß der Staub flog; zwei Kerls mit langen Stangen hinter ihm: Halloh, und fangt den Schnappsackspringer! und Gärten rechts und Gärten links, so stürzten endlich Alle mit einander durch ein altes Thor unverhofft mitten in eine Stadt hinein.

Hier wäre er ihnen um ein Haar entwischt, denn er hatte einen guten Vorsprung und flog eben in ein abgelegenes Seitengäßchen; aber das war zum Unglück eine Sackgasse: dort trieben sie ihn hinein und warfen ihm ihre Stangen nach den Füßen, worüber in der ganzen Gegend ein großes Verwundern und Thür- und Fensterklappen entstand. Da trat aber plötzlich ein langer Mann in einem zottigen Mantel um die Ecke, wie ein Tanzbär in Stiefeln; der faßte, ohne ein Wort zu sagen, den einen Häscher am Genick, den andern an der Halsbinde, warf Den dahin, Den dorthin, riß dem Dritten seine

Stange aus der Hand und versetzte damit dem Vierten, der etwas dick war und nicht so geschwind entspringen konnte, einen Schlag über den breiten Rücken, und in einem Augenblick war Alles aus einander gestoben und der Platz leer. Nun wetzte er die eroberte Stange, die unten mit Eisen beschlagen war, kreuzweise auf dem Pflaster, daß es Funken gab, und rief zu wiederholten Malen: Hoho! sind noch mehre da, die Prügel haben wollen? Da sich aber Niemand weiter meldete, so nahm er die Stange, die er einen Bleistift nannte, unter den einen Arm und den Burschen unter den andern, und führte ihn über die Straße fort. Unterweges, als dieser sich wieder etwas erholt und nach allen Seiten umgesehen hatte, fragte er endlich, was denn das für eine Stadt sei. — Das wird Halle geheißen, erwiderte Jener.

So kamen sie an ein kleines Haus und über eine enge Treppe, wo der Graumantel mit seinen ungeheuren Reiterstiefeln mehrmals stolperte, in eine große, wüste Stube, in der eine Oellampe verwirrte Scheine über die kahlen Wände und in die staubigen Winkel umherwarf. Der alte Student (denn das war der im Mantel) warf, wie er eintrat, seinen Bleistift mitten in die Stube und zog mühsam den Docht der halbverloschenen Lampe zurecht; da tauchte nach und nach allerlei Gerümpel ringsher aus der Dämmerung: ein ausgetrocknetes Dintenfaß, leere Bierflaschen, die als Leuchter gedient, Rappiere und ein alter Stiefel daneben, da hatt' er seine Wäsche drin. Er selbst aber nahm sich, so bei Licht besehen, ziemlich graulich aus: große, weit herausstehende Augen, eine lederne Kappe auf dem zerzaus'ten Kopf, einen Strick um den Leib und lauter Bart, wie ein Eremit.

Als er mit der Lampe fertig war, reckte er sich zufrieden, daß ihm alle Glieder knackten. Ach, sagte er, solche

Motion thut noth, wenn man so den ganzen Tag über den Büchern hockt. — Der Bursch sah sich überall um, aber es war kein Buch zu sehen. — Darauf wandte der Student sich zu ihm: Aber, Fuchs, bist du denn des Teufels, sagte er, gleich zwischen Spießen und Stangen hier mit der Thür ins Haus zu brechen! — Zerbrochen? entgegnete der Bursch, erschrocken nach seinem Schubsack greifend: nein, da ist die ganze Bescherung.

Mit diesen Worten brachte er Flasche und Torte aus den Taschen hervor. Als der Student das sah, fragte er nicht weiter nach dem Herkommen, sondern verbiß sich, obgleich es fast über Mitternacht war, sogleich mit so erstaunlichem Appetit in die Felsentorte, daß ihm die Trümmer über den Bart herabkollerten. Wie heißt du denn? fragte er dazwischen. — Der Bursch, ohne sich lange zu bedenken, erwiderte: Klarinett. — Hm, ein guter Klang, meinte der Student. Dann griff er nach dem Wein, und da kein Glas da war, trank er ihm aus der Flasche zu: Daß dich der Donner erschlag', Klarinett, wenn du nicht ein ordentlicher Kerl wirst! Ueberhaupt, fuhr er, sich den Bart wischend, fort, wenn du studiren willst, da mußt du die Bücher in die Nase — wollt' sagen: in die Bücher stecken und dem Cujus, Cujacius und allen den schweinsledernen Kerls auf den Leib gehen, und wenn sie noch so dick wären.

Aber, fiel ihm hier der Bursch ins Wort, ich bin ja gar kein Student, sondern eigentlich ein wandernder Musicus.

Was! ein Musicant? rief der Student: was spielst du? — Das Klarinett. — Oho! sagte er, du pfeifst also deinen eigenen Namen wie der Kuckuck. Hier ging er, wie in reiflicher Ueberlegung, mit langen Schritten ein paar Mal im Zimmer auf und nieder, dann blieb er plötzlich vor

dem Burſchen ſtehen, und vertraute ihm, wie er eine große heimliche Lieb' gefaßt hätte ſeit langer Zeit zu einer vornehmen Dame hier im Orte; er wüßte aber nicht, wie ſie hieße, ſondern ginge nur zuweilen an ihrem Hauſe vorüber, wo ſie mit ihrem dicken Kopfzeug wie eine prächtige Hortenſia am Fenſter ſäße; aber ſo oft er unter die Fenſter käme, hörte er bloß ein angenehmes Flüſtern droben und ſähe nichts als weiße Arme flimmern und Augen funkeln durch die Blumen.

Der Burſch verſetzte darauf, er ſollte ſich nur etwas beſſer herausputzen bei ſolchen Gelegenheiten. — Der Student ſah an ſich herunter, ſchüttelte den Kopf und ſchien ganz zufrieden mit ſeinem Aufzuge. Dann ſagte er, er hätte ſchon lange die Intention gehabt, vor ihren Fenſtern eine Serenade aufzuführen, aber ſeine Comilitonen könnte er dazu nicht brauchen, die würden ihn auszuſtechen ſuchen bei ihr; nun aber wolle er ihr morgen Abends das Ständchen bringen, da ſollte der Burſch mit blaſen helfen.

Dieſer war damit zufrieden, und nun ſollte auch ſogleich die Serenade eingeübt werden. Der Student nahm voller Eifer ein Waldhorn von der Wand, ſtaubte es erſt ſorgfältig ab, ſetzte ein wackeliges Notenpult unter Zorn und Fluchen, weil es nicht feſt ſtehen wollte, mitten in der Stube zurecht, legte die Notenbücher drauf, und beide ſtellten ſich nun einander gegenüber und fingen mit großer Anſtrengung ein ſehr künſtliches Stück zu blaſen an. Darüber aber war bei der nächtlichen Stille nach und nach die ganze Nachbarſchaft in Aufruhr gerathen. Ein Hund fing im Hofe zu heulen an, drauf that ſich erſt beſcheiden ein Fenſter gegenüber auf, dann wieder eins und endlich unaufhaltſam immer mehre vom Keller bis zum Dach, und dicke und dünne Stimmen durch einander:

Alles schimpfte und zankte auf die unverhoffte Nachtmusik. Zuletzt wurde es doch dem Studenten zu toll, er warf voller Wuth das Horn weg, ergriff ein altes, verrostetes Pistol vom Tisch und drohte zum offenen Fenster hinaus, den Zipfel von jeder Schlafmütze herabzuschießen, die sich ferner am Fenster blicken ließe. Da duckten auf einmal alle Mausköpfe unter, und es wurde wieder still draußen; nur der Hund bellte noch ein Weilchen den Mond an, der prächtig über die alten Dächer schien.

Der Student aber, sich den Schweiß von der Stirn wischend, streckte sich nun ganz ermüdet der Länge nach auf das zerrissene Sopha hin; Klarinett sollte sich's auch commode machen; aber es war nur ein einziger Stuhl in der Stube, und als er ihn angriff, ging die Lehne auseinander. Da wies der Student auf einen leeren Koffer neben dem Canapee, dann verlangte er gähnend, Klarinett sollte ihm seinen Lebenslauf erzählen, damit er ihm danach gute Rathschläge für sein weiteres Fortkommen ertheilen könnte.

Der Bursch schoß einen seltsamen scharfen Blick herüber, als wollt' er erst prüfen, wie viel er hier vertrauen dürfte, dann rückte er sich auf seinem Koffer zurecht und begann nach kurzem Besinnen:

Ich weiß nicht, ob mein Vater ein Müller war, aber er wohnte in einer verfallenen Waldmühle; da rauschten die Wasser lustig genug, aber das Rad war zerbrochen und das Dach voller Lücken; in den klaren Winternächten sahen oft die Wölfe durch die Löcher ins Haus herein.

Was lachst du denn? unterbrach ihn hier der Student. — Wahrhaftig, erwiderte der Bursch, Ihr gemahnt mich heute ganz an meinen seligen Vater, wie ihn mir die Mutter einmal beschrieben hat. — Was geht mich dein seliger Vater an! meinte der Student. Aber der Bursch

fuhr, von Neuem lachend, fort: Es war nämlich gerade den Abend nach einer Schlacht, man hatte den ganzen Tag in der Ferne schießen hören, da ging mein seliger Vater eilig ins Feld hinaus, denn die Mühle lag seitwärts im Grunde tief verschneit; so war der Krieg darüber weggegangen. Draußen aber hatte er mancherlei Plunder im Schnee verstreut, zerhauene Wämser, Fahnen, Pickelhauben und Waffen; mein Vater konnte Alles brauchen, er fuhr sogleich in ein Paar ungeheure Reiterstiefeln hinein, zog hastig pappenheim'sche Küraſſe, schwedische Koller und Kroatenmäntel an, Eins über das Andere, dabei war er in der Geschwindigkeit mit beiden Armen in ein Paar spanische Pluderhosen gerathen, der Wind blies den Kroatenmantel im Freien weit auf; je mehr er zuckte und reckte, je verwickelter wurde die Confusion von Schlitzen, Falten, flatternden Zipfeln und Quasten, und als nun meine Mutter, die eben guter Hoffnung war, ihn so haspelnd und fluchend mit ausgespreizten Armen wie einen fliegenden Wegweiser daherstreichen sah, mußte sie so darüber lachen, daß sie plötzlich meiner genas. Und in demselben Augenblick, wo ich zur Welt kam, ging draußen klingendes Spiel durch die stille Luft, die Kaiserlichen bliesen noch im Fortziehen Victoria weit auf den Bergen, daß es lustig über den Schnee herüberklang; mein Vater meinte, das wäre ein gutes Zeichen, ich würde ein glücklicher Soldat werden. Ich selbst aber weiß mich von allem dem nur noch dunkel so viel zu erinnern, daß ich so recht still und warm in der wohlgeheizten Stube in meinem Kissen lag und verwundert die spielenden Ringe und Figuren betrachtete, welche die Nachtlampe an der Stubendecke abbildete. Das zahme Rothkehlchen war von dem ungewohnten Licht und Nachtrumor aufgewacht, schüttelte die Federn, wie wenn es auch sein Bettlein machen wollte,

setzte sich dann neugierig auf die Bettlade vor mir und sang ganz leise, als wollt' es mir zum Geburtstag gratuliren. Meine Mutter aber neigte sich mit ihrem schönen bleichen Gesicht und den großen Augen freundlich über mich, daß ihre Locken mich ganz umgaben, zwischen denen ich draußen die Sterne und den stillen Schnee durchs kleine Fenster hereinfunkeln sah. Seitdem, so oft ich eine klare, weitgestirnte Winternacht sehe, bin ich immer wieder wie neugeboren.

Hier hielt er plötzlich inne, denn er hörte so eben Herrn Supplius (so hieß der Student) auf dem Canapee schon tüchtig schnarchen. Der Mondschein lag wie Schnee auf den Dächern; da war's ihm in dieser Stille, wie der Lampenschein so flatternd an der Decke spielte, als hörte er draußen die Wasser und den Wind wieder gehen durch die Wipfel im Walde, und das Rothkehlchen wieder dazwischen singen.

---

2. Die Serenaden.

Am folgenden Tage durchstrich Klarinett neugierig alle Gassen und Plätze, die der dreißigjährige Kriegssturm übel zugerichtet. Aber es gefiel ihm doch sehr, denn die ganze Stadt war jetzt wie ein lustiges Feldlager: die Studenten in schönen, unerhörten Trachten schwärmten plaudernd durch die Straßen, überall Lachen, Waffengeklirr und der fröhliche Klang der Jugend, als hätte sich mitten aus dem neuen Frieden, der nun allmählich draußen die müde Welt überzog, ein Haufen holk'scher Jäger hiehergeworfen, um die Wissenschaften zu erstürmen.

Als er endlich, nach vielem Umherirren und Fragen, ziemlich spät die Sackgasse wiedergefunden, traf er Herrn

Supplus schon unten an der Hausthür voller Unruhe wegen der verabredeten Serenade. Er hätte ihn beinahe nicht wieder erkannt, denn er hatte einen gestickten Modefrack mit steifen Schößen angezogen und eine große Wolkenperücke auf dem Kopf, wie ein Gesandter. Er quälte sich so eben voll Zorn und Eifer, einen alten Degen, der nicht passen wollte, galant anzustecken; darüber waren mehre Locken der Perücke aufgegangen, da und dort kam sein eigenes struppiges Haar darunter hervor, aber er fragte nichts danach, und stülpte einen dreieckigen Treſſenhut drauf, daß es staubte, der saß ihm ganz hintenüber recht im Genick. Klarinett mußte nun auch geschwind seine besten Kleider anlegen, und als die balsamische Nacht über die verraucherten Dächer daher kam, wanderten schon Beide vergnügt mit ihren Instrumenten durch die finstere Stadt. Ihre Tritte hallten in der abgelegenen Einsamkeit, nur ein Student sang noch am offenen Fenster zur Zither, mehre Uhren schlugen verworren durch den Wind, der Nachtwächter rief eben die eilfte Stunde, einige Stimmen ahmten ihn verhöhnend nach, man hörte Lärm und Gezänke in der Ferne, dann plötzlich Alles wieder still. Auf einmal winkte Supplus, sie schlüpften durch eine Lücke der Stadtmauer ins Freie, und standen vor einem schönen, großen Hauſe.

Klarinett betrachtete verwundert Dach, Aecker und den mondbeschienenen Garten zur Seite: er glaubte nach und nach dieselbe Villa wieder zu erkennen, wo er gestern Abends angekommen; da dacht' er sich's gleich, daß es wieder nicht gut ablaufen würde.

Aber Alles erschien heute von einer andern Seite. Sie waren in einen kleinen, winkeligen Hof gerathen, voll Gerümpel und alter Tonnen; die Fenster im Hause waren fest verschlossen, nur die Wetterfahne drehte sich manch-

mal knarrend auf dem Dach, eine Katze unten funkelte sie mit ihren grünfeurigen Augen an und wand sich mit gebogenem Buckel spinnend um ihre Stiefeln. Hier heraus muß sie schlafen, halt' dich nur dicht hinter mich, sagte Suppius, sein Waldhorn leise zurechtsteckend.

Kaum aber hatten sie sich zwischen den Tonnen zum Blasen zurecht gestellt, so war's ihnen, als hörten sie von der einen Seite draußen ein Pferd schnauben. Sie setzten die Instrumente ab und horchten ein Weilchen, da ließ sich gleich darauf ein heimliches Knistern im Hause vernehmen, in demselben Augenblick that sich ein Hinterpförtchen leise auf, ein Mann, vorsichtig nach allen Seiten umschauend, trat hervor und führte ein Frauenzimmer, die zögernd folgte, schnell bei der Hand an den blühenden Sträuchern fort. Der Mond schien bald hell, bald dunkel zwischen wechselnden Wolken, da sahen sie deutlich, wie der Mann jetzt unter den hohen Bäumen die Dame auf ein Pferd hob, sich selbst hinter ihr hinaufschwang, einen weiten weißen Mantel um Beide schlug und sacht und lautlos davonritt. Da warf Suppius plötzlich die leeren Tonnen aus einander, und mit Einem Satz sich über den Zaun schwingend, rannte er unaufhaltsam mit entsetzlichem Geschrei übers Feld an den letzten Häusern vorüber, daß alle Hunde erwachten und die Leute erschrocken an die Fenster fuhren. Der Herr auf dem Pferde aber, da er ihn unverhofft mit seinen großen Stiefeln hinter sich so hohe, weite Sprünge machen sah, setzte die Sporen ein, und es dauerte nicht lange, so waren Roß und Reiter verschwunden.

Das Student nun, als er sie im Dunkel verloren, blieb sprachlos mitten im Felde stehen und schimpfte auf die Nacht, die Alles bemäntelte, und auf den Mond, der wie eine Spitzbubenlaterne dazu leuchtete, und auf den

Wind, der ihm die Wolkenperücke zerzauſ't, und auf Klarinett, der darüber lachte. — Aber um Gottes willen, was gibt's denn eigentlich? fragte dieſer endlich ganz erſtaunt. — Was es gibt? erwiderte Suppius zornig, Mord, Todtſchlag, Entführung gibt's! haſt du nicht den Reiter geſehen? — Ja, und eine Dame. — Und das war faſt meine Liebſte! rief Suppius.

Klarinett aber, da er dieſe unerwartete Nachricht vernommen, lag ſchon der Länge nach im Graſe und legte das Ohr an den Boden. Die Luft kommt von dort her, ſagte er eifrig, ich höre noch den Klang der Hufſtritte von fern, jetzt ſchlagen die Hunde an drüben im Dorfe, dort ſind ſie hin. — Gut, ſo ſteh nur raſch wieder auf, ſagte Suppius und beſchloß ſogleich, dem Entführer weiter nachzuſetzen. Klarinett ſollte auch mit, er ſelber habe Alles von Werth bei ſich und in der Stadt nichts zurück gelaſſen, als ein paar lumpige Schulden; den Weg aber, den der Räuber eingeſchlagen, kenne er wie ſeine Taſche, und wiſſe recht gut, wohin er führe; ſie brauchten nur ſchnell auf der Saale ſich in einen Kahn zu werfen, ſo kämen ſie ihnen noch vor Tagesanbruch ein gut Stück voraus.

Das war dem Klarinett eben recht, und ſo gingen ſie raſch mit einander nach dem Ufer zu. Dort fanden ſie bald unter dem Weidengebüſch einen angebundenen Nachen, ein Fiſcher lag drin voller Gedanken auf dem Rücken; der machte große Augen, als er Herrn Suppius, den hier in der Gegend Alle kannten, ſo martialiſch auf ſich zukommen ſah. Suppius ſagte ihm, wo ſie hinaus wollten, der Fiſcher griff ſtumm und verſchlafen nach den Rudern, und nach einigen Minuten fuhren ſie alle ſchon luſtig die Saale hinunter. Der Wind hatte unterdeß die Wolken zerſtreut, da legte Suppius, der ſich in der Nachtkühl

wieder ein wenig beruhigt, dem Fischer gelehrt den ganzen Himmelsplan aus mit lateinischen Skorpionen, Krebsen und Schlangen, und gerieth, da der ungläubige Fischer von dem allem nichts wissen wollte, immer tiefer und eifriger in den Disput. Klarinett aber saß in der Einsamkeit ganz vorn im Kahn; das war eine prächtige Nacht! Sternschnuppen am Himmel, und Berge, Wälder und Dörfer am Ufer flogen wie im Traume vorüber; manchmal rauscht es leise im Wasser auf, als wollte eine Nixe auftauchen in der großen Stille, von beiden Seiten hörte man Nachtigallen fern in den Gärten. Da sang Klarinett:

Möcht' wissen, was sie schlagen
So schön bei der Nacht,
Es ist in der Welt ja doch niemand,
Der mit ihnen wacht.

Und die Wolken, die reisen,
Und das Land ist so blaß,
Und die Nacht wandert leise,
Man hört's kaum durchs Gras.

Nacht, Wolken, wohin sie gehen,
Ich weiß es recht gut,
Liegt ein Grund hinter den Höhen,
Wo meine Liebste jetzt ruht.

Zieht der Einsiedel sein Glöcklein,
Sie höret es nicht,
Es fallen ihr die Löcklein
Ueber's ganze Gesicht.

Und daß sie Niemand erschrecket,
Der liebe Gott hat sie schier
Ganz mit Mondschein bedecket,
Da träumt sie von mir.

Jetzt glitt der Nachen durch das säuselnde Schilf ans Ufer, ein erleuchtetes Fenster spiegelte sich im Fluß, Klausenburg erkannte nach und nach alte Mauern und Thürme und die Stadt im Mondschein. Supplus aber hatte ihn schon am Arme gefaßt und sprang mitten aus seinem Discurse ans Land. Dort am Galgen geht der Feldweg vorbei, den sie kommen müssen, sagte er, und bezahlte rasch den Schiffer, der gähnend wieder in die schöne Nacht hinaus stieß. Die Beiden aber schritten nun sogleich durch das alte Thor; da hatte der Krieg das Stadtwappen ausgebissen, bei der angenehmen Friedenszeit lag der Nachtwächter schnarchend auf der steinernen Bank daneben, der Mond beschien hell die stille Straße mit ihren spitzen, finsteren Giebeln, draußen vom Felde hörte man fern eine Wachtel schlagen. Als sie auf den Markt kamen, machte Supplus plötzlich Halt. Die Stadt hat nur zwei Thore, sagte er, von dem Brunnen hier kann man von einem Thor zum andern sehen; die Nacht ist klar, sie mögen nun erst ankommen oder schon drin sein, hier können sie uns nicht entwischen. Mit diesen Worten postirte er den Klarinett an die eine Seite des Brunnens und setzte sich selbst von der andern auf die steinerne Rampe, die Arme über der Brust verschlungen und unverwandt in die Straße hinausschauend. Indem bemerkte Klarinett noch Licht in einem schönen, großen Hause, ein tief herunter gebrannter Kronleuchter drehte sich, wie verschlafen, hinter den Scheiben, man schien so eben nach einem Tanze die Kerzen auszuputzen von einem Fenster zum andern, und bald war das ganze Haus ebenfalls dunkel bis auf ein einziges Zimmer. Da that sich plötzlich unten eine Thür auf, und laut plaudernd, scherzend und lachend brach ein dunkles Häuflein in die kühle Stille heraus; es waren Schüler oder Musicanten mit überwachten Gesichtern, ihre Instru-

mente unter den Mänteln. Als sie noch das Licht oben sahen, traten sie schnell wieder zusammen, stellten sich unter das erleuchtete Fenster und fingen sogleich ein Ständchen zu blasen an, das zog wie ein goldener Traum über die schlafende Stadt. Auf einmal aber öffnete sich oben das Fenster, zwischen den rothseidenen Gardinen erschien eine schöne, schlanke Mädchengestalt und bog sich weit heraus in den Mondschein, als wollte sie zu ihnen sprechen.

Da ist sie! rief hier plötzlich Suppius, von dem Rande des steinernen Brunnens aufspringend. In demselben Augenblick aber faßte von hinten ein dunkler Arm das Mädchen schnell um den Leib, zog sie in das Zimmer zurück und warf hastig das Fenster zu; dann sah man noch drinnen an den Wänden lange Schatten wie Windmühlflügel verworren durch einander arbeiten, und gleich darauf war auch das Licht oben ausgelöscht und Alles wieder still.

Das brachte die erschrockenen Musicanten unten ganz aus dem Concept; Einer sah den Andern verwundert an, nur hier und da fuhr noch ein verlegener Ton aus, wie bei einer Orgel, welcher der Wind ausgegangen.

Die Musicanten, bei seiner unverhofften Erscheinung zu beiden Seiten ehrerbietig ausweichend, antworteten alle eifrig durch einander: „Wir sind's, wir sind's! wir wollten ihnen, da sie oben noch Licht hatten, einen Willkommen blasen." — Wem denn? — „Nun, Ihr wißt's ja, die vorhin ankamen, als wir drinnen zum Tanze aufspielten, der fremde Herr mit der Dame." — Zu Pferd, in langem Mantel? — „Ja, die Euch so höflich grüßten, Ihr saht eben auch zum Fenster heraus." — Ich? — Freilich, und: Ha, das faule Hofgesind! rief der fremde Cavalier im Hofe, wo bleibt meine Leibcarosse? und als Ihr eben droben den Kehraus tanztet" — Da

möcht' man ja gleich des Teufels werden! — „kam auch die Carosse wirklich nach; Ihr rieft noch dem Kutscher aus dem Fenster zu, er sollte nach dem Hof fahren." — Wer ist hier betrunken, ich oder Ihr? — „Ich und Ihr und wir alle für unsern Herrn Bürgermeister, vivat hoch!" schrieen da auf einmal die berauschten Musicanten, und wollten nun den Suppius, den sie in seinen höfischen Staatskleidern im Dunkeln für den Bürgermeister hielten, durchaus mit Musik nach Hause bringen. Vergebens sträubte sich der entrüstete Student; sie ließen sich's nicht nehmen, und ehe er sich's versah, setzten sie sich paarweise in Ordnung und schritten, einen feierlichen Marsch spielend, quer über den Markt voran, als wollten sie die Sterne am Himmel ausblasen. In ihrem Eifer merkten sie es gar nicht, daß Suppius an einer Straßenecke hinter ihnen entwischt war; immerfort blasend, bogen sie in die finstere Gasse hinein; da wurden von allen Seiten über dem Lärm die Hunde wach, dann hörte man sie noch mit dem Nachtwächter um den verlorenen Bürgermeister zanken, immer weiter und weiter, bis endlich Alles zwischen den dunkeln Häusern nach und nach verlos'te.

Unterdessen aber hatten Suppius und Klarinett, der Eine schimpfend, der Andere lachend, schon den offenen Hof des Wirthshauses erreicht, als ihnen eine ausgespannte Reisekutsche mit Glasfenstern und vergoldeten Schnörkeln im Mondscheine prächtig entgegen glitzerte. Suppius, bei dem erfreulichen Anblick ohne ein Wort zu sprechen, öffnete sogleich die Thür der verlassenen Kutsche, schob den verwunderten Klarinett in den Wagen und schwang sich selber hurtig nach. So, sagte er, nachdem er das Glasfenster hinter ihnen behutsam wieder geschlossen hatte, jetzt sitzen wir mitten in der Equi-

führung drin, wie der fromme Aeneas im hölzernen Pferde, um die geraubte Helena zu retten; der Cavalier kann nicht fahren ohne Wagen, der Wagen nicht ohne mich, und ich nicht, ohne den Cavalier und den Wagen und ganz Troja umzuwerfen. — Amen! Gott weiß, wer dabei zu oberst oder zu unterst zu liegen kommt, erwiderte Klarinett, dem die Bündigkeit des trojanischen Anschlages noch nicht recht einleuchten wollte. Eigentlich aber freute er sich selber sehr auf die Confusion, die nun jeden Augenblick ausbrechen konnte.

Suppius hatte sich indessen in der Finsterniß des Wagens zurechtgefunden in die seidenen Franzen und Quasten, die überall herumbommelten, verhaspelt und kam nicht aus dem Aerger. Dabei unterließ er aber doch nicht, von Zeit zu Zeit die Gardinen am Wagenfenster zurückzuschlagen und aus seinem Castell Beobachtungen anzustellen. Das ganze Haus lag in tiefem Schlaf, nur von der einen Seite stand die Stallthür halb offen; sie hörten drinnen zuweilen Pferde stampfen und schnauben und einzelne Tritte; der Kutscher schien schon wach zu sein. Auf einmal stieß er Klarinetten an. Sieh doch, sagte er, was ist das für ein großer Pilz da auf der Hofmauer?

Das wackelt ja! entgegnete Klarinett scharf hinblickend: ein breiter Klapphut ist's, den Wind und Wetter so zerknittert haben; seht Ihr nicht die Augen darunter hervorführen?

Wahrhaftig, bemerkte Suppius wieder, nun hat's Beine und hebt's sich, Haar, Bart und Mantel verworren durch einander geflizt; jetzt kommt ein Bein über die Mauer.

Und ein Ellbogen aus dem Aermel, meinte Klarinett.

Indem aber schwang sich die ganze Figur plötzlich von der Mauer in den Hof hinab, eine zweite folgte — lange, hältige, soldatische Gesellen.

Beide, erst nach allen Seiten umherspähend, schlichen an die Hausthür und versuchten vorsichtig zu öffnen, fanden aber Alles fest verschlossen. Suppius und Klarinett verwandten kein Auge von ihnen. Jetzt bemerkten sie, wie die Fremden, an der Stallthür vorbei, quer über den Hof gingen und in der Gaunersprache mit einander redeten. Schau, sagte der Eine, haben schöne Klebis (Pferde), werden Sontzen (Edelleute) sein, oder vornehme Kummerer (Kaufleute), die nach Leipzig schwänzen (reisen). — Eine gute Schwärze (Nacht), versetzte der Andere, es schlunt (schläft) noch Alles im Schöcherbeth (Wirthshaus), kein Quin (Hund) bellt, und kein Strohbohrer (Gans) [illegible]. Ach' (troll dich), wollen die Carosse zerlegen, hat vielleicht Meßen (Gelder) in den Eingeweiden.

Das sind verlaufene Lenninger (Soldaten), flüsterte Klarinett, die kommen bracken (stehlen); ich wollt', ich könnt' den Mausköpfen grandige Kuffen stecken (schwere Schläge geben)! — Was Teufel, verstehst du denn auch das Rothwelsch? fragte Suppius erstaunt.

Aber da war keine Zeit mehr zu Erklärungen, denn die Lenninger kamen jetzt gerade auf den Wagen los; der Eine schnupperte rings herum, ob er nicht einen Koffer oder Mantelsack fände, der Andere aber griff geschwind, damit es sein Gesell nicht merken sollte, nach der Wagenthür. Suppius und Klarinett hielten sie von innen fest, er konnte sie mühsam nur ein wenig öffnen, wunderte sich, daß es so schwer ging, und tappte sogleich mit der Hand hinein. Aha, ein Paar Stiefeln! sagte er vergnügt in sich, des überraschten Suppius Füße fassend. Indem aber schnappt Klarinett die Thür, wie eine Auster, rasch wieder

ju, der Dieb hatte kaum so viel Zeit, die gequetschte Hand zurückzuziehen, er meinte in der Finsterniß nicht anders, als sein Camerad hätt' ihn geklemmt, weil er ihm den ersten Griff nicht gönnte. Was ist das! rief er grob und böse diesem zu, bist ein Hauz (Bauer) und kein ehrlicher Gleicher (Mitgesell), möchtst Alles allein schöchern (schinken) und mir den leeren Mestrich (Glas) lassen! — Der Andere, der gar nicht wußte, was es gab, erwiderte eben so: Was barlest (sprichst) du so viel, wenn wir eben was auf dem Madium (Ort) haben! Komm nur her, sollst mir den Hauz wie gefunkelten Johann (Branntwein) hinunterschlingen! — Da trat plötzlich der Mond aus den Wolken und der Kutscher in die Stallthür, und die erschrockenen Schmyphähne flogen, wie Eidechsen, unter dem Schatten des Hauses zwischen Steinen und Ritzen durch den Hof und über die Mauer wieder in die alte Freiheit hinaus.

Nun, die bleiben auch noch draußen am Galgen hangen, meinte Suppius aufathmend. Der schlaftrunkene Kutscher aber, der von Allem nichts bemerkt hatte, siehte im Mondschein dem Hafer für seine Pferde gähnte laut und sang:

Wann der Hahn kräht auf dem Dache,
Putzt der Mond die Lampe aus,
Und die Stern' ziehn von der Wache,
Gott behüte Land und Haus!

Darauf ging der Knecht an den Brunnen im Hofe, pumpte Wasser in den Eimer und kämmte und wusch sich umständlich mit vielem Gegurgel und Geräusch zu großem Aerger des Suppius, der gern gesprochen hätte. Endlich schöpfte er in den Stall zurück, auch die Schmyphähne ließen sich nicht wieder blicken, und da nun Alles still blieb, sagte Suppius ernst, zu Klarinett gewendet:

Hörst junger Geselle, es ist ein löblicher Brauch, Verirrte auf den rechten Weg zu weisen. Du redetest vorhin ziemlich geläufig eine gewisse Sprache — Ex ungue leonem —. Also glaube ich —.

Was denn? unterbrach ihn Klarinett etwas betroffen; unter den Römern gab es Schnapphähne genug, und Ihr redet doch auch Lateinisch. Aber Suppius, den der Tiefsinn der Nacht angeweht, ließ sich nicht aus seiner feierlichen Verfassung bringen. Er hatte sich in das Wagenfenster gelehnt, den Kopf in die rechte Hand gestützt; die Sterne funkelten durch den Lindenbaum vor dem Hause, von den Bergen rauschte der Wald über die Dächer herein. Da nimm dir ein Exempel dran, fuhr er fort, Wälder und Berge stehen Nachts in Gedanken, da soll der Mensch sich auch bedenken. Alle weltliche Lust, Hoheit und Pracht, die Nacht hat Alles umgeworfen, die wunderbare Königin der Einsamkeit, denn ihr Reich ist nicht von dieser Welt. Sie steigt auf alle Berge und stellt sich auf die Zinnen der Schlösser und schlägt mahnend die Glocken an, aber es hört es Niemand, als die armen Kranken, und Niemand hört die Gewichte der Thurmuhr schnurren und den Pendel der Zeit gehen in der stillen Stadt. Der Schlaf probirt heimlich den Tod und der Traum die Ewigkeit. Da hab' ich immer mein schönsten —.

Hier überwältigte ihn unversehens der Schlaf, er nickte ein paar Mal mit seinem dreieckigen Tressenhut; da plötzlich ein Veilchen wieder hinausstarrend, in abgebrochenen Sätzen wie eine abgelaufene Spieluhr: meine schönsten Gedanken, hub er noch einmal an — in der Nacht, wo Laub und Fledermaus und Igel und Eule verworren mit einander flüstern — und der Mensch im Traume — ihre Sprache versteht —.

Jetzt aber hatte die Nacht ihn selber umgeworfen. Klarinett horchte noch immer hin, denn es war ihm wirklich bei den Worten, als hört' er des Einsiedels Glöcklein fern überm Wald. Er zog, da Suppius nun fest schlief, das Wagenfenster vorsichtig wieder auf; dann lehnt' er in Gedanken die Stirn an die Scheibe, da hörte er vom Stalle her wieder das einförmige Schnurren der Pferde beim Futter, und über ihm rauschte der Baum und seitwärts die Saale hinter dem Hause fort und immer fort, bis auch er endlich vor großer Ermüdung einschlummerte.

Ruck! — stießen da auf einmal Beide so hart mit den Köpfen an einander, daß es dröhnte. Suppius blickte wild nach allen Seiten um sich, und wußte durchaus nicht, wo er war. Als er sich aber endlich auf seine Liebste und die ganze Entführungsgeschichte wieder besonnen hatte, sagte er verwirrt: Was ist das, Klarinett? wir fahren ja! ich glaube gar, nun werden wir selbst entführt! — Ja, und gerade in einen Wald hinein, erwiderte Klarinett nicht weniger verwundert, seht nur, vier prächtige Rösse vor dem Wagen und der fromme Kutscher drauf. — Mit einem goldbordirten Hut, sagte Suppius wieder, und hinter uns aus der Stadt krähen uns die Hähne nach, als wollten sie uns foppen; mir scheint, ich wittre schon Morgenluft. — Freilich, aber die Fledermäuse schwirren noch durch die Dämmerung, versetzte Klarinett plötzlich, aufmerksamer zur Seite blickend; da schaut nur zwischen die Bäume, da noch Einer, dort wieder Einer: bei Gott, das sind die Bärenhäuter von heute Nacht, die halten Euch gewiß für den reisenden Cavalier. — Indem aber fiel auch schon ein Schuß aus dem Walde und bald darauf noch ein zweiter. Der Kutscher duckte sich, die Kugel pfiff über ihn weg, er peitschte heftig in

die Pferde, Suppius schrie voll Wuth aus dem Wagen: Fehlgeschossen, ihr Narren! ich bin's ja nicht! Der Kutscher, da er zu seinem großen Erstaunen auf einmal fremde Leute im Wagen bemerkte, die er gleichfalls für Strauchdiebe hielt, warf sich ohne Weiteres aus dem Sattel, überkugelte sich ein paar Mal im Graben und war dann schnell im Dickicht verschwunden. Ueber dem Lärm aber wurden die ledigen Pferde ganz wild, die Räuber fluchten, die Kugeln pfiffen, Suppius drohte: so sauf'ten sie unaufhaltsam dahin, man hört' es noch lange durch die heitere Morgenstille rumpeln und schimpfen.

3. Waldesrauschen.

In einer warmen Sommernacht schlief ein Mädchen im Walde; sie hatte den Kopf über den rechten Arm auf ihr Tambourin gelegt und das Gesicht gegen den Thau mit der Schürze bedeckt; ein Pferd weidete daneben, weiterhin lag ein junger Bursch, der wendete sich manchmal und redete unverständlich im Schlaf. Zwischen den Bäumen aber flog das erste falbe Morgenlicht schon schräg über den lustigen Rasen, ein paar Rehe, die in der Nacht mit dem Pferde geweidet, schlüpften rascheind durch die Dämmerung tiefer in den Wald zurück; sonst war noch Alles still.

Auf einmal ertönte ein gellender Wachtelschlag, das Mädchen hob sich rasch, daß die Glöckchen am Tambourin klangen. Es war der Vater, der mit seinem Pfeifchen die Schlafenden weckte. Er stand schon in voller Reisetracht: knappe blaue Beinkleider mit rothem Paß und eine grüne ungar'sche Jacke mit gelben Schnüren und blinkenden Knöpfen nachlässig über die Schulter geworfen, ein ehe-

maliger Soldat, der nun als Puppenspieler und starker Mann mit den Kindern durchs Land zog.

Horch, sagte er, da krähen Hähne in weiter Ferne nach jener Seite hin, die Luft kommt von drüben, da muß ein Dorf sein; der Wald liegt hoch, besteig einmal den Tannbaum, Seppi, und sieh dich um! Der Bub reckte und dehnte sich mit beiden Armen in die ungewisse Luft und schüttelte die Locken aus der Stirn; dann kletterte er schnell in den höchsten Wipfel hinauf. Nach einem Weilchen rief er herab: Da unten ist noch Alles nachtschwarz und still, es liegt Alles durch einander im tiefen Grund, da haben sie wieder ein Dorf verbrannt. — Ja, ja, versetzte der Vater, der große Schnitter Krieg mäht uns tapfer voran, schau Bub! seine Sense bei Tag und bei Nacht klirren durchs Land; wir geringen Leute haben die Nachlese auf den Stoppeln. Siehst du sonst nichts? — In der Ferne ein schönes Schloß überm Wald, die Fenster glitzern herüber. — Raucht der Schornstein? — Ja, kerzengerad aus den Wipfeln. — Gut, versetzte der Vater, so komm nur wieder herunter, da wollen wir hin. — Aber im Herabsteigen zögernd rief der Bursch noch einmal: Ach, aber da drüben, da liegt das ganze Thal schon im Sonnenschein, jetzt blitzen drunten Hellebarden aus den Kornfeldern, Landsknechte ziehn nach dem Walde zu, wie schön sie singen! — Da ist der Siglhupfer dabei, sagte das Mädchen freudig. — Der Vater blickte rasch nach ihr hinüber, man wußte niemals recht, ob er lächelte oder heimlich schnappen und beißen wollte, so scharf blitzten manchmal seine Zähne unter dem langen, gewichsten Schnurrbart hervor. Rauch und Wind, sagte er, wer weiß, wo der Siglhupfer schon zerhauen im Graben liegt! — Das Mädchen aber lachte: Ihr sprecht immer so barsch, er denkt doch an mich, er ist ein Soldat von

Fortüne und kommt wohl wieder, eh' wir's denken, als Officier zu Pferde mit hohen Federn auf dem Hut.

Während deß hatte sie ein Stück von einem zerschlagenen Spiegel vor sich an den Baum gelehnt, setzte sich davor ins Gras und flocht ihr langes schwarzes Haar auf Zigeunerisch in zierliche Zöpfchen; dabei biß sie von Zeit zu Zeit in eine Wecke und streute einzelne Krümchen über den Rasen für die Vögel, die ihr neugierig aus dem Laube zusahen. Der Vater und Seppi aber zäumten und packten schon das Saumroß, unverdrossen bald einen König, bald einen Judenbart zurückschiebend, die, in schmählicher Gleichheit durch einander geworfen, aus dem löcherigen Puppensack herausdrängten. Dann hauchte der Vater ein paar Mal auf ein großes schwarzes Pflaster, das er über das linke Auge und Backe legte, damit er martialischer aussäh' und die Leute sich vor ihm fürchteten. Und als endlich Alles reisefertig war, schwang er die Tochter in den Sattel, Seppi mußte vorausgehen; er aber führte das Pferd über die Wurzeln und Steine vorsichtig hinter sich am Zügel, und droben auf ihrem luftigen Sitze, das Tambourin neben sich gehängt, baumelte das Mädchen vergnügt mit den Füßchen und freute sich über ihre neuen rothen Halbstiefeln; manchmal streifte ihr ein Zweig Stirn und Wange, daß sie wie eine Blume ganz voll Thauperlen hing. Da stimmte Seppi vorne lustig an:

Der Wald, der Wald, daß Gott ihn grün erhalt',
Gibt gut Quartier und nimmt doch nichts dafür!

Und das Mädchen antwortete sogleich:

Zum grünen Wald wir Herberg halten,
Denn Hoffart ist nicht unser Ziel;
Im Wirthshaus, wo wir nicht bezahlten,
Es war der Ehre gar zu viel,
Der Wirth, er wollt' uns gar nicht lassen,

Sie ließen Kann' und Kartenſpiel,
Die ganze Stadt war in den Gaſſen,
Und von den Bänken mit Gebraus
Stürzt' die Schule heraus,
Wuchs der Haufe von Haus zu Haus,
Schwenkt' die Mützen und jubelt' und wogt',
Der Hatſchier, die Stadtwacht, der Bettelvogt,
Wie wenn ein Prinz zieht auf die Freit',
Gab Alles, Alles uns fürſtlich Geleit.
Wir aber ſchlugen den Markt hinab
Uns durch die Leut' mit dem Wanderſtab
Und hoch mit dem Tambourin, daß es ſchallt'.

Und der Puppenſpieler und Seppi fielen jubelnd ein:
Zum Wald, zum Wald, zum ſchönen grünen Wald!

Das Mädchen ſang wieder:
Und da nun Alle ſchlafen gingen,
Der Wald ſteckt' ſeine Irrlicht' an,
Die Fröſche tapfer Ständchen bringen,
Die Fledermaus ſchwirrt leis voran,
Und in dem Fluß auf feuchtem Steine
Gähnt laut der alte Waſſermann,
Strält ſich den Bart im Mondenſcheine
Und fragt ein Irrlicht, wer wir ſind.
Das aber duckt ſich geſchwind;
Denn über ihn weg im Wind
Durch die Wipfel der wilde Jäger geht,
Und auf dem alten Thurm ſich dreht
Und kräht der Wetterhahn uns nach:
Ob wir nicht einkehr'n unter ſein Dach?
O, Gokel! verfallen iſt ja dein Haus,
Es ſieht die Eule zum Fenſter heraus,
Und aus allen Thoren rauſchet der Wald.

Der Wald, der Wald, der ſchöne grüne Wald!

Und wenn wir müd' einst, sehn wir blinken
Eine goldne Stadt still überm Land,
Am Thor Sanct Peter schon thut winken:
„Nur hier herein, Herr Musicant!"
Die Engel von den Zinnen fragen,
Und wie sie uns erst recht erkannt,
Sie gleich die silbernen Pauken schlagen,
Sanct Peter selbst die Becken schwenkt,
Und voll Geigen hängt
Der Himmel, Cäcilia an zu streichen fängt,
Dazwischen Hochvivat! daß es prasselt und pufft,
Werfen die Andern vom Wall in die Luft
Sternschnuppen, Kometen,
Gar prächtige Raketen,
Versengen Sanct Peter den Bart, daß er lacht,
Und wir ziehen heim, schöner Wald, gute Nacht!

Und zum Chor machte der Puppenspieler mit dem Munde prasselnd das Feuerwerk nach, und Seppi schmetterte mit einem Pfeifchen wie eine Nachtigall, und die Tochter schwang ihr Tambourin schwirrend dazwischen; so zogen sie wie eine Bauernhochzeit durch den Wald in den aufblitzenden Morgen hinunter, als zögen sie schon ins Himmelreich hinein.

Als sie aber am Rand des Waldes zu sein vermeinten, fing jenseits der Wiese schon wieder ein anderer an; die Heiden waren ohne Weg, die Bäche ohne Steg, manchmal war's ihnen, wie wenn sie Hunde bellen hörten aus der Ferne und Stimmen gehn im Grund; das Schloß aber, wohin sie zielten, stand bald drüben, bald dort, immer neue Schluchten dazwischen, als wollt' es sie foppen. Und so war es fast schon wieder Abend geworden, als sie endlich, aus einem verworrenen Gebüsch tretend, auf einmal die Burg ganz nahe vor sich sahen.

Sie schauten sich erst nach allen Seiten um: eine Allee von wilden Kastanien führte nach dem Thor, man konnte bis in den gepflasterten Hof und im Hofe einen Brunnen und Gallerieen rings an dem alten Hause sehen; es rührte sich aber nichts darin. Ich weiß nicht, Denkeli, sagte der Puppenspieler nach einem Weilchen zur Tochter, das kommt mir doch curios vor mit dem Schloß, das hängt ja alles so liederlich, die Sparren vom Dach und die Läden aus den Fenstern, als wär' auch schon der Kriegsbesen darüber gefahren. — Indem schlug die Uhr vom Thurme langsam durch die große Einsamkeit. — Da muß aber doch Jemand wohnen, der die Uhr aufzieht, sagte Denkeli. — Das thun die Todten bei Nacht in solchen Schlössern, erwiderte der Vater verdrießlich.

Darüber waren sie an ein altes Gitterthor gekommen und blickten durch die ehemals vergoldeten Stäbe in den Schloßgarten hinein. Da lag Alles einsam und schattig kühl; Regen, Wind und Sonnenschein waren, wie es schien, schon lange die Gärtner gewesen, die hatten einen steinernen Neptun aufs Trockne gesetzt und ihm eine volle grüne Mütze von Ginster bis über die Augen gezogen, wilder Wein, Epheu und Brombeer kletterten von allen Seiten an ihm herauf, eine Menge Sperlinge tummelte sich lärmend in seinem Bart, er konnte sich mit seinem Dreizack des Gesindels gar nicht mehr erwehren. Und wie er so sein Regiment verloren, reckten und dehnten sich auch die künstlich verschnittenen Laubwände und Baumfiguren aus ihrer langen Verzauberung phantastisch mit wunderlichen Fühlhörnern, Kameelhälsen und Drachenflügeln in die neue Freiheit hinaus, und mitten unter ihnen auf dem Dach eines halbverfallenen Lusthauses saß melancholisch ein Pfau noch aus der vorigen Pracht und rief der untergehenden Sonne nach, als hätte sie ihm hier in der

Wildniß vergessen. Auf einmal aber that es einen leuchtenden Blitz durchs Grün, eine wunderschöne Dame erschien tiefer im Garten, durch die stillen Gänge nach dem Schlosse zu wandelnd, ganz allein in prächtigem Gewande; ihr langes Haar wallte ihr wie ein goldener Mantel über die Schultern, die Abendsonne blitzte noch einmal leuchtend über das kostbare Geschmeide auf Stirn und Gürtel. Denkeli blickte sie scheu, doch unverwandt an, sie dachte an die vorigen Reden des Vaters; es war ihr, als ginge die Zauberin dieser Wildniß vorüber. Die Dame aber bemerkte die Wanderer nicht, sie sah ein paar Mal zurück nach ihrer taftenen Schleppe, die schlängelnd hinter ihr her rauschte, und verlor sich dann wieder zwischen den Bäumen.

Jetzt hörten sie zu ihrem Erstaunen plötzlich auch Stimmen am Schloß; sie gingen eilig hin und bemerkten nach langem Umherirren endlich einen Balcon zwischen den Wipfeln, der nach dem Walde herausging. Dort sahen sie einige Herren an dem steinernen Geländer stehen, die Dame aus dem Garten schien auch bei ihnen zu sein; aber sie konnten nichts deutlich erkennen; denn die Linde, die in voller Blüthe stand, reichte bis an den Balcon, und die Abendsonne funkelte blendend dazwischen. Der Puppenspieler war auf alle Glücksfälle vorbereitet: er zog schnell eine Orgelpfeife, die er vor den Mund band, und eine Geige hervor, Seppi einen Triangel und Denkeli ihr Tambourin, und so stellten sie sich unter die Bäume und brachten gleich den Herrschaften ein Ständchen. Denkeli sah dabei öfters scharf hinauf; auf einmal ließ sie, mitten in dem Geschwirre abbrechend, Arm und Tambourin sinken: sie hatte in größter Verwirrung in dem einen Cavalier droben den Sigidupfer erkannt, sie sah, wie er galant und charmant sich neigte und beugte und mit der Dame parlirte, sie konnt' es gar nicht begreifen.

Der Vater ſtieß ſie ein paar Mal mit dem Ellbogen an, ſie ſollte zu ſingen anfangen; aber ſie warf das Köpfchen trotzig empor und wollte durchaus nicht, und dem Vater mochte ſie die Urſach nicht ſagen, denn er lachte ſie immer aus mit ihrer Liebſchaft. Während des Hin- und Herwinkens aber kam auch ſchon eine Kammerjungfer ſchnell aus dem Schloß herunter und brachte ihnen einen Krug Wein und Jedem einen Roſenobel, ſauber in Papier gewickelt, mit der Botſchaft, ihre Herrſchaft ſei heute gar nicht wohl und zu müde, um die Muſik anzuhören, auch ſei im ganzen Hauſe kein Unterkommen für ſie zur Nacht.

Seht Ihr, ſie mögen meinen Geſang ja nicht, ſagte Denkeli zum Vater; ſie dachte bei ſich, Sigihupfer habs ſie verklagt und wolle ſie nur los ſein, weil er ſich ihrer ſchäme vor der vornehmen Dame.

Der Puppenſpieler zuckte, ohne zu antworten, ein paar Mal zornig mit den buſchigen Augenbraunen, trank aber doch auf die Geſundheit der Dame und reichte darauf den Krug der Tochter, die ihn mit der Hand von ſich ſtieß. So ſtritten ſie heimlich unter einander; der Vater zankte noch immer über Denkeli's Eigenſinn, dann packte er heftig ſeine Inſtrumente zuſammen, um weiter zu ziehen; ſie wußten nicht, wohin in der fremden Gegend. Ueber ihnen aber ſummten die Bienen im Wipfel, und hinter den Blüthen droben plauderten und lachten die Herrſchaften in der ſchönen Abendkühle und machten ſich luſtig über die Bettel-Muſicanten. Denkeli erkannte Sigihupfer's Stimme darunter recht gut, das ſchnitt ihr durch die Seele; manchmal ſah ſie auch ſeinen Federhut und die Locken, und den Schmuck der Dame durch die Zweige ſchimmern — es war ihr Alles wie ein Traum. Im Weggehen fragte ſie die Jungfer noch: Wer iſt denn der junge Herr da droben?

„Ei, Ihr kommt wohl von weit her? erwiderte diese: „der ist ja der Herr Rittmeister von Klarinett, der Bräutigam des gnädigen Fräuleins.

---

4. Das verzauberte Schloß.

Der Schall einer Trompete gab das Zeichen zur Tafel, eine Flügelthür that sich plötzlich auf, und Suppius, in goldbrocatenem Staatskleid leuchtend, einen Federhut in der einen Hand, führte an der andern eine prächtige Dame, von kostbaren Armbändern, Halsketten und Ohrgehängen umblitzt und umbommelt, daß man nicht hinsehen konnte, wenn die Sonne darauf schien. So stiegen Beide feierlich eine steinerne Treppe in den großen, alten Gartensaal hinab; ein Hündchen mit silbernen Schellen um den Hals trat oft der Dame auf die schwere Schleppe, die von Stufe zu Stufe hinter ihnen herrauschte. Klarinett folgte in reicher Officierkleidung: in dunkelgrünem Sammt mit geschlitzten Aermeln, einem Kragen von brüsseler Kanten darüber und den Hut mit goldener Spange und nickenden Federn schief auf den Kopf gedrückt; es paßte ihm Alles prächtig. Er spielte vornehm mit einer Reitgerte und nickte kaum, als ihm der Diener der Dame meldete, daß sein Reisegepäck gehörig untergebracht sei.

Im Saale aber war der Tisch schon gedeckt, sie nahmen mit großem Geräusch und unter vielen Complimenten Platz auf den schweren rothsammtnen Sesseln mit hohen, künstlich geschnitzten Lehnen. Klarinett überblickte unterdeß erstaunt die Tafel: da gab's so wunderliche Pracht, abenteuerlich gehenkelte Krüge, hohe, altmodisch geschliffene Stengelgläser von den verschiedensten Farben und Gestalten, seltsam gethürmte Speisen und Schaugerichte und

heidnische Götter von Silber dazwischen, die Pomeranzen in den Händen hielten. Seitwärts aber stand die Thür auf, daß man weit in den Garten sehen konnte; die Sonne funkelte in den Gläsern, der Diener eilte mit Schüsseln und vergoldeten Aufsätzen flimmernd hin und her, und draußen sangen die Vögel dazu, und vor der Thür saß ein Pfau auf der marmornen Rampe und schlug sein prächtiges Rad.

So saßen sie lange in freudenreichem Schalle, da hub Fräulein Euphrosyne (so war die Dame genannt) mit freundlicher Gebärde an: sie könne sich noch immer nicht drein finden; denn es käme selten ein Fremder in diese Einsamkeit, und keiner so seltsam als ihre beiden Gäste, die, wie sie versicherte, heute beim ersten Morgengrauen vom Walde quer übers Feld plötzlich mit vier schäumenden Rossen ohne Kutscher mitten in den Schloßhof, und gewiß auch am andern Ende wieder hinausgeflogen wären, hätten sie nicht am Thorpfeiler Achse und Deichsel gebrochen. — Klarinett, mit zierlichen Reden den verursachten Schreck entschuldigend, erzählte nun, sie seien fremde Cavaliere, die, vom westphälischen Frieden nach ihren Herrschaften reisend, in jenem Walde von Räubern überfallen worden; Haushofmeister, Kutscher, Leibhusar, Alles sei erschossen, und da das Fräulein auf die Frage: ob sie in Tztschneß hinter Tzquali in Mingrelien bekannt, mit dem Kopf schüttelte, bedauerte er das sehr, denn gerade von dort seien sie her.

Suppius stürzte ein Glas Ungarwein so eilig aus, daß er sich den gestickten Zipfel seiner Halsbinde begoß; es war, als hätte Klarinett mit seinen Lügen ihn plötzlich in einen Strom gestoßen: nun mußte er mit durch oder schmählich vor den Augen der Dame untergehen. Dabei sah er oft das Fräulein bedenklich von der Seite an, sie

kam ihm ſchon wieder auf ein Haar wie ſeine entführte Geliebte vor; aber er traute ſich doch nicht recht, er hatte ſeine Liebſte ſo ſelten und immer nur flüchtig am Fenſter hinter den Blumen geſehen; ſo wurde er ganz confus und wagte es nicht, von der Entführung zu reden. Und als er darauf dennoch mit großer Feinheit die Sommerkühle der vergangenen Nacht pries, gelegentlich einen Seitenblick über jenes mondbeſchienene Städtchen warf, und endlich leiſe über den Marktplatz am ſteinernen Brunnen vorbei zu dem Wirthshaus kam, auf das Fenſter zielend, wo ihnen damals der lieblichſte Stern erſchienen: ſah die Dame ihn befremdet an und wußte durchaus nicht, was er wollte. Aber Suppius war einmal im Zuge ausbündiger Galanterie. Was frag' ich noch nach Sternen! rief er aus: flogen wir doch auf vergoldeten Rädern Fortuna's aus Nacht zu Aurora, daß ich vor Blendung noch nicht aufzublicken vermag. — Da ſchlug das Fräulein mit einem angenehmen Lächeln die ſchönen Augen nieder, Suppius, entzückt, griff haſtig nach ihren Fingerſpitzen, um ſie zu küſſen, warf aber dabei mit dem breiten Aufſchlag ſeines Aermels dem ſilbernen Cupido die Pomeranze aus der Hand, und wie er ſie haſchen wollte, verwickelte er ſich mit Sporen und Degenſpitze unverſehens ins Tiſchtuch, alle Gläſer ſtießen auf einmal klirrend an, als wollten ſie ſeine Geſundheit ausbringen, der Cupido ſtürzte und riß einen Weinkrug mit, das Hündchen bellte, der Pfau draußen ſchrie. Euphroſyne aber mit flüchtigem Erröthen ſtand raſch auf, die Tafel aufhebend, indem ſie dem Klarinett ihren Arm reichte.

Sie traten vor die Saalthür auf die Terraſſe, von der eine breite Marmortreppe nach dem Garten führte. Eine Eidechſe, als ſie herauskamen, fuhr erſchrocken zwiſchen die Ritzen der Stufen, aus denen überall das Gras

hervordrang; seitwärts stand ein alter Feldstuhl, eine Zither lehnte daran. Als Suppius, der noch immer den Aufruhr an der Tafel mit seinen weiten Alamode-Aermeln ausführlich zu entschuldigen beflissen war, das Instrument erblickte, stockt' er auf einmal und entfernte sich schnell, wie einer, der plötzlich einen guten Einfall hat. Das Fräulein aber ließ sich in der Thür auf den Feldstuhl nieder; Klarinett, die Zither auf den Knieen prüfend und stimmend, setzte sich auf die Stufen zu ihren Füßen, daß der Pfau von dem steinernen Geländer ihm mit seinem schlanken Hals über die Schulter sah. Draußen aber war es unterdessen kühl geworden, der ganze Garten stand tief in Abendroth, während die Thäler schon dunkelten; auch der Pfau steckte jetzt den Kopf unter die Flügel zum Schlaf, die Luft kam über den Garten und brachte den Schall einer Abendglocke aus weiter Ferne. Da fiel dem Klarinett in dieser Abgeschiedenheit eine Sage ein, die er unten in den Dörfern gehört, und da das Fräulein sie wissen wollte, erzählte er von einem verzauberten Schlosse der Grafen Gerold; da wüchse auch das Gras aus den Steinen, da sänge kein Vogel ringsum, und kein Fenster würde jemals geöffnet: man höre nichts, als den Wetterhahn sich drehen und den Zugwind flüstern und zuweilen bei großer Trockne das Getäfel krachen im Schloß; so stünd' es öde seit hundert Jahren, als redet' es mit geschlossenen Augen im Traum. — Jetzt hatte er die Zither in Ordnung gebracht. — Es gibt auch eine Weise darauf, sagte er, und sang:

Doch manchmal in Sommertagen
Durch die schwüle Einsamkeit
Hört man Mittags die Thurmuhr schlagen,
Wie aus einer fremden Zeit.

Und ein Schiffer zu dieſer Stunde
Sah einſt eine ſchöne Frau
Vom Erker ſchaun zum Grunde —
Er ruderte ſchneller vor Graun.

Sie ſchüttelt' die dunkeln Locken
Aus ihrem Angeſicht:
„Was ruderſt du ſo erſchrocken?
Behüt' dich Gott, dich mein' ich nicht!"

Sie zog ein Ringlein vom Finger,
Warf's tief in die Saale hinein:
„Und der mir es wieder bringet,
Der ſoll mein Liebſter ſein!"

Hier gewahrte Klarinett auf einmal, daß das Fräulein, wie in tiefes Nachſinnen verſunken, aufmerkſam den koſtbaren Demantring betrachtete, den er mit dem andern Staat in der fremden Caroſſe gefunden und leichtſinnig angeſteckt.

Er ſtutzte einen Augenblick; das Fräulein aber, als hätte ſie nichts bemerkt, fragte mit ſeltſamem Lächeln nach dem Ausgang der Sage. Klarinett, etwas verwirrt, erzählte weiter: Und wenn nun der Rechte mit dem Ringe kommt, hört die Verzauberung auf; aus den Winkeln der ſtillen Gemächer erheben ſich überall ſchlaftrunken Männer und Frauen in ſeltſamen Trachten, das öde Schloß wird nach und nach lebendig, Diener rennen, die Vögel ſingen wieder draußen in den Bäumen, und dem Liebſten gehört das Land, ſo weit man vom Thurme ſehen kann.

Bei dieſen Worten fiel auf einmal draußen ein Waldhorn ein; der galante Suppius war es: er zog in ſeinem Goldbrocat wie ein ungeheurer Johanniswurm durch den finſtern Garten, als wollt' er mit ſeinen Klängen die

Nacht anbrechen, die nun von allen Seiten prächtig über die Wälder heraufstieg. Schloß, Büsche und Garten wurden immer wunderbarer im Mondschein, und wenn die Luft die Zweige theilte, blinkte aus der Tiefe unterm Schloß die Saale herauf, und das Geschmeide und die Augen des Fräuleins blitzten verwirrend dazwischen — da hub plötzlich die Uhr vom Thurme zu schlagen an. Klarinett fuhr unwillkürlich zusammen, in demselben Augenblick glaubte er einen flüchtigen Händedruck zu fühlen, und als er verwundert aufsah, traf ihn ein funkelnder Blick der Dame.

Indem aber trat der Diener mit einer Kerze hinter ihnen in den Saal, um die Fremden ins Schlafgemach zu geleiten; die Dame erhob sich, zierlich und gemessen wie sonst, und war nach einer freundlichen Verbeugung schnell durch eine innere Thür des Saales verschwunden. Doch als Klarinett sich betroffen wandte, ging eben der Mond aus einer Wolke und beschien hell das steinerne Bildwerk über der Thür: es war wirklich das ihm wohlbekannte Wappen der Grafen Gerold! — Was ist denn das? dachte er erschrocken: am Ende hab' ich da selber den Ring! —

Am folgenden Tage hielt er's fast für einen Traum, so ganz anders sah die Welt aus: der Morgen hatte Alles wieder mit Glanz und Vogelschall verdeckt, nur das unheimliche Wappen über der Thür blieb aus jener Nacht, und der Zauberblick der Dame. Er hatte sich in dem Wetterleuchten ihrer Augen nicht geirrt, sie spielten munter fort, ihre Liebe zu Klarinett brach rasch aus, wie der Frühling nach einem warmen Gewitterregen. Und so ließ er denn auch Alles gut sein und wollte mit Grübeln das Glück nicht versuchen, das ihm so unversehens über den Kopf gewachsen.

Dem Supplus aber ging es über den seinigen weg, ohne daß er's merkte. Jeden Morgen putzte er sich, mit Rath und Beistand des muthwilligen Klarinett, auf das sorgfältigste heraus, und probirte vor dem Wandspiegel insgeheim artige Stellungen. Aber bis zu Mittag war doch Alles wieder schief und verschoben, das vornehme Kleid der guten Lebensart saß ihm, als wär' er in der Eile mit einem Arm in den falschen Aermel gefahren. Manchmal fielen ihm auch plötzlich die Wissenschaften wieder ein; da erschrak er sehr und verwünschte alle Abenteuer, die er doch immer selbst wieder anzettelte. Dann ergriff er hastig das dicke Buch, das in der Tasche seines Serenadenrockes mitgekommen, damit setzte er sich in die abgelegensten Winkel des Gartens ins Gras, und schlug das Capitel auf, wo er in Halle stehen geblieben. Aber der alte Ungarwein aus dem Schloßkeller war stärker als er, der ließ die Buchstaben auf Magyarisch vor ihm tanzen und drückte ihm jedesmal die Augen zu und die Nase ins Buch. Und wenn er aufwachte, steckte zu seinem Erstaunen das Zeichen im Buch immer beim unrechten Paragraphen, auch glaubte er auf dem Rasen Spuren von Damenschuhen zu bemerken, als hätten ihn Elfen im Schlafe besucht; ja, das eine Mal lag, statt des Zeichens, ein ganzer Strauß brennender Liebe zwischen den Blättern. Da steckt' er ihn triumphirend vorn an die Brust und sprach den ganzen Tag durch die Blume zu Euphrosynen von heimlicher Lieb' und Hochzeit. Er zweifelte und verwunderte sich nicht im Mindesten, daß sie in ihn verliebt, und ließ oft gegen Klarinett fallen, wie er darauf bedacht sein werde, ihn hier als seinen Kapellmeister oder Fasanengärtner anzustellen.

Klarinett aber wußt' es wohl besser, es kam Alles bald zum Ausgang. Denn als er eines Morgens bei einem

Spaziergang mit Euphrosynen und ihrem Diener auf eine Anhöhe gestiegen, von der man weit ins Land hinaus sehen konnte, wies ihm der Diener rings in die Runde die Schlösser, Wälder, Teiche, weidenden Herden und Unterthanen, die alle seinem Fräulein gehörten. Der Morgen funkelte drüber, die Teiche blickten wie Augen aus dem Grün, alle Wälder grüßten ehrerbietig rauschend herauf, Klarinett war wie geblendet. Da sagte Euphrosyne rasch: Und Alles ist Dein — wenn Du diese Hand nicht verschmähst, setzte sie mit gesenkten Augen kaum hörbar hinzu. Klarinett aber, ganz verblüfft, stürzte auf ein Knie nieder und schwor, so wahr er Cavalier und Rittmeister sei, wolle er sie nimmer verlassen, und ein Kuß auf ihre Hand versiegelte den schönen Bund, und in dem Auge des grauen Dieners zitterte eine Freudenthräne.

Nun aber lebten sie alle vergnügt von einem Tage zum andern; da war nichts als Schmausen und Musiciren und Umherliegen über Rasenbänken und Canapees. Täglich zur selben Zeit lustwandelten sie rauschend in vollem Staate vor dem Schloß, gleichsam leuchtende Zirkel und Namenszüge durch den Garten beschreibend, der mit seinen Schnörkeln von bunten Scherben wie ein Hochzeitskuchen im Sonnenschein lag; im Hofe hatte der blühende Holunderbusch ihre Staatscarosse schon beinah ganz überwachsen, auf der Marmortreppe schlug der Pfau täglich dasselbe Rad, die Vögel sangen immer dieselben Lieder in denselben Bäumen. Und an einem prächtigen Morgen, den er halb verschlafen, dehnte sich Klarinett, daß ihm die Glieder vor Nichtsthun knackten; nein, sagte er, nichts langweiliger, als Glück!

5. Fortuna's Schildknappen.

Zur selben Zeit lag das Dorf, das einst zu dem Schlosse gehört, fern unterm Berg in Trümmern. Es war seit dem letzten Durchzug der Schweden zerstört und verlassen; nun rückte der Wald, den die Bauern so lange tapfer zurückgedrängt, über die verras'ten Beete unter Vogelschall mit Stacheln, Disteln und Dornen wieder ein, und hatte sich das verbrannte Gebälk schon mit Epheu und wilden Blumen prächtig ausgeschmückt und auf dem höchsten Aschenhaufen einen blühenden Strauch als Siegesfahne ausgesteckt; nur einzelne Schornsteine streckten noch, wie Geister, verwundert die langen weißen Hälse aus der verwilderten Einsamkeit. Heute aber fing auf einmal der eine Schornstein wieder zu rauchen an, ein helles Feuer knisterte unter demselben, und so oft der Wind den Rauch theilte, sah man in der Gluth des Wiederscheins wilde dunkle Gestalten, wie Arbeiter in einem Eisenhammer, mit aufgestreiften Aermeln vor dem Feuer hantieren, kochen und Bratspieße drehn; Einer saß im Grase und flickte sein Wamms, ein Anderer lag daneben und sah ihm verächtlich zu, den Arm stolz in die Seite gestemmt, daß ihm im Mondschein der Ellbogen aus dem Loch im Aermel glänzte, während weiterhin zwei holk'sche Jäger so eben durch das Dickicht brachen und ein frisch geschossenes Reh herbeischleppten.

Es waren versprengte Landsknechte, die das Ende des dreißigjährigen Krieges plötzlich vom Pferd auf den Friedens- und Bettelfuß gesetzt. In solchem Schimpf hatten sie beschlossen, den Krieg auf ihre eigene Faust fortzusetzen und sich mitten durch ihren gemeinschaftlichen Feind, den Frieden, nach Ungarn durchzuschlagen, wo sie gegen den Türken neue Ehre und Beute zu gewinnen hofften.

Hartes Bett, gemeines Bett! sagte der Stolze mit dem Loch im Aermel. Heute ist's gerade ein Jahr, es war auch so eine blanke Nacht, da hing es nur von mir ab, ich konnte auf kostbaren Teppichen liegen mit eingewirkten Wappen, in jedem Zipfel mein Namenszug in Gold.

Da kniff ein grauer Kerl seitwärts den neben ihm liegenden Dudelsack, der plötzlich schnarrend einfiel. — Ruhe da! rief ein breiter Landsknecht hinüber, und mehre Schalke rückten zum Feuer, um den Schreckenberger (so hieß der Stolze) besser zu hören. Dieser warf dem Dudelsack einen martialischen Blick zu und fuhr fort:

Denkt Ihr noch dran, nach der Schlacht bei Hanau, wie wir da querfeld mit der Regimentscasse retirirten, nichts als Rauchwirbel in der Ferne und Rabenzüge über uns? In den Dörfern guckten die Wölfe aus den Fenstern, und die Bauern graf'ten im Wald. — Freilich, versetzte der schlaue Landsknecht, und eine vornehme Dame auf Kosthaarem Zelter, einen Pagen hinter sich, reitirte immer neben uns her, und als wir am Abend an einem verbrannten Dorfe Halt machten, kehrte sie auch über Nacht ein in dem wüsten Gartenschloß daneben. — Ja, und die Augen, sagte Schreckenberger, spielten ihr wie zwei Spiegel im Sonnenschein; Dich und die Andern hat's geblendet, Ihr wart alle vernarrt in sie. Nun denk' ich an nichts und gehe Abends am Schloß vorüber, da schreibt sie euch aus dem Fenster ordentlich: Vivat Schreckenberger! mit den feurigen Blicken in die Luft, und wie ich mich wende, ruft sie: Ach! und fällt in Ohnmacht vor großer Lieb' zu mir. So was war mir schon oft passirt, ich fragte wenig danach; da ich aber tiefer im Garten bin, kommt plötzlich der Page im

Dunkel daher mit einem Briefe an mich auf rosenfarbenem Papier.

Hier zog Schreckenberger ein Brieflein aus dem Wamms und reichte es mit vornehm zugekniffenen Augen über die Achsel den Andern hin. Der Landsknecht nahm es hastig und las: „Im Garten bei Nacht — das Lusthaus ohne Wacht — Sturmleitern daran — Cupido führt an — Um Mitternacht Runde — Parol: Adelgunde."

Das klappt ja wie ein Trommelwirbel, sagte der Landsknecht, indem er, den Brief zurückgebend, neugierig noch näher rückte. Ja, Cupido hat schon Manchen angeführt; nur weiter, weiter!

Kurz: um Mitternacht bin ich auf meinem Posten, hub Schreckenberger wieder an: im Garten nichts als Mondschein, große Stille, das Lusthaus, wie es im Briefe steht, droben ein offenes Fenster auf dem Dach, drunten eine Leiter, ich weiß nicht mehr, ob von Sandelholz oder Seide oder Frauenhaaren. Ich sackle nicht lange: die Büchse auf dem Rücken, in jeder Hand ein Pistol, den blanken Säbel zwischen den Zähnen, so klettre ich hinauf —.

Also Du warst es doch! fiel hier der Landsknecht verwundert ein.

Nun, wer denn sonst? erwiderte Schreckenberger, und Jasmin, wie ich hinaufsteige, Rose von Jericho, Holunder, Jelängerjelieber, alles umhalst und umschlingt mich vor Freuden, das riß sich ordentlich um mich, daß ich die Sporen nicht nachbringen konnte, und vom Fenster droben hoben mich plötzlich zwei alabasterne Schwanenarme aus dem Brunnen der Nacht, und über mir ein prächtiges Gewitter von schwarzen Locken, da blitzen Augen und Juwelen daraus, und in dem Brunnen ge-

hen immerfort goldene Eimer auf und nieder mit Muskateller und Confect, und die Gräfin Adelgunde ſitzt neben mir auf einem mit Diamanten geſprenkelten Canapee, und: langen Sie zu, ſagte ſie, und: o, ich bitte ſehr, ſag' ich —. Da hör' ich auf einmal unter uns in dem Luſtpalaſte inwendig ein Geſumſe wie in einem Bienenſtock. Was war das? rufe ich —.

Jetzt brach plötzlich ein Lachen aus. Wir waren es, ſagte einer der Zuhörer, denn wir ſteckten ja alle drinnen, der Page hatte uns alle nach einander auch ins Luſthaus geladen und darauf die Thür hinter uns verriegelt.

Aber Schreckenberger, einmal im Strom der Erzählung, ließ ſich nicht irre machen: ich ſpringe auf, fuhr empor, hab Verrath! ſchreie ich —.

Nun ſprachen Alle raſch durch einander: Ja, Du machteſt einen Teufelslärm auf dem Dache, denn ſie hatten hinter Dir die Leiter weggenommen, und das Fenſter oben war verſchloſſen.

Und die Gräfin in dem einen Arm, den Säbel im andern, und unter mir kocht es und ziſcht es und rumpelt es —.

Freilich, im dunklen Luſthauſe ſtießen wir Einer auf den Andern, und Einer fragte den Andern trotzig, was er hier ſuchte, und Jeder hatte ſeine Parole Adelgunde, bis wir zuletzt alle an einander geriethen und aus der Parole ein großes Feldgeſchrei und Geraufe wurde.

Und ich ſteche links, ſteche rechts; die Gräfin, ohnmächtig, ruft: Genug des Gemetzels! Aber ich laſſ' mich nicht halten und feuere praſſelnd alle meine Piſtolen abwach allen Seiten wie ein Feuerwerk —.

Das hörten wir wohl, fiel nun der Landsknecht wieder ein, und hielten es für einen feindlichen Ueberfall; da arbeiteten wir und ſtemmten uns an die verriegelte Thür

und die Wände, bis das ganze morsche Lusthaus über uns in Stücken aus einander ging. So kamst Du auch kopfüber mit herunter — Du machtest einmal Sprünge quer über das Feld fort, ohne Dich umzusehen! wir erkannten Dich nicht in der Verwirrung, und wußten dann gar nicht, wo Du auf einmal hingekommen; später hieß es, Du wärst zu den Kaiserlichen desertirt in dieser Nacht. Nacht? fuhr der unverwüstliche Schreckenberger noch immer fort; ja recht mitten durch die Nacht auf einem schneeweißen Zelter, sich die Thränen wischend mit dem goldbordirten Schleier und mir zuwinkend, flog die dankbar gerettete Gräfin —.

Mit Eurer verlassenen Regimentscasse in die weite Welt, versetzte einer der holk'schen Jäger, denn es war unsere Marketenderin, die schöne Sinka, die hatt's Euch allen angethan, das merkte sie wohl und verirte Euch von der Feldwacht fort.

Schreckenberger schwieg und warf wieder einen martialischen Blick rings in die Runde. Aber der Jäger fuhr fort: Und gleich am andern Morgen, da wir bei unserem Regiment sie alle kannten, wurden wir commandirt, ihr nachzusetzen. Das war eine lustige Jagd; wir strichen wie die Füchse auf allen Diebswegen und schüttelten jeden Baum, ob das saubere Früchtchen nicht herabfiele. So kamen wir am folgenden Abend — es war gerade ein Sonntag — in ein kleines Städtchen; da war großes Gewirr auf dem Platz; ein Stoßen und Drängen und Lärm von Trommeln und Pfeifen, in allen Fenstern lagen Damen wie ein Blumengelände bis an die Dächer herauf, wo die Schornsteinfeger aus den Rauchfängen guckten und vor Lust ihre Besen schwangen. An des Bürgermeisters Hause aber war vom Balcon ein Seil gespannt über die Stadt und die Gärten weg

bis zum Waldberg jenseits überm Fluß. Ein schlanker Bursch stand auf dem Geländer des Balcons in flimmernder spanischer Tracht mit wallenden Locken. Der alte Bürgermeister schien wie vernarrt in das blanke Puppchen, plauderte und nickte ihm freundlich zu, daß die Sonne in den Edelsteinen seines kostbaren Hutes spielte; der Bursch reckte ihm lachend den Fuß hin; er mußte ihm mit einem großen Stück Kreide die Sohlen einreiben. Auf einmal wendet er sich herum — das ist Sinka! rufe ich erstaunt meinen Cameraden zu. — Aber sie hatte uns auch schon bemerkt, und eh' wir uns durchdrängen können, nimmt sie rasch dem Bürgermeister den kostbaren Hut von der Glatze, drückt sich ihn auf die Locken, und zierlich mit zwei bunten Fähnchen schwenkend und grüßend, schreitet sie unter großem Jubelgeschrei über Köpfe, Dächer und Gärten fort. Der Abend dunkelte schon; das Seil wurde unkenntlich aus der Ferne; es war, als ginge sie durch die leere Luft, die untergehende Sonne blitzte noch einmal in den Steinen am Hut, so verschwand sie wie eine Sternschnuppe jenseits vorm Walde; Niemand hat sie wiedergesehen.

Meinetwegen, Stern oder Schnuppe! fiel hier Schreckenberger ein, that einen Zug aus seiner Feldflasche und sang:

Aufs Wohlsein meiner Dame,
Eine Windfahn' ist ihr Panier,
Fortuna ist ihr Name,
Das Lager ihr Quartier.

Und wendet sie sich weiter,
Ich kümmre mich nicht drum,
Da draußen ohne Reiter,
Da geht die Welt so dumm.

Statt Pulverblitz und Knattern:
Aus jedem wüſten Haus
Gevattern ſehn und ſchnattern
Alle Luſt zum Land hinaus.

Fortuna weint vor Aerger,
Es rinnet Perl' auf Perl'.
„Wo iſt der Schreckenberger?
Das war ein andrer Kerl!"

Sie thut den Arm mir reichen,
Fama bläſ't das Geleit,
So zu dem Tempel ſteigen
Wir der Unſterblichkeit.

Nun ſchwenkten die Andern die Hüte, und: Vivat das hohe Brautpaar! ſchrieen ſie jubelnd, hoch lebe unſer Tempelherr der Unſterblichkeit! und der Dudelſack ſchnurrte wieder einen Tuſch dazu.

Da ſchlugen plötzlich die großen Hunde an, die jede Nacht um ihr Lager die Runde machten; die Geſellen horchten auf, es war auf einmal Alles todtenſtill. Man hörte in der Ferne Aeſte knacken, wie wenn Jemand durchs Dickicht bräche; es kam immer näher; jetzt vernahmen ſie deutlich Fußtritte und Stimmen, die Wipfel der Sträucher bewegten ſich ſchon; Schreckenberger nahm ſchnell ſeine Muskete und zielte nach der Gegend hin.

Plötzlich aber ließ er Arm und Flinte wieder ſinken: I Pamphil, wo kommſt denn Du hergezigeunert? rief er ganz verwundert aus. Der Puppenſpieler trat aus dem Gebüſch, Seppi und Denkell hinter ihm; die großen Hunde, denen ſie Brocken zuwarf, gaben ihnen frei Geleit. Der Puppenſpieler viſirte erſt die ganze Geſellſchaft rings im Kreiſe ſcharf mit dem einen Auge, dann, da er lauter bekannte Geſichter bemerkte, nahm

er das schwarze Pflaster vom andern. Hast Du wieder Mondfinsterniß gemacht, um besser zu mausen? fragte lachend der Landsknecht. — Wir sind alle im abnehmenden Mond bei dem wachsenden Frieden, erwiderte Pamphil, wir haben den faulen Bauern die Felder mit Blut gedüngt, nun schießt Alles in Kraut und Rüben; die Welt wird noch ersticken vor Langerweile. Aber was treibt Ihr hier, Ihr alten Kriegsgurgeln? man hört Euch ja eine halbe Meile weit durch die stille Nacht, ich konnt' nicht fehlen.

Nun raschelte es in allen Winkeln, immer mehr wilde Gestalten richteten sich aus dem Dunkel empor; da war des Begrüßens, Händeschüttelns und Fragens kein Ende. Wie sie aber hörten, daß Pamphil so eben von dem Schlosse kam, das sie unterweges von fern über dem Walde gesehn, trat Alles um ihn herum, und da er von zwei Cavalieren droben erzählte und von einem schönen Reisewagen im Hofe, mußte er ihnen Alles ausführlich beschreiben; sie zweifelten nicht, daß es die beiden Edelleute mit der Carosse seien, welche sie vor einiger Zeit bei Nacht in dem Städtchen gesehen, und die ihnen dann im Walde mitten durchs Kreuzfeuer ihrer Pistolen so schnöde entwischt.

Unterdeß saß Denkeli seitwärts auf einem Baumsturz, den Kopf in die Hand gestützt und ohne sich um die Andern zu bekümmern; man wußte nicht, ob sie müde oder traurig. Das stach die Gesellen in die Augen; einige wollten sich galant zeigen und scharrten und gollerten wie aufgeblasene Truthähne um sie herum. Der holk'sche Jäger, kecker als die Andern, schlich sich leis von hinten heran, um das Mädchen zu küssen; da wandte sie sich und gab ihm unversehens eine Ohrfeige, daß es laut klatschte. Der Ueberraschte griff wüthend nach seinem

Hirschfänger, aber der Puppenspieler, der Alles bemerkt, hatte ihn schon von unten an dem einen Bein gefaßt und hob ihn so, zu allgemeinem Gelächter, mit ausgestrecktem Arm' hoch über sich in die Luft. Bleibt meiner Denkeli vom Leib, rief er mit martialischen Mienen, oder ich mache meine schönsten Kunststücke an euren eigenen Knochen durch. — Laßt sie nur, sagte Denkeli, ich werde schon allein mit ihnen fertig, heute kommen sie mir gerade recht. — Der Jäger, da er wieder auf dem Boden war, sah den Puppenspieler halb verwundert, halb trotzig vom Kopf bis zu den Füßen an, wie ein Mops, der unverhofft auf einen Bullenbeißer gestoßen.

Denkeli aber blickte scharf zur Seite zwischen die dunkeln Bäume; dort waren die Andern unterdeß wieder zusammengetreten und redeten heimlich unter einander in der Spitzbubensprache. Eine entsetzliche Ahnung stieg plötzlich in ihrer Seele auf, denn sie hörte von Zeit zu Zeit des reichen Fräuleins auf dem Schloß und der beiden Cavaliere erwähnen. Ihr Herz klopfte; scheinbar gleichgültig am Feuer kauernd und die Flamme schürend, horchte sie mit wachsender Angst hinüber; da erfuhr und errieth sie nach und nach Alles: wie sie noch heute den Berg hinaufschleichen, das schlechtverwahrte Schloß im ersten Schlafe überfallen und die Beraubten auf ewig still machen wollten. Auch der Vater trat nun hinzu, und schien mancherlei guten Rath zu ertheilen.

Denkeli dachte mit Schrecken an Sighupfer, den sie oben gesehen. Sonst achtete sie wenig auf die Anschläge der Männer, sie war von Jugend daran gewöhnt; jetzt kam ihr auf einmal Alles ganz anders und unleidlich vor. Aber zu verhindern war es nicht mehr, das wußte sie wohl, eher hätte sie den Sturmwind im Fluge wenden können. So suchte sie nach kurzem Bedenken unbe-

merkt die Pistolen des Vaters hervor, lud sie und legte darauf hastig ihren schönsten Putz an; ihre Augen funkelten, und wie sie auf einmal, von den schwarzen Locken umringelt, sich in ihrem Schmuck am Feuer aufrichtete, erschrak Alles, so prächtig war sie. Der Vater lobte sie, daß sie etwas auf sich hielt vor den Leuten. Sie erwiderte rasch: sie wisse schon Alles, sie habe sich die Gegend wohl gemerkt und wolle nach dem Schlosse vorausgehen, um auszukundschaften, ob der Wald sicher, ehe die Andern nachkämen. Es fiel dem Vater nicht auf; er kannte sie, wie beherzt sie war. Da stand sie noch einen Augenblick zögernd. Lebt wohl, sagte sie dann aus tiefstem Herzensgrund. Der Vater stutzte bei dem ungewöhnlich bewegten Klang der Stimme, und sah ihr in Gedanken nach; aber, ihr Tambourin schwingend, war sie schon im Wald verschwunden.

---

6. Viel Lärmen um Nichts.

Während deß ruhte schon Alles im Schloß, nur Klarinett konnte vor den vielen schlagenden Nachtigallen im Garten nicht einschlafen. Der Mond schien hell durchs ganze Zimmer, manchmal bewegte die Zugluft die alten Tapeten, und wo sie zerrissen, waren auf den kahlen Wänden, dem Stammbuch müßiger Soldaten, überall Gesichter und Figuren ungeschickt mit Kohle gemalt. Seitwärts, in einen weiten damastenen Schlafrock gehüllt, saß er auf dem schweren Himmelbett, an dem Himmel und Betten fehlten, und dachte noch seiner, immer näher heraufrückenden, Vermählung nach. — Jetzt öffnete er ungeduldig ein Fenster, der frische Waldhauch wehte ihn plötzlich über die Dächer an, da war's, als

wollten die rauschenden Wipfel ihn an ein Lied erinnern, das er früher gar oft in solcher nächtlichen Einsamkeit gesungen. Er besann sich lange, dann stimmte er, halb singend, halb sprechend, leise vor sich an:

Es ist ein Klang gekommen
Herüber durch die Luft —

die Weise wollte ihm durchaus nicht einfallen —

Der Wind hat's gebracht und genommen —

Er ärgerte sich, daß er hier alles verlernt, was ihm sonst lieb gewesen; es wurde ihm so heiß und angst, er schob es auf den ungewohnten Ungarwein und eilte endlich aus dem schwülen Gemach, die stille Treppe hinab, durch ein verborgenes Pförtchen ins Freie. Er ging so eilig durch den Garten, daß er sich alle Augenblicke in die weiten Falten des Schlafrocks verwickelte; die Mücken stachen ihn, die Gedanken jagten sich ihm durch die Seele, wie die Wolken am Himmel, er wußte sich gar nicht zu retten. Sei kein Narr, sei kein Narr! sagte er hastig zu sich selbst: ein Schloß, drei Weiler, vier Teiche und fette Karpfen und Unterthanen und Himmelbett — und was macht die Frau Liebste? — Danke für höfliche Nachfrage, sie wiegt — ach, und die lieben Kleinen? — sie schreien, und die Wiegen rumpeln — und derweil rauscht der Wald draußen und schilt mich, und die Rehe gucken durch den Gartenzaun und lachen mich aus — ja, Wald und Rehe, als wenn das alles nur so zum Einheizen und Essen wäre! —

So war er in seinem Eifer mit dem langen Schlafrock mitten ins Dickicht zwischen Dornen und Nesseln gerathen, und als er sich umsah, erblickte er wahrhaftig die wunderbare Fey in einem Fensterbogen über sich. Er

starrte betroffen hin, denn dieser Theil des Schlosses war völlig wüst und unbewohnt, auch kam die Gestalt ihm jetzt schlanker und ganz anders vor, als Euphrosyne, sie bog sich weit herüber, als säh' sie nach Jemand aus, ihn schauerte — da schien sie ihn zu bemerken und verschwand schnell wieder am Fenster.

Jetzt aber hörte er zu seinem Erstaunen eine wunderschöne Stimme singen, bald näher, bald ferner, wie in goldnen Kreisen um das ganze stille Haus. Er stutzte und hielt den Athem an, das Herz wurde ihm so leicht und fröhlich bei dem Klange, die Luft kam vom Schloß, er meinte die Weise zu kennen aus alter Zeit. Da schlug er sich plötzlich vor die Stirn, jetzt wußt' er auf einmal das Lied, auf das er sich niemals besinnen konnte, und sang jauchzend aus frischer Brust:

Es ist ein Klang gekommen
Herüber durch die Luft,
Der Wind hat's gebracht und genommen,
Ich weiß nicht, wer mich ruft.
Es schallt der Grund von Hufen,
In der Ferne fiel ein Schuß —
Das sind die Jäger, die rufen,
Daß ich hinunter muß!

Und auf einmal ganz nahe unter dem Garten antwortete die Stimme:

Das sind nicht die Jäger — im Grunde
Gehn Stimmen hin und her,
Hüt' Dich zu dieser Stunde!
Mein Herz ist mir so schwer.
Wer Dich lieb hat, macht die Runde,
Steig nieder und frag' nicht, wer!
Ich führ' Dich aus diesem Grunde —
Dann siehst Du mich nimmermehr.

Aber Klarinett hatte schon den Schlafrock abgeworfen, fühlte sich auf einmal so leicht in dem alten Wanderkleid und schaute in das stille Meer der Nacht, als hört' er die Glocken gehn von den versunkenen Städten darunter, und aus dem Waldgrund tönte der Gesang immerfort dazwischen:

Ich weiß einen großen Garten,
Wo die wilden Blumen stehn,
Die Engel frühmorgens sein warten,
Wenn Alles noch still auf den Höh'n;
Manch zackiges Schloß steht darinne,
Die Rehe grasen ums Haus,
Da sieht man weit von der Zinne,
Weit, über die Länder hinaus. —

Klarinett erkannte die Stimme recht gut, und ganz verwirrt, zwischen den wankenden Schatten der Bäume, stieg er durch den Garten in die mondbeglänzte Einsamkeit hinab, immer tiefer, tiefer, das Schloß war hinter ihm schon versunken.

Nun wurde oben Alles wieder todtenstill, nur der Wetterhahn auf dem Thurm drehte sich unruhig im Winde hin und her, als traute er der falschen Nacht nicht und wollte die Schlafenden warnen. Da raschelt plötzlich etwas in der Ferne, lockeres Steingeröll, wie hinter Fußtritten, rollt schallend in den Abgrund, drauf wieder die alte unermeßliche Stille. Allmählich aber schien das heimliche Geknister ringsum sich zu nähern, manchmal fuhr ein verstörter Waldvogel aus dem Gebüsch, sich erschrocken in wildem Zickzack in die Nachtluft stürzend, da und dort blinkte es wie Stahl auf und funkelten wilde Augen durchs Gesträuch. Jetzt trat eine fremde Gestalt vorsichtig aus den Hecken hervor, ein Zweiter und Mehre folgten von allen Seiten, die ganze Bande mit Blendlaternen, Brech-

eisen, Stricken und Leitern schritt sacht und lautlos dem Schlosse zu. — Nur immer mir nach hier die Marmorstufen hinauf! flüsterte der Puppenspieler zurück. Sie arbeiteten nun, daß ihnen die Schweißtropfen aus dem struppigen Haar rannen, an der verschlossenen Thür, um sie unbemerkt zu öffnen. Andere hoben ungeduldig indeß die Scheiben aus den Fenstern und legten die Leitern an, eifrig hinansteigend. Indem aber thut auch die Thür sich schon mit Krachen auf, und das ganze Gesindel durch Fenster und Thür stürzt auf einmal mitten in den Gartensaal. — Das Fräulein! schreit plötzlich der Puppenspieler: Euphrosyne, von ihrem Diener begleitet, erschrocken, mit flammendem Haar im Wiederschein eines Windlichts tritt ihnen rasch entgegen. — Was Teufel, die tolle Sinka! ruft da der holk'sche Jäger, und Alle stehen wie verzaubert.

Pamphil war der erste, der sich von seinem Erstaunen wieder erholte. Was ist das, wie kommt Ihr hieher? fragte er den Diener: Ich traf Dich doch erst vor Kurzem in Halle, es war gerade Geburtstag, glaub' ich, und Maskerade in des Grafen Gerold Haus an der Stadtmauer; da sagtest Du, Du hättest einen Schatz drin. — Und den hab' ich auch in der folgenden Nacht gehoben aus der Jungfernkammer auf mein Roß, entgegnete der Diener, denn Sinka war Kammerjungfer im Hause, und ich entführte sie die Nacht nach dem Feste. — Wie die Andern so viel von Schätzen hörten, schrieen alle durch einander: da stecke was dahinter, sie wüßten's wohl, Sinka hätte hier auf dem Schloß wie eine Prinzessin gelebt und aus dem gräflichen Hause mehr als ihren Abschied genommen, auch sei sie ihnen noch ihre Regimentscasse schuldig, sie sollte ihnen zur Goldtruhe vorleuchten, oder sie würden ihr das Schloß überm Kopfe anzünden.

Sinka blickte rathlos umher, wie nach einem guten Einfall, denn sie gedachte des in Halle gestohlenen Schmuckkästchens unter ihrem Bett, und verwünschte im Herzen die beiden Cavaliere und ihr Heirathsproject, das sie so lange hier im Schlosse aufgehalten. Doch die Gesellen ließen keine Bedenkzeit; überwacht und in der übelsten Laune stürmten die Einen schon die innere Saalthür, die Andern wollten das Schlafzimmer der beiden Edelleute aufsuchen, wieder Andere verrannten diesen wie jenen den Weg, um die Ersten zu sein beim Fange, und Jeder zankte auf den Puppenspieler, daß er sie mit seinem falschen Schloßfräulein verirt; so geriethen endlich Alle, lärmend, stoßend und über die Marmorstufen sich wieder hinabdrängend, auf dem Gartenplatz vor dem Schlosse wüthend an einander. Vergebens warf sich Sinka dazwischen und schimpfte sie wilde Gänse, die ihr ins Netz fielen und alle Maschen zerrissen, da sie eben einen jungen Goldfasan fangen wollte; morgen sei die Hochzeit mit dem Rittmeister, sie wolle ehrlich mit ihnen theilen. Keiner hörte mehr, Alles stach, hieb und raufte in der stockfinstern Nacht, daß die Fetzen flogen und die Funken von den Klingen sprühten.

Da schrie plötzlich Sinka durchdringend auf, mit Entsetzen bemerken sie auf einmal mitten unter sich ein fremdes Gesicht, jetzt wieder eins, bald da, bald dort, beim Streiflicht des Mondes immer mehr unbekannte Gestalten, die schweigend mitkämpfen, die eine von furchtbarem Aussehen ingrimmig durch den dicksten Haufen mähend, als föchte der Teufel mit ihnen. Da faßt Alle ein unwiderstehliches Grauen, und, Sinka voran, stiebt plötzlich der ganze verbissene Knäul wie ein Nachtspuk in die Waldschluchten aus einander.

Nur der grimme Fechter, mit zerhauenem Hute blutend auf ein Knie gesunken, vertheidigte sich noch immer gegen die geisterhafte Runde der Unbekannten, die nun allein auf dem Platz zurück geblieben. Der Eine leuchtete ihm mit seiner Fackel unter die herabhangende Hutkrämpe. — Ei, Herr Suppius! was machen Sie denn hier? rief er erschrocken zurückprallend.

Suppius — der bei dem ersten Lärm sich sogleich aus seinem Schlafgemach in das Getümmel gestürzt hatte — blickte im Kreise herum und erkannte nun mit großem Erstaunen einige reichgekleidete Jäger des Grafen Gerold aus Halle, die er damals öfters gesehen, wenn er unter den Fenstern seiner eingebildeten Geliebten vorbeistrich. Sie halfen ihm sogleich wieder auf die Beine, und da sie seine umherschweifenden fragenden Blicke bemerkten, erzählten sie ihm in aller Geschwindigkeit, wie ihrem Herrn vor Kurzem, da er mit seiner Tochter im nächsten Städtchen übernachtet, eine Carosse nebst Effecten, die er auf der Reise vorausgeschickt, verwegen weggeschnappt worden; da seien sie endlich der Diebsbande auf die Spur gekommen und ihr immer dicht auf den Fersen bis hier zu des Grafen wüstem Jagdschloß gefolgt.

Des Grafen Schloß? fragte Suppius ganz verwirrt. Aber er hatte nicht Zeit, sich lange zu verwundern. Wo ist der Samson, der die Philister geschlagen? rief ein stattlicher Herr im Garten. Es war Graf Gerold selbst, der, sich rasch vom Pferde schwingend, herzutrat und den abenteuerlichen Studenten mit heimlichem Lächeln betrachtete. Hinter ihm hielt seine Tochter, im ersten Morgenlicht mit den wallenden Federn vom Zelter nickend. — Das ist sie wirklich und leibhaftig! dachte Suppius überrascht.

Nun war unter den Schälken ringsum viel Rühmens von dem wüthenden Studenten, der wie ein Sturmwind das Gesindel aus einander geblasen. Indem hatten die Jäger im Schloßhofe auch die verschwundene Carosse entdeckt, Andere brachten so eben den verlorenen Reisekoffer mit den Staatskleidern und das gestohlene Schmuckkästchen herbei. Der lustige Graf, ohne lange zu kramen, zog sogleich eine schwere goldene Kette hervor, aus lauter St. Jürgen und Lindwürmern künstlich zusammengefügt, und reichte sie seiner Tochter, die mußte sie feierlich dem tapfern Retter des Schlosses um den Hals hängen. Dann gab er seinen Leuten einen Wink. Da setzten sie rasch die Trompeten an und bliesen dem Suppius zu Ehren einen schmetternden Tusch, während die Andern, eh' er sich's versah, ihn auf ihre Schultern schwangen und so im Triumph ins Schloß zum Frühstück trugen.

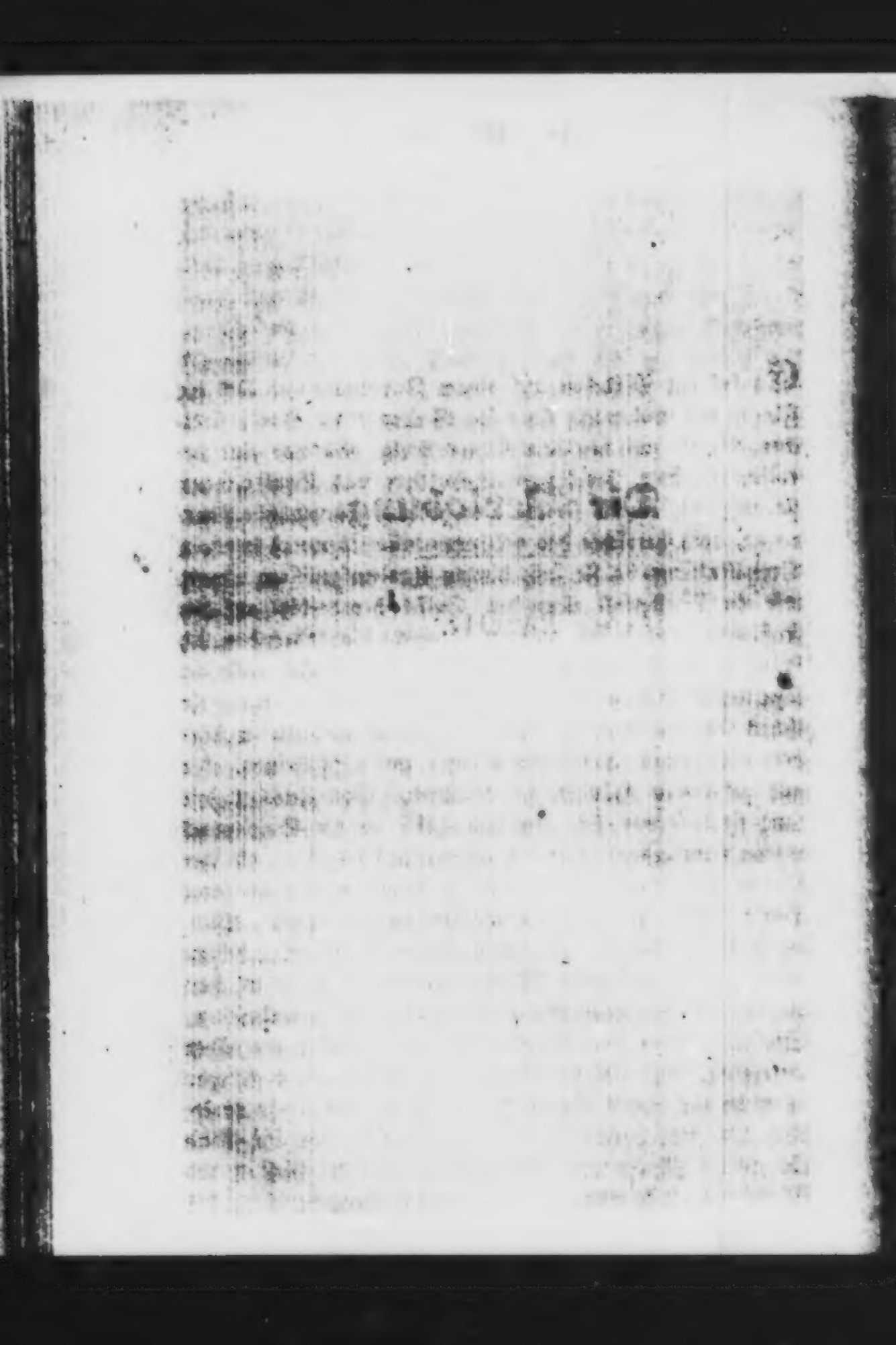
Unterdeß war der Tag schon angebrochen, Suppius konnte von seinem luftigen Sitz weit über die Hecken weg ins Thal schauen. Da sah er, zu neuem Erstaunen, unter seinen Gefährten Klarinett zu Roß, seine Denkeli vor sich im Sattel, wie einen Morgenblitz am Saum des Waldes dahin fliegen. Siglhupfer (denn Niemand anders war Klärinett) hatte sich nicht getäuscht: Denkeli, entschlossen, mit Gefahr ihres eigenen Lebens ihn zu warnen und zu retten, war die singende Fey im Fenster gewesen — nun verstand er erst die Sage; so weit man vom Thurm des Schlosses sehen konnte, es war ja Alles, Alles wieder fein!

Oben aber schmetterten jetzt von Frischem die Trompeten, Vivat und Jubelgeschrei, und hinter sich sah Suppius die Hüte schwenken und Weinflaschen blinken und die schönen Augen der jungen Gräfin dazwischen funkeln.

— So hatte er, wie man die Hand umdreht, sein Glück gemacht. — Siglhupfer aber blieb fortan in den Wäldern selig verschollen.

Die Verlobung.

Novelle.



Es saß ein Mädchen auf einem Tabouret, und ließ die Finger wie unbewußt über die Saiten einer Harfe streichen, die sie zwischen den Knieen hielt. Es war eine heroische Gestalt, breit von Schultern und Brust; wenn sie aufstand, mußte sie die gewöhnliche Frauenhöhe überragen, doch herrschte das vollkommenste Ebenmaß in ihren Verhältnissen; da sie saß, hingen ihre aufgelöst'en Haare wie ein Wasserfall über den Sessel herab bis auf den Fußboden, auf dessen mattem Teppiche die glänzenden, sich kräuselnden Spitzen weich ruhten; sie sah mit weit geschnittenen Augen wie abwärts in die Tiefe, ein gelbliches Gewand drapirte ihren meisterlich modellirten Körper, von etwas männlichen Armen, mit nicht kleinen, aber gut geformten Händen herabfallend. Von Zeit zu Zeit sang sie leise vor sich hin und griff in die Saiten; es waren wunderbare, heimlich anregende Melodieen, die ihre Lippen aushauchten. Wie sie so selbstvergessen an ihrer Harfe lehnte, war sie ein prachtvolles, glänzendes Bild, durch ihren Wuchs, ihr Haar, ihr Colorit, ihren bedeutenden, geheimnißvollen Blick — Schönheiten, vor welchen die kleinen Unregelmäßigkeiten ihrer Züge zurückwichen. Sie ward von der Sonne, die dem Fenster gegenüber unterging, mit hellem Strahle vergoldet — doch war es nicht ein bloßes Spiel des Zufalls, das sie so malerisch hingesetzt hatte; denn einige Schritte von ihr stand ein junger Mann vor einem Bilde, das die Gestalt des Mädchens wie in einem Zauberspiegel wiedergab. Statt des

Zimmers diente auf der Leinwand ein dunkler Himmel mit dicken Wolken, die sich um eine Felswand thürmten, zum Hintergrunde; ein goldner Strahl brach sich Bahn durch ihre Massen — es stieg ein Duft aus dem Thale zu der Kuppe hinauf und ließ einen unten fließenden Strom ahnen; dieser Duft verband sich wunderbar mit den langen Gewändern des schönen Weibes, daß es wieder war, als sei der ganze Wassernebel nur der Schleier einer Fee, den sie über die Fluten hinwehen ließ. Es mußte dort unten etwas Unheimliches geschehen, dessen Eindruck sich in ihrem starren, halb traurigen, halb triumphirenden Blicke lesen ließ. — Aber dichterischer, als das schöne Bild war die Erscheinung des jungen Malers, dessen Seele aus seinen dunkelblauen Augen glänzte, wenn sein Blick bald, wie einsaugend, auf dem Modell, bald mit strengem Fleiß auf dem Bilde ruhte, dem seine kunstreiche Hand das Siegel der Vollendung aufzudrücken strebte; man mußte gestehen, daß das Wort „interessant" sich nicht leicht besser personificiren ließe, als durch diesen Künstler vor seinem Werke. Das Mädchen hatte eine Weile geschwiegen. „Singen Sie, Lori," sagte er, „singen Sie! Ihre Physiognomie wird, wie ich sie brauche, durch Ihren Gesang!"

Sie begann ein neues Lied mit tiefer, klangvoller Stimme, die durch alle Nerven drang. Seine Hand verlor ihre Festigkeit, er richtete einen brennenden Blick auf sie, die unbeweglich sitzen blieb, dann warf er Pinsel und Palette weg und eilte auf sie zu.

„Ich bin fertig!" rief er, und blieb zwei Schritte vor ihr stehen, denn er besann sich, daß eine alternde Frau in einer Ecke saß und nähte. — Eleonore erhob sich, und als sie stand, überragte sie fast den ziemlich großen Mann. Die jungen Leute standen sich ein Weilchen stumm ge-

darüber mit klopfenden Herzen — er mit dem heftigen Wunsche, diesen schönen Körper in seine Arme zu schließen, der sie durch das Bewußtsein ihrer Schönheit noch mehr durchglüht, als durch den Strahl der Abendsonne. Eleonore schritt endlich vor; es war, als sei ein unerwartetes Leben in die Gestalt der göttlichen Minerva-Medica gekommen, so überraschte es, das zaubervolle Bild sich bewegen zu sehen. Ihr Schritt war weit und fest, — sie trat in eine Fensternische, er stand in der nächsten Stunde neben ihr; Beide starrten in den phantastisch bewalten Himmel hinaus auf die friedliche, dunkelnde Erde. Das Fenster ging auf eine Menge grüner, duftender Stadtgärten, die mit blühenden, schneeweißen Kirschbäumen bedeckt waren, denen der Abend eine durchwürzte Luft entzog. Endlich ging die alte Frau, um Licht zu holen; — als sich die Thür knarrend hinter ihr schloß, fuhr ein neues Leben in Otto, den jungen Maler; er umschloß das schöne Weib fest und leidenschaftlich und sagte: Lori, willst Du mein sein, meine Gattin? Sie sagte: „Ja!" — und ihre Stimme war nicht mehr so fest und klangvoll; aber sie wirkte jetzt noch zauberischer auf Otto; — er drückte einen heißen Kuß auf ihr glühendes Gesicht. — Indem trat die alte Tante mit einer Lampe herein. Otto trieb es hinaus auf die Gassen, wo die Menschen lärmend auf und ab tobten, die Caffeehäuser sich zu füllen begannen, die Fensterläden sich schlossen, und das Nachtleben einer großen Stadt sich regte. Das Blut schäumte durch seine Adern, er strich durch die Straßen vor das Thor wie ein Trunkener. — Sie ist mein! — jubelte er innerlich — ich liebe! endlich, nach langer Sehnsucht, lieb' ich wirklich — und welch ein Mädchen — welche Gestalt, welche Stimme! Seid ihr denn alle herabgestiegen zu mir, ihr

Geister der Freude? Wie ihr mir zunickt aus euren Blumenkelchen, die weiß durch die Nacht funkeln, wie mein Glück! Ich will sie mit Poesie und Liebe umspinnen, daß jedes Lüftchen, das sie einathmet, getränkt sei von Glück und Wonne; in köstliche Stoffe will ich sie hüllen, alles Gemeine soll vor ihr weichen, sie soll auf Blumen schreiten, und wenn die Menschen sagen, es gäbe kein reines Glück auf Erden, will ich antworten: „Seht meine Lori an und zweifelt noch!" — Es war spät, als er endlich in die Thür eines Speisehauses trat, in dem sich der Kreis seiner näheren Bekannten an jedem Abende versammelte; man hatte ihn schon vermißt. Der Kellner brachte ihm sein gewöhnliches Beefsteak; er sah ihn halb ärgerlich an, doch unwillkürlich mit der Gabel auf dem Teller spielend, ergriff er auch das Messer und aß zerstreut, doch reichlich. — Diese Maßregel beruhigte seine Freunde einiger Maßen über die ungewöhnliche Aufregung, die auf seinen Zügen zu lesen war. — Unter ihnen war Otto's Liebling, ein gewisser Bergheim, ein Tonkünstler ersten Ranges, übrigens theilnehmend, gut und von schlichtem, geradem Verstande, mit Otto aufgewachsen und ihm von Herzen zugethan. — Dieser nahm die erste Gelegenheit wahr, um unsern Freund mit sich in den Garten hinaus zu ziehen, in welchen die Thüren des Speisesaals führten. — „Was hast Du?" fragte er ihn mit Ungeduld „es ist etwas Ungewöhnliches mit Dir vorgegangen." Otto stürzte ihm leidenschaftlich an die Brust: — „Ich liebe!" rief er mit erstickter Stimme, „und bin verlobt." — „Nicht möglich!" erwiderte Bergheim, „Du wirst nicht so übereilt gewesen sein, Dich am selben Tage zu verlieben und zu verloben."

„Meine Liebe ist nicht von gestern," fiel Otto eifrig ein: „drei Wochen kenn' ich sie schon in ihrer ganzen

Herrlichkeit, drei Wochen schon hab' ich meine Augen täglich in diese tiefen, tiefen Brunnen der Liebe versenken dürfen."

„Du meinst doch nicht Eleonore H., die Dir zu Deiner Lorelei gesessen hat?" frug Bergheim mit geheimer Angst.

„Und wen denn sonst! — Du kennst sie ja! Du weißt ja, wie schön sie ist — wie sie singt, welcher Geist aus ihren Augen leuchtet. — Aber welches Leben in ihrem Herzen webt, davon hast Du keine Ahnung." Bergheim blieb stumm.

„Sprich, Wilhelm, sprich," sagte der aufgeregte Otto, „warum nimmst Du nicht Theil an meiner Freude?"

„Wenn Du Dich wirklich verlobt hast," sagte Bergheim ruhig und kalt, „so wünsche ich Dir Glück! — Jeder sieht's auf seine Art, möge Dir die Deine in zwei Jahren noch eben so untrüglich erscheinen wie heute!"

Otto war einer von den Menschen, denen jede getäuschte Erwartung in Rücksicht auf ein vorausgesetztes schönes Gefühl ein tiefer Schmerz ist; es war dies ein Schmerz, der ihn oft traf, und hätten die Menschen, bei denen er Uneigennützigkeit, Enthusiasmus, tiefes Gefühl, die Fähigkeit für Andere wirklich etwas zu thun und zu leiden, voraussetzte, alle diese Tugenden wirklich besessen, so wäre er bisher ohne ein einziges Unglück durch die Welt gekommen; aber daß er sich schon so oft getäuscht hatte, war ihm bitterer, als mancher mißlungene bürgerliche Plan auf Erwerbung von Reichthum oder schnelles Fortkommen. — Dessen ungeachtet hoffte er — und setzte er immer wieder voraus, und diese Eigenschaft oder Thorheit war es, die ihm mehr Freunde erwarb, als seine wirklichen Tugenden. Denn wer fühlt sich nicht zu einem Menschen hingezogen, bei dem der schöne Glaube an fremde Vortrefflichkeit noch frisch im Herzen lebt! — Bergheim's unfreund-

liches Aufnehmen einer Nachricht, die für Otto so viel Verheißungen auf künftiges Glück enthielt, war ihm schmerzlicher, als er es ihm sagen mochte; er verstummte, und ein eisiges Gefühl nahm die Stelle des Rausches ein, den ihm noch eben so glücklich gemacht hatte — er brach, ohne ein Wort weiter zu sagen, ab und suchte sein einsames Zimmer auf.

Des andern Morgens ging er sehr früh zu Leonorens Vater, einem vielbeschäftigten Manne, den man zu späteren Stunden nicht viel zu Hause traf; er trat geradezu in sein Zimmer, ohne vorher nach Leonoren zu fragen.

„Nehmen Sie Platz," sagte ihm Herr H., „Sie sind mir willkommen. Lori hat mir anvertraut, daß Sie um sie angehalten haben, und daß sie nichts gegen Sie einzuwenden hat. Partieen sind heut zu Tage selten, und man muß keinen Mann, der es redlich meint, geradezu abweisen; — ich gebe ihr also Recht, wenn sie wünscht, daß sich die Sache einrichten lasse; von der andern Seite bin ich nicht verlegen um einen Mann für meine Tochter und will sie auch nicht dem Ersten, Besten an den Hals werfen. — Bei euch jungem Volke läuft immer das Herz mit dem Kopfe davon, — die Alten müssen es einholen. Sagen Sie mir also vor allen Dingen: was haben Sie mir zu bieten? haben Sie eigenes Vermögen?

Otto erwiderte, durch die Art und den Ton der sehr vernunftgemäßen Anrede betreten und verwirrt: „Ein kleines Capital, das bei Ihren Ansprüchen wohl kaum in Anschlag kommen kann — — — 000 Florin."

„Warum nicht!" versetzte Herr H. ermuthigend: — „Bei einer Kunst, die ihren Mann nährt, ist dies immer etwas; — auf jeden Fall würde ich darauf dringen, daß Ihr Capital für eine gewisse Anzahl Jahre auf Zinsen gelegt würde, um Lori als Witthum zu dienen." Otto

nickte mit dem Kopfe. „Aber was bringt Ihnen Ihre Kunst?“ fuhr Herr H. fort.

Otto erröthete bis unter die Locken! Was bringt Ihnen Ihre Kunst? — welche frevelhafte Frage! — Einen Lebenszweck, Ansprüche auf einen berühmten Namen nach dem Tode, — alles Glück, was mir bisher die Erde geboten hat! wollte er erwidern; aber er faßte sich und sagte: „Ich habe über die Lorelei ein halbes Jahr gebrütet! es war ein schwieriges Bild, es ist fleißig ausgeführt und hat den größten Theil meiner Zeit in Anspruch genommen; — was ich sonst noch verdiente, könnte höchstens ein paar Landfahrten und einige Theaterabende bezahlen! — Es sind mir —00 Louisd'or dafür gegeben worden, und man hat nicht geklagt, daß das Bild zu theuer sei.“

„Es ist auch ein hübsches Bild, und eine hübsche runde Summe. — Können Sie auf zwei solcher Bilder im Jahre rechnen?“

„Es kommt auf meine Stimmung an.“

„Aber, Liebster, ich fürchte, Lori wird Jahr aus, Jahr ein in der Stimmung sein, zu essen und zu trinken; denn von der Luft wird man kein so königliches Gewächs. — Indessen Sie sind fleißig, ich will mir's überlegen; — gehen Sie jetzt zu ihr, sie ist schon angezogen. Sie ist ein derbes Kind, früh auf den Beinen, spät zu Bett; — eine Frau für einen Mann, der nicht nur eine Geliebte, sondern auch eine Haushälterin braucht.“

Otto war's eigen zu Muthe, als er langsam, als wolle er es heimlich thun, die Treppe hinan stieg, — diese Treppe, die er seit drei Wochen mit immer erregtem Gefühl erstiegen hatte, über deren Stufen sein Fuß flüchtig hinweg geeilt war in das stille Atelier, wo sie wie eine Gottheit saß, mit der Harfe in den Armen! Jetzt verweilte er sogar noch ein wenig auf dem Hausflur. Er hörte

ihre Stimme! „Nannerle," rief sie etwas heftig, „ich habe dir gestern gesagt, daß ich keinen ganzen Strumpf mehr habe, und nun hast du doch keinen gestopft! Wenn ich Modell sitzen muß, kann ich nicht flicken, und nun steht sich da mit einem Loch auf der Ferse!"

Es war gar nichts Tadelnswerthes in diesen Worten, gar nichts, was nicht jede Frau in beengten Verhältnissen hätte sagen können; aber in Otto's Seele fielen sie wie Schwerter. — Lorelei mit einem Loch auf der Ferse! Warum war es nicht der Stich einer Viper in der Ferse — dann hätte er auf sie zustürzen können, hätte das Gift mit eigener Gefahr können aus der Wunde saugen, und sie wäre vom Schmerz ermattet, von Dankbarkeit und Liebe überwältigt an sein Herz gesunken; — aber ein Loch auf der Ferse! — Er nahm sich zusammen und trat ein. Sie war einfach, aber angenehm gekleidet; die leichteren Morgenstoffe schlossen sich gefällig an die volle Gestalt; Nannerle verschwand, als er kam; Lori's Kleid berührte fast die Erde, und als sein Blick unwillkürlich ihre Füße suchte, waren sie vom vollen Gewande gänzlich verdeckt. Er seufzte ein wenig, und ließ das Auge dann an dem schönen Mädchen hinaufgleiten, bis es ihm auf einmal einfiel, daß er dieses Mädchen ja in seine Arme ziehen, auf diesen Mund ja den Kuß der Liebe drücken dürfe. Er that Beides! Sie duldete es still und sagte dann, sich ihm entwindend: „Wenn's der Papa doch zugäbe!"

„Und wenn nicht!" fiel er feurig ein, „meinst Du, ich werde viel danach fragen, wenn ich nur Deiner gewiß bin. Könntest Du denn leben ohne mich? Würdest Du denn dem Gehorsam ein williges Opfer fallen?"

„Was sollt' ich denn thun?" sagte sie. „Er wird es zugeben, Otto, ich hoffe es und glaube es. Von der Luft

kann man nicht leben, das ist wahr, aber Du hast ja Vermögen."

„Wenig, Lori, wenig; aber eine kunstgeübte Hand, einen redlichen Willen und das Versprechen des Königs, bei der nächsten Vacanz eine Stelle bei der Akademie zu bekommen; — Du weißt, daß diese Stellen allein bescheidenen Ansprüchen genügen."

„Hast Du das dem Vater gesagt?" rief Lori rasch.

„Nein, ich habe ihm nur von dem Positiven gesprochen, das wirklich mein ist."

„Dann ist Alles gut." Sie hüpfte in kindischer Lust herum, was bei minderer Jugend ihrer großen Gestalt sonderbar angestanden hätte; aber der Jugend steht Alles gut, außer wenn sie berechnen will. Sie schloß ihn schnell in die Arme und tanzte hinaus. — Er richtete den Blick noch einmal auf ihre Füße.

In zehn Minuten kam Herr H. schmunzelnd mit seiner Tochter zurück.

„Herr L.," sagte er, „nach allen wahrscheinlichen Berechnungen sind Sie übers Jahr Professor, und dann führen Sie meine Eleonore zum Altare; hier ist sie. Sie sind achtundzwanzig Jahre alt, sie ist achtzehn; ein Jahr Warten wird Sie nicht alt machen. Wir sprechen von der Verlobung nur zu unsern nächsten Freunden, — unterdessen liebt euch, Kinder! aber mit Maß." Die beiden Glücklichen sanken sich in die Arme. —

Wer ergründet das menschliche Herz? Otto am wenigsten, denn sein eigenes war ihm ein unauflösbares Räthsel. — Die unermeßliche Perspective von Glück und Wonne, die er vor wenigen Tagen noch vor Augen gehabt hatte, war auf einmal, ohne Ursache, verschwunden; er stand erstarrt vor sich selber da, — das

Leben grinzte ihn höhnend an, seine Tage waren angstvoll, seine Nächte voll fieberhafter Unruhe; — die Verantwortung, welche er übernommen hatte, Lori glücklich zu machen und selbst durch sie glücklich zu sein, lag entsetzlich schwer auf seiner Seele; — das süße Band, mit dem er sich lächelnd hatte binden lassen, war zur Kette geworden, sobald der Knoten geschürzt war; er schlug sich mit der Faust vor die Stirn und rief angstvoll: „Es ist schrecklich, so abgekühlt zu sein!" — Er schloß sich wieder an Bergheim —, um aller Welt willen hätte er ihm nicht gestehen mögen, daß er jetzt seine Kälte bei der Nachricht seiner Verlobung begreife; — aber er begriff sie, je öfter er Lori, einmal aus seinem Rausche erwacht, sah, desto mehr begriff er sie; denn es drängte sich ihm eine Entdeckung auf, die er, wenn sie ihm Jemand vor wenigen Wochen anvertraut hätte, nur mit einer Forderung auf Pistolen würde beantwortet haben. Lori war schön, hatte Talente, war gut und sanft, — aber sie war dumm! schrecklichster Fluch für einen an Poesie so reichen, von Ideen so überströmenden Menschen wie Otto. Die strafbarsten Verirrungen, die unverzeihlichsten Charaktersehler kann die Liebe verzeihen und weihen, — den Mangel an Verstand kann sie nie ersetzen. Denn Alles läßt sich erwerben, durch Beharrlichkeit und ein tugendhaftes Bestreben, nur Schönheit nicht und nicht Verstand. Die Schönheit macht sich entbehrlich durch den Ausdruck einer edlen Seele, eines von innerer Poesie belebenden Gemüths; der Verstand ist das Salz in der Speise, wo es vom Anfange an nicht mit der Speise verbunden ward, kann es kein späterer Zusatz ersetzen, und wem ihn Gott nicht gegeben hat, in den bringt ihn kein Mensch hinein und kein Buch. Aber zum Glück fehlte Lori auch das leise Gefühl, welches der Stimme

der Geliebten, dem Drucke seiner Hand, dem Blicke seines Auges anmerkt, ob er unverändert derselbe Treue, Liebende sei. Wenn er ihrer größeren Zärtlichkeit freundlich begegnete, ihr einen derben Kuß auf den Mund drückte, sie oft besuchte, so war sie befriedigt, — und wenn er gedankenvoll die Stirn in die Hand stützte, unruhig nach der Uhr sah, wenn er an ihrer Seite saß, das erste, beste Buch nahm und mit Eifer darin las — ging alles unbeachtet an ihr vorüber. Aber andere Leute, Bergheim namentlich, bemerkten seine Verstimmung, seine Blässe. Er antwortete nie durch eine Klage auf die Fragen, die an ihn gerichtet wurden, denn sein Schmerz war ein Geheimniß, das nie ein Mensch ergründen sollte; es war das schmerzlichste Erwachen aus der süßesten Täuschung, in die er sich eben so wenig wieder einwiegen konnte, wie in den jählings unterbrochenen Schlaf. Man kann vielerlei, aber schlafen und lieben, wann man will, kann man nicht! — Otto fühlte die Nothwendigkeit, sich auf einige Zeit seinen Umgebungen zu entziehen, die ihn erdrückten; er mußte versuchen, ob die Ferne vielleicht den aufgelöst'ten Zauber um Lori's Haupt wieder weben würde. Sein bleiches Aussehen machte eine Reise in irgend ein Bad zu den durchaus räthlichen Dingen, und Lori's Vater sowohl als sie selbst war damit einverstanden. Sie fand sich mit Ergebung in die Trennung für den Rest des Sommers — ihr waren drei Monate des Nichtsehens nicht „tre secoli d'orror“! — Er bestimmte sich für Aachen und wollte zugleich den Rhein sehen, der ihm fremd war. Lori gab ihm beim Abschiede noch einen selbstgehäkelten Geldbeutel und andere Andenken; er dankte, steckte sie ein und packte sie weg, und als er in den ersten Tagen seiner Reise den Beutel wohl zehnmal gezogen hatte, bemerkte er mit Schrecken,

daß er dabei nicht einmal der schönen Hände gedacht hatte, die ihn verfertigten. — Er ging langsam den Rhein herab. Viele Menschen wollen dem Rheine den Ruf nicht gönnen, den ihm seit Jahrhunderten das deutsche Volk zugestanden hat; sie bespötteln den Jüngling, dem bei seinem Anblicke das Herz höher schlägt, der ihn als Repräsentanten der Deutschheit, als Symbol seines Volkes liebt und verehrt; — sie sagen: die Fahrt von Mainz nach Köln, auf der sich seine geschichtlichen Interessen und seine eigenthümliche Schönheit gleich geltend machen, habe sie kalt gelassen. Aber die Anzahl derjenigen, die diese Fahrt mit einer liebenswürdigen Begeisterung erfüllt, ist dennoch bedeutend größer. Der Rhein ist nun auch eben nicht das Allerschönste auf der Welt, aber es ist die Liebe, die sich der Deutsche gewählt hat, die holde Frouwe, die er besingt! — wo haben wir einen Hymnus, der dem gleich käme: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!" und welcher deutsche Dichter hat den Rhein dies Losungswort seines Vaterlandes, nicht genannt! Und jeder, der sich die Mühe gibt, seine Buchten und Ufer zu durchstreichen, seine Sagen zu lesen, die romantische Architektur seiner Städte zu entziffern, deren es fünfundzwanzig auf der kleinen Strecke von Mainz nach Bonn gibt, alle gemischt aus gothischen, römischen, byzantinischen und den gewöhnlichen Bedürfnissen entsprungenen Gebäuden, oft aus dem malerischen, röthlichen Neckarsteine, oder dem Basalt seiner eigenen Berge aufgeführt, — und besonders, wer den unvergleichlichen Strom selber, in seiner ruhigen Größe, seinem majestätischen Gange, der sich nie zur Leidenschaftlichkeit steigert, betrachtet, bei dem begründet sich fester und rechtfertigt sich dem Deutschen schon aus den Ammenmährchen anerzogene Verehrung des Rheines.

Die materiellen Vorzüge, welche der Rhein vor andern deutschen Strömen sein eigen nennt, sind: die feurigsten Trauben und die süßesten Nüsse von Deutschland; über den Vorzug der ersteren ist man einig, und sogar der Kostverächter, dem der Rheinwein nicht mundet, nennt ihn ein vornehmes Gewächs, von dem die Pietät verbiete, viel Uebles zu sagen. Doch selbst in die Meinung über den Rheinwein ist die revolutionäre Bewegung eingeschritten; zu der Zeit, als man alte Königsstämme verehrte, verehrte man auch ein altes Gewächs; jetzt will man nichts von einem Getränke wissen, das älter ist als 1811, und die Radicalen lassen nur 1834 in der öffentlichen Meinung unangefochten. Aber die Weinberge selbst geben Anlaß zu den verschiedensten Aussprüchen; Dieser findet sie schön, Jener abscheulich. Daß die regelmäßige Erziehung des Weinstockes kein malerisches Bild gibt, muß eingeräumt werden, eben so wenig wie das Pferd in seinem engen Stande; aber wer kann die Schönheit des Weinlaubes, der zarten lichtgrünen Ranken und der reifen Traube selbst läugnen, der Traube, die wahrhaftig an Reichthum der goldenen Orange nichts nachgibt, sie an Zartheit, Grazie und Poesie der Form bei Weitem übertrifft! Das Orangenlaub prangt freilich, wie in glänzendes Erz gegossen, ein Symbol des ewigen Sommers, dunkel und stark auf seinem eisernen Stamme, und birgt in seiner Mitte die Lieblichkeit der wonneduftenden Blüthe, wie der süßen goldenen Frucht; der Weinstock aber rankt seine Blätter, das Kind eines kurzen Lenzes, leicht und anmuthig über alles hinweg, was ihm einen Halt gewährt; er beschattet die Wohnungen der Menschen, wölbt smaragdene Decken über ihre Lauben, durch die der Sonnenstrahl und die Sommerluft sich neckend verfolgen, und in welche die Traube, wie ein

Bündel durchsichtiger Edelsteine, von eigner Fülle schwer, hinein hängt.

Der Nußbaum aber, der sich auf allen kleinen Flächen des Rheinufers darbietet, ist gewiß der schönste aller Fruchtbäume, mit seinen breiten, duftenden Blattfächern, in seiner stattlichen Höhe und dem mächtigen Schwung seiner Aeste; und lange nicht genug geschätzt, ja, gänzlich unbesungen reift bis jetzt die köstliche Frucht, welche er trägt und die, von der Schale befreit, in ihrer schneeigen Weiße sich des reinsten, edelsten Wohlgeschmackes rühmen kann, mit dem weder die Kastanie noch die Mandel den Vergleich aushält; und wohl hat der rheinische Dichter Recht, wenn er in seinem schönen Liede glaubt, es habe sich der Hort der Nibelungen in die edlen Früchte verwandelt, die alljährlich das Rheinesufer zur Reife bringt, und er spende seine Segnungen noch heut den späten Enkeln. Und auch dies göttliche Lied der Nibelungen, mag es nun in Oesterreich entstanden sein oder in der Schweiz, schwebt es nicht über den ruhigen Wellen des Stromes und röthet seine Felsen mit dem Scheine ursprünglicher, unvergänglich frischer Poesie? —

Dies war Otto's Glaubensbekenntniß, nach einem kurzen Aufenthalte an dem geheiligten Strome Deutschlands; seine Reise brachte ihn endlich vor die Thore des alten Aachens; es war ihm ein völlig fremder Ort, von dem er nie etwas Anderes gehört hatte, als was in der Geographie steht; jetzt plötzlich fiel ihm der Anblick der Stadt aufs Herz, wie ein verhülltes Schicksal; er suchte mit angestrengtem Auge ihre Zinnen, den alten Dom herauszufinden, und gerieth in bunte, sonderbare Träumereien, bis er auf der Post angelangt war und nun seiner Wohnung zuschritt, die ihm ein Bekannter, dem Kurhause gegenüber, besorgt hatte. Als er allein in sei-

nem freundlichen Zimmer saß, die Linden des Friedrich-Wilhelm-Grabens in das offene Fenster hineinrauschten, und über dem griechischen Schwefelbrunnen die alten Zinnen der deutschen Kaiserzeit mißbilligend hinüber schauten, als wollten sie Klage führen, daß man ihnen eine Rotunda vor die Füße gesetzt habe, beruhigten sich die Wogen seiner Brust nach und nach, und er kam mehr auf alte, vergangene Zeiten zu denken, als auf seine eigenen, selbst verschuldeten Qualen. Er fragte den Aufwärter, wer das Haus weiter bewohne. „Eine englische Familie und eine sächsische Gräfin," — zwei Worte, die durchaus keinen positiven Begriff in ihm erregten. Als er am nächsten Morgen, von der Musik geweckt, früh aufstand und zum Brunnen ging, fand er dort zu seiner Freude mancherlei Bekannte; einer derselben stellte ihm den Capitän Cook, den Mitbewohner seines Hauses, vor, der auf einer eben zurückgelegten Reise in Otto's Vaterstadt dessen Lorelei gesehen hatte, und kaum erfuhr, daß der Schöpfer dieses schönen Bildes ihm so nahe sei, als er auch den lebhaften Wunsch äußerte, seine Bekanntschaft zu machen. Otto besuchte ihn noch am selben Nachmittage und blieb, auf die freundlichen Bitten seiner Familie, bis zur Schlafenszeit dort. Der Capitän war ein gedrungener, wetterbrauner Mann, mit freundlichen Augen und dem Tone der guten Gesellschaft; er war Marineofficier und zuletzt Adjutant Wilhelm's IV. gewesen, jetzt aber, nach seinem Abschiede, auf zwei Jahre auf den Continent gereis't, um seiner Frau und seinen Töchtern etwas von der Welt zu zeigen. Irgend Jemand hatte ihm versichert, Aachen sei ein charmanter Ort, und darauf hin hatte die Familie sich dort eine Wohnung auf sechs Monate genommen und langweilte sich zu Tode; die älteste, allein erwachsene Tochter hatte ihre Harfe mit

aus England genommen, auf der sie aber nur wenige Melodieen spielen konnte; Unterricht war nicht zu erlangen, da sich kein Lehrer auftreiben ließ. Otto schrak sichtlich zusammen, als er das Instrument erblickte, denn Lori saß vor ihm und ließ ihre Finger darauf herumirren; das junge Mädchen aber, Miß Mary, suchte mit unerschöpflicher Geduld vom Morgen bis zum Abend Griffe und Pedalveränderungen zu erhaschen, von denen, zumal wenn das Wetter schön und die Fenster offen waren, das ganze Haus Vortheil zog. Dies alles klärte sich Otto auf, nachdem er wenige Tage in Aachen gewesen und seine Abende meistentheils bei den gutmüthigen Engländern zugebracht hatte, deren große Freundlichkeit und ungezwungene Herzlichkeit ihm gefiel. Auch war er keiner von den Menschen, die gerade interessante Geister brauchen, damit der ihrige nicht in Schlaf verfalle; er war voll so lebendigen Interesses für Alles, daß ihm eine Kriegsgeschichte, eine Maschinen-Beschreibung oder ein schlesisches Gespräch über Wolle immer Aufmerksamkeit zu erwecken im Stande war, und sogar ganz platte und engherzige Ansichten ihn wieder, vermöge des Contrastes, in welchem sie mit den seinigen standen, anregen konnten. Am dritten Abende fand er die Vorbereitungen zum Thee etwas gewählter als gewöhnlich; es standen allerlei Zuckerwerk und süße Bäckereien, die in den Rheinlanden in besonderer Auswahl zu finden sind, neben dem gewöhnlichen Toaste auf dem Tische; auch war das durch die Hautelisse-Tapeten und einen reich mit Gebälk und Schnitzwerk versehenen Plafond verdüsterte Zimmer — wie man deren in den alten rheinischen Städten, denen Aachen dem Geiste nach beizuzählen ist, viele findet — mit besonderer Sorgfalt erhellt. Man erklärte Otto diese Vorbereitungen, indem man ihm ankündigte, daß

die sächsische Gräfin heute Abends den Thee hier nehmen würde. Er war ihr mehre Male begegnet, als sie eben aus dem Hause ging oder die Treppe hinaufstieg, und es war nichts in ihrem Aeußeren, was ihm besonders aufgefallen wäre. Sie war ziemlich jung, ganz hübsch, schlank, blond, in Kleidung und Kopfputz der gewöhnlichen Mode folgend; übrigens sah sie vornehm aus, was sich besonders in der verbindlichen Art, mit der sie seinen Gruß erwiederte, aussprach. Es war mit vollkommenem Gleichmuthe, daß er dem Eintritt der Dame entgegen sah; als sie aber endlich erschien, mußte er sich gestehen, daß ihre Persönlichkeit nun einen weit angenehmeren Eindruck machte, als im flüchtigen Vorübergehen. Sie hatte eine elegante Gestalt, einen schneeweißen, unter einem leichten Spitzentuche sichtbaren Hals, und ihre Physiognomie war klug und sanft. Sie sprach heiter und ziemlich viel, wenigstens in Vergleich mit den Engländern, die auch die französische Sprache geniren mochte. Mary ward von der Gräfin gebeten, ihr etwas auf der Harfe vorzuspielen; sie klagte ihr Leid wegen des nicht zu findenden Lehrers, schickte sich aber an, mit ihrer jüngeren Schwester ein weitläufiges Stück mit Clavier-Begleitung vorzutragen. Es ging sehr mittelmäßig; aber da keine Ansprüche dabei gemacht wurden, war es dennoch erträglich. „Spielen Sie auch etwas", bat Mary die Gräfin. — „Ich bin eine zu erbärmliche Virtuosin", erwiderte diese, „aber ich will Ihnen ein deutsches Liedchen singen." — „A german song!" ging es wie ein Echo durch die Familie. Die Gräfin setzte sich. Es war nicht eine Stimme, von der man bedauern mußte, daß sie nicht auf der Bühne sei, aber im Wohnzimmer plötzlich ohne viele Vorbereitungen das Ohr berührend, war es, als ob des Abends im Walde ein süßer Vogel sein Lied

unvermuthet anstimme. Sie mußte das Lied wiederholen, und noch einmal, und noch einmal, bis sie endlich lächelnd erklärte, nun wolle sie nicht mehr. Die guten Mädchen und die stumme Mutter rückten in ungeheucheltem Entzücken immer näher an sie heran; der Capitän machte ein herzliches „shake hands“ mit ihr — Otto sagte ihr ein paar verbindliche Worte auf Deutsch, als wolle er seine Landsmannschaft mit ihr vindiciren; sie dankte ihm erröthend. Als sie ging, erscholl ihr Lob aus dem Munde der ganzen Familie, und Miß Mary meinte, ihre Musik mache ihr nun keine Freude mehr; sie brauche eine Harfe und ein großes Fortepiano, um die Leute zu langweilen, und die Gräfin brauche bloß den Mund aufzuthun, um alle, die ihr zuhörten, ganz glücklich zu machen.

Otto ging, mit dem Gefühle, einen Abend angenehm verbracht zu haben. Er sah die Gräfin in den nächsten Tagen mehr, machte ihr seine Visite, und ward nicht nur freundlich empfangen, sondern um die Wiederholung seines Besuches gebeten. Obgleich Gräfin N. ganz fremd nach Aachen gekommen war, so währte es doch nicht lange, bis einige der ausgezeichnetsten Fremden und Einheimischen sich bestrebten, ihr den Aufenthalt angenehm zu machen; auch Otto's Ruf als Künstler ließ ihn viel Zuvorkommenheit finden, die sich durch seine persönliche Bekanntschaft immer belohnt fand. So gedieh, durch ein öfteres Zusammentreffen, die Bekanntschaft mit Gräfin N. bald zu einer gewissen Vertraulichkeit, und es freute ihn jedesmal, wenn er ihr heiteres Gesicht in dem Kreise erblickte, mit dem er den Abend zubringen sollte. Er fühlte sich von ihr ausgezeichnet, ohne daß ihn diese Gunst im Geringsten alarmirt hätte; denn der Unterschied des Standes war seiner Meinung nach eine Schranke, die jedes wärmere Gefühl ausschloß; aber un-

er ihrem sanften Einflusse kam seine Stimmung wieder ins Gleichgewicht. Die Wahrheit zu sagen, ward dieselbe durch Lori's Andenken sehr wenig gestört, da er durchaus nur an dem Tage, wo er sich vorgenommen hatte, an sie zu schreiben, mit ihr beschäftigt war — und wenn er sich einmal Gewissens-Vorwürfe machte und eine Stunde lang ihrer gedachte. Ihre Briefe waren auch nicht sehr anregender Art. Sie hatte eine recht gute, etwas steife Schrift, befand sich wohl und ging oft ins Theater und ins Concert. Otto lebte daher im süßesten Nichtsthun und Nichtsdenken das angenehmste Badeleben, und seine Stimmung war so ruhig, daß, hätte ihm nur irgend etwas gefehlt, seine Genesung gewiß nicht ausgeblieben wäre. Wenn des Morgens die Badezeit vorbei war, ging er zur Gräfin Caroline und kritzelte auf einen Bogen Papier, ihr gegenüber am Tische sitzend, meisterliche kleine Zeichnungen, nicht ins Häßliche gezogene Caricaturen, sondern nur scharf charakterisirte Darstellungen der Wirklichkeit. — Manchmal verfolgten die Blicke der Gräfin seine kunstfertigen Hände, die, fein und weiß, den Stift oder die Feder mit Anmuth regierten; sie ließ dann die Arbeit, welche sie eben beschäftigte, ruhen und vergaß sich in dem Anblick; und wenn er dann unbefangen aufstand und sich empfahl, ward ihr beklommen und ängstlich ums Herz. Am Abende ging er dann zu Mr. Cook oder zu irgend einem Bekannten in der Stadt, wo er gewöhnlich die Gräfin wieder traf. Bald vermißte er sie, wenn sie nicht kam, denn sie war ihm lieb geworden; er war sicher, sein ganzes Leben hindurch sie in freundlichster Erinnerung zu behalten und sie jederzeit mit Freuden wieder zu sehen, wenn's das Schicksal so fügen sollte; und sollte es nicht so kommen, so wünschte er ihr in der Ferne alles Glück, welches die Erde geben kann. Wie weit

war er damals von der Liebe entfernt, die sich nur mit der nächsten Nähe des Geliebten begnügt, die bestimmt fühlt, daß das gegenseitige Glück allein im Beisammensein liegt und daher ohne Gewissensbisse das geliebte Wesen von einem Thron herab in eine Hütte ziehen würde, weil eben die Welt gar nichts ohne Liebe, Alles mit Liebe ist! Otto kannte seine Gefühle; er wußte, daß sein Herz frei sei, und wandelte daher ohne das geringste Mißtrauen auf dem Wege fort, den er betreten hatte. Auch bei den Engländern that ihm diese Unbefangenheit wohl; Miß Mary, obgleich ein hübsches Mädchen, machte nicht den kleinsten Anspruch auf seine besondere Aufmerksamkeit. — So war der dritte August herangekommen, der Geburtstag des Königs, der in allen seinen Provinzen ein vor andern gefeierter Tag ist und zu sein verdient *). Der Mittag versammelte eine zahlreiche Tischgesellschaft, den Abend sollte großer Ball sein. Auf einem Spaziergange zwischen diesen beiden Festlichkeiten verstauchte sich Miß Mary den Fuß und war daher von der letzteren ausgeschlossen. Sie drang aber darauf, daß ihre Mutter mit der Gräfin dennoch gehen sollte, und so versammelten sich die Hausgenossen im Wohnzimmer der Engländer, die Wagen erwartend. Die Gouvernante und die jüngeren Kinder blieben bei Mary zu Hause, die, ihren Unfall mit guter Laune tragend, etwas leidend auf einem Lehnstuhle saß. Otto sagte, halb im Scherz: „Ich bleibe bei Ihnen, Fräulein, und spiele eine Partie Ecarté mit Ihnen, da hab' ich mehr Freude und weniger Ermüdung davon, als vom Ball; denn ich bin ein schlechter Tänzer." Nach

*) Als dies geschrieben wurde, lebte der fromme, gute König noch, dessen Tod seitdem diesen Tag zu einem Trauertage umgewandelt hat.

diesen Worten richtete er seinen Blick absichtslos auf Gräfin Caroline, diese aber sah ihn so eigen, so angstvoll an, als hinge etwas Großes für sie von seinen Worten ab. Von diesem Augenblicke an fühlte er sich befangen; es war etwas zwischen ihm und ihr auf einmal anders geworden. Mrß. Cook machte dem Scherz ein Ende, indem sie gar nicht darauf einging und ihren Mann bat, sich mit Otto auf den Weg zu machen. Die Damen folgten sogleich; um Mitternacht lag unsere ganze kleine Gesellschaft in den Armen der Ruhe. Des andern Tages traf Otto Mrß. Cook bei der Gräfin, die er zeitiger als gewöhnlich besuchte. Es war eine höchst einsilbige Zusammenkunft. Caroline, die sonst immer plauderte, schwieg; Mrß. Cook schwieg fast immer, und Otto zeichnete — ich glaube, eine heilige Genovefa. Plötzlich sah er auf, wie von einem Magnetismus angezogen; er gewahrte Carolinens Blicke mit einer so zärtlichen Gluth auf ihn gerichtet, daß ihn in tiefster Seele das Gefühl, die Ueberzeugung durchschauerte: „Diese Frau liebt mich.“ Und in demselben Augenblicke hatte der Blick gezündet: er liebte sie wieder! und die Bande, welche diese beiden Menschen bis jetzt — es sind seitdem Jahre verflossen — unzertrennlich an einander halten, sie wurden in diesem Augenblicke, so unglaublich es erscheinen mag, geschlungen. — Sie fuhr auf, als sei sie über einem Diebstahl ertappt worden, da sie sein Auge so unvermuthet, dem ihrigen begegnend, antraf; aber sie wußte nicht, was für ein Meer von Liebe aus ihr gesprochen hatte, und beruhigte sich bald wieder; doch konnte sie sich in späterer Zeit des Blickes wohl erinnern; Otto wollte weiter zeichnen, aber er konnte es nicht, seine Hand zitterte, und sobald es sich schickte, ging er — das letzte Mal freiwillig, von ihr. In seinem Zimmer angelangt, verschränkte er die

Arme und fragte sich selbst: Was soll das werden? Er wußte keine Antwort — aber es war entzückend! Wie ein Zauberschlag war es über ihn gekommen. Vierzehn Tage hindurch hatte er dieselbe Frau mit vollkommenem Gleichmuthe gehen und kommen gesehen; vierzehn Tage (er zählte nach: nein, achtzehn waren es seit dem ersten Thee bei Mrß. Cook) war sie ihm bloß eine freundliche Erscheinung gewesen; jetzt auf einmal, ohne irgend eine Begebenheit, ohne ein gewechseltes Wort, war sie sein Schicksal geworden. Er fühlte es wie eine Prophetenstimme in sich: sie war es — nicht Lori. — „O Gott, Gott!" sagte er sich noch einmal: „was soll das werden?" Mit Carolinen war es anders gewesen, und doch wieder sehr ähnlich. — Sie liebte ihn täglich, stündlich mehr, aber vom ersten Augenblicke an, da sie ihn sah; mit tausend Qualen, tausend Martern zwar, mit Eifersucht und Angst, denn daß er sie wieder lieben könnte, hatte sie noch nie zu hoffen gewagt, und zum Ueberfluß hatte ihr noch gestern Jemand auf dem Balle gesagt: „Unser talentvoller Freund ist, wie ich höre, verlobt!" Mit aller Anstrengung, deren sie fähig war, denn es ergriff sie bei diesen Worten ein Unwohlsein, erwiderte sie: „Ich hätte es kaum geglaubt, denn er spricht nie von seiner Braut." — „Vielleicht ist es auch gar nicht wahr," antwortete der Herr: „man sagt so viele Leute verlobt, weil sie dreimal in ein Haus gehen, worin ein hübsches Mädchen wohnt." Trotz dieser Trostgründe verfolgten sie die Worte bis auf ihr schlummerloses Lager; sie mußte die Wahrheit ergründen; aber an dem verhängnißvollen Morgen, der wie ein heranbrechender Frühling über Otto gekommen war, hatte sie nicht den Muth, das Gespräch auf diesen Gegenstand zu leiten. Im Freien wuchs ihr der Muth, und ihre Befangenheit wich; sie hoffte daher auf einen Abend-

Spaziergang, zu dem man sich verabredet hatte. Mrs. Cook blieb bei Mary; aber der Vater, die Kinder, die Gräfin und Otto fanden sich zusammen und gingen nach der Frankenburg, in deren ehrwürdigem Gemäuer jetzt moderne Menschen wohnen, die ihr schmutziges Wasser in den Teich schütten, an dem Carl der Große bis zu seinem Sterben in süßer Liebessehnsucht schmachtend saß. Otto ging plötzlich wie in einer neuen Welt; nur einmal kann's dem Menschen noch so gehen, als an dem Tage, wo er zum Bewußtsein einer schönen, heiligen Liebe erwacht; — es kann ihm dann eben so sein, wenn er in dieser Welt gestorben ist und in jener, als ein seliger Geist, neu geboren wird; so fallen die Schlacken der Menschheit von ihm ab — und mögen ihn auch dann menschliche Schwäche und die eingeborne Erbsünde über den geringen Damm, der im Herzen vor den Leidenschaften schützen soll, zu Verirrungen und Sünden hinreißen, das Gefühl der Liebe schwebt über allem dem und ist groß und rein, von Eigennutz fern, himmlischen Ursprungs. — Caroline war heiter, wie wenn sie gewußt hätte, was in ihm vorgegangen war. Sie erzählte ihm die Geschichte Carl's und der schönen Fastrade, da sie selbst ein wahres Compendium alter Sagen und Lieder war; er hörte ihr wohlgefällig zu, er begriff nicht, wie ihn die süßen Töne ihrer Stimme, das Spiel ihrer Lippen im Sprechen nicht längst gefesselt hatten. — Er sagte ihr: „Es gibt Zaubereien, die eben so mächtig sind, als Fastradens Ring."

Sie bereitete sich zu einer Entgegnung, die ihr alles Blut zum Herzen trieb: „Es hat Sie eine dieser Zaubereien ergriffen, Sie sind verlobt? höre ich." Gestern noch hätte er ihr geantwortet: „Ja!" heute konnte er es nicht; es war ihm, als zöge er durch dieses Wort eine

Schranke zwischen sie und ihn — eine Schranke, von der er fühlte, daß sie ihn vom Glücke ausscheiden würde. Zaudern durfte er auch nicht; da fiel ihm ein, daß er ja Lori's Vater versprochen hatte, das Geheimniß seines Glücks bis zu seiner Anstellung zu bewahren; er erwiderte:

„Ich denke nicht daran. Wie schwer fänd' ich eine Frau nach meinem Herzen! Was ich erreichen kann, genügt mir nicht; was ich wünsche, steht mir zu hoch." — Hätte er sie in diesem Augenblicke angesehen, hätte er ein leises Beben seiner Stimme nicht gewaltsam bezwungen, so hätte eine Liebeserklärung in seinen Worten gelegen; aber er drehte den Kopf, während er so sprach, nach der andern Seite, und summte dann eine Melodie gleichgültig vor sich hin. Sie zuckte bei seiner Antwort zusammen; eine nie empfundene Freude leuchtete aus ihren Augen; aber als sie sah, wie wenig Theil sie an seinen Gedanken hatte, in die er verloren schien, bedeckte eine plötzliche Blässe ihr Gesicht; — er fühlte jede ihrer Bewegungen mit Entzücken nach, und ließ sie sich bekümmern; er wußte nun, daß er ihr den Wahn benommen habe, als sei ihre Liebe zu ihm ein Verbrechen, und mit diesem Wahn alles, was sie zurückdrängen konnte; er wollte sie langsam heranfluten sehen, sie an sich kommen, erst seine Zehen von der Flut bespülen lassen, dann sich hineinstürzen, sie in sich schlürfen, sich in ihr berauschen. An alle bitteren Schmerzen, die er Carolinen bereitete, dachte er nicht; er fühlte, daß er sie wahr und heiß liebte, und glaubte daher an ihr kein Unrecht zu begehen. Sie war zu reizend in ihrer bebenden Ungewißheit, denn die Hoffnungslosigkeit war von ihr gewichen, ein geheimes Lüftchen flüsterte ihr zu, daß auch in seinem Herzen eine Stimme spräche. Sie schlossen sich wieder

an die Gesellschaft und sprachen von den gewöhnlichsten Dingen, aber die Bedeutung eines jeden Wortes lag für sie in dem Munde, der es aussprach. So verging noch ein Tag ohne Entscheidung. Der andere Morgen war dazu bestimmt, gleich nach vollendetem Gottesdienste die Schätze des Doms in Augenschein zu nehmen. Jeder hatte vorher seine eigenen Gänge zu machen; Caroline sagte zu Otto: „Sie treffen mich Schlag zwölf Uhr auf dem Grabe Carl's des Großen; ich will Ihnen als Wegweiser zu den Andern dienen." Er erwiderte lächelnd: „Ein Rendezvous, wie mir im Leben noch keins gegeben worden ist! ich werde nicht fehlen." Alle waren früher in der Kirche, als Otto; sie standen in einer der Kapellen, just vor dem Säulenpaar, das allein von den prachtvollen sechszehn, die Carl zum Kirchenbaue aus Africa hatte holen lassen, in Aachen geblieben ist, während die andern vierzehn ohne Ursache, ohne Bedeutung in Paris das Museum schmücken, wo jedes polirte Stück Marmor ihre Stelle ersetzen könnte; hier aber hätten sie sinnvoll und herrlich, ein Denkmal zehn verschwundener Jahrhunderte, gestanden. Eine prahlerische Barbarei in der Kunst hat sie dem Boden entrissen, auf dem sie tausend Jahre geglänzt hatten, und zur Zeit, als man sie zurückfordern konnte, hat man sie wohl vergessen. Caroline sah mitten in der Erklärung des benebelten Küsters auf die Uhr, ließ die erstaunten Begleiter sich ferner daran erbauen und eilte zum Grabstein des großen Carl. Als sie eben dort angelangt war, schlug die große Glocke zwölf, und als ihr letzter Schlag noch im Gewölbe dröhnte, trat Otto in die Kirche und eilte mit freudiger Hast auf Carolinen zu; er ergriff ihre Hand und küßte sie. „Sie halten Wort, gnädige Gräfin," sagte er, „aber ich auch." — Sie standen unter dem großen Reifen, den

Friedrich Barbaroſſa einem Heldengrabe als Kronleuchter verehrt hat. Otto hätte gewünſcht, daß dichte Vorhänge von deſſen Seiten herniedergerauſcht wären und er, wie in einem Zelte, mit der Geliebten hätte allein ſein dürfen, um ihr hier, auf dieſer geweihten Stelle, zu ſagen, wie er ſie liebe; aber es legte ſich kein Gewölk, keine Seide zwiſchen ſie und die Welt, und nach wenig Secunden mußten ſie ihre heilige Inſel verlaſſen und auf das Pflaſter der Kirche treten. In der Sacriſtei ſtießen ſie zu ihren Gefährten. Caroline ſagte: „Man gewinnt Carl den Großen ſo lieb in dieſen Gegenden; er iſt, wie Napoleon, unmittelbar nach ſeinem Tode in das Reich der Sage getreten, — ſie ſchlingt ſich um ihn und rankt ſich an ſeiner edlen Heldengeſtalt empor, die ſie mit Blumen ſchmückt; was nur in eine Verbindung mit einem kühnen, väterlich warmherzigen Könige kann gebracht werden, nennt Carl den Großen; nicht Zeit, nicht Ort wird geachtet; die Helden der Sagen kehren von den Kreuzzügen an ſeinen Hof zurück, ohne Anſtoß zu geben. Sein Geiſt ſchwebt noch über Aachen, über der Frankenburg, und über Ingelheim und Seligenſtadt; das Gehirn möge verttocknen, das ausklügeln, — die Hand möge verdorren, die es niederſchreiben will: Emma, die holde Imme, habe nie gelebt! Sie lebt noch, ſie wird leben, ſo lange wir Deutſch verſtehen und uns ein Herz im Leibe ſchlägt.“ — Sie ſtanden vor den ſchweren Truhen voll heiliger Gebeine und Gewänder, die nur alle ſieben Jahre geöffnet und gezeigt werden; vor dem rieſenhaften Arme Carl's und vor ſeinem Schädel mit der nachgeäfften Krone, da die wirkliche in der Schatzkammer zu Wien, ohne den dazu gehörigen Schädel, iſt. Das große Jagdhorn veranlaßte manchen vergebenen Verſuch ohnmächtiger Lungen, um ihm den Ruf voriger Zeiten

zu entlocken; es hatten sich mehre Franzosen eingefunden, um die Schätze mitzubesehen; alle setzten das Horn an den Mund, und reichten es mit affectirter Gleichgültigkeit nach einem vergeblichen Versuche einem Andern. „Essayez, Monsieur!“ sagte endlich einer der Herren zu Otto; er sammelte den Athem in seiner breiten Brust, und es quoll ein mächtiger, ungeheurer Jagdruf aus dem Horne hervor, der den Dom erzittern machte. Carolinen war es, als wäre es Otto's jubelndes Siegesgeschrei, und sie die Ueberwundene; sie hätte mögen zu seinen Füßen stürzen, sein getroffenes Wild. Der junge Geistliche, der die Schätze zeigte, sagte, „Bravo, mein Herr! Außer Ihnen ist dies Kunststück nur einmal, und zwar einer englischen Kammerjungfer, gelungen.“ — Otto lachte laut auf, trotz der heiligen Umgebung, so sehr benahm diese Erläuterung seiner Heldenthat alles Romantische.

Den Abend waren Caroline und er zum Thee bei einem Beamten, der unverheirathet war, aber, das Bedürfniß einer Häuslichkeit fühlend, eine alternde Cousine zu sich genommen hatte, die ihm seine Wirthschaft führte und seine einsamen Abende mit ihm verlebte. Es waren einige angenehme Menschen dort versammelt, und endlich, als man Abschied nehmen mußte, fand man draußen den klarsten Sternenhimmel und das einladendste Wetter. Otto konnte sich noch nicht entschließen, sich von Carolinen zu trennen; er suchte also die Gesellschaft durch den Vorschlag, einen weiten Umweg zu machen, noch eine Weile zusammen zu halten. Alle waren es zufrieden; er richtete es bald so ein, daß er neben ihr zu gehen kam; er fragte sie: „Wie gefällt Ihnen das Verhältniß unseres Wirthes und unserer Wirthin von heute Abend?“

„Es scheint mir freundlich und seinen Zweck erfüllend zu sein.“

„Sehen Sie, Gräfin, dies sollte die Ehe sein! Die Frau, die uns unser Haus besorgt, unsere Wäsche stopft und reinigen läßt, uns in allen Launen gesunder und ungesunder Körperbeschaffenheit sieht, die wir wieder darin sehen, wie sollte die unsere Geliebte bleiben können, bei deren Annäherung jede Fiber erglüht, deren bloßes Andenken alle Freude der Gegenwart wegwischt! Nie, nie sollte man seine Geliebte heirathen! Ich schwöre es Ihnen, keine Liebe hält die Ehe — nicht einmal eine Verlobung aus!" —

„Was schwatzen Sie da für garstiges Zeug!" rief Caroline, und that, als wolle sie ihren Arm aus dem seinigen ziehen; er aber drückte ihn leise, und ergriff die Hand dazu. — „Ich spreche nicht leichtsinnig und in den Tag hinein," fuhr er fort; „ich bin überzeugt, daß ich meine Frau kein Jahr lieben könnte; ich bin ein Künstler, ein verzogenes Kind der Menschen und des Schicksals. Alles stört mich an den Weibern, was an Prosa und erniedrigende Beschäftigung und den Schmutz des Lebens erinnert; aber ich bin darum kein Wüstling; ich fühle es, daß ich der ergebenste, treueste Liebhaber sein könnte, daß ich mein Leben derselben Frau widmen würde, wenn ich erst die fände, die mein tiefstes Herz begehrt!"

„Wo mag sie sein!" hauchte Caroline vor sich hin, — Otto sagte nicht: „An meiner Seite", aber er schwieg einige Minuten lang, und als Caroline sich endlich so weit gesammelt hatte, um ihn wieder anzureden, und ihn dabei ansah — da hing sein Auge trunken an ihrem Antlitze, und sein Arm zitterte. Es befiel Carolinen eine Art von Angst. „Wie magst du dich dem fremden Menschen so hingeben!" sagte sie sich selbst, „wie magst du die Dinge von ihm sagen lassen, die kein Anderer vor dir berühren würde! Du kennst ihn nicht, du weißt nichts

ihm, als daß er ein großer Künstler ist; — ist das eine Bürgschaft für seinen Werth?" — Sie wollte noch weiter philosophiren, aber wie sie in den gestirnten Himmel blickte, kam ein Gefühl des heitersten Vertrauens in ihre Seele; sie sah wieder auf Otto, und sein blasses Gesicht hatte den Ausdruck von Kinderhaftigkeit und Unschuld, der sie zuerst an ihn gefesselt hatte, und unwillkürlich legte sich ihr Arm etwas schwerer auf den seinigen. —

Wieder verging ein Tag unerträglicher Hitze, daß Alles des Morgens still zu Hause blieb; aber Abends versammelte sich eine kleine Anzahl Bekannter in einem nahen Garten voll schöner Bäume. Man hatte sich im Grase gelagert, und sah den blauen Himmel durch die grünen Blätter an, und sog die weiche Abendluft durstig ein. Caroline beugte sich zu Otto und sagte, wohlgefällig in das Laubgewölbe blickend: „Für einen Maler ist das Colorit zu einförmig, für einen Dichter geht's schon an!"

„Für einen Liebenden ist es himmlisch!" rief Otto: „In keiner möglichen Umgebung könnte ich mir den Gegenstand meiner Liebe reizender denken, als hier in dem olivfarbenen Moose, unter dem grünen Blätterdach im lichtblauen Kleide." Er beugte sich geschickt und unmerklich vor, und berührte die Spitze ihres kleinen, mit grauer Leinwand beschuhten Fußes mit den Lippen; sie zuckte zusammen und sah ihn an — es lag ein offenes Liebes-Geständniß in seinen Augen, und als er den ihrigen begegnete, sah er nicht entmuthigt aus; er sprang jubelnd in die Höhe und stimmte ein fröhliches Lied an, in das die Uebrigen einfielen. Caroline hörte die Engel im Himmel singen; sie fühlte, ihr Geschick sei entschieden, und für eine Frau ihrer Art war es dies gewiß. Von dem Augenblicke an, als sie Otto ihre Liebe ahnen ließ, gehörte sie ihm auch an; sie war geschaffen, um kalt zu

bleiben oder sich glühend, rücksichtslos hinzugeben. Kalt war sie nicht mehr! —

Mary's Fuß war am 12. August des Jahres 183— noch immer nicht geheilt, und sie sehnte sich nach Luft. Mr. Cook war auf die Jagd gegangen, und so schlug seine Frau der Gräfin und Otto vor, eine Spazierfahrt mit ihr zu unternehmen. Otto saß Carolinen in glühender Ungeduld gegenüber; er hatte heute früh Gesellschaft bei ihr gefunden, und er mußte sie allein sprechen; das Geheimniß ihrer Herzen mußte endlich heraus, es war nicht mehr zurückzuhalten. Der Abend war ein wenig kühl nach einem Gewitter geworden; Caroline bedauerte, keinen Shawl mitgenommen zu haben. Mrs. Cook sagte: „Gehen Sie lieber zu Fuß nach Hause, unser Freund wird Sie begleiten; Sie zittern, man muß bei dieser Badekur mit Erkältungen nicht spaßen." Otto sah Carolinen flehend an, und sie — hatte nichts einzuwenden; die Beiden stiegen aus, und der Wagen rollte der Stadt zu. Ein Veilchen ließ ihn Otto rollen; dann nahm er Carolinen rasch unter den Arm und rannte fast mit ihr tief, tief in das nahe Wäldchen hinein; sie folgte ihm willenlos und athemlos; es war etwas Wildes, aber auch etwas Hinreißend-Erregendes in diesem Lauf; sie fühlte, daß er allein mit ihr sein wolle in der Waldeinsamkeit, daß die Menschen, ja, die Heerden auf den Wiesen, die Felder — ihm Alles zu viel sei; er wollte nur sie — und das schirmende Laubdach; endlich stand er still, wo die Buchen dichte Zweige wie in ein Zelt verflochten hatten, wandte sich und stand ihr nun gegenüber, und wie sie bebend, glühend von der Anstrengung und der inneren Erregung zu ihm hinauf sah, riß er sie an seine Brust und sagte: „Ich weiß, daß Du mich liebst!" — Sie schwieg. „Linchen, Linchen!" rief er, „sage mir's, um

Gottes willen sage mir's! Du liebst mich! Nicht wahr? Sprich!"

Sie erhob das Auge und sagte mit lauter Stimme: „Ja", daß das Wort im Walde wiederklang, wie das Ja einer Braut vor dem Altare.

„O Wonne, Wonne!" schrie er auf und stürzte zu ihren Füßen hin, küßte ihr Kleid, ihre Kniee! — Sie sank zu ihm auf die Kniee und stützte sich kraftlos, doch selig an ihn; er küßte ihren weißen Hals, der nur eine Handbreit zwischen den Haarwurzeln und dem Battisttuche entblößt war, wie sie sich zu ihm niederbeugte. Sie konnte kein Glied rühren, und doch glühte jede Fiber an ihr, und das Leben, die Jugend, die Liebe schäumten in rauschenden Wogen durch ihre Adern. „Erzähle mir, seit wann!" fragte er, sie fester an sich drückend. Sie vertraute ihm die kurze Geschichte ihres Herzens. „Und ich", sagte er, „erst seit drei kurzen Tagen, aber seitdem auch rasend, unwiderstehlich, und — ich fühle es — für immer."

Sie schlang die Arme um seinen Nacken — es war still und lieblich im Walde. „Da hab' ich ja die Geliebte", flüsterte er ihr zu, „im olivfarbenen Moose unter den grünen Blättern, im lichtblauen Kleide!" Das Moos fing an, feucht zu werden, nur einzelne Grasmücken sangen noch ihr Lied, und ferne Grillen zirpten; ein Fußsteig lief dicht an ihnen hin, aber er blieb einsam, als wollte Niemand diese heilige Stunde stören. Sie grub sich in Beider Herzen für dies Erdenleben ein. Caroline sagte: „Ich war sechs Jahre verheirathet mit dem Manne meiner Wahl — dem besten Herzen —, der mich bis zu seinem Tode zärtlich geliebt hat, aber von solchem Glücke habe ich keine Ahnung gehabt."

„O Linchen!" rief er, „das ist das Glück der Liebe, das findest Du auch im Leben nicht mehr, als bei mir!"

Endlich mußten sie weiter gehen; was sollte man von ihrem langen Ausbleiben denken? Es war dunkel; das Gold der Abendsonne war von den Blättern verschwunden; als sie in das freie Feld kamen, waren die Bauern mit ihren Gespannen längst heimgekehrt. Es floß ein kleiner Bach über den Weg, nicht breiter, als daß ein beherzter Schritt Carolinen hinüber gebracht hätte; aber er ließ sie den Schritt nicht thun, er hob sie auf seine Arme und trug sie eine Strecke fort und rief jubelnd: „Ich bin der große Christoph, der sein eigen Heil auf den Schultern trägt." Welche Musik waren alle seine Worte ihrem Ohre! welche Anmuth lag in seinen Bewegungen, in seinem sieghaft kühnen Schritte, in der innern Würde, die auf seinem verklärten Gesichte lag! Als er sie niedersetzte, gingen sie raschen Schrittes vorwärts; sie war bald ermüdet und bat ihn, etwas einzuhalten; er stand still und drückte noch einen Kuß auf ihren Mund, legte den Arm um ihren Leib und die Hand auf ihr Herz: „damit ich fühle, wenn's zu heftig klopft", sagte er. So gingen sie langsamer weiter. Die Nacht war völlig auf die Erde gelagert; Carolinens Locken waren von der feuchten Luft gelöst und hingen in langen Wellen um ihr Gesicht; der Nachtwind spielte damit und führte sie, eng an einander geschlossen, wie sie gingen, von Zeit zu Zeit auf Otto's Wangen, der ihren Jasmingeruch gierig einsaugte. Es war ein Spaziergang ohne Gleichen; sie hatten eine Stunde von den Sternen herabgezogen, wie sie der Himmel nur seinen Begünstigten alle Jubeljahre einmal gibt. Es gehört eine eigene Organisation dazu, um so zu lieben wie unsere Beiden; es waren eben wahre, gesunde, lebendige Menschen, nicht ganz Seele, nicht ganz Körper, sondern Beides im geheimnißvollen Gemisch — und ihre Liebe war auch die

zelle, echte, vom Himmel gekommene, in der Erde gewurzelte, die nicht auf der Erkenntniß hoher gegenseitiger Vorzüge des Geistes, oder auf körperlichem Wohlgefallen gegründet war; sie war der unwiderstehliche Naturzug, der allein Liebe genannt zu werden verdient — ein Gemisch von allen guten und zärtlichen Gefühlen, die Gott in seiner Allmacht zur Beglückung der Menschen hervorgerufen hat. — Ehe sie sich vor Carolinens Zimmer trennten, sagte Otto noch ein Mal: „Wir sind Götter!" und er hatte Recht! —

Am andern Tage, als er zu ihr eintrat, kam ihm Caroline nicht, wie bis jetzt, mit einer höflichen Bewillkommung entgegen; ihr Empfang schloß gleichsam die Geschichte des vorigen Tages ein, sie streckte ihm ihre Arme entgegen, und er schloß sie an seine Brust. „Wie hast Du geschlafen?" fragte er. „Gar nicht," war ihre Antwort, „die ganze liebe, lange Nacht hab' ich Plane für unsere Zukunft gemacht — für unsere, hörst Du? Wir haben nur eine!"

Er schwieg.

„Es trifft sich Alles so glücklich!" fuhr sie fort: „Ich war ein reiches Kind, eine einzige Tochter und habe meinem verstorbenen Manne eine schöne Morgengabe mitgebracht. Nach seinem Tode habe ich das mir von ihm ausgesetzte Witthum nicht angenommen und es seinen Verwandten überlassen; ich lebe also von meinem eigenen Vermögen, und das mit aller möglichen Annehmlichkeit; meine Eltern sind noch vor meinem Manne gestorben, ich habe gegen Niemanden so nahe Rücksichten, daß sie in meine Verbindung mit Dir auch nur den Schatten eines Vorwurfs werfen könnten; ich bin eine reiche, ganz unabhängige Witwe und darf alle meine Schätze zu Deinen Füßen niederlegen."

Sie warf sich mit liebenswürdiger Hingebung in seine Arme, als sie diese Worte sagte; er athmete schwer, denn jetzt, auf einmal, lag ihm seine Verpflichtung gegen Leonore mit ihrem ganzen Ernste auf der Brust; er hatte nicht den Muth, zu sprechen, und beantwortete den liebevollen Erguß ihres Herzens mit einem stummen beredten Kuß in die Fläche ihrer Hand, die er dann vor seine Augen drückte; er rang nach Worten, aber er fand keine; endlich mußte er doch sprechen:

„Du edle Seele," sagte er, „die Du mir Dein Vermögen, Deinen Stand, Deine Stellung in der Welt aufopfern willst! und was könnte ich Dir dafür bieten? Aber Du kennst meine Ansichten über die Ehe; ich würde Dich nicht heirathen, wenn ich's auch dürfte; ich will mir nicht die Erlaubniß der Welt zu einem Verhältnisse holen, das gar keiner Erlaubniß bedarf. Was soll denn die Ehe an unserer Liebe vermehren oder verschönern? ist sie uns denn nicht vom Himmel gefallen, wie der Tropfen in den Kelch der Blume? Und wenn ich zehn Mal verheirathet gewesen wäre, als ich Dich kennen lernte, glaubst Du, ich würde mich dem Einflusse Deiner Lieblichkeit, dem Zauber Deiner Seele haben entziehen können? Und Du? hättest Du es gekonnt?"

Sie sagte: „Ich fürchte, daß mein Herz nicht stärker gewesen wäre, als jetzt; aber daß ich Dich nicht mit derselben Freudigkeit geliebt hätte, das weiß ich! — denn, Otto, ich bin kein Kind eurer neuen Systeme und weltumstürzenden Ideen; man hat mich in Tugend und Zucht großgezogen, und wenn ich davon abweiche, so, fürchte ich, wirst Du die Strafe allein auf Deinen Schultern tragen."

Er rief: „Ich will alle Deine Sünden mit den meinigen zusammen tragen, und die Last soll nicht um das Gewicht einer Feder schwerer sein.“

„Still, still,“ sagte sie, und legte ihm die Hand auf den Mund; „ich habe in Betreff Deiner Liebe aber noch keine auf mich geladen, denn wir haben uns ja, Gott sei gedankt, ohne ein irdisches Hinderniß gefunden; so selig wie jetzt könnte ich dann auch nicht in Deine Augen blicken, denn der Gedanke des Unrechts würde mich erschrecken.“

„Es ist kein Unrecht, sich zu lieben,“ fiel Otto eifrig ein, „unter keinem Verhältnisse! ich sehe es nicht dafür an; und wenn alle Gesetze sich bergeshoch dazwischen thürmten und alle Rücksichten der Welt und alle Priester auf Erden einen Chor des Fluchs anhöben, lieben darf man sich doch vor Gottes Angesicht, denn man muß es; die Liebe ist ganz unwillkürlich, sie kommt nicht, wenn man sie ruft, sie geht nicht, wenn man sie entfernen will! Des Menschen Leben ist von dem Augenblicke an, da die Besinnung erwacht, ein ewiges Erwarten der Liebe, die uns verkündet ist, wie den Juden der Messias. Man glaubt bei jeder Erregung der Sinne, bei jedem gesteigerten Interesse der Seele, sie sei da! Es geht den Menschen mit der Liebe, wie der Gattin, die ihren Mann erwartet, und dem Ersten, Besten, der in der Dunkelheit in das Haus tritt, entgegen eilt und sich ihm in die Arme wirft; ist der Fremde ehrlich, so sagt er: „„Ich bin's nicht, den Du suchest!““ Aber oft währt die Täuschung länger, und man entdeckt die Wahrheit zu spät.“

Caroline sah ihn ängstlich fragend an: „Du meinst doch nicht, die Liebe könne auch diesmal zu Dir sprechen: „„Ich bin es nicht, die Du suchest!““

„Ach, wie könnt' ich das, Du Engel! da sie mir in ihrer vollen Lichtgestalt, als Wahrheit strahlende Göttin erscheint! Aber ich hab' mich einmal geirrt, — und es ist jetzt zu spät in manchem Sinne des Wortes."

Caroline wartete athemlos auf die Fortsetzung. Endlich sagte er gepreßt: „Ich bin verlobt!" — Ihre Arme, die sie bis jetzt zärtlich um seinen Nacken geschlungen hatte, wie eine Kette, die durch die verschränkten Finger fest geschlossen war, ließen los, als er diese Worte aussprach, und sie sank zusammengeknickt, wie die Staude, der man plötzlich den Stab entzieht, zu seinen Füßen hin, bleich, besinnungslos, wie eine Todte; er hing in sprachloser Angst über ihr, und doch fürchtete er ihr Erwachen mehr, als ihre Ohnmacht, und als sie endlich die Augen wieder aufschlug, war sein erstes Wort:

„Liebst du mich noch?"

Sie sagte: „Ewig." —

„Und willst mich nicht verlassen?"

„Ich kann es nicht; nun nicht mehr; aber uns Beiden ist ein großes Unglück widerfahren!" — Sie drückte beide Hände vor die Augen und weinte wie ein Kind.

„Theure," sagte er, froh, nur das schrecklichste Geständniß vom Herzen zu haben und die Sache besprechen zu dürfen, „die Frau, die ich heirathen muß, liebe ich nicht wie Dich;" — ich will gut für sie sein, ich will sie auf Händen tragen, viel mehr, als wenn ich Dich nie gekannt hätte, — aber lieben will ich Dich — Dich allein, und noch nach Jahren, wenn die Ehe jeden Reiz der Leidenschaft längst beschwichtigt hätte, wenn das Entzücken und das Verlangen der Liebe in bloße Freundschaft übergegangen wäre; dann wirst Du noch frisch als meine Geliebte vor meinem Herzen stehen; ich werde noch Abgötterei mit Dir treiben, wie ich es jetzt thue, ich werde

in Dir alle Süßigkeit des Lebens finden, und Du wirst mir alles geben, was außer Dir die ganze Welt nicht hat. Wenn ich Dir die Geschichte dieser Verlobung erzählt habe, und die Geschichte meiner Liebe zu Dir, so wirst Du Alles begreifen, und begreifen heißt zur Hälfte vergeben! Sie ist ein schönes, auch ein gutes, untadelhaftes Mädchen — aber Du! wär's denn nicht Frevel, von Dir zu sagen, Du seist eine hübsche, gute, untadelhafte Frau? Du bist ein Engel, eine Lichtgestalt, wie die Welt keine zweite aufzuweisen hat, eine dichterische Blume, in einem mährchenhaften Garten aufgeblüht! Die Welt, die Dich zu ihrer Zierde herangebildet hat, hat keinen Theil an Dir, Du leuchtest wie ein eigenthümliches Gestirn freundlich über den Menschen, die Dich verehren. Wie wäre es denn möglich, daß je eine Andere, und zöge sie den Harnisch der Gesetze und die Waffen der Moral und des alten Herkommens an, Dich aus dem Herzen verdrängte, das Dich einmal erkannt hat! Außerdem, daß ich Dich unaussprechlich liebe, sagt mir auch mein Verstand, daß nie ein anderes Weib den Reiz des Umgangs für mich haben könnte, der sich in jedem Deiner Worte offenbart. Linchen, höre mich! es läßt sich Alles vereinigen, die Nothwendigkeit und die Neigung. Zieh nach K.! Du bist unabhängig, Du kannst's; hast Du nicht sogar Verwandte dort? Ich habe da meine Heimat, meine Werkstatt, und werde auch meine Häuslichkeit dort gründen müssen; aber wie ein jeder Mensch seine Kirche noch höher hält, als sein Haus, so werde ich täglich zu Dir wallfahrten, in Liebe, in Sorgen, und mein besseres Leben an Deinem Altare niederlegen, und Du wirst meine Vorsehung sein, während Leonore nur meine glückliche Hausfrau sein wird; denn glaube mir, ich bin reich genug für sie und Dich! Sie soll nie etwas von meiner Liebe

zu Dir ahnen; denn wenn unser Verhältniß schön und schuldlos sein soll, so darf es auch keines Menschen Glück stören; wir haben auf dieser Erde keine weiteren Verpflichtungen gegen unseren Nächsten, als ihm in allen Verhältnissen das Leben süß und angenehm zu machen. Du öffnest Dein Haus mehren Künstlern, und ich finde ungezwungenen Zutritt darin, den unsere zufällige Bekanntschaft in Aachen vollkommen motivirt. — Sag' mir, brauchst Du denn noch etwas außer meiner Liebe? Ich habe an der Deinigen volle Genüge! — Kannst Du noch glücklicher sein, als wir es gestern im Walde waren? Ich nicht!"

„Ach, Deine Worte", sagte sie, „legen sich um mich wie ein betäubender Duft; ich athme sie ein, wie süßen Blumengeruch, sie bringen mich um Kraft und Entschluß, um Gottesfurcht und Tugend! Ich will Alles, nur nicht von Dir mich trennen!"

„Und doch muß es in wenigen Tagen geschehen, wenn wir keinen Verdacht erwecken wollen; aber nur für kurze Zeit; Du gehst Deinen früher ausgesprochenen Planen nach, ich den meinigen; ich hab' einmal gesagt, ich wolle nach der Schweiz, die Leute fragen mich schon jetzt, warum ich nicht schon dort sei. — Die Ankündigung einer Reise ist eine leichtsinnig eingegangene Schuldverschreibung, man muß sie ausführen, sonst sehen Einen die Menschen mit so mißtrauischen Blicken an, daß man glauben sollte, man nehme zu viel Platz in der Stadt ein. — Also ich gehe, und eh' die Blätter fallen, folgst Du mir! nicht wahr?"

Sie konnte nicht anders als „Ja" sagen, aber die Freudigkeit ihres Herzens war dahin. Sie hatte es sich seit Tagen schon so süß gedacht, an der Seite des Mannes einherzuschreiten, den sie liebte, es allen Menschen sagen zu dürfen und den Tribut seiner Zärtlichkeit öffentlich

anzunehmen; sie war von je her eine abgesagte Feindin aller verbotenen Neigungen gewesen, und jetzt war sie unauflöslich in eine solche verstrickt; sie hatte sich gar keiner Leidenschaftlichkeit fähig gehalten, und jetzt erging sie sich in den tiefsten, sinnverwirrendsten Schluchten derselben, und ihre Riesenbäume schlugen schauernd über ihr zusammen! — Und mit all diesen beängstigenden, von Zweifeln gestörten Gefühlen schrieb sie doch an ihre Tante nach K., die sie schon lange gebeten hatte, ihren Wohnort bei ihr aufzuschlagen, und bat sie, Wohnung und Dienerschaft zum Herbste für sie in Bereitschaft zu halten.

Endlich kam der Tag der Trennung heran; nicht eine jener herzzerreißenden Trennungen, die alle Hoffnungen und Freuden der Erde auf einmal mit sich in den Abgrund des Scheidens reißen; es war eine sanftere, der die Hoffnung des baldigen Wiedersehens den scharfen Stachel nahm, und doch hatte sie ihr Bitteres; man kann ja kaum für eine Stunde aus einander gehen ohne die Angst, sich vielleicht nicht mehr so zu treffen, wie man sich verließ! Otto trat mit der grünen Reisemütze zu ihr ein, um ihr Lebewohl zu sagen; sie wollten sich schreiben, täglich, stündlich, um die Ferne zu bezwingen, aber — sie sollte nach Sachsen — er nach der Schweiz. — Er drückte noch einmal einen langen Kuß auf ihren Mund und ließ sie in Thränen auf ihrem Sopha liegen. Heißt das aber Scheiden, wenn zwei Menschen so beisammen bleiben, wie zwei Liebende? wo der Geist des Einen sich um den Andern legt, wie die Luft, die ihn umgibt? wo Jeder meint, der Geliebte müsse hinter dem nächsten Busche, der nächsten Mauer hervortreten? wo Keiner einschläft oder erwacht, ohne des Andern Hand in der seinen zu fühlen, ohne seinen Hauch in jedem Luftzuge zu erkennen? Otto durchzog die Schweiz, Caroline durchflog Deutschland in

diesem schönsten Wahnsinne, der nichts für unmöglich, nichts für schwierig hält, was zum Zwecke der Liebe gehört. Er erkletterte Berge, auf die ihn die Rastlosigkeit der Leidenschaft trieb, er eilte nicht minder bewegt in die Ebenen der Menschen hinab; er theilte die Gefahren der kühnsten Jäger mit Wollust. — Einst schoß er eine Gems, an eine Felsenmauer angelehnt, an einen Pfad geklebt, eben breit genug, um seine Füße zu stützen; vier Stunden stand er dort in dieser hehren, majestätischen Ruhe der Natur, nur an sie denkend: „er stand in süßen Träumen und starrte ihr Bildniß an, bis das geliebte Bildniß heimlich zu leben begann." Da kam das Thier, und die Jagdlust schwellte ihm die Brust, wie eben die Liebe, und zitternd, doch mit sicherer Hand schoß er los; — das Wild stürzte im Feuer zusammen, daß es, von Klippe zu Klippe herunterfallend, ihm zu Füßen lag. — Und immer dachte er dabei an Caroline; wenn die Wunder der Natur sein ganzes Gemüth erregten, rauschende Waldbäche, Felsen, Tannendunkel und ein einsamer kreischender Adler sein Herz erhoben, dann fühlte er Poesie in sich und Liebe, die sich in einander verschmolzen und seine Seele fast übermenschlich anregten. Er hat später Landschaften gemalt, alle Kinder der damals empfangenen Eindrücke, in welche es ihm gelungen, den Geist jener unvergeßlichen Tage zu legen, und die eine hellere Glorie auf seinen Künstlerruhm verbreitet haben, als selbst seine hochgeschätzten historischen Gemälde. Endlich nahete er sich wieder X., erfüllt mit Carolinens Bild; so kam er in sein Haus, so zu Eleonoren; immer trat sie ihm vor die Augen, tanzte vor ihm in das Haus hinein, leuchtete ihm die Stiege hinauf, und es war mit einer Art von Ueberraschung, daß er endlich seine Braut vor sich stehen sah. Das war eine Freude, ein Umarmen, ein Ausfragen! er hätte verzwei-

ſein mögen, und war froh, als er zu Hauſe ſich ſelbſt überlaſſen blieb. Er hörte Lori wieder ſingen, er ſah ſie wieder vor der Harfe ſitzen; aber er hätte jetzt keine zweite Lorelei geſchaffen, und ihre Schönheit kam ihm unheimlich vor, und er fand ſie zu groß und zu breitſchultrig, und entdeckte, daß ihre Stirn eine gewiſſe Wölbung habe, die immer das Tabernakel eines beſchränkten Gehirns iſt; was fehlte ihr nicht gar an Weltton, an Tact, an Lebendigkeit — von den höheren Eigenſchaften des Geiſtes und der Seele gar nicht zu ſprechen! Lange trug er den Druck nicht allein; eines Tages, als Bergheim ihm eine geheime Neigung ſeines Herzens anvertraute, ging auch ihm die Seele auf; er ſagte ihm Alles, er konnte es auch auf die Ehrenfeſtigkeit ſeines Charakters hin wagen. Bergheim ſagte: „Du haſt ganz Recht, Dein Wort unter keiner Bedingung brechen zu wollen; aber übereile Dich nicht, laß die Zeit walten!“ Otto mußte ihm noch viel von Carolinen erzählen, und gab ſich alle Mühe, ſie der Wahrheit gemäß zu ſchildern. „Iſt ſie ſchön?“ fragte Bergheim.

„Schön iſt ſie nicht,“ erwiderte er, „aber hübſch und anmuthig, und vor allen Dingen voll von unausſprechlichen Reizen, die man erſt entdeckt, wenn man ſie näher kennen lernt; um von oben anzufangen: es liegt ein poetiſcher Charakter in dem Fall ihrer Locken, die von Goldfäden und Specereien gewoben ſind; ihr Mund, in der Form nicht regelmäßig, hat in der Bewegung Züge der ſüßeſten Lieblichkeit, wenn ſie wie ein Kind hell auflacht und die Lippen die weißen Zähne halb entblößen, oder wenn ſie ſpricht und die Worte daraus hervorquellen, ſo gleich und anmuthig wie Perlen, die an eine Schnur gereiht ſind. In der Form und Farbe ihres Auges iſt nichts Ausgezeichnetes, aber es liegt ein lebendiger, wechſelnder Ausdruck darin, eine eigene Verbindung von Klug-

heit und Güte, — und vom Strahl der Liebe erleuchtet, ist es eine wahre Sonne; — ihre Hand ist weiß, fein und vornehm und gegen Lori's eine Kinderhand; eben so klein und aristokratisch ist ihr Fuß, und es hat mich oft vergnügt, wenn sie im nassen Sande vor mir ging, ihre zierlichen Fußstapfen zu verfolgen und mit meinen großen zu vergleichen. Du solltest sie sehen einen Hut mit Federn tragen! Federn sind das Echo der Bewegungen; die Feder auf dem Hut einer gemeinen Frau wird ungeschickt, wie sinnlos hin und her springen, während die Feder eines fein organisirten, gebildeten Weibes sich leise, wie eine vom lauen Winde gewiegte Blüthe, bewegen wird, bald sich mit dem Haupt der Trägerin demüthig neigend, bald sich anmuthig in die Lüfte schwingend. Dies alles aber sind nur äußere Liebreize, obgleich sie großentheils nur aus einer harmonischen Ausbildung der innern Seelenzustände entspringen; ihr Charakter übt eine Macht über jeden aus, der ihr naht. Sie ist die einzige Person von vornehmem Stande, welche ich je das rechte Mittel des Verkehrs mit minder Hochgestellten treffen sah, die gleich entfernt von beleidigender Herablassung wie von nach Popularität strebender Familiarität bleibt. Ich habe sie überhaupt nie nach etwas *streben* gesehen; ihr Humor, der Erguß ihrer Gefühle, Alles ist natürlich; sie ist auch die einzige Person, der es je ihre Standesgenossen verziehen haben, daß sie ihre Freunde nicht ausschließlich in ihren Kreisen sucht. Ist sie im Zimmer, so richtet sich unwillkürlich jedes bedeutendere Wort an sie; setzt sie sich still in eine Ecke, so dauert es nicht lange, und die liebenswürdigsten Menschen des Kreises sind ihr unwillkürlich nachgezogen. Und diese sichtlichen Auszeichnungen nimmt sie mit einer aus der Seele kommenden Bescheidenheit hin, die den Werth derselben vollkommen zu würdigen weiß und immer

geneigt ist, ein fremdes Verdienst über das eigene zu setzen."

Bergheim erwiderte: „Wohl begreife ich, daß Du eine Frau wie diese liebst; aber nie werde ich es begreifen, wie — — —".

„Grüble darüber nicht!" sagte Otto: „Gewiß ist es, daß mich nichts in der Welt demüthiger gegen mich selbst stimmt, als wenn ich die Reihe derjenigen durchgehe, die mir in meinem Leben schon gefallen haben."

„Nun," meinte Bergheim, „es trifft sich nicht oft, daß ausgezeichnetere Menschen, wie Du doch einmal einer bist, gerade wieder auf etwas Ausgezeichnetes stoßen, und lieben muß man Jemand; laß Dich's nicht reuen, man lernt immer etwas dabei."

„Ich wollte, ich hätte nie etwas gelernt, und nie eine Andere angesehen, als Caroline," entgegnete Otto. —

Nach einiger Zeit schrieb sie ihm, welche Wohnung für sie genommen sei; er sah ihre künftigen Zimmer noch bewohnt, die Fenster mit bunten Gardinen drapirt. Endlich nahm man sie herunter; es begann ein großes Scheuern und Putzen, Möbelvermiether schickten ihre Lasten in das Haus, und alle diese Anstalten entzückten ihn. Eines Abends sah er abgepackte Reisewagen unter dem Thore stehen, und hinter den Fensterläden blitzte Licht; er ging langsam am Hause vorbei, die Augen hinauf gerichtet; da öffnete sich das eine Fenster, und sie stand im Reisekleide darin, und trotz der Dunkelheit glaubte er den Blick zu sehen, den sie ihm hinabsandte. Er ging wie ein Berauschter durch die Straßen nach Hause, er hätte rasen mögen, daß er nicht gleich hatte dürfen zu ihr hinaufstürzen, sie mit Küssen bedecken, sie fragen, ob sie ihn noch liebe. — War denn ihr Kommen nicht der sicherste Beweis davon?

Am Morgen endlich war die Stunde des Wiedersehens gekommen, die süße, lang' ersehnte Stunde. Sie brach fast zusammen unter der Last ihres Glückes, er fühlte sich riesenstark, wie damals, als er sie über das Bächlein trug. Sie verabredeten ihren künftigen Lebensplan, die Stunden, wann sie sich sehen durften, ohne Anstoß zu geben. Das Wegräumen all der kleinen Hindernisse, die sich ihnen entgegen stellten, war das süßeste Geschäft; die kleinen Dilemmas, in die sie sich verwickelten, die allerreizendsten. Den Abend sagte Caroline zu ihrer Tante: „Wie lebt Ihr hier, wen seht Ihr, mit was beschäftigt Ihr Euch?"

„Wir leben langweilig. Heine sagte einmal in einem seiner verruchten Bücher: die Nationalschuld sei die Krankheit, an der alle Minister Englands sterben; unsere ist die Langeweile. Dieselben Menschen sehen sich heute hier, morgen dort; dieselben Lächerlichkeiten werden Jahr aus, Jahr ein besprochen, nur daß die Träger derselben wechseln; die Interessen sind beschränkt, ein Bißchen Theater, ein Bißchen Politik, ein Bißchen Klatscherei. Kurz — es fehlt uns an aller Frische, und wenn ich wüßte, daß es irgendwo anders besser wäre, ich hätte Dich wahrhaftig nicht hieher gelockt."

„Für mich ist's hier schon gut genug," sagte Caroline; „aber ich will ein solches Leben nicht führen, wie Ihr hier, ich will mich nicht auf Euren engen Kreis beschränken, ich will Talente aller Art, ausgezeichnete Männer, wo ich sie finde, heranziehen."

„Es wird Dir nicht gelingen," sagte die kluge Frau: „Du kannst Dich doch nicht ganz aus meiner Gesellschaft ausschließen."

„Gott bewahre mich!"

„Nun denke Dir die angenehme Situation für eine Hausfrau, wenn dieser oder jener große Geist mit zu

höhem oder zu niederm Rockkragen in Deinem Salon sitzt, und Deine Habitués sehen denselben mit erstaunten Blicken an und begreifen gar nicht, wie er mit ihnen in dasselbe Zimmer kommt, oder thun, als ob sie ihn gar nicht bemerkten; — und solchen Scenen würdest Du Dich, ohne Uebertreibung, täglich aussetzen."

„Ich will's riskiren," sagte Caroline; „aber nicht plötzlich. Erst will ich mich ein Bißchen beliebt machen, dann will ich eine Partei sammeln und erst votiren lassen, wenn ich meiner Sache sicher bin. Eine ganz hübsche Künstler-Bekanntschaft ist mir schon heute früh wieder begegnet: der Maler L., der in Aachen das Wasser mit mir getrunken hat."

„Nun, das ist unsre erste Größe hier; aber Niemand kennt etwas Anderes von ihm, als seine Bilder und seine schöne Braut, der, seitdem die Lorelei ausgestellt war, die ganze Stadt nachläuft."

„Nach den Künstler-Gattinnen und Bräuten bin ich nicht begierig," fiel Caroline schnell ein, und hatte für heute genug.

Aber sie setzte ihren Willen durch: ihr Haus war bald von gehaltvollen Menschen jeder Art bevölkert; sie wußte es Jedem behaglich zu machen, und Herzen, die lange vertrocknet gewesen waren, thauten bei ihrer Liebenswürdigkeit wieder auf. Man war bald gewohnt, Otto bei ihr zu treffen, und sobald nur die Scheu des ersten Bekanntwerdens vorüber war, hatte er alle Ursache, mit der Aufnahme, die man ihm gewährte, zufrieden zu sein. Er wäre auch gekommen, wenn man ihn weit schlechter empfangen hätte.

Von dieser Seite war das Verhältniß ganz vollkommen nach Wunsch der beiden Liebenden eingeleitet; aber bald fand sich eine andere Klippe, die sich aus Carolinens

Charakter und den Umständen, die ihn in ein seiner Natur widerstrebendes Geleise zwängten, erhob.

Es war natürlich, daß Otto kaum mehr als eine Stunde an jedem Tage bei ihr sein konnte: theils erforderte der Anstand in diesem Zusammensein ein gewisses Maß, theils war er wieder ganz in seine gewohnte Thätigkeit getreten, und endlich war er es seinen Verhältnissen schuldig, Leonorens Haus nicht weniger zu besuchen, als früher; aber diese letzte Verbindlichkeit war es, die Carolinen Gift in das Glas goß! sie fragte ihn mit Aengstlichkeit über die Stunde seines Besuches, über alles, was er dort gesagt hatte, über den Grad seiner Zärtlichkeit für Leonoren auf das umständlichste aus; sie spannte ihn daher täglich auf eine Art von Folter, und verurtheilte sich selbst, Dinge zu hören, die ihr jedesmal das Herz mit tausend Qualen erfüllten. Sie machte sich einen ganz übertriebenen Begriff von Leonorens Schönheit, sie dachte es sich als unmöglich, daß er solchen Reizen gegenüber noch an sie gedenken könnte, und Otto's zärtlichste Schwüre, seine aufrichtigsten Versicherungen halfen nichts; er konnte ihr Alles einreden, Alles über sie vermögen, nur nicht, daß es ihr gleichgültig sein sollte, wenn er täglich als erklärter Liebhaber zu einer Andern ging, als zu ihr. Sie bat, sie flehte ihn wiederholt, sein Versprechen zu lösen und sie zu heirathen; sie wolle stolz darauf sein, seine Frau zu heißen; an ihrem Namen, an ihrem Rang läge ihr gar nichts, in Verhältniß zu dem Glücke, welches sie als seine anerkannte Gattin genießen würde. Aber sich heimlich von ihm lieben zu lassen, das empöre ihren Stolz; er möge seine Wahl treffen zwischen ihr und Mlle. H., wie sie Lori in solchen Augenblicken zu nennen pflegte; und wenn er dann schmeichelnd ihre Hand nahm und sie fragte, ob sie ernstlich verlange, daß der Gegenstand ihrer

Liebe ein Wortbrüchiger werden und ein Mädchen verlassen solle, das sich ihm in gutem Glauben anvertraut hätte, — oder ob sie daran denken könne, daß ihre so schöne Liebe auf so schnöde Art abgebrochen werde, dann brach sie in Thränen aus und wußte nicht, was sie antworten sollte, denn sie fühlte wohl, daß das Letztere das allen Umständen und weltlichen Verhältnissen Angemessenere gewesen wäre, — nur auch, daß es eine Unmöglichkeit sei. — Sie wollte Leonoren einmal sehen und bat Otto, es so einzurichten, daß sie sich im Theater gegenüber sitzen könnten; er benachrichtigte sie vom Tage, ging aber an diesem Abende nicht ins Schauspiel. Caroline und ihre Tante kamen früher; endlich öffnete sich die Thür der ihr bezeichneten Loge, und zwei Damen, beide jung und hübsch, traten hinein; Caroline fand augenblicklich die Rechte heraus; ihre Tante sagte: „Wer mag dieses schöne Mädchen sein, elle n'est pas des nôtres!" und die neidlose, jedes fremde Verdienst gern anerkennende Caroline fühlte einen Aerger, eine üble Laune über diese Anerkennung, die sie zum ersten Male mit dem innern Elende eines gemeinen, scheelsüchtigen Charakters bekannt machte. Sie ging verstimmt, niedergedrückt, von allen Schlangen der Eifersucht gemartert nach Hause, schloß ihre Thür und legte sich zu Bette. Ihre Kammerjungfer erschrak über ihr Ansehen; als sie allein war, rang sie die Hände; es ward ihr in den Schatten der Nacht zur Gewißheit, daß Otto sie gar nicht liebe, denn wie könnte er sie sonst so tödlich quälen! Sie wollte nicht wie eine Bleikugel an seinem Fuße hangen, eine aus Mitleid geduldete, weinerliche Schöne! Sie stand des andern Morgens nach kurzem Schlummer bleich und erschöpft auf, setzte sich zum Schreibtische und nahm ein nach Patschuli duftendes Blatt heraus, worauf sie einen wahrhaft vom Wahnsinn

des Fiebers eingegebenen Brief fabricirte. „Sie wollte fort in die Welt hinaus — wo sie seinen Namen nie mehr hören würde; — er solle sie — ihre Liebe — vergessen, — bald werde sie, von allen Menschen vergessen, im Grabe ruhen!" Sie hielt das Billet in der linken Hand, mit der rechten rührte sie an die Klingelschnur, da meldete der Kammerdiener Herrn L., und dicht hinter ihm trat Otto ein. Er eilte auf sie zu mit dem Ausdrucke glücklicher Liebe, der so verschönend auf dem Menschenantlitze liegt; er küßte ihre Hand, welche die Klingelschnur nicht mehr hielt, mit unwiderstehlicher Innigkeit und sagte: „Ich komme nur auf eine halbe Stunde, Linchen, aber ich mußte Dich sehen, ehe ich an ein unabweisbares Geschäft gehe. Wie siehst Du so lieb aus! Hast Du gelitten? Du bist blaß, aber Deine Augen leuchten so freundlich! Gott, wie lieb' ich Dich! wie leb' ich nur in diesem Gedanken! Bin ich von Dir getrennt, so ist mir physisch, als sei ein Stück von meinem Leibe weggerissen; den ganzen Tag wirst Du mir vor den Augen herum tanzen, und heute Abend komm' ich, nach dem Theater! nicht wahr?"

Sie stand nah am Ofen, und als wolle sie das verglimmende Feuer anfrischen, ging sie heran, kniete vor die Thür und steckte das Billet in die Flammen; sie sah recht ängstlich nach Otto, ob er es auch bemerkte; aber der hatte nur Augen für ihre Gestalt, ihre Bewegungen, und als sie wieder kam, drückte er sie mit Wonne an sein Herz. — Und doch fand er sie den andern Tag wieder weinend; er setzte sich neben sie, faßte ihre Finger und spielte sanft damit. „Warum weinst Du", sagte er, „über das Unvermeidliche! Haben wir denn nicht Glück genug? Es umschwebt uns wie die Atmosphäre, in der wir athmen, und jedes Gespräch, das wir mit einander

führen, jeder Anblick iſt dieſes Glückes voll. Sieh, daß wir für jedes Gefühl eine Faſer haben, einen Nerv, der es empfindet, für jeden Nerv ein Wort, das ihn nennt und ausſpricht, daß wir uns immerfort aufs Neue berauſchen, zwar immer am ſelben Nektar trinken, aber immer einen neuen Kranz, neue Blumen am Rande des Bechers finden! — das allein iſt ſchon ein Glück, das nur den Begünſtigten zu Theil wird! und wer hat alles dies beſſer, oder ſo wie wir! Siehſt Du denn nicht, wie wir von einer Schöpfung unſeres eigenen Liebeswebens umgeben ſind; wie aus unſeren Worten, aus unſeren Küſſen eigene Genien, flüchtige, ſublimirte Geiſter erweckt werden, die nur einen Augenblick leben; aber in dieſem Augenblick iſt ein potenzirtes Daſein, wie andere Geſchöpfe es nicht kennen!" — Sie ſog ſeine Worte mit hingebendem Entzücken ein, aber dieſer ewige Wellenſchlag des Herzens wirkte endlich zerſtörend auf ihre Geſundheit; der Geiſt will immer Wunder thun, aber der Körper erinnert auf Erden täglich an ſeine Vergänglichkeit; Caroline war nicht mehr dasſelbe Weib, das Otto in Aachen hatte kennen und lieben gelernt, ſie war ein anderes, durch ihn geknicktes und gebeugtes; und er liebte ſie täglich mehr; er hätte ſein halbes Leben darum gegeben, um ihr die andere Hälfte ohne Einſchränkung ſchenken zu dürfen. Endlich verging der Winter; aber mit dem Frühling trat ein Ereigniß ein, dem Caroline ſchon lange mit Angſt entgegengeſehen hatte: der alte Profeſſor, zu deſſen Nachfolger Otto beſtimmt war, erkrankte gefährlich. Dieſe Nachricht erſchütterte Carolinen ſo ſehr, daß der Arzt ſie am andern Morgen in heftigem Fieber fand; er rieth ihr, ſich auf einige Zeit von der Stadt zu entfernen, in der eine böſe Krankheit beunruhigend herrſchte. Sie ſah dieſen Rath als eine Stimme

von oben an und beschloß, augenblicklich abzureisen, wohin es auch sei; nur wollte sie die schreckliche Entscheidung nicht abwarten, nicht an dem Orte leben, wo Otto und Leonore nächstens von der Kanzel herab als ein Brautpaar proclamirt werden könnten. Als er kam, kündigte sie ihm mit Festigkeit ihre Absicht an, X. auf immer zu verlassen. Ihm war's wie ein Todesstoß, als es ihr endlich gelang, ihn von dem Ernste ihres Entschlusses zu überzeugen; er warf sich vor ihr auf die Kniee, er bat sie, wie um sein Leben flehend, zu bleiben. Sie schluchzte, war außer sich — schwur aber, reisen zu wollen; „sie könne diesen getheilten Zustand durchaus nicht mehr ertragen; er solle wählen zwischen ihr und Leonoren!"

Er ging im heftigsten Kampfe auf und nieder. „Was kann ich davor," sagte sie, „daß Du mir mein Herz gestohlen hast, während Du andererseits gebunden warst! Mein Glück ist auch etwas! ich will diesen Zustand nicht mehr dulden!"

Endlich stand er vor ihr stille: „Ich liebe Dich," sagte er mit wahnsinniger Leidenschaft, „mein ganzes Lebensglück hängt von Dir ab; — es steht jetzt in Deiner Gewalt, es auf immer zu vernichten; aber ich werde mein Wort nicht brechen. Wenn Du so grausam sein willst, so geh!"

Sie nickte mit dem Kopfe und verbarg das Gesicht in die eine Hand, ihm mit der andern hinauswinkend. Er ging. Sie sammelte sich, so gut sie konnte; nach einer Stunde ließ sie ihren Kammerdiener kommen und gab ihm ihre Befehle zur Abreise nach Dresden. Ihrer Wirthe kündigte sie denselben Entschluß an: sie fürchte den Typhus, sagte sie, und wolle auf zwei Monate verreisen; sie war aber bei sich entschlossen, nie wiederzukehren. Ihre schlechte Gesundheit war Ursache, daß die

Tante vollkommen mit dieſer Reiſe einverſtanden war. Fünf Tage ſpäter ſtand ihr Wagen angeſpannt; ſie ging wie eine Träumende umher; die erfahrene, in allen Anordnungen praktiſche Frau ließ ſich wie ein kleines Kind lenken und für ſich ſorgen. Otto ſtand am letzten Morgen bleich und verſtört in ihrem Zimmer; ſie ſah ihn — er ſie mit dem Ausdrucke unausſprechlicher Liebe an; Keiner konnte den Andern tadeln, Keiner war mit ſich ſelbſt zufrieden. — „O Caroline," ſagte er ihr, „wenn es ein Maß gibt, über das hinaus die Treue der Völker ſogar nicht mehr in Anſpruch genommen werden kann, gibt's dann nicht ein Maß, wo endlich Ehre und menſchliche Geſetze weichen müſſen?" Sie ſagte: „Du mußt's wiſſen." Es war ihnen, als würde ſie zum Tode geführt, als ſie endlich in den Wagen ſteigen mußte; er ſchwankte aus dem Hauſe, und erſt in dem ſeinigen machte ihm ein Strom von Thränen Luft. Sein Leben war abgeſchnitten, ſeine Freude todt! Er ging zu Leonoren, die verlegen und kälter erſchien als gewöhnlich; die Angſt, daß ſie etwas habe erfahren können, machte, daß er ſich zuſammen nahm; aber er ging ſeltener zu ihr, und ſie lud ihn nicht ein, öfter zu kommen. Mußte er dort ſein, ſo langweilte er ſich zum Sterben; er dachte mit Grauen an die langen Jahre ſeiner künftigen Ehe. Malen konnte er nicht — leſen auch nicht; er war ein Träumer und zwar ein unglücklicher Träumer geworden.

Einmal ging er durch die Gaſſe, wo ſie gewohnt hatte, aber er verſprach ſich, es nie wieder zu thun, lieber einen großen Umweg zu machen. Bergheim's Umgang war ſeine liebſte, ſeine einzige Zerſtreuung; dieſer ſuchte ſo viel wie möglich erheiternd auf ihn zu wirken; die junge Luſt des Jahres ſchien ihm dabei die Hand bieten zu wollen; aber

Alles war umsonst; — der alte Professor war genesen — Otto im Herzen erkrankt.

Eines Abends, es waren sechs Wochen seit Carolinens Abreise verflossen, saß er mit Bergheim im nämlichen Wirthshause, in welchem er demselben seine Verlobung angekündigt hatte. Da kam ein Kellner mit einem Briefchen in der Hand herein. Als Otto das Papier von Weitem sah, befiel ihn ein Zittern — das Format, das Papier, der Duft, die Schrift — Alles kündigte von außen an, von wem es komme; er riß die fein vergoldete Oblate mit einer Grafenkrone und einem C. darunter auf — es enthielt bloß das Wörtchen: „Komm!" Er stürzte wie wahnsinnig hinaus in die lang' gemiedene Gasse, die Treppe hinauf zu ihr. — Da stand sie, mitten im Zimmer, die Arme ausgebreitet, ein Bild der Liebe! — „Ich konnte nicht leben ohne Dich," sagte sie, „da bin ich wieder!"

Wie anders war die Welt am andern Morgen, wie selig, wie stolz schritt er durch die Stadt! Er ging leichten Schrittes, leichten Herzens zu Leonoren; er fand Gegenstände des Gesprächs in Menge, und als er sie verließ, seufzte sie leise. Zu Hause warf er ein Bild auf die Leinwand, die er seit sechs Wochen nicht berührt hatte. Und mitten in dieses Glück erscholl die Schreckens-Botschaft von dem nun wirklich erfolgten Tode des alten Professors; er hoffte, die Kunde würde nicht gleich zu Carolinen dringen, damit er Zeit finde, sie vorzubereiten; aber er selbst war wie vernichtet. Da kam ein Bedienter, der ihn bat, sich zu Herrn H. zu verfügen; er ging, nichts Gutes ahnend.

Herr H. empfing ihn in seinem eigenen Zimmer im rez-de-chaussée:

„Lieber Freund," redete er ihn an, „es ist seit einiger Zeit etwas Fremdes zwischen uns getreten, und die Umstände zwingen mich, eine Sache zu berühren, deren Erörterung mir nicht weniger unangenehm als Ihnen selbst sein kann." Otto zitterte innerlich; er stand da wie vor Gericht, und zwar wie ein Angeklagter, der sich schuldig fühlt, und der keine andere Hoffnung hat, als die Blindheit der Geschwornen.

„Professor R. ist gestorben, mein lieber Freund!" fuhr Herr H. fort, dessen Mäßigung Otto nicht genug bewundern konnte, „und hiermit wäre von Ihrer Verbindung mit meiner Tochter jedes Hinderniß hinweg geräumt; aber — lassen Sie uns untersuchen: steht auch noch Alles wie damals?"

„Ich wüßte keine Aenderung," sagte Otto kleinlaut.

„Sie versicherten mir damals, auf eine Einnahme von — — Florin des Jahres zählen zu können, was mit dem Gehalt als Professor allerdings ein anständiges Auskommen gewährt."

Otto nickte mit dem Kopfe.

„Aber, mein Freund, sind die Herzen auch dieselben?"

Otto sagte fest: „Mein Entschluß ist unverändert!"

„Das ist schön," fuhr Herr H. fort, „und auch Lori achtet Sie jetzt nicht weniger als vor einem Jahre. Nun, ich rede als Ehrenmann mit Ihnen. Die Welt macht auch ihre Anforderungen; aber sie ist ein herrliches Mädchen!"

Otto wußte durchaus nicht, was Herr H. sagen wollte, und begnügte sich damit, gar nichts zu erwidern.

„Sagen Sie mir mit Einem Worte," fuhr H. plötzlich, wie mit einem Entschlusse, heraus: „hängt Ihr Glück von dieser Verbindung ab? Haben Sie während

dieſes ganzen Jahres dieſelbe als das Ziel Ihrer Wünſche vor Sich gehabt?"

Otto ſchwieg ein Weilchen, dann ſagte er: „Ich habe Ihnen keine Urſache gegeben, daran zu zweifeln."

„Keine Urſache", antwortete Herr H.; „indeſſen geſchieht es ja doch manchmal, daß ein junger Mann ſich verlobt und daß es ihn hernach reut; reden Sie mit mir, als ob ich Ihr Vater ſei, ich nehme Ihnen nichts übel; lieben Sie Leonoren leidenſchaftlich?"

Otto ſagte: „Nein!"

Ein Sonnenſchein flog über Herrn H's. Geſicht. „Nun denn," ſagte er, „ſo hören Sie und entſcheiden Sie! — Baron L., ein Mann, der über 20,000 Florin jährliche Einkünfte hat, ſchon ältlich, aber ſehr verliebt iſt, trägt meiner Lori ſeine Hand an, wenn Sie darein willigen!"

Was brauche ich weiter zu ſagen! Otto verließ das Haus, als wären ihm Flügel gewachſen und alle Sorgen der Erde von ihm genommen; und als er Carolinen ſah, ſtürzte er zu ihren Füßen hin und ſagte: „Frei! frei! frei!"

Nach einigen Tagen der wiedergewonnenen Ruhe fragte ſie: „Alſo heirathen willſt Du mich doch nicht?"

„Gewiß nicht!" erwiderte er.

Aber eine ſchriftliche Urkunde ſollſt Du mir ausſtellen, daß Du keine Andere nimmſt!" rief ſie lächelnd, und doch war es ihr halb Ernſt. Er ſtand auf und ſchrieb in aller Form auf, was ſie wollte; er mußte ſeinen vollen Namen darunter ſetzen und ſein Siegel; ſie ſchloß das Papier in ihren Schreibtiſch ein, neben ihren wichtigſten Documenten, und überreichte ihm eines von ihrer Hand, das eine Verſchreibung auf ihr halbes Vermögen enthielt. Er las es durch und warf es ruhig, nachdem

es an dem noch brennenden Lichte angezündet hatte, in den Kamin. Sie küßte ihn auf die Stirn und sagte: „Du hast Recht, von mir brauchst Du kein Papier, aber mir kann es immer nicht schaden." — —

Meine Novelle hat keine Tendenz, keine Moral, nicht einmal ein Ende, denn die Beiden leben bis auf den Augenblick, da dieses Blatt zur Presse wandert, noch ganz in demselben stillen Verhältnisse, von den Menschen kaum geahnt, fort. Sie vermeiden alles, was ein frommes, beschränktes Gemüth verletzen kann, so viel es in ihrer Macht steht; sie leben zwei Leben: eins der Schicklichkeit, der Pflichterfüllung, der Erwerbung und der Erhaltung nothwendiger Existenzmittel, — eins der Liebe, der Poesie, der höchsten himmlischen Eintracht. Die Thür, welche sich hinter einem eben Hinaustretenden schließt, oder hinter ihm, wenn er sie allein findet, ist der Abschnitt dieser zwei Leben; die Anrede „Du oder Sie" ihr Losungswort. Scharfsichtige Leute sehen wohl manchmal mit listigen Blicken durch diese Thür durch, aber entweder sind sie, wie es die Klugen oft sind, gutmüthig und verlangen Niemandem zu schaden; oder sie gefallen sich zu gut im wohlerleuchteten Salon oder an der reich besetzten, gastfreundlichen Tafel der Gräfin, um sich dieselben durch eine boshafte Bemerkung zu versperren. — Andere, höchst stricte und correcte Menschen, schwören, daß gar nichts Geheimnißvolles an dieser ganzen Freundschaft eines berühmten jungen Malers und einer der liebenswürdigsten Frauen aus der Gesellschaft sei, und trinken in dieser Ueberzeugung mit Sicherheit „von Walter's Reben und essen von Walter's Brod"; schmähen auch in Carolinens Gegenwart ganz tapfer auf alle Menschen, die etwas außer der Regel Liegendes in ihr Leben ziehen; aber wenn Otto auch manchmal die

Stirn runzelt, — sie lächelt still dazu, denn sie fühlt sich über allen Tadel der Menschen erhaben, milde, nachsichtig, großmüthig, ihrem Gotte näher, ohne sich bei diesem Gedanken zu überheben, — denn sie liebt — und ist glücklich!

Die poetiſchen Frauen.

Eine Arabesken-Skizze

von

Levin Schücking.

Die poetiſchen Frauen.

Die Frauen ſind ein Stoff der Beſprechung, den man nicht erſchöpfen kann: das Herz eines Weibes, das Poeſie und Liebe hat, iſt unendlich und tief wie das Meer, in das die männlichen forſchenden Gedanken hinuntertauchen und wie Perlenfiſcher immer neue Schätze an das Licht des Tages emporholen können. Da ſind die rothen Corallen der glühenden Leidenſchaft, um deren Riffe unten in der Tiefe es ſtürmt und ſchäumt, während oben die Fläche ſpiegelglatt daliegt; da ſind die Perlen glänzender Gedanken, noch weich in den dunklen Schalen unklarer Träume ruhend: es iſt der Hort der Sage verſenkt in dies tiefe Meer; er harrt noch immer, daß er gefunden werde und daß der Glanz ſeiner Kleinode wieder den grellen Sonnenſtrahl des Tages, in dem die Männer die Geſchichte und das Leben machen, zum mildern Lichte der weichen, buntfarbigen ſieben Strahlen breche; daraus würde der Bogen des Friedens ſich zuſammenſetzen und über die Erde ſich ausſpannen, von dem Horizont, wo die Sonne ſich erhebt, bis zu dem, wo ſie niedergeht.

Es ſind Viele hinuntergetaucht nach dem Horte und haben ein glänzendes Stück wohl, einen goldenen Becher, den ſie ſuchten, heraufgebracht: die Meiſten jedoch zeigten ein Staunen in ihren Zügen, wenn ſie bis in die Tiefe gedrungen waren, und ſchüttelten den Kopf und riefen aus:

„Da unten aber iſt's fürchterlich!“

Wie mag es kommen, daß die Welt so alt werden mußte, um die Seele der Frauen würdigen zu lernen? Man sollte sagen, als sie jung war, sei sie geneigter zu einem milden Urtheile gewesen! Aber wißt Ihr etwas Anderes, als Satiren über die Frauen aus den Jahrhunderten unserer raufliebenden und händelsüchtigen Jugendzeit zu nennen? Man kann mir nicht die Minnesänger einwerfen. Schrieb Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauendienst etwas Anderes, als mit echt romantischer Ironie eine sarkastische Satire auf sich selbst und die minnigliche Frau, welche die Dame souveraine des pensées eines so tollen Gehirnes sein mochte? Es war ein rechter Schwabenstreich, diese schwäbische Poesie von der Frauen Würde und ihrer Minne Sälde, ein süßlich Gekose um den rosiglichten Schein ihrer rosenfarbenen Lippen, das sie zum Spielzeug entwürdigte. Da war ein Provenzale doch gescheidter; der sagte: der rosenfarbene Schein und der ganze Nimbus um ein geliebtes Frauenbild sei wie die goldpurpurne Verklärung einer Fensterscheibe in der Gluth der sinkenden Sonne: komme man näher, so finde man ein farbloses, kaltes und gebrechliches Ding. Der Mann, der dies sagte, war Peire Vidal und sonst ein Narr trotz Ulrich von Lichtenstein; die Frauen kannte er eben so wenig: nachdem er eines schönen, sehnsüchtigen Maimorgens in das Schlafgemach der Vizgräfin Adalasia von Marseille gedrungen war, wo sie in ihrem Schlafhäubchen das Haupt in süßen Träumen wiegte, und unter seinem Kusse erwachte, wunderte er sich, daß sie ihn von ihrem Hofe verbannte, als sie en grand atour aus der Kemnate zur Messe schritt.

Die einzigen, die im Mittelalter die Frauen würdigten und nicht Engel daraus machten, wie die Schwaben, noch darüber debattirten, ob sie denn auch eigentlich Menschen

sesen, wie die heiligen Väter der Kirche in Frankreich nach Gregor's von Tours Erzählung, waren die Türken. Das heißt paradox: ich meine freilich nicht die Türken, welche ein so grausames Volk sind, daß sie nicht allein ihre eigenen Weiber wie Sclavinnen quälen, sondern auch nicht einmal die gutmüthigen alten Weiber zu Regensburg in Ruhe schwatzen lassen konnten; sondern die Türken, welche einst in Spanien wohnten und in diesem schönen Lande die einzige historische Episode von Völkerglück und Frieden in das blutige Epos einer endlosen Gräuelgeschichte gewebt haben. In dem Reiche der Khalifen von Cordova waren die Frauen am freiesten und höchsten gestellt unter allen Nationen, die Mohamed's Lehren huldigten: darum waren diese Türken ein so gebildetes Volk, wie sie nie wieder durch Hattscherifs von Gülhane werden. Auch die Heiden kannten die Frauen: sie wählten Priesterinnen ihrer Naturgottheiten aus ihnen, ein Beweis, daß sie erkannten, wie das weibliche Gemüth in engerer Wahlverwandtschaft mit der Natur stehe und etwas Heiliges, Prophetisches habe. Das blieb dem ausgewählten Volke des Alterthums trotz aller Offenbarungen verborgen: die Juden scheinen keine große Idee von den Frauen gehabt zu haben, denn in ihrem schönsten Gedichte, dem Buche Hiob, nimmt der Teufel einem armen Schelm all sein Besitzthum, um ihn zu quälen — aber sein Weib läßt er ihm.

Die Mittelalterdeutschen, die Menschen mit den langgereckten Gliedmaßen und den unendlich schlanken Taillen, den verrenkten Beinen und den frappanten, sprechenden Physiognomieen, wie man sie aus alten Bildern kennt, waren sehr fromme Leute und hielten ihre Frauen in einer Gottesfurcht, daß die armen Geschöpfe nicht zum freien Aufathmen kamen. Wenn man dies nicht schon aus den niedergeschlagenen Augen, aus den bewegungslos

herabhangenden Armen, den nonnenartig einhüllenden Gewändern der schlanken sittigen Jungfrauen sähe, die auf jenen Bildern schüchtern Eure Blicke zu meiden scheinen, so könnte man es aus der letzten Vermahnung der Freifrau von Quitzen zu Braunschweig an ihre Töchter, Anna Kunike und Goedike Christine, lernen, einem merkwürdigen Actenstück aus dem sechszehnten Jahrhundert. Darin sind alle die guten Lehren zusammengefaßt, die den Codex der weiblichen Erziehung des Mittelalters bildeten. Wie einst der berühmte Degenknopf Gaston Phöbus von Foix und Beam, während seiner Muße nach Kriegszügen und Paladinsfahrten, sich an den haushohen Kamin am Ende seiner Schloßhalle stellte und, indeß das schlechte Wetter, das ihn von der Bärenjagd zurückhielt, an die kleinen buntgemalten Scheiben Schlossen und Regenschauer klirren ließ, seine Knappen in höfischer Sitte und chevalereskter Anmuth unterrichtete, in der rechten Art, vor einer Prinzessin das linke Knie zu beugen und einer Gräfin die Hand zu küssen, — so hatte lange die gestrenge Ritterfrau zu Braunschweig die trägschleichenden Stunden sich [illegible] ihren Töchtern die Regeln der Sitte und die Vorschriften der Tugend nach den Ideen ihrer Zeit einzuprägen. Auf dem Rococostuhle mit der wandartigen, gepolsterten Rückenlehne, in der dunkelfarbigen Schaube saß sie dann wie eine weissagende Sibylle mit ihren greisen Locken und den Reiherblicken und spann den Faden ihrer Rede so lang, wie den Faden des feinen Flachses von ihrem Rocken: es gibt ja viel schlimme Dinge in der Welt, wovor solch junges Blut zu warnen ist, wie Kunike und Goedike, die beiden Mägdlein mit Haaren [illegible] die Hülle ihrer Kunkel, damals waren. Zuerst pflegte sie dann gegen die junge Literatur sie zu warnen: „Leset die Liewe nich in den godlosen, lichtferigen Bökern,

ha so vull Sünne inne steiht, dat will ik durchut nich hebben, un iß uck nich nödig, denn dei jück (Euch) von unsern Herre God bescheeret iß, dei schull jück wol woren, dat ju in dei Böckern nich tau lesen bedörvet, denn ut solchen Böckern komt arge Gedanken un ut dei Gedanken komt böse Daten." Von der Literatur, wie durch das Medium der bösen Gedanken hinübergeleitet, kam dann die alte Frau auf die jungen Männer und sagte: „Wenn die Junggesellen kommen, so laßt Euch nicht sehen, bis daß Ihr zu Tische geht, so macht einen sittigen Knix, schlaget Eure Augen vor Euch nieder, haltet Eure Hände vor Euren Leib und sehet sie bei Leibe nicht an; wenn sie Eure Hand fassen, so ziehet die Hand weg und stecket sie unter die Schürze, da müssen sie ja wohl wegbleiben; seht ja nicht auf, laßt Euch auch über Tisch mit ihnen in kein Keddern (Geschwätz) ein und haltet bei Leibe die Beine stille zusammen, reget den Kopf nicht, esset wenig und trinket nur ein Mal, Ihr könnt vorher auf Eurer Kammer etwas essen; sagt „„ja,"" oder „„nein"" — „„das weiß ich nicht""; wenn Einer sagt, daß er Euch lieb hätte, so saget: „„Ob Ihr mich lieb habt oder nicht, das Eine ist mir so viel wie das Andere."" Wenn die Junggesellen des Nachts nach ihrer Gewohnheit mit der Leimstange laufen und die Speckſuppe bringen und dann auf Eure Kammer kommen, so lauft hinter Euer Bett und geht darauf sitzen, so müssen sie Euch wohl mit Frieden lassen. Wenn sie aber gleichwohl kämen und mit Euch keddern, so sagt: „„Pecket Euch weg und lasset uns mit Frieden,"" oder „„Ik schlae jück up dei Schnute, ju unbescheidene Esels, wat hebbet ju up dei Jungfernkammer verloren?"" Wenn sei denn noch keine Free (Frieden) hewwen willt, aße dei besopenen Junkers tau daun pfleget, sau liet dat ja by Lewe nich, un schlaet sei up dat Muel, dat et klappet,

un segget: „„Gaet hen, wo ju dat gewohnt sien."" Dei Mannslue hewwet sau wat an sick, dat jück verfeuten möchte. — Wenn ju unverselhens wo hen komt, da jur Bröddigam iß, sau gahet öhme (ihm) ut dem Wege un ut dei Ogen, selhet (seht) öhme uck nich an, schlaet jure Ogen vor jück nedder, wenn hei ju dann tauspricket, sau schwiet (schweiget) stille un lopet fort, folget hei ju dann nae, sau segget: „„Schämet jück doch vor dem Düwel, wie hewwet juh jück, latet meck met Free, ick will nich ehr met jück wat tau daun hewwen, bet et Tiet iß, un de Paster da vorne west iß.""

Das war eine farouche Sittsamkeit, wie man sieht, dieselbe kläglige Jungfrauenmoral, und wenn man sich vorstellt, welch züchtige Püppchen sie zog: darf man noch klagen über die Verschrobenheit unserer bonnengebildeten jungen Damen? Aber wir wollten von der Würdigung des Frauengemüthes im Mittelalter sprechen. Wir wissen, daß sie gebildeter waren, als die Männer; daß sie ihre Sänger hatten, wie Laura ihren Petrarca und Theresa Momboy ihren Ausias Mark, den Petrarca Valencia's; daß sie als Königinnen der Liebe und Schönheit aus ihrem stillen Burggemach in die glänzenden Festversammlungen von allem, was tapfer, ritterlich und berühmt war, hervorgezogen wurden. Das muß uns ein Trost sein bei dem Gedanken an so manches ins Kloster gesperrte, verkümmerte Geschöpf, an so manches durch eine erzwungene Verbindung der Rohheit geopfertes Wesen, an alle die stillen Thränen, die hinter den Gittern von Erker und Zelle aus den nach der Freiheit der blühenden Thäler und der blauen Bergeshöhen ausschauenden Augen flossen. Es ist freilich ein schlechter Trost; ein besserer ist die Erscheinung, daß das Weibliche im Allgemeinen den innern Geist des Mittelalters beherrschte. Der Geist der Gesammtheit

rächte, was das Individuum zu erdulden hatte. Ich habe das schon früher ausgeführt, wie es hier folgt: Die alte Welt und das Mittelalter waren so verschieden, wie ihre Tempel. Dort lichte Hallen, helle Peristyle und klare, offene Räume; hier dunkle, düstere Wölbungen mit den künstlichen Dämmerungen, in welche die bemalten Fenster den hellen Tag umschaffen. Der Mann aber liebt die Helle und das Licht, das Weib die Dämmerung und die Traumgestalten, welche sich ihm hinein weben. So trug das ganze Alterthum einen männlichen Charakter, wie seine Literatur ihn hatte. Die Religionen und Lehren der alten Welt zielten auf die Erhöhung aller männlichen Eigenschaften: die des Muthes, der Seelenkraft, des Selbstgefühls, des Verstandes, des Bewußtseins u. s. w. von [illegible], bis zur Philosophie der Stoa, die nur für Männer erfaßbar ist. So ließ auch den skandinavischen Helden seine Männlichkeit lächelnd sterben; der Krieg war ihm die Blüthe des Daseins, und seine Götter nahmen nur den, der durch seine Wunden gestorben, an ihre Tafel in der Walhalla, daß sich die kraftlos gewordenen Greise den Todesadler in den Rücken schneiden ließen; die Blutrache war ihnen eine heilige Pflicht. Freilich hielten die heidnischen Germanen schon ihre Frauen hoch und waren zu der Erkenntniß gelangt, daß die tiefere, empfänglichere weibliche Natur in einem nähern, innigern Verhältniß zum Jenseits und zur Natur stehe, als die männliche; sie wählten ihre Priesterinnen des Naturdienstes aus ihnen und legten ihrer Velleda und Aurinia die Gabe der Prophezeiung bei; aber sie priesen den Männern der Frauen Tugenden nicht an; im ganzen Alterthume blieb das weibliche Princip dem männlichen, das Gefühl dem Bewußtsein, die Milde der Kraft, das sich verlierende Gemüth mit seiner Unendlichkeit, seiner Expan-

sion, dem klaren streng umschriebenen und begränzten, concreten Verstande untergeordnet. Das Christenthum wandte aber, in directem Widerspruche damit, fast alle früheren männlichen Tugenden in Sünden um, und lehrte, ohne darum das Weib selbst eben höher zu stellen, alle edlern Eigenschaften des Weibes als die höchsten Tugenden verehren: die Selbstverläugnung, die Entsagung, die Demuth, die Hingebung und Verzeihung; das Gefühl kam zur schwärmerischen Herrschaft, und das höchste christliche Ziel wurde das Aufgehen in Gott, wie das Weib im Geliebten aufgeht. Ja, die heilige Jungfrau wurde der Heiland der neuen Welt; man verehrte sie fast mehr und feierte ihr mehr Feste, als ihrem gottgeborenen Sohne. So sagt ein ritterlicher Heiliger, der große Abt Bernhard von Clairvaux, im Geiste chevaleresken Minnedienstes von ihr: „Mariae praesentia totus illustratur orbis, adeo ut ipsa jam coelestis patria clarius rutilet virgineae lampadis irradiata fulgore," und nach der Apokalypse: „Signum magnum apparuit in caelo, mulier amicta Solo et Luna sub pedibus ejus et in capite ejus corona stellarum duodecim" u. s. w. Es entstand jene überschwängliche Frauenverehrung, welche in der lyrischen Dichtkunst des Mittelalters das geschmähte Geschlecht an den guten Vätern von Maçon rächte. Wenn die Speculation sich dem Autoritätsglauben, der eigentlich nur für weibliche Gemüther ist, gegenüber erhob — die männliche Speculation, für die recht im Geiste des herrschenden Princips Abälard entmannt wurde —, mußte sie im härenen Hemde, im San Benito Buße thun. Können wir uns einen Helden des classischen Alterthums in diesem Aufzuge denken?

So kam das Weibliche zur alleinigen moralischen Herrschaft, die Kraft mußte sich unter dem Scepter der Milde

beugen, und wie die alten Religionen den Krieg vergöttert hatten, hieß es jetzt: „Ecclesia abhorret a sanguine“; ja, die Völker fühlten sich wie Jungfrauen und ließen sich einen beschützenden Herrn und Gemahl antrauen, in der Kathedrale zu Rheims, in der Westminster-Abtei und im Dome zu Aachen.

Das mittelalterliche Christenthum lehrte als sichersten Weg zur sittlichen Vollkommenheit und zu Gott die Ascese, nicht als männliche Unterdrückung des Gefühls für den Schmerz, also zur Erhöhung der Kraft, sondern zur Abtödtung, zur Umwandlung des männlichen Daseins in ein weibliches, das ja immer so unendlich reich an Schmerzen ist.

Als der bessere Geist des Mittelalters schwand und die Rohheit der Männer wuchs, die schon früher groß gewesen war, aber doch zu ihrem Heile das weibliche Gemüth zum spiritus rector einer großen, langen Zeitepoche sich machen ließ — als die Cours d'amour der Provenzalen (bei denen die Frauen in der Idee der Errichtung wenigstens eine würdige Stellung hatten, als Herrscherinnen im Reich der Sitte und Liebe und des Schönen) in rohe, unsittliche Liebeshöfe unter dem Cardinal Richelieu verwandelt wurden, als die Herrlichkeit des Ritterthums aufgehört hatte, da wurden die Frauen vollends in eine falsche, unglückliche Stellung gebracht. Sie fanden keine Ritter und keine Sänger mehr, dagegen Prediger, die gegen sie zu Felde zogen trotz Abraham a St. Clara, und Satiriker, die viel zu sagen wußten von ihrer Vergnügungs- und Putzsucht, von ihrer Gebrechlichkeit und ihrem Leichtsinn; aber keinen, der in die Tiefe ihres Herzens zu schauen vermocht hätte, der geahnet, auf welchem Boden die Vergnügungs- und Putzsucht gewachsen, wie oft mit dem geschmähten Flitterstaat ein krankes Herz nur vor

sich selber seine blutenden Wunden zu verhüllen gestrebt, wie oft der Durst nach äußerlichen Vergnügen nur der Drang gewesen, die innere unbefriedigte Sehnsucht zu ertränken.

Als Moliere's Précieuses ridicules die feine Welt Europa's lachen machten, da hatten die Frauen sich endlich einen Wirkungskreis errungen; da hatte die Herzogin von Longueville schon in den Wirren der Fronde wie ein Parteihaupt ihren Einfluß geübt; da gab es schon ein Hotel de Rambouillet mit seinen Soireen voll funkelndem esprit, die Schule der bon mots, der galanten Madrigale und Rondeaux, wo die Poeten nach Benserade's und Beautru's Vorgang das Rauschen der seidenen Gallaroben über weiten Vertugardins, das Wehen der diamantenumblitzten Reiherbüsche in den Klängen hören ließen, welche sie mit den beringten, von Spitzenmanschetten umhüllten Händen aus ihren Saiten lockten. Man begann zuerst den Damen um so mehr Respect zu zeigen, je weniger man empfand, man erfand den Namen „le beau sexe“ und war sehr lächelnd nachsichtig gegen sie, eben weil man aus „le beau sexe“ vor sich hatte. Aber die Männer sollten nach und nach einsehen lernen, daß sie mit dem nachsichtigen Lächeln dem schönen Geschlecht gegenüber nicht auskamen. Das schöne Geschlecht wollte auch das geistreiche werden. Man kennt ja die Anekdote von jener galant sein sollenden Phrase des Herrn, der zwischen Frau von Staël und Madame Recamier saß: er pries sein Glück, zwischen der geistreichsten und der schönsten Dame Europa's zu sitzen — und beide fanden sich in hohem Grade von dieser unverschämten Bemerkung piquirt; denn Madame Recamier war damit so wenig zufrieden, nur Schönheit zu besitzen, als Frau von Staël, nur wegen ihres Geistes bewundert zu werden.

Es ist von unendlichem Einfluß auf die Stellung des weiblichen Geschlechts, wie auf seine Bestrebungen gewesen, daß man es le beau sexe zu nennen anfing: diese eine, unschuldige, so schmeichelhaft beruhigende Phrase hat die Emancipation der Frauen im siebenzehnten Jahrhundert veranlaßt. Sie wurde der Ruf, der alle Energie des weiblichen Geistes, alle schlummernden Seelenkräfte und Fähigkeiten zum Kampfe mit der Ungläubigkeit der Männer aufrief. Nicht lange währte es, und das blaue Zimmer Arthenicens (Mad. de Rambouillet) ward die Wiege des jungen Einflusses der Frauen auf die feine Gesellschaft, die Schule der Beredsamkeit des Herzens, der Höflichkeit und des gewählten Ausdrucks; die société polie, die gefeilte Gesellschaft erhielt dort erst den Lustre der Politur, und es war natürlicher, als daß die schöne Literatur, [illegible] dem das Leben der Gesellschaft die Seele einhauche, diesen Fortschritt zuerst [illegible] abspiegelte? Man begann die Kritik der Frauenzimmer. Der Abbé Bossuet sah sich genöthigt, die erste seiner berühmten Reden dem Kreise im Hotel de Rambouillet zur Beurtheilung zu unterwerfen. Louise Labbé, die Gournay, die Scudery ergriffen darauf die Feder selbst und schrieben Poesieen, sehr abenteuerliche Novellen und sehr wunderliche Romane: eine Thatsache, die unerhört war seit den schlüpfrigen Erzählungen und mysterieusen Büchern der Prinzessin Margaretha von Valois. Als die Männer nun wieder sehr nachsichtig auf diese literarischen Bestrebungen des beau sexe herabblickten und darüber debattirten, ob die Frau nicht aus dem Kreise ihres Berufs hinausgehe, welche die Welt zu belehren oder zu unterhalten auf die Bühne der Literatur vor ein gaffendes Publicum trete, ob sie ihr Eingreifen in die Literatur weiter ausdehnen dürften, als die Königin Beatrix von Neapel, die dem Poeten Hugo

von [illegible] feierlich den Lorbeerkranz auf die Stirn drückte, [illegible] erhob sich Marie Magdalene Pioche de la Vergne, und wendete das Wortgeklingel durch eine glänzende [illegible] bewegliche That. Sie war aufgezogen in dem [illegible] Kreise; sie hatte dort an Voiture's [illegible] [illegible] und der Frauen desultorischen [illegible] [illegible] junge, poesiedurstige Seele genährt, mit emsigen Lernbegierde in allen Arten des Wissens Befriedigung gesucht und in drei Monaten die Sprache Virgil's und Horazens sich zu eigen gemacht. Doch erst als die reine Jungfräulichkeit ihrer Seele wie von einem höhern Geiste überschattet worden war, von einer echten Liebe, — als sie den menschenfeindlichen Larochefoucauld kennen gelernt hatte, fühlte sie die Kräfte zu jener That in sich gähren; ein verdrießlicher Nebenumstand in Gestalt eines Mr. de Lafayette, den sie hatte heirathen müssen, die Collisionen der innern Berechtigung ihrer Liebe mit der äußern Nichtberechtigung entlockten sie ihr. Madame de Lafayette schrieb die „Prinzessin von Cleve“.

Die Berechtigung der Frauen zur Literatur war dadurch entschieden. Madame de Lafayette hatte den Beweis geführt, daß ein weibliches Gemüth nicht allein eine glückliche Nachahmung liefern, daß es auch, durch originale Schöpfung fördernd, neue Gebiete anbauen könne. Die Prinzessin von Cleve war eine Revolution des Geschmacks, der Wahrheit gegen die Lüge, gegen die Verzerrung der Geschichte und der Leidenschaft in den schäferlichen Idealen der Helden à la „Cyrus“ und [illegible]: die Situationen, die Charaktere des Romans waren zum ersten Male menschliche, wahre. Den früheren Geschmacklosigkeiten war dadurch der Stab gebrochen; nur in Deutschland konnten sie noch fortleben;

noch Lohenſtein's „Arminius und Thusnelda“ in vier Quartbänden die Leſer entzücken, und Opitz' Klage

„Du lange Clölia, nach Dir iſt mir ſo weh“ —

ſchwärmeriſche Augen feuchten.

Nachdem die ſchöne Literatur ſo dem Einfluß der Frauen nachgegeben hatte, nachdem ſie ihre Emäncipationsbeſtrebungen von dem Namen le beau sexe ſo gekrönt ſahen, lag der weitere Schritt nahe. Im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts wurden ſie das sexe important, das sexe spirituel par excellence. Die Geoffroi, die Tencin, l'Eſpinaſſe errichteten ihre „bureaux d'esprit,“ die Schule einer neuen Philoſophie, einer die Sitten, die Geſellſchaft, die politiſchen Doctrinen, die ganze Geſtaltung der Welt unterminirenden Lehre. Die Tencin that noch mehr, ſie gebar d'Alembert! Unterdeß wirkte in Deutſchland die Markgräfin von Baireuth durch ihre Memoiren an der völligen Emancipation von der verletzenden Benennung le beau sexe. — Aber es ſoll hier keine Geſchichte der Frauen geliefert werden, keine Geſchichte ihres Einfluſſes, ihrer Stellung; es ſoll von den poetiſchen Frauen die Rede ſein — das ſind weder die Schriftſtellerinnen, noch die, welche herrſchen. Es ſind die Frauen, welche einen ſo unendlichen Reiz auf Euch üben, weil ſie es nie erſtreben; die Frauen mit der ſüßen Anmuth der Bewegung, dem verſchleierten feuchten Auge, den blaſſen Zügen, die ſich Euch tief ins Herz ſchreiben, aber die Ihr nur dann liebt, wenn Ihr Eure jugendlichen Ideale verſchwärmt habt, wenn in Eurer Seele die Poeſie der Kraft, welche ſie zuerſt füllte, der Poeſie des Gefühls gewichen und dieſe Euch treu geblieben iſt. Denn ſie ſind nicht ſchön, dieſe poetiſchen Frauen, ſie ſind nicht jung mehr, ſie ſind auch eigentlich keine Frauen, ſondern

Mädchen, sollten sie auch zufällig verheirathet sein. Es liegt über ihrem Sein das Frühlingsduftige, Frische unendlicher Seelenreinheit und jungfräulicher Daseinsfreude zugleich mit dem ganzen Sehnsuchtszauber des Herbstes, mit seinen milden, klaren Tinten der vollendeten Jahresreife. Sie blicken mit der Unschuld des Kindes in das Leben und haben doch so manche Aernte schwerer goldener Gedankenähren geborgen; sie haben, als sie jünger waren, viel sich gesehnt, gehärmt in jener Wehmuth, die den jungen Menschen das Wachsen seiner Seele fühlen läßt, wie der Schmerz der Glieder das Wachsen des Körpers; jetzt aber sehen sie lächelnd auf das Tagebuch, in dessen Blätter die Blüthen ihrer ersten Gefühlsregungen eingetragen sind, wie in ein köstliches Herbarium, nur mit dem Unterschiede, daß dies nur die trocknen Blumen aufnimmt und jene beim Sammeln von den feuchten Augen genäßt sind. — Und dennoch ist derselbe Schmerz ihnen treu geblieben; er ist ihnen klarer geworden, und ihre Sehnsucht hat einen Gegenstand gefunden, das Herz seine Magnetnadel, die nur nie nach Norden sondern immer nach Süden, nach dem warmen Lande jenseits der eisigen Gletscher gesellschaftlicher Schranken, Urtheile und Institutionen weist, wo der tiefheitere Himmel des Gefühls sich ausspannt über den Lorbeerhainen, in denen ihres Helden, ihres Sängers Kränze wachsen und die jetzt keiner, keiner ihm von den flüsternden Zweigen pflückt. Oder ihre Sehnsucht ist dieselbe unverstandene, bewußtlose, die ihre Jugend bewegte; aber sei nun Jenes oder Dieses der Fall, nie zehrt sie an ihrem Herzen, sondern nährt es, so wie ihre Jugendwehmuth die des Zunehmens war. Ihre Sehnsucht ist ihr Glück. Wenn sie an einem duftreichen Lenzesmorgen in den Glanz der Natur hinausschauen, wenn da das helle

Licht über die Dächer und die sonnigen Häuserreihen sich ausgießt, daß man tief hineinschaut in jedes Gemach, durch die glänzenden Scheiben, dann bringt diese Sehnsucht am mächtigsten auf sie ein und möchte sie entführen weit, weit über alle die sonnigen Lande. Wir Männer sind in vollster, regster Thätigkeit dann, erfrischt und hellen, klaren Sinnes, wie die Luft um uns her: nur die Dämmerung mit ihren verglühenden Abendrothstinten wirft uns die Sehnsucht ins Herz, denn die Dämmerung ist für uns das Fremde, unserer Natur Ungewohnte, Unerträgliche oft, das mit Mahnungen an unser Gefühl tritt, wie sie die Helle des Tages nicht für uns hat. Der Tag ist unser Element; wir fühlen uns heimisch in ihm und Herr über uns, über all unser Thun und Denken. Die Dämmerung spricht uns von einer fremden Welt der Unendlichkeit, vor der wir erbangen können. Umgekehrt bei den Frauen: der Helle, in Alles seine Lichter werfende, aus allem Nahen das Unbestimmte, Phantasienährende, Poetische treibende Tag ist ihnen das Fremde, Unbehagliche; er zwingt sie, ihrem Poesie-Bedürfniß in der Ferne das Romantische aufzusuchen, in der unerkundeten, unklareren Ferne, die willig den Rahmen zu jedem schönen Traumbilde, den Resonanzboden für jeden innigen Ton und die Liebesworte des Herzens hergibt. Kommt aber die Dämmerung, dann fühlt ihr von unbewußten Regungen erfülltes, an die Unklarheit des träumenden Sinnens gewöhntes Gemüth sich in seinem Elemente; sie können in den nächsten Kreis um sich her ihr Hoffen, Wünschen, Ahnen zaubern, in seinen verschwimmenden Schatten die glanzlosen, genügsamen Hütten ihres Edens aufbauen; sie eilen an ihr Instrument, um heitern Sinnes die schwermüthigsten Notturnos auf den Tasten anzuschlagen, und verstehen Euch

nicht, wenn Ihr Licht heischt, um nicht melancholisch zu werden.

Pope beginnt seine Epistel über den Charakter der Frauen mit den Versen:

> Nothing so true, as what you once let fall,
> Most women have no characters at all,
> Matter too soft, a lasting mark to bear,
> And best distinguished by black, brown or fair.

Aber man kann nicht im Allgemeinen sagen, daß die Frauen [illegible] seien, um ein entschiedenes Gepräge anzunehmen [illegible] fast immer von dem poetischen [illegible], der sie fesseln, Eindruck [illegible] man das Bild beibehalten will, obwohl ein Charakter nicht auf einmal ausgeprägt wird, sondern nach und nach aus wechselnden Stimmungen und den nie aufhörenden Pendelschwingungen jugendlichen Schwankens sich entwickelt; sie haben nicht das, was wir Gesinnungsfestigkeit nennen. Sie haben ihre Gutmüthigkeit dafür, die [illegible] liebenswürdigste und verdienstvollste Eigenschaft des Gemüths, die ihnen unmöglich macht, irgend Jemanden zu betrüben oder die Wahrheit zu sagen, die sie zur Heuchelei und Verstellung verführen kann, sich Euch zu verheirathen, wenn Ihr es wollt, ohne eine Spur von Liebe, nur um nicht Eure glühenden Herzenswünsche durch ihr „Nein“ empfindlich zu verletzen. Wenn Ihr sie [illegible] auf den Händen tragt und durch Eure Sanftmuth [illegible] Sympathieen anzuschlagen versteht, wenn Ihr die [illegible] Nestbrut ihrer geheimsten Gedanken zu [illegible], die in ihrem Herzen wie junge Nachtigallen [illegible], die Köpfchen warm unter die Flügeldecke geborgen [illegible] leis zusammenschauernd, so oft die Kälte der gewöhnlichen Temperatur, der Werkeltags-Existenz

schneidend sie anhaucht — dann werden sie Euch nicht wieder lieben — aber eine Neigung für Euch fassen; sie können einer echten Liebe nicht widerstehen; es liegt überhaupt etwas Secundäres, auf das Geben Wartendes in ihrer Natur, die nicht die Hand reichen mag, aber die erfaßte gern Eurem warmen Drucke überläßt. Wenn Ihr aber nicht den Schlüssel habt, um die tiefsten Saiten ihres Wesens anzuspannen, der Hauch Eurer eigenen Poesie nicht mächtig genug ist, um die leisen Aeolsharfentöne ihrer Seelenmusik zu wecken — dann macht Ihr sie und Euch selbst unglücklich; sie folgen einzig ihrem Gefühle, und wo dies von Eurer Poesielosigkeit unsanft berührt wird, werden sie ungerecht gegen alle Eure anderen Eigenschaften sein. — — — — Doch wenn die poetischen Frauen keinen Charakter, keine Gesinnung haben, das Schlimmste und das Einzige, was man ihnen vorwerfen kann, so haben sie dafür eine Farbe, eine duftige reine, duftige Farbe, die sie durchdringt, die aber auch reflectirt ist, wie die Bläue des Himmels. Diese Farbe ist die purpurn und rosenroth glühende einer Leidenschaft, die all ihr Sein in sich aufsaugt, die Quelle ihrer Neigungen und Antipathieen, bis für oder gegen das geringste Detail ihrer Umgebung, die Quelle alles ihres Glücks. Denn wer sollte sie nicht wieder lieben, diese poetischen Frauen, diese verkörperte Poesie des Lebens, welche die Gedankenbaue der männlichen Welt, der echten tüchtigen und gediegenen Prosa mit ihren leichtern, schönern Kränzen schmückt; diese lieblichsten Gedichte, deren melodischer Rhythmus das glühende Wallen ihres Busens ist, der Refrain, das Eine, stets wiederkehrende geliebte Bild — die uns als weihendes Motto in das prosaische Buch des Lebens sich schreiben? Und wenn sie wieder geliebt werden — dann sind sie glücklich, und

wenn ein heftiges, weniger genügsames und schwerer zu befriedigendes weibliches Gemüth auch unterdeß zehnmal sich verzehrt hätte in unglücklicher Leidenschaft, der tausend Hemmnisse entgegen getreten sind — sie sind glücklich in ihrem Unglück, die Ferne trennt sie nicht — ja, der Tod des Geliebten läßt nach dem ersten Schmerz ihr „doux cossire", das süße Sinnen, nur noch süßer zurück. Ihr Gefühl erscheint ihnen dann ein heiliges, ihr Dasein ein verklärtes, durch einen dem Himmel angehörenden, zu ihm magnetisch emporziehenden Gedanken geweiht. Sie selbst erscheinen sich wie heilige dienende Priesterinnen, sie ahnen einen Hauch des Jenseits über sich ausgegossen; die Glorie der Martyrinnen, die mit so holdseligen duldenden Zügen über den Goldgrund des Glaubens und der Hoffnung auf alten Heiligenbildern gemalt sind, scheint ihnen auch ihr Dasein zu überschatten. Sind Heilige nicht, die nach dem Himmel sich sehnen, und sehnt sich ein Gemüth inniger dahin, als das ihre, nach dem Himmel, wo Er, der Einzige, ist? So wie man von vielen Männern sagen kann, daß sie an nichts Anderm sterben, als an dem zu heftigen Wunsche, zu leben, kann man von ihnen sagen, daß sie von nichts Anderm leben, als von dem Wunsche, zu sterben. Der Altar ihres Priesterthums, vor dem sie dienen, zeigt Euch das Bild ihres Geliebten; dies ist die Stätte ihres Heiligthums, wo sie weinen und beten, wo ihre tiefinnige Religion, das Gefühl des ewigen Gebundenseins an ihr höchstes einziges Wesen sie der Erde entrückt.

Wenn aber nicht diese innige rosenrothe Farbe ihr ganzes Wesen tränkt, wenn sie so unglücklich sind, auch eine unglückliche Liebe nicht zu kennen, dann ist es eine andere, die himmelblaue der sorgenden Mütterlichkeit, die ihr Sein scharf abmarquirt von dem gewöhnlicher, nur um sich

selbst bewegter Existenzen. Aus aller der Wärme, dem lang' gesammelten Horte zurückgehaltener und von keinem Gegenstande geheischter Liebe, aus der ganzen Innigkeit des Gefühls, das Keiner hat zu Ergüssen wecken können, weben sie endlich den Mantel, der ein jüngeres, noch den Verlockungen und Irrpfaden der Welt ausgesetztes Wesen, einen Neffen, die Tochter einer gestorbenen Freundin, warm in seine Falten hüllen und vor des Lebens eisigen Hauchen schützen soll. Das weiche Mädchen schmiegt sich gern und mit froher Dankbarkeit der fremden Mütterlichkeit an; — der Neffe aber — es ist rührend zu sehen, wie er eifersüchtig auf seine Männlichkeit des guten Tantchens Liebkosungen flieht, wie er, wenn sie mit der weichen Hand durch sein Haar fahren will, stolz wie ein Roß den Kopf zurückschnellt und bei der Abreise ein erbauliches Werk, die Stunden der Andacht, vergißt, das sie ihm schön eingebunden geschenkt hat. Ihr hört sie dann nur vom Examen und den Glückschancen seiner Carriere sprechen; so lange er noch auf der Hochschule ist, findet Ihr sie in Verbindungen, Collegien und Duellen so bewandert, daß Ihr glauben möchtet, Ihr hättet mit einem bemoos'ten Haupte zu thun, — mit unnennbarer Liebe hängt ihr Auge an der schönen Ansicht von Heidelberg, die der Neffe ihr von dort gesendet hat; Ihr könnt von keiner herrlichen Gegend ihr erzählen, nicht von den Gletscherhöhen, die das Chamounithal umragen, nicht von den Rebenhügeln der Küste von Bajä — sie wird Euch zurücklenken auf den Königsstuhl und die drei Burgen von Neckarsteinach. Es ist das reinste, das schönste Verhältniß, worin ein Herz mit dem ganzen Sein eines Menschen verbunden sein kann, die sorgende Mütterlichkeit mit der vollen, unendlichen Tiefe ihrer Innigkeit und fast höher stehend, als das eigentliche Muttergefühl, weil

es die freie Wahl und nicht der Naturtrieb ist, dem sie folgt; nur wird das klare Himmelblau dieses Muttergefühls fast immer von dem Bedürfniß nach völliger Hingebung im Weibe mit rosenfarbenen Tinten überhaucht, das Nachglühen der ursprünglichen Mädchensehnsucht mischt sich hinein, und so bekommt das ganze Verhältniß, statt des frühlingsfrischen leidenschaftlichen Bewegtseins der Liebe, den warmen Sommernachhauch des ruhigen, klaren Herbstes. Aber auch etwas Räthselhaftes: die poetische Frau hat in ihrer Ruhe etwas Festabgeschlossenes nach außen hin, sie flößt Euch Ehrfurcht ein, sie wird von den Familiengliedern mit vieler Rücksicht, mit einer gewissen Scheu behandelt, man ist nicht so offen [illegible] gegen sie, wie unter sich, man fürchtet ihren forschenden Blicke, es liegt etwas Fremdes in ihr; nur der Neffe darf ihr Alles sagen, er allein darf mit ihr schmollen — sie ist froh, wenn er sie einmal recht quält. Sie fühlt darin eine Bürgschaft dafür, daß ihre treue Liebe ihm zum Bewußtsein geworden, daß er sich heimisch und sohne Scene darin fühlt, daß er ihrer Unwandelbarkeit sicher ist, und diese Sicherheit in ihm freut sie — denn es ist eine Anerkennung. Und wenn sie dienend sich um ihn mühte, für seine Launen sogar ihre sanfte Biegsamkeit des Gemüthes behält, die allen seinen Stimmungen folgt, sonst jede seiner Wunden Trost hat und sein Wehe mit ihm theilt, als könne und wolle sie den Schmerz [illegible] und ihm nur die Wunde lassen — liegt [illegible] etwas von einer höheren, himmlischen Liebe in ihr, wie sie das Wesen eines mit dem Sterblichen sich freuenden und härmenden Schutzengels überschwebt. Sie kennt wie er kein Verlangen des Lohnes, [illegible] als das Glück des Beschützten, das in [illegible] ganz anderen Sphären liegt, als die ihren sind, ein

ihr fremdes Glück, das sie oft für sich selbst als nichtig und nie ihre Sehnsucht weckend betrachten muß. Und doch folgt sie wie der Schutzengel dem Beschützten in dessen fremde Kreise, ohne eigene Wünsche, eigene Befriedigungen. Die poetische Frau besitzt eine Art von Ehescheu — für Nonnen und Stiftsdamen empfindet sie eine idealisirende Verehrung und für alte Jungfern eine innige Sympathie —; daher ist ihre Ehe gewöhnlich von der Convenienz geschlossen; sie hat dem Dringen der Eltern nachgegeben, um deren Wohle sich zu opfern; sie hat dabei oft so lange an dem Gedanken heroischer Entsagung sich geweidet, so lange in dem eigenen Heldenmuthe sich selbstgefällig gespiegelt, bis sie befriedigenden Trost für ein drohendes ödes Leben in dem erquickenden Bewußtsein ihres Heroismus gefunden zu haben glaubte. Einmal ist es ihr zu schwül, zu herzbrechend schwer geworden — sie hat sich erklären wollen; aber dann hätte sich der Nichtgeliebte ja aus Schmerz erschießen können: sie hat es nicht gewagt. Jedes weibliche Wesen glaubt ja nur zu gern an die Allgewalt der Liebe, die sie einflößt. „Ich habe ihn unendlich lieb," könnt Ihr von jeder glücklichen Braut hören, „aber nicht so wie er mich, nein, das ist über alle Vorstellung." Doch wenn Ihr ihren Verlobten fragt, so hört Ihr gewiß zwei Mal unter dreien dasselbe ihn betheuern. Aber unabgestreift bleibt der Reiz der Jungfräulichkeit über den poetischen Frauen, wie der Duft auch an der abgebrochenen Rose bleibt. Sie sind wie Gebilde verkörperter Reinheit, in deren Bereich nichts Unreines dringt, die das Befleckte, das sich ihnen naht, verzehren. Ihr ahmt in ihrer Nähe immer etwas von jener geweihten sühnenden Macht der Unschuld, von der Heilkraft der Reinheit, welche das Mittelalter auf die wundersamen Sagen von Heilungen der Aussätzigen durch das Blut

reiner Jungfrauen brachte, wie Hartmann von Aue in dem sinnigsten seiner Werke ausgeführt hat; die Sagen vom Blaubart — wo der blaue Bart eine Krankheit ist —, von den Kindermorden der befleckten Juden fließen aus derselben Quelle her, und der schöne orientalische Mythus von der Entstehung der Rose deutet auf ähnliche Ideen: er läßt die Rose aus dem Blute einer auf dem Campus floridus, bei Bethlehem getödteten unschuldigen Jungfrau erblühen; denn die Rose ist das Bild der Versöhnung — sie wiegt die wunderbar schöne Krone auf einem dornumhegten, verwundenden Stamme; den Rosenkranz umflicht den Martyrer, und in der Weihnacht, des christlichen Versöhnungsfestes blühen die [illegible] mit neuem Dufte auf. — Wenn der reli[illegible] Carl IV. von Böhmen auch ein förmliches Gesetz geben konnte, es dürfe nie ein weibliches Wesen auf seinem Carlstein übernachten, damit die Atmosphäre der dort aufbewahrten Gebeine heiliger Asceten und des peplum matris dei nicht verunreinigt werde — so legte dagegen die alte Poesie den Burgfräulein die Verband- und Kräuterkunde bei, welche dem verwundeten Paladin seine Schmerzen linderte. Die Frauen waren die Heilenden. Und sie sind noch bei uns die Heilenden; ist nicht unsere Liebe wie eine gewaltige brennende Wunde, die unerträglich ist und von ihnen Heilung heischt? Leider gelingt sie ihnen gewöhnlich nur zu gut, diese Heilung — wir verlieren die Wunde gar bald unter ihrer mildthätigen Pflege, — wissen aber nicht sie, die armen Frauen, wieder zu heilen. Denn will man einmal die Liebe eine Krankheit nennen, so ist die unsere eine acute und die der Frauen eine chronische. —

Was eigentlich die poetische Frau von andern unterscheidet, ist die Lebhaftigkeit und Tiefe, womit das Leben

seine Eindrücke auf ihr Gemüth, auf ihre Phantasie, ihr Gefühl macht. Bei den Poetinnen vereinigt sich die männliche Schöpfungskraft, diese Eindrücke wiederzugeben und in äußerer Form zu gestalten, mit dieser Lebhaftigkeit des Empfangens. Sie haben den männlichen Muth, aus der zarten Subjectivität hinauszutreten und das verschämte Gemüthsleben nicht dem Geliebten nur, wie es die poetische Frau allein mag, sondern aller Welt zu eröffnen. Darum haben alle Dichterinnen etwas Männliches in ihrem Wesen, — alle Dichter dagegen etwas Weibliches wieder; denn auch sie müssen jene weibliche zarte Empfänglichkeit für poetische Eindrücke besitzen, ihr Gemüth muß ein weiblich concipirendes und gebärendes sein; sie müssen das träumerische Dämmerleben des Weibes kennen, in dem allein die Phantasie ihre Wunderblumen treibt. Diese Blumen sind ja nicht die, welche männliche Spekulation auf ihren sonnigen Frucht- und Aehrenfeldern bildet; das nüchterne, helle Bewußtsein des reflectirenden Mannes reutet sie aus; — es ist eine dem Abende nur sich erschließende Vegetation von Violen maternalen, die den Thau des mildern Nachthimmels will, um die Sterne zu spiegeln, die nicht dem Auge der tagfleißigen Menschen ihre Kelche öffnet, sondern nur den durch die Dämmerung schwebenden und webenden Elementargenien, den musikbeflügelten Geistern plätschernder, krystallener Quellentiefen und säuselnder Nachthauche. — Es ist ein schönes Zeugniß für die Weiblichkeit, daß der am höchsten stehende Mann, der dichtende, ihrer Eigenschaften bedarf, nicht aber das am höchsten stehende Weib, das liebende, der männlichen.

Die geistigen Beschäftigungen der geistreichen Frau drehen sich um die sciences exactes: sie treibt Physik und Astronomie, sie lies't Buffon, sie hat von Montesquieu gelernt, welches Princip jede Regierungsform hat;

ihr Ideal ist die Marquise de Chatelet; sie hat von religiösen Formen sich emancipirt; die poetische Frau weiß von allem dem wenig, am wenigsten von Montesquieu und Regierungsformen; sie ist theilnahmlos für die Debatten des Tages, zu aufrichtig, um ein Interesse dafür der Gesellschaft, dem guten Tone zu Gefallen vorzuspiegeln, zu sehr in sich abgeschlossen, mit Gefühlen beschäftigt, die dem Allgemeinen fremd sind, um das Interesse dafür wirklich empfinden zu können. Das Treiben der Welt bewegt sie nur dann, wenn es einen Gegenstand erfaßt, den sie liebt. Unsere Zeit, deren Tochter sie ist, hat aber dennoch ihren Einfluß auf ihr passives Wesen; wie die Zeit hat sie keine Einseitigkeit in ihrer Denkrichtung, aber auch keine Begeisterungsfähigkeit für einzelne Formen und Krystallisationen des Geistes. Sie ist weder entschieden romantisch, noch entschieden protestantisch, weder entschieden aristokratisch noch entschieden liberal, weder ganz pietistisch noch entschieden vernunftgläubig. Sie neigt sich dem Katholicismus zu, wenn er nicht die Religion ihrer Väter ist, sonst dem Protestantismus. Die Mystik adoptirt sie der deutschen heroischen Frau; einer andern Nuance weiblichen Seins, welche der poetischen Frau vorausgegangen ist und der geistreichen folgte, von diesen verschieden, wie die Zeit der Neu-Romantiker von der der Aufklärer, wie die Gräfin Dolores von der nach Lesbos reisenden Sappho. Die heroische Frau hatte bei uns eine katholische Teinture, sie dilettirte mit dem Katholicismus, wenigstens, obwohl der protestantische Schiller für sie der absolute Dichter war. Ich sagte: bei uns; denn in Frankreich war die heroische Frau ein ganz anderes Wesen; dort gehörte sie der Republik und der Kaiserzeit an, und ihre Erscheinung bildete eine Parallele mit den klassischen Moden, welche man zur Zeit der Revolu-

tion auf den Zopf- und Pudergeschmack der zerschlagenen Bourbon-Erinnerungen folgen ließ; sie hüllte sich in die Tunica der Mutter der Gracchen, sie schnürte den bloßen Fuß, mit Ringen an den Zehen, vermittelst golddurchwirkter Bänder auf die dünne Sandale, sie ging aufgeschürzt bis ans Knie einher, und trug den Busen offen wie eine Amazone: sie sprach von der Tugend lacedämonischer Frauen und war stolz auf die Söhne, die sie dem Schlachtfelde geboren hatte. Auf einer Sella curulis ruhend, wozu Pompeji das Muster hergegeben, strickte sie die Strümpfe, welche sie selbst abgelegt hatte, für die Krieger, die den Ruhm der Republik oder des Imperators mit Feuer und Schwert bis in das kalte Klima der ultima Thule zu tragen hatten. In Deutschland nahm die heroische Frau, wie gesagt, eine andere Schattirung an; sie spielte die häuslich schaltende Burgfrau des Mittelalters; sie trug eine kleine Sammthaube und ein Schlüsselbund oder eine mächtige Tasche an der Silberkette vom Gürtel herabhangend; ihre Spitzen wurden zu dicht und steif um den vollen Nacken stehenden Ritterkragen verschnitten und ihre Aermel nach dem geschlitzten und verbrämten Muster altdeutscher Bilder, wie Lucas Cranach und Hans Holbein die Trachten ihrer Zeit gemalt hatten. Sie brachte das silberbeschlagene Gebetbuch wieder in Mode und war sittig und scheu und fromm; ihr Heroismus lag in der Begeisterung für die deutschen Freiheitskämpfe, deren Verwundete sie pflegte, für die sie Vereine stiftete und Charpie zupfte. Wie die heroische Frau Frankreichs das Mittelalter verachtete und allein für das protestantische Alterthum, die Römerherrlichkeit schwärmte, so hing die deutsche voll katholischer Sympathieen an den Sternen, die in der lichten Nacht des Mittelalters aufgegangen, und ließ des Varus römi-

sche Legionenadler in donnernden, Bergströmen gleich einherbrausenden, Oden aus den heimischen Eichenwäldern schlagen. — Daß Napoleon von Elba zurückkommen werde, hatte sie immer gesagt, eigentlich war es ihr nicht unlieb, denn es hielt die Begeisterung, welche sonst so bald mit ihrer schönen Zeit vorübergegangen wäre, wieder um einige Monate länger wach. Sie blieb dieser schönen Begeisterung lange treu: als die Männer schon längst den grünen Jägerrock abgelegt und statt des Degens die Feder wieder ergriffen hatten, saß sie noch immer im schwarzen Kleide mit Sammtbesatz und langer Taille, mit langen Silberketten und goldgesäumtem Busenstrich und spielte Rosamundlieder auf ihrem Fortepiano, „Treue dem Gatt und seinem Gott", oder: „Schöne Minka". Die Begeisterung der Freiheitskriege hielt jede andere Schwärmerei übrigens fern: der mystische Hauch kam erst über die „deutsche" Frau, als sie Zeit gewann, Otto von der Malsburg's Calderon zu lesen, und nach so viel stürmischen Tagen endlich mit der neuromantischen Literatur auf dem Niveau zu kommen.

Die Sella curulis und Purpursandale der französischen, das gestickte Sammthäubchen und die Silberkette der deutschen heroischen Frau sind versunken in den Strom der Zeit, ein ähnliches Geschick werden bald die Vieilleries und Rococo-Liebhabereien unserer poetischen Frauen haben, denn alles dieses ist, wie so manches Andere, auf einem todten, sterilen Felde künstlich von der Treibhaus-Hitze aufgezogen. So viel in dem, was sie treiben und thun, hoffen und glauben, ist wieder aufgewärmtes Vergangenes, ist ein Dilettiren mit Formen, deren Inhalt längst ausgetrocknet. Daher imponirt uns keine Form mehr, daher hilft uns keine Illusion mehr nach, wenn wir die feierlichsten Handlungen vor uns ihren Pomp

entfalten sehen. Wir fühlen den häufigen Zwiespalt zwischen Form und Inhalt, und andererseits, daß es die Aufgabe unserer Zeit sei, beide nicht länger sich entfremdet zu dulden. Dazu muß nun erst der Geist zum Bewußtsein kommen und dann die Form für ihn gebildet werden; die Aufgabe ist schwer — und wir sind schwach. Spielen ist bequemer; wir nehmen das Zeug dazu, wo wir es bekommen können, und finden ja noch immer mehr altes Gerümpel in den bestäubten Schränken der Vorzeit. Wir sind aber auch wieder sehr altklug, und deßhalb beschwichtigt uns das Spielen mit den Rococo-Quincaillerieen nicht ganz. Daher das Mißbehagen der Zeit mit sich selber, das Gegenstand unserer Klage ist.

Aus diesem Mißbehagen der Zeit ist eine besondere, etwas kräftigere, entschiedenere Schattirung der poetischen Frauen hervor gegangen. Diese ließ Rahel und Bettina; der Dolchstoß der Stieglitz hat auch ihr Herz verwundet; von der Sand und der neuern Literatur überhaupt hat sie einen Widerwillen gegen die Lügen des Lebens und der Gesellschaft eingesogen; sie fühlt das Schaale, Nichtige der weiblichen Alltags-Existenz mit mehr entschiedenem Unwillen; sie ist gekränkt durch die vielen Negationen, welche die Ansichten der Gesellschaft gegen ihre unschuldigsten Herzenswünsche haben. Aber sie ist nicht erbittert darüber, nicht verbissen; sie hat ihr Fühlen und Denken als ein heiliges Asyl sich bewahrt, und in der Poesie ihres Herzens die Zufluchtstätte für jede arme verbannte Seelenregung. Sie ist milde geblieben und engelgut und möchte durch ihre Liebe jedem Einzelnen vergelten, was sie an Vorwürfen der Gesammtheit zur Last legen muß. Weil sie so manche Lehre der herrschenden Ansicht aus der Welt schaffen möchte, ist sie gegen sich selbst moralisch desto strenger; doch hat sie bei Collisionen

weder die Kraft, ihre Pflicht der Liebe zu opfern, noch umgekehrt, die Liebe ihrer Pflicht; beide kämpfen in ihr einen unentschiedenen Kampf, bis er in eine stille Resignation übergeht; aber das eigentlich Poetische im Weibe, die Sehnsucht nach ungehärmter Liebe bleibt ihr — sie selbst aber bleibt, wie die poetische Frau überhaupt, eine Blüthe, die uns am ersten mit dem Jahrhundert versöhnen könnte, das sie hervorgebracht hat.

Die Empfänglichkeit für Eindrücke auf Gemüth und Phantasie gibt den poetischen Frauen etwas Träumerisches. Schon als Kinder haben sie das wache Träumen geliebt; sie haben dem schlechten Wetter mehr Poesie, als dem schönen, abzugewinnen gewußt; als sie noch glaubten, daß die rauschenden Wipfel der Bäume den Wind machten, da war dies Rauschen eine Stimme aus einem fernen und doch ihnen ganz nahen Wunderlande, prophetisch von Vergangenem und Zukünftigem ihnen Kunde in das bestaubte, spinngewebreiche Eckchen des Taubenschlages flüsternd, worin sie zusammengekauert dem niederrieselnden Regen zusahen. Die Mährchen der Wärterin, die häßlichen Wehrwölfe und die lilienbusigen Prinzessinnen der Kindersage gingen dann durch ihr blondes Lockenköpfchen; die ganze tausend und eine Nacht, worin für die junge Phantasie so viele Sterne schimmern, so hell der Mond in den plätschernden Fontainen funkelt und auf den goldenen Dächern der Kioske blitzt, daß man glauben sollte, es wäre Elfensonntag überall. Dann hat Ossian's gestaltenreicher Nebel eine große Rolle gespielt. Wie manche Stunde haben sie, wenn die Eltern ausgebeten, Abends im gelben Herbste sich an den Kamin voll lodernder Scheite gesetzt und in Cuthullin und Temora gelesen, bis das Buch zu dem längst ruhenden Strickzeug ihnen in den Schooß gesunken, das Auge

ihnen übergegangen war vor Wehmuth und feucht in die knisternde Flamme starrte! Ihre weiche Seele war in die Nebel der Smaragd-Insel, in die fichtengekrönten Bergschluchten des Hochlandes entrückt und ließ grausam umsonst den bratenden Apfel in jämmerlich flehendem Zischen seine feinen Stimmchen um Rettung vor dem Feuer laut und lauter werden. Er erstirbt endlich, der klagende Hülferuf; es wird dunkler und dunkler um sie her; die Flamme sinkt und leuchtet nicht mehr aus dem Wandspiegel wieder, um die Bilder der Großeltern und den Eckschrank voll Geburtstagstassen und großer chinesischer Porcellanvasen mit verschwimmenden Lichtern zu überhuschen; das Mädchen bleibt regungslos in ihrem Armsessel, die Arme untergeschlagen, den Oberkörper vornüber gebeugt; sie blickt in das letzte flockige Flämmchen, das auf dem Roste lodert, als sei es ihre rege Gespielin, eine schalkhaft vor ihr tänzelnde Elfe, jeden Augenblick im Begriffe, mit dem neckischen Züngeln aufzuhören, um ein kicherndes Gelächter anzuheben. Da läutet — „des Armen einzige Musik" — die Abendglocke aus dem alten Kirchthurme ihres Heimatdorfes — es ist der Ruf zu Bett —, das Mädchen ergreift den halbverbrannten Apfel aus der weißglühenden Asche, und kühlt mit ihren niedertieselnden Thränen die unter den Bissen der weißen Zähnchen aufdampfende Frucht, bis endlich der Schlaf die Traumbilder in noch bunterer Verschlingung fortspinnt.

Wenn sie älter wird, das poetische Kind zum Mädchen aufwächst, dann wählt ihre Sehnsucht sich das Kloster zur Heimat; sie möchte Nonne werden, um nicht heirathen zu dürfen, um frei zu bleiben — wie wäre es schön, eine Stiftsdame, immer in prächtiger schwarzer Atlaßrobe mit dem großen goldenen Kreuz zu sein! — Heirathen will sie nicht anders — denn, wie gesagt, es

bangt ihr davor —, als höchstens einen alten Admiral mit einem Stelzfuß, einen Helden, dem ein stürmisches Leben tiefe Furchen in die gebräunten Züge eingegraben hat, der zerstümmelt und zerschossen ist, den sie pflegen und warten kann, so recht auf den Händen tragen! Dem armen, kranken Manne, der wie ein Löwe tapfer und wie ein Kind gutmüthig ist, der, aus weiter Ferne her verschlagen, alle die Seinen verloren hat, sich zu opfern — wie süß, wie belohnend wäre das!

Die Zeit der ersten Liebe geht an der Jungfrau vorüber, ohne einen entschiedenen, haftenden Eindruck zu hinterlassen. Es bringen zu viele von gleicher verschwimmender Weiche auf sie ein, um Einem vor allen Raum zu lassen; sie ist zu ätherisch übersinnlich, um die ganze Gluth des ersten jugendlichen Verlangens zu fühlen. Die wahre Liebe lernt die poetische Frau kennen, wenn ihr der poetische Mann begegnet. Unter poetischen Männern verstehe ich nicht allein die Dichter und keinesweges alle die Schriftsteller, die sich so nennen lassen; die sind meist zu reizbar, zu sehr mit dem Selbst beschäftigt, zu hastig mit dem Ausströmen ihrer Poesie, um so viel davon in sich zu behalten, daß man sie poetische Männer nennen könnte; ihre erste Geliebte, die Herrin ihrer Gedanken ist und bleibt die öffentliche Meinung — das billet-doux oder amor derselben; eine gedruckte Kritik werden sie gewiß eher lesen, als die Zeilen ihrer Geliebten, wenn sie beide im gleichen Augenblicke erhalten. Die poetische Frau würde unglücklich durch sie, wenn sie wähnte, ihrer Sehnsucht nach Poesie trete in einem solchen Dichter derselbe die Befriedigung entgegen; wie ist es Charlotten Stieglitz ergangen! Der poetische Mann ist ein ganz anderer: er schreibt vielleicht, er dichtet auch, aber es liegt verschlossen in seinem Schreibtisch, was er, um

dem Bedürfnisse des Epanchements zu gehorchen, zu Papier gebracht hat. — Er hat etwas von einem Misanthropen; wenn Ihr ihn kennen lernt, hat er jahrelang vielleicht in Eurer Nähe gewohnt, ohne daß Ihr Gelegenheit hattet, mit ihm ein Wort zu wechseln. Auf einsamen Spaziergängen findet Ihr ihn, auf der entlegensten Bank im stillsten Winkel eines Laubganges; es ist eine hohe, blasse Gestalt, in einem Anzuge, der Geschmack, Eleganz und lange Dienste zugleich verräth; sein tiefliegendes Auge unter den buschigen Brauen hat etwas Schwärmerisches, sein Anstand etwas Ritterliches, Aristokratisches; seine blassen Züge gefallen im ersten Augenblicke, aber habt Ihr ihn länger und öfter gesehen, gesteht Ihr Euch, daß sie von außerordentlicher Schönheit gewesen sein müssen, damals, als er noch bessere Tage gesehen, noch die grauen Haare in die Locken seiner Schläfe sich nicht gemischt. Er ist unglücklich; das Unglück bringt bei andern Männern Verbissenheit hervor, bei den poetischen den Humor; denn er ist weich, mitleidig, und kann deßhalb den Schmerz seiner Existenz und den des ganzen Daseins nur mit dem Scherze gewaffnet von sich abwehren. Er ist einsilbig, bis Ihr sein Vertrauen zu wecken wißt; dann läßt er Euch staunen über die Fülle seiner Beobachtungen, Erfahrungen und Kenntnisse, die er Euch im geistreichsten Gewande vorträgt; seine Rede ist ein Arabeskengewebe aus Blumen und Gewächsen, die auf den fernsten, disparatesten Feldern gewachsen sind; durch die Lücken der Verschlingungen schauen hier die Engelköpfchen seelenguter und tiefer Gefühle, wie träumerisch unter den umhüllenden Flügeln hervorlugend — dort die tollen, Gesichter schneidenden Dämonenlarven Alles über den Haufen stürzender Revolutions-Ideen, die Fratzen der curiosesten Paradoxen. Das alles ist mit

dem köstlichen Humor gefärbt, daß es in hundert Farben schillert; der Redende will sich und Euch beweisen, wie so gar heiter und unbekümmert er sei, und wenn Ihr recht Euch ausgelacht habt, möchte ihm das Herz zerspringen und Euch das Auge übergehen.

Die poetische Frau will den Geist als Gatten ihrer Poesie, denn sie selbst ist nicht geistreich, obwohl sie uns so scheint; sie weiß nur ein reiches Gefühl in treffenden Bildern auszusprechen; ihr Geist ist immer ein entlehnter; wenn dieser Geist nun, den sie als Gatten sucht, mit Gefühl verbunden ist, dann ist sie befriedigt — aber es darf sie nicht über die gerade Heerstraße der Logik durch Seitenpfade führen, wo die ewigen, langweiligen Prämissen, Kategorieen alle zehn Schritte als die unvermeidlichen Wegweiser stehen. Die Frauen hassen die Logik. Hat der poetische Mann nun außer seiner Schwermuth noch den Reiz des Fremden, des Geheimnisses als Nimbus um sich, dann ist er unwiderstehlich. Er weckt ein Gefühl im weiblichen Herzen, das weniger leidenschaftlich, als unendlich tief und treu ist, das unendlich sie beglückt, wenn die Liebe eine unglückliche bleibt und die Umstände den poetischen Mann zwingen, auch ein Bischof in partibus zu bleiben, und keine Vereinigung und Gewöhnung an einander den idealen Nimbus fortzieht, den sprunghaften Geist in dem Werkeltagskleide von Launen und barocken Einfällen und quälenden Schrullen ihr zeigt.

Die poetische Frau ist eine Blume, die auf dem Boden unseres Jahrhunderts gewachsen ist. Das vorige hatte an ihrer Statt die geistreiche Frau, auch eine Blume, aber nicht wie jene als duftige Rose aus den Händen des Schöpfergeistes der Zeit hervorgegangen, sondern von den Modekünstlern der französischen Hauptstadt, bei denen der Zeitgeist in die Lehre ging, zugeschnitten und gemacht.

Solch eine geiſtreiche Frau war eine wunderbare, chamäleonartige Natur — der Hauptcharakterzug aber immer die Coquetterie. Bunte Tulpen nennt ſie Pope, deren Reize in ihren Launen liegen, piquant durch ihre Mängel und liebenswürdigen Schwächen, voll ſeltſamer Anmuth und noch ſeltſamerer Einfälle, nicht ſchön und auch nicht häßlich, nicht klug und auch nicht unklug, aber nie ſicherer, unſere Leidenſchaft zu wecken, als gerade den Rand von allem, was wir haſſen, berührend.

Es liegt eine Illuſtration eines Tages aus dem Leben einer geiſtreichen Dame des vorigen Jahrhunderts in einer Reihe hübſcher Kupfer von Chodowiecki vor mir. Das erſte iſt unterſchrieben: Le lever. Mademoiſelle erwacht durch den Handkuß einer vor ihr auf dem bunten Teppiche knieenden Zofe und erhebt den ſchneeigen, von der feinen Nachttoilette umſpannten Oberkörper, indem ſie noch halb träumeriſch einer andern Zofe zuſchaut, welche die ſchweren Falten des von Straußfedern gekrönten Bettthimmels aus einander zieht. Die Alabaſterpendule unter dem Spiegel weiſ't auf halb zehn. Wir wenden die Augen weg, um dem nackten Füßchen Zeit zu laſſen, ſich in die kleinen gelben Pantoffeln mit zollhohen Abſätzen zu verſtecken, und blicken auf das zweite Bild mit der Unterſchrift: Le bain. Die Schöne hat die Lilie ihres ſchlanken, reizenden Körpers vom Thaue der Parfums erquicken laſſen; Corſet und Panier liegen auf einem Seſſel zur Seite, nur ein leichtes Gewand von Gaze umhüllt die üppig ſchwellenden Glieder, die ſich voll graziöſer Verlockung auf einer Chaiſelongue unter den Damaſtdraperieen eines hohen Baldachins dehnen. Es herrſcht eine ſommerſchwüle Ruhe in dem Gemache; trotz der verhängten Rouleaux wirft die Sonne ſchräge Streiflichter auf die vergoldeten Lambris der Wände und die Supporten, wo der Schwan die

Leda küßt und der goldene Regen in den Schooß der Danae fällt. Die Zofe tritt mit der Chocolade ein — Mademoiselle hat sich aufgeregt emporgerichtet — es kann unmöglich der bellend hereinspringende Bologneser sein, der sie erschreckt hat, nein — die Zofe hält mit verschmitztem Lächeln in den schmalgeschnittenen Augen ein rosafarbenes Briefchen an ihre Lippen. — Rasch gib her! sagt Mademoiselle. — Nein, rathen Sie erst, von wem? Die Zofe: Nun, vom Chevalier! Point du tout, — von einer andern Art Chevaliers, von einem, der sich im Sattel des Pegasus schaukelt — er wird um Ihre hohe Protection bitten. — Oh, l'odieux, sagt Mademoiselle, dupirt — ta [illegible] est insupportable! — Das dritte Bild stellt die Toilette dar; während Mademoiselle graziös noch unter dem Pudermantel von der Zofe sich die hohen Toupees ihrer Coeffure aufbauen läßt, wird sie von einem Herrn in goldgesticktem Sammtrock, mit einem, als Symbol seiner Unschuld in weißer Pergamentscheide steckenden Degen, unterhalten; er hat ihr einen kleinen eleganten Band mitgebracht, den neuesten dresdener Manuel de la toilette et de la mode; sie blättert darin, Monsieur liebäugelt unterdeß, die Hand zierlich auf die Stelle gedrückt, wo das Herz sitzen sollte, mit dem reizenden, anmuthigen Genius, der in Gestalt einer dienenden Jungfrau die Wunderkünste der Coeffure ausübt. Das ist hübsch, fährt Mademoiselle plötzlich auf, ohne durch ihre Lebhaftigkeit le sang-froid von Monsieur zum Erbeben zu bringen; er läßt, ohne seine Attitude zu verändern, nur aus den modisch gespitzten Lippen ein langgezogenes zierliches Ah! tönen, um der Richtung seiner Blicke ein der Gebieterin seines Herzens schmeichelhaftes Motiv unterzulegen. Hören Sie nur, fährt diese mit einem accès spirituel fort: eine Dame spricht hier über die Vorzüge ihres Ge-

schlechts vor der Männerwelt mit einem Herrn: Wir tanzen besser, als Sie — wir regieren eben so gut; in Deutschland, in Rußland weiß man es, in England hat man es nicht vergessen. — Und unsere großen Bücher? — Wir beurtheilen sie. — Und unsere philosophischen Systeme? — Ich bekümmere mich nicht darum; wir lassen Ihnen gern das Vergnügen, einander zu beweisen, daß Sie Maschinen sind! — Aber welche Entdeckung haben Sie je gemacht? — Ach, wir thun mehr, man lehrt uns nichts, aber wir errathen Alles. — Auch das Freimaurergeheimniß? — Das ist das einzige, was wir Ihnen lassen, seulement par égards. Sie sind die Schwatzhaften und machen Worte, wir nehmen die Sachen als bekannt an und handeln. Und moralisch, haben wir nicht immer den Vorzug, verführt zu werden, während Sie verführen? Sie haben den Stolz des Guten, wir die Liebe dazu. Unsere Fehler sind die Folgen Ihrer Ungerechtigkeiten.

Ah, ich bitte Sie, die Sache wird ernsthaft, sagt Monsieur. Werden Sie Ihr allerliebstes habit de marmotte heute tragen? —

Was zunächst folgt, ist: La visite inattendue. Mademoiselle ist vom Besuche eines Herrn überrascht worden, sie ist vom Sopha aufgesprungen, auf dem er sie durch eine zärtliche Umschlingung zurückhalten will. — Verwegener, was wagen Sie? ruft sie entrüstet aus und eilt zur Thür. — Er ist erblaßt — wird sie ihre Domestiquen rufen? — Nein, sie will den Schlüssel abdrehen.

Dann zeigt ein Blatt uns die Occupation. Mademoiselle sitzt am Stickrahmen, auf den weiße Seide gespannt ist; zur Seite der in der Frühe angekündigte Poet, der eine Audienz hat. Sie beugt sich nach ihm hin und hält den Zipfel seiner Weste in ihrer Hand, um das Muster

der goldenen Stickerei zu unterſuchen; ſie iſt voller Huld und Grazie für ihn, ſie cajolirt ihn — ihre Oelladen ſind inhaltsſchwer — man ſieht es an ſeinem triumphſtrahlenden Antlitze, an ſeinem Auge, das Sonette flammt, an ſeinem Munde, auf dem ein ſo ſelbſtzufriedenes Lächeln lagert, daß man ſchwören darf, dieſe Lippen hauchen die ſchmeichelhafteſten und witzigſten Sentiments aus. Man muß dieſem Menſchen Honig um den Mund ſtreichen, wird ſie nach ſeinem Abtreten zu der Zofe ſagen — man bekommt ihn dann ſicher wieder zu koſten. Und dieſer dazu ſteckt ſonſt voll beißender Epigramme; wie ſchlimm iſt es, daß die Männer keinen Charakter haben und man ewig mit ihnen wie mit verzogenen Kindern ſpielen muß!

Ein fernerer Blatt läßt uns in das Innere des Boudoirs blicken; die Bewohnerin liegt auf dem Sopha in einer nonchalanten, verführeriſchen Stellung; ſie ſchlummert; der herabgeſunkene nackte Arm, deſſen obere Hälfte nur die weiten Spitzenärmel bedecken, hält den **Manuel de la toilette**, über deſſen Lecture ſie eingeſchlafen iſt; man wird ihr das verzeihen, wenn man die Seiten nachgeleſen hat, welche der Daumen ihrer Hand aus einander hält: es iſt die Geſchichte von dem Leben und den denkwürdigen Thaten des Großmeiſters vom Orden der Frivolität, Alexander, Herkules, Chevalier de Muſcoloris. Dieſer ausgezeichnete Repräſentant der Ideen, welche der Geiſt ſeiner Zeit zur Herrſchaft berufen hatte, wurde geboren von einer ſo ausgezeichneten, mit allen Reizen und Vorzügen ihres Geſchlechts ſo überſchwenglich ausgeſtatteten Dame, daß es durchaus unnöthig iſt, um ſeinen Vater ſich zu kümmern, weil deſſen Verdienſte um die geiſtige Begabung des Sohnes jedenfalls von denen der Mutter in den Hintergrund gedrängt werden würden. Sie kam mit ihm nieder, während ein Ball in ihrem

Hauſe gegeben wurde, und der junge Chevalier bewies ſogleich ſeine außerordentlichen Dispoſitionen, der galanteſte Mann des Jahrhunderts zu werden, durch die wahrhaft chevalereske Feinheit, womit er ſich alles Schreiens und Weinens enthielt, um nicht die in den Nebenzimmern im Menuet begriffene Geſellſchaft zu unterbrechen. — Alles traf zuſammen, ihm eine großartige Glückſeligkeit zu verſchaffen: er war ſo reich wie ſchön, ſeine Taille war die einer Weſpe, und den ſechsunddreißig Requiſiten zur Schönheit, welche Minarotti's Beobachtungen feſtgeſtellt haben, ward von ihm nicht allein völlig entſprochen, er durfte ſich auch rühmen, eine ſiebenunddreißigſte zu beſitzen, einen gewiſſen Schnitt des Fußes, zu deſſen Geltendmachung er im achten Jahre die Mode mit einer neuen Art Spitzſtiefeln bereicherte. Die Indolenz der Stimme, die Nonchalance der Attitude, die Eleganz des Lächelns gelangen ihm in demſelben Alter auf eine ſo ſtupende Weiſe, daß man mit Recht von da an die Glanzepoche ſeines Lebens datirt. Er unterbrach ſie, um zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung das Ausland zu beſuchen. Die Früchte dieſes Entſchluſſes waren mannigfaltig und bedeutend; der Schatz ſeiner Erfahrungen und Beobachtungen bereicherte ſich in jeder Stadt. Er fand, daß man im Haag zuweilen Holländiſch ſpreche — daß man in Köln den Caffee nicht im deſtillirten Seinewaſſer koche, daß man in Mainz Sauerkraut eſſe, daß in Warſchau die Frauen wie die Männer grüßten, daß man in Petersburg eilf Tage ſpäter ſterbe, als anderswo, was in ihm den Entſchluß weckte, gegen das Ende ſeines Lebens dort ſeinen Wohnſitz zu nehmen, daß man in Liſſabon zu weit von Paris entfernt ſei, und daß endlich überall außerhalb Paris man auf eine höchſt gothiſche Weiſe ſein Leben zubringe.

Nach seiner Rückkehr erfolgte das denkwürdige Ereigniß, welches ihm die Fatiguen seiner wissenschaftlichen Bestrebungen so reichlich ersetzen sollte. Er ward einstimmig vom Orden der Frivolität zu seinem Grand-Petit-Maitre erwählt. Die Statuten dieses Ordens wurden von ihm mit Strenge aufrecht erhalten; er litt nicht, daß ein Mitglied irgend eine Meinung gelten lasse, als die eigene, im Gespräche irgend etwas Anderes sage, als einen Gemeinplatz, irgend etwas lese, das er nicht selbst geschrieben; er drang auf die Verwerfung jeder fremden Autorität, sie sei göttlich oder menschlich; denn da die Moden der Gegenwart unwiderleglich besser sind, als die des vorigen Jahrs, so muß auch eben so unwiderleglich die jüngste Meinung eines Ordensmitgliedes besser sein, als jede der höchst gothischen Voraussetzungen, welche sich seit Jahrhunderten her datiren. — Der liebenswürdige Muscoloris starb auf eine sehr elegische Weise: bei der Verfolgung eines Schmetterlings, der von Blume zu Blume vor ihm herschwebte, bewunderten einige Damen die außerordentliche Behendigkeit seiner graziösen Bewegungen. Dies wurde die Ursache einer Ueberanstrengung und einer Erhitzung, an deren Folgen er wie eine Jasminblüthe, die der Wind vom Stamme reißt, in das Grab sank. Seine letzten Worte sprachen die flehentliche Bitte aus, ihn sofort zu bestatten, da er unmöglich mehre Tage werde in seinem Zimmer noch zubringen können, ohne sich zu erheben, um in den Spiegel zu sehen, und der Gedanke ihn zur Verzweiflung bringe, Jemandem, wenn auch nach dem Tode, so als Gespenst, hideux vorkommen zu können. Seinem Wunsche wurde gewillfahrt: Des artistes adonisateurs trugen ihn zu Grabe.

So weit der Manuel de la toilette. Schwerer würde es mir werden, wie diesen Auszug, die Erläuterung zu

dem folgenden Bilde Chodowiecki's zu geben; es ist unterschrieben: Les confidences. Eine andere Dame sitzt neben Mademoiselle auf dem Sopha, eben so schön, eben so liebenswürdig — die Toupees und Chignons von demselben Puder couleur iris überhaucht, bei beiden die ganze Toque von Federn gekrönt, unter denen in der Mitte die stolz sich schaukelnde plume d'esprit die andern überragt; nur die Garnitur der weißatlassenen Robe ist verschieden, hier couleur soupir indiscret, dort désir effilé. Wer aber könnte die fausses confidences zweier zu so ganz gleichen Ansprüchen in der Gesellschaft berechtigten und gleich bewunderten Damen erzählen — die Espieglerieen einer zehnmal beschworenen rückhaltlosen Aufrichtigkeit, die einmal der Herzensfreundin auch gar nichts verschweigen will, als was ihr gut scheint — diese schon so lang' ersehnte Ausschüttung alles dessen, was man auf dem Herzen hat, nur mit Ausnahme dessen, was man darin behält — alle die Mentalreservationen der gegenseitig sich überlistenden Eifersucht! Sie werden mit unendlich glühenden Betheurungen ihrer Liebe von einander scheiden; glaubt Ihr, um alle diese kleinen Heucheleien zu krönen? nein, diese Betheurungen sind allein redlich gemeint und wirklich gefühlt — Jede wird am Ende des Gesprächs entzückt über die Andere sein und sie recht herzlich lieb haben, weil sie sich so allerliebst hat dupiren lassen, wie Jede von der Andern glaubt.

Während dieser Unterhaltung ist es Zeit geworden, zum Balle zu fahren: auf dem letzten Blatte sieht man hinter einer Colonnade die glänzenden Paare im Menuetschritt sich schaukeln; im Vordergrunde aber kniet der Poet von vorhin vor Mademoiselle nieder, und seiner Eroberung sicher wie ein Alexander, flötet er in den süßesten, weich hingehauchten Phrasen eine Declaration; hinter einer Da-

maſtdraperie ſteht lächelnd der Herr, der am Morgen den unerwarteten Beſuch abſtattete, und hört mit ſchalkhaftem Hinüberblinzeln der Augen an, wie Mademoiſelle dem Pegaſus-Chevalier verblümt zu verſtehen gibt, daß es ihm erlaubt ſei, an ihrem von weniger gefährlichen Thieren gezogenen Triumphwagen ſich hinten aufzuſtellen.

Wir ſollten nun noch der geiſtreichen Dame Chodowiekl's in eine „soirée d'hiver" folgen, die eigentliche Sphäre ihres Wirkens und ihres Glanzes, wo ſie die bunten Schmetterlingsſchwingen ihrer unfaßbaren Pſyche in hundert verſchiedenen Farben ſchillern läßt, wo ſie klatſchhaft, mediſant, gefühlvoll, ſentimental, philoſophiſch, religiös, frivol ſein kann, wie es die Geſellſchaft und der Gang des Geſprächs, das ſie beherrſcht, nur erheiſchen. Aber wir haben, denk' ich, genug geſehen von dem bunten Bilde, das mit der poetiſchen Frau unſerer Zeit in Contraſt geſtellt werden ſollte, die freilich dagegen wie eine weiche, blaſſe engliſche Vignette erſcheinen mag.

Kritiken

von

C. Mayerath.

St. Roche, von der Verfaſſerin von Godwie Caſtle.
Dichter und Kaufmann, von Berthold Auerbach.
Die Mathildenhöhle, von C. Reinhold.
Neue Land- und Seebilder, vom Verfaſſer des Virey.

Der Roman ist das Epos der neueren Zeiten. Dieser sprüchwörtliche Satz ist nachgerade zu einem so abgegriffenen Gemeinplatz verbraucht, daß man fast Gefahr läuft, in gedankenloser Wiederholung seine ganze einleuchtende Wahrheit und Tiefe zu übersehen. Denn allerdings bezeichnet er treffend genug sowohl das eigenthümliche Moment in der Kunstform des Romans, wie seine Stellung in der Geschichte der Literaturen. Das heroische Weltalter der Geschichte und mit ihm dessen eigenste Poesie, die epische Heldendichtung, ist für immer geschlossen. Die Naturgeschichte der Erde selbst entspricht in dieser Beziehung der Geschichte der Menschheit. Im Anfang ist Alles Kampf und Krieg, ein Widerspruch der einzelnen Elemente unter einander, die sich in ihrem Rechte noch nicht ausgeglichen haben; allmählich aber tritt die Harmonie hervor, die Göttin, die der Tage schönen Faden spinnt, und alles Naturleben bewegt sich mit gleichmüthigem Maß in den Rhythmen ewiger Gesetze. Die Function des Elements ist nicht geschwächt, aber gesetzmäßig geworden, die Nachtseite der Schöpfung lichtet sich hell und heller, die Vulkane speien nicht mehr, aber über Höh' und Thal liegt ein liebliches Netz grüner Saatfelder ausgespannt, die Hand des ordnenden Menschenfleißes hat ihren Stempel auf die Oberfläche der Erde geprägt, diese Hand, die selbst nichts weiter ist, als ein Symbol der höhern Besitzergreifung, welche der Geist von der Natur genommen hat. In eine solche Welt, wo es keine Re-

ſen und Schlangen zu bewältigen gibt, paßt der Heros nicht mehr, ſie hat ihn längſt überwunden; an die Stelle der Heroengeſellſchaft tritt der Culturſtaat, an die Stelle des Heldenepos im weiteren Verlauf der Entwickelung der Roman. Was daher in altepiſcher Dichtung von Späteren, unter den Deutſchen beiſpielsweiſe von Göthe in der Achilleis, oder von Karl Simrock, dem Apollonius Rhodius unſerer Heldenſage, im Gebiet dieſer letztern geleiſtet worden iſt, das, wie vorzüglich es auch ſein mag, verhält ſich gleichwohl zu der alten Heldenpoeſie ungefähr, wie die Schule der Alexandriner zu der homeriſchen Dichtung. Selbſt das Nibelungenlied iſt bis auf wenige leiſe Anklänge vom Volke vergeſſen; nur der Gebildete lieſt es wieder, weil er ſich künſtlich in die Standpuncte der Vergangenheit zurückzuleben weiß, weil er von dieſen Standpuncten aus ſodann die ganz gewaltige Menſchheit des Gedichtes begreift und weil er ſeinen Stolz darein ſetzt, daß auch das deutſche Alterthum eine Ilias getrieben habe. Das Epiſche ſelbſt, als eine ewige Grundform des Poetiſchen, überlebt freilich den Untergang des heroiſchen Gedichts; auch der gebildete Menſch athmet wie der heroiſche eine eigenthümliche Lebenspoeſie ein und aus, nur daß ihr Verſtändniß ſelbſt wieder Bildung vorausſetzt und daß ſie vor einem Auge, welches ſich nur an handgreiflichen Thatſachen erwärmen kann, mehr und mehr in das unſcheinbare Reich ſtiller Geiſtesentwickelungen zurückweicht. Denn dieſe bilden das eigentliche Gebiet des Romans. Im Gegenſatz zum alten Epos, deſſen Menſchheit zunächſt als gewaltige Naturkraft einzelner Individualitäten hervortritt, iſt die als Bildung erſcheinende Menſchheit der Gegenſtand des Romans, und dieſer ſelbſt das Heldengedicht der Cultur, die epiſche Spiegelung des gebildeten Geiſtes. Daher iſt je-

der echte Roman, selbst derjenige, der seinen Helden nicht unmittelbar in das Drama einer welthistorischen Bewegung versetzt, im höhern Sinne ein geschichtlicher zu nennen, wie wir denn in der That das achtzehnte Jahrhundert der Engländer ohne ihre Humoristen, und die Jugend unserer Großeltern ohne Werther's Leiden schwerlich verstehen würden. Von diesem Standpuncte aus ergibt sich die hohe Stellung des Romans in der neueren Literatur, seine wachsende und unzerstörbare Popularität bei allen gebildeten Völkern; es ergibt sich aber zugleich, welchen ausgedehnten Gesichtskreis ein echter Romandichter zu beherrschen habe, und wie wenige unter der unzähligen Schar unserer neueren Epiker als Auserwählte zu betrachten sein dürften!

Der Verfasser dieser Zeilen lieferte im vorigen Jahrgange des Jahrbuchs eine Kritik dreier ausgezeichneten Romane der jüngsten Zeit. Bei dem Mangel einer eigenen Literaturzeitung am Rheine setzt er diese kritischen Anzeigen auch in dem gegenwärtigen Jahrgange wieder fort, zumal der Roman noch diejenige Dichtungsform ist, der sich die Theilnahme der poesiesuchenden Lesewelt am lichtesten anschließt. Jedem einzelnen Talent in einer allgemeinen Uebersicht gerecht zu werden, macht der beschränkte Raum dieser Blätter unmöglich; es werden sich jedoch, obgleich die Betrachtung es zunächst nur mit einzelnen Kunstwerken zu thun hat, hin und wieder allgemeinere Aussichten und Durchblicke eröffnen.

Die Verfasserin von Godwie Castle führt uns in ihrem neuesten Roman: St. Roche, an den Hof und in das Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten. Leonin, Graf von

Grey Chabanne, Sohn eines der größten Geschlechter Frankreichs, Herr von St. Roche und geborner Pair, geht, nachdem er die herkömmlichen Studien des jungen Adels durchgemacht hat, auf Reisen, um in dieser größten Bildungsschule des äußern Menschen die letzte Feile an die vollkommene Erscheinung eines Grand Seigneur der hohen Aristokratie Frankreichs zu legen. Schottland, wo seine Mutter, eine geborene Prinzeß Soubise, in dem Lord Gersey einen Jugendbekannten besitzt, ist das letzte Ziel der Reise. Allein die etwas laute Gastfreundschaft Lord Gersey's, seine Jagden und Gelage vermögen den gebildeten Sinn und das schwärmerische Gemüth des jungen Grafen nicht zu fesseln. Leonin steht in jener hochgehobenen Stimmung und romantischen Empfänglichkeit der ersten Jugend, wo die Lebenspoesie plötzlich in tausend Knospen duftig aufzuschwellen beginnt, wo die Seele träumerisch in sich selbst versinkt und gleichwohl ahnungsvoll in die Außenwelt wie nach Zeichen ihres Schicksals umherhorcht. Leonin ist reif für die Liebe. Und eben hier in der träumerischen Waldeinsamkeit des Parks von Stirlings-Bai, den er allein mit seinen Gedanken so gerne zu durchstreifen liebt, soll ihn die wunderbarste Begegnung überraschen! Es gibt Frauenseelen, die etwas Blumenhaftes haben, an denen der Fluch der Erbsünde, der Rost des Lebens spurlos vorübergeht, — Frauen, die mit himmlischer Zartheit eine außerordentliche, fast heroische Kraft des Gemüthes verbinden, die, unbekannt mit der Welt, einen angebornen Adel, eine unaussprechliche Würde entfalten: — Fennimor, das liebliche sechszehnjährige Kind des Burgcaplans Lester, ist ein solcher Engel. In der Obhut ihres greisen Vaters, dessen Sinn unter dem doppelten Einfluß tiefer Abgeschiedenheit und frommer Beschäftigungen rührend kindlich ge-

worden iſt, hat ſich dieſe zarte und hochſinnige Seele wie eine herrliche Blume inmitten der Wildniß entfaltet; die Roſen des Hausgartens, die Rehe des Waldes ſind ihre einzigen Geſpielen geweſen, Menſchen hat ſie wenig geſehen, Bücher noch weniger, außer die heilige Schrift und Thomas a Kempis' Nachfolge Chriſti. Dafür hat ſie aber in den Offenbarungen des Naturlebens, in den Morgen- und Abendröthen Gottes ſäuſelnden Hauch vernommen, und dieſe junge Seele trägt in ſich ſelbſt ein Maß, eine Kraft, einen Adel, eine Anmuth, die ſie hoch über die geprieſenſten Frauen des Salonlebens, wie Leonin ſie in ſeinem elterlichen Hauſe verkehren ſieht, erheben. Eine neue Menſchheit, die Offenbarung eines höhern Lebens, deſſen Seligkeit er nie geahnt, ſchwillt Leonin mit entzückenden Hauchen von dieſen Lippen entgegen; Leonin liebt, und auch Fennimor liebt den ſchönen Fremdling wieder, der in ſeinen Schilderungen eine unbekannte Welt vor ihr aufgehen läßt und deſſen weiches, träumeriſches, im Grunde jedoch ſchwächliches Gemüth ſich wie Schutz und Liebe ſuchend an die feſte Beſtimmtheit ihres jungfräulichen Weſens anlehnt. Der Vater, unbekannt mit den Hinderniſſen, welche die Welt dieſer Verbindung entgegenſetzen wird, gibt ſeine Einwilligung, und in einem Augenblick, wo Leonin ſeine Heimat, ſeinen Stand, ſeine ganze Vergangenheit vergißt, wird die Ehe des jungen Pairs mit der Pfarrerstochter von Stirlings-Bai kirchlich geſegnet.

Und jetzt eröffnet ſich eigentlich erſt die Geſchichte dieſer Liebe. Bis dahin war ſie wenig mehr, als die gewöhnliche Idylle zweier jugendlichen Herzen; von jetzt an aber gilt es, die Berechtigung dieſes Gefühls im Streite mit den Widerſprüchen der Welt ernſt und feſt zu behaupten. Leonin führt ſeine Gattin nach Frankreich und

bringt sie einstweilen nach dem alten Schlosse St. Roche, bis es ihm in Paris gelungen sein wird, den Segen seiner Eltern für seine Liebe zu gewinnen. Düstere Ahnungen begleiten ihn unterweges. Die Marschallin von Creè, eine starre, unbeugsame Frau, deren Herz sich in Adelsstolz und Herrschsucht verknöchert und deren herrischer Geist bisher ohne Widerspruch den schwächlichen Sinn ihres Sohnes zu bestimmen gewußt hat, setzt seinen Wünschen den ausgesprochensten Widerstand entgegen. Vergebens fleht Leonin mit den rührendsten Bitten zu der Mutter um Anerkennung Fennimor's; sie behandelt diese Neigung als etwas Unberechtigtes; sie schilt sie eine Jugendthorheit, ja, sie gebietet dem Sohne mit empörender Kälte wieder von dieser Grille als einer Sache, die sie für abgemacht halte, zu sprechen. Ihr konnte nichts Ungelegeneres kommen, als diese plebejische Heirath ihres Sohnes mit der Tochter eines schottischen Pfarrers; Leonin, der junge Pair, soll sich mit der schönen und edeln Herzogin von Lesdiguères verbinden. Souvré, ein falscher Freund Leonin's, der Vertraute der Marschallin, unterstützt diese versteckt und klug angelegte Intrigue mit mephistophelischer Bosheit. Leonin, der unerfahrene Knabe, der die Welt verachtet, ehe er sie gekannt, wird allmählich, fast ohne es zu wissen, in das feine Hofleben, in jenes glänzende Reich aristokratischer Prätension und feiner Sitte hinübergegängelt, in welches Ludwig der Vierzehnte die Majestät des Königthums setzte, und das er selbst, „jeder Zoll ein Cavalier", so vollendet beherrschte! Wie neu ist dem Jüngling diese Welt, wie durstig saugt er ihre Atmosphäre auf, wie gespannt folgt sein Auge dem des königlichen Herrn, der auch für ihn einen Blick der Huld übrig hat, ein Almosen der Gnade! Neben diesem glänzenden Zusammenleben

seiner gebildeter Geister, neben dieser Gesellschaft voll Form, Salz und Esprit, wie blaß und abgeschmackt erscheint das einfältige Liebesmährchen, das er mit der Pförtnerstochter unter Schottlands langweiligem Himmel durchgespielt hat! Und doch, wenn er um Mitternacht heimkehrt aus diesen glanzvollen Soireen und einen Blick in die große friedliche Sternennacht wirft und einen zweiten in sein kleines zerrissenes adeliges Herz — wie muß er sich gestehen, daß seine Fennimor in ihrer reichen Menschheit so wundergroß über jenes kümmerliche Geschlecht hinauswachse! Wäre Leonin ein Mann, ein Charakter — er würde Fennimor in das Haus seiner Väter, in den Ahnensaal, an das Hoflager seines Königs führen können; er würde stolz auf den Adelsbrief weisen, den Gott ihr auf die weiße Stirn geschrieben; er würde sagen: Sehet da, diese ist mein Weib, und dieses Weib ist mein Stolz — aber das ist der Fluch, Leonin hat kein Eisen in seinem Blut, er ist eine sittliche Memme. Und daß wir es kurz machen: in demselben Augenblick, wo die schöne Verlassene mit den Schauern des süßesten Muttergefühls dem Morgen entgegenhofft, der ihr Leonin's Erstgeborenen in den Schooß legen soll, in diesem Augenblick hat sich der junge Graf von Crecy Chabanne aufs Neue verlobt mit der Zierde des Hofes von Versailles, mit der eben so schönen als edeln Mademoiselle de Lesdiguères!

Das starke Laster, das keinen Mantel umwirft, sondern geradezu mit Bewußtsein und Energie, mit kecker Stirn und festem Schritt auf seine Ziele zugeht, das starke Laster ist nicht das widrigste. In ihm ist doch etwas Positives: Männlichkeit, Entschluß, Charakter. Aber das Widrige, das ganz und gar Abstoßende und ewig Verlorene, das ist das zahme Laster, die castrirte Schurken-

haftigkeit, die das Böse thut und dabei flennt, daß sie es thun müsse. Ich gesteh' es, dieser Leonin in seiner schwächlichen Erbärmlichkeit ist eine so widerwärtige Figur, daß selbst die spätere Reue und das tragische Schicksal, das von jetzt an ihn und sein Haus unaufhaltsam verfolgt, uns kaum zu versöhnen vermögen. Allerdings ist dieses Schicksal, wie der Frevel selbst, der es heraufbeschwor, groß und entsetzlich. Zwei Generationen hindurch spielt ein furchtbares Verhängniß schadenfroh mit dem Hause Crecy: Graf Leonin sinkt in abzehrende Schwermuth, Fennimor stirbt am gebrochenen Herzen, Reginald, Fennimor's Sohn, erschießt durch einen Zufall seinen Bruder Ludwig und wird als Mörder von Frankreichs Erde verbannt; aber auch die Marschallin und Souvré werden von der rächenden Strafe ereilt. Erst im letzten Bande lös't sich Alles durch eine Kette wunderbarer Entdeckungen, deren Geheimniß wir unsern Leserinnen nicht verrathen wollen, aufs erfreulichste auf. Emerite, Fennimor's schöne Enkelin, tritt in die Rechte ihrer Großmutter ein und reicht als letzte Gräfin Crecy Chabanne dem liebenswürdigen Marquis Leonce d'Anville ihre Hand.

Die Verfasserin von Godwie Castle hatte sich bei ihrem ersten Auftreten eines ungetheilten und enthusiastischen Beifalls, wie er selbst den bessern Dichtern Deutschlands in unserer kritischen Zeit nur selten entgegenkommt, zu erfreuen. Neben den wirklichen glänzenden Vorzügen des Romans that der geheimnißvolle Domino, unter welchem die Verfasserin sich in die Literatur einführen hies, das Seinige dazu; ein Verhältniß, welches allezeit etwas Anziehendes hat, bei den Deutschen zumal, die, weil sie wenig Ernsthaftes zu thun haben, äußerst neugierig sind. Die Roche ist eine poetische Wiederholung von Godwie Castle:

Hier wie dort das feine Walten einer weiblichen Hand, das aufmerkſame Auge für alles Detail, die geſchickte und ausführliche Malerei der Situation; hier wie dort derſelbe Reichthum der Erfindung, dieſelbe ſpannende, in künſtleriſcher Hinſicht faſt zu complicirte Verwickelung, derſelbe Duft einer milden, ariſtokratiſchen Weltanſchauung, dasſelbe verſteckte Liebäugeln mit den gewählten Lebensformen hoher Geſellſchaft, dieſelbe adelige Würde des Styls! Die Verfaſſerin verſteht es in der That in einem Grade, wie Scott und Cooper das nicht beſſer vermocht, mit ſicherer Hand den Faden einer weitausſehenden Intrigue zu ſpinnen und den Leſer erſt auf der letzten Seite des Buches befriedigt zu entlaſſen. Verwechſeln wir nun auch dieſe Spannung als ein im Grunde proſaiſches Intereſſe keineswegs mit der ruhigen Sehnſucht des Schönheitſinnes, der ſich mit dem göttlichen Inhalt eines Kunſtwerks erfüllen möchte, ſo muß dies Talent doch als ein ſolches anerkannt werden, im Vergleich zumal mit der vollkommenen Intereſſeloſigkeit, in der ſich ſo viele unſerer Romane von ſelbſt zu Grabe ſchleppen. Und dann iſt die Region, in der ſich die Verfaſſerin mit dem ſicheren Tact einer vollendeten Kennerſchaft bewegt, den meiſten Schriftſtellern und Leſern nur von der Hintertreppe zugänglich und bekannt: es iſt der Hof, die Ariſtokratie, die höchſte Sphäre der Geſellſchaft! Dieſe Charaktere, ſie ſind wahrhaft vornehm, wahrhaft ariſtokratiſch; ſie ſtraucheln im Geſelligen nie, ſie laſſen ſich nicht imponiren, ſie behalten ſelbſt in Augenblicken der höchſten menſchlichen Erregung noch eine gewiſſe marmorruhige Haltung, die vollendete Herrſchaft über den äußern Menſchen. Dieſen Menſchen und dieſer Sphäre entſpricht auch der Styl, er iſt ein gewählter Atticismus, eine Schule feiner Wendungen und höherer Converſation,

glatt und berechnet, klar und leicht und selbst in einer Gemessenheit, die er nirgends aufgibt, noch graziös. Jedoch so wenig jene Classicität des äußern Menschen mit der freien sittlichen Würde, jene äußere Vollendung der Form mit der innern Schönheit eines in sich befriedeten Lebens zusammenfällt, so verschieden ist auch eine bloße Bildung des Styls, wie sie hier erscheint, von der wahrhaft freien Schönheit der Darstellung. Es ist wahr, der Styl unserer Dichterin ist fein, ruhig, klug; aber diese Ruhe ist nicht die Ruhe der Kraft, die sich jedem Momente gewachsen weiß und die zum Beispiel in so hehrer Herrlichkeit aus Göthe's großen Augen leuchtet, der leise kaum hörbare Schöpferhauch des Geistes, der über den Wassern brütet; es ist die Ruhe der Schwäche, die Ohnmacht des gebildeten Dilettantismus, der zwar Alles in edler Art anzufassen versteht, aber sich nicht zu steigern, nicht zu den höchsten Wirkungen emporzuraffen vermag. Der wahre dichterische Styl aber kennt nirgends ein unbedingtes Maß, er entnimmt es vielmehr jedesmal aus dem Gegenstande, er muß ein schlagendes Herz und hörbares Blutwärme besitzen, er muß sich den feinsten Sensationen und Uebergängen des Gedankens anschließen, er muß wachsen und anschwellen können.

St. Roche spielt in der letzten Hälfte des siebenzehnten, in der ersten des achtzehnten Jahrhunderts, in einer Zeit also, die ein reiches Bildungsleben getrieben hat, dessen Charakter aufs deutlichste aus der Literatur jener Tage erkannt werden kann und dessen Wirkungen theilweise noch heut zu Tage dauern. Hat die Verfasserin sich mit dem Geiste jener Zeit erfüllt, ist es ihr gelungen, ein wahrhaftiges und bedeutendes Charakterbild jener Epoche zu zeichnen? Nein, wir vermissen in diesem Roman durchaus die geschichtliche Spiegelung des Zeitalters,

das er schildert. Die Dichterin Godwie Castle's ist ein Weib, und wenn wir auch nicht mit Levin Schücking behaupten, daß die Frauen selbst zu sehr Gedichte seien, um eines machen zu können, so bleibt es doch gerade für sie, die subjectivsten Menschen, immer ein bedenklicher Versuch, über ihr lyrisches Ich hinaus das allgemeine Weltbewegende, den Geist der Gesellschaft und Geschichte, poetisch wiederzugestalten. Es gibt, man verzeihe den Ausdruck, einen physiologischen Unterschied, ein Geschlecht auch der Geister; das Haus ist der Staat des Weibes, wie umgekehrt der Staat das Haus des Mannes. So erscheint es als etwas Charakteristisches an den Frauen, daß selbst diejenigen unter ihnen, denen eine dichterische Berechtigung nicht abgesprochen werden kann, die Weltgeschichte doch mehr nur mit einem gewissen Hausgefühle ansehen, daß sie sentimental werden und sich bei einem weichlichen Optimismus beruhigen, statt zum Verständniß der originalen Grundgedanken einer Zeit, zu einer intuitiven Kritik der weltgeschichtlichen Bewegung zu gelangen. In dieser Rücksicht steht auch unsere Dichterin wohl der Bildung, keineswegs aber der Anlage nach über der gewöhnlichen Höhe ihres Geschlechtes. Wenn uns Frau von Paalzow die Augenblicke schildert, in denen jedes Weib eine Heilige, in denen Fennimor Mutter wird, dann ist sie ein Weib aus voller Seele und eine Dichterin dazu, die auch dem Natürlichen seine schöne Seite abzugewinnen und dieselbe mit dem keuschesten Pinsel, mit hinreißender Zartheit darzustellen weiß. Wenn sie aber, wie sie wirklich einmal thut, daran geht, die Epoche Ludwig's des Vierzehnten aus den Momenten ihrer unmittelbaren Vergangenheit zu erklären, dann, mit den Nibelungen zu reden,

„Dann ist auch sie nicht stärker, als wie ein ander Weib."

Und alsdann wird sie langweilig, schwächlich, trivial. Frau von Paalzow hat das Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten nicht begriffen, aber dafür dem Helden desselben als einem ritterlichen Fürsten und großen König eine schwärmerische Huldigung gewidmet. Dieser schwärmerische Cultus hat etwas unendlich Komisches . . . . . Er hat Glück gehabt, dieser Ludwig; er traf als Jüngling mit der gesammelten Kraft eines mächtigen Staats in eine schwächliche Zeit, mit großen Freunden — Feldherren und Staatsmännern aus der Schule Richelieu's und der Fronde — auf kleine Gegner. Jedoch den Ehrennamen eines großen Königs, oder auch nur eines Geistes, der seine Zeit begreift, wird man demjenigen wohl für alle Zeit verweigern müssen, dessen Hand das Edict von Nantes unterschrieb! Selbst diejenige Classe der Gesellschaft, an der unsere Dichterin mit sichtbarer Vorliebe hängt, die hohe Aristokratie des alten Frankreichs, ist gerade durch Ludwig den Vierzehnten in den Grund und Boden verdorben worden. Sie war etwas, diese Aristokratie, noch unter Franz dem Ersten und Heinrich dem Vierten; Ludwig der Vierzehnte aber dämpfte den Heldengeist der alten Geschlechter durch ein byzantinisches Hofceremoniel, er verwandelte die stolze Pairschaft seines Reiches in ein Lakaienthum höheren Ranges, in eine Kammerherrenkaste. Auf diesen Standpunct reducirt, vertrat der Adel kein eigenthümliches Moment des französischen Lebens mehr, und er hätte sich rasch genug, vielleicht selbst ohne Revolution, in die allgemeine Gesellschaft verflüchtigen müssen. In des Königs Planen hat freilich dies so wenig, wie viele andere Folgen seiner Herrschaft, gelegen; jedoch das ist eben der tiefsinnige Humor des Geistes in der Geschichte, daß er die Individuen mit ihrer kleinen Absicht anscheinend gewähren läßt, plötz-

lich aber die gewollten Resultate lachend in ihr gerades Gegentheil verkehrt!

Die Verfasserin hat das Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten nicht begriffen; sie hat es auch poetisch nicht wiedergeboren. Wir kommen eigentlich in diesem ganzen Roman nicht jenseit des Rheines; da ist nichts von dem glänzenden Esprit, der fabelhaften Lebensleichtigkeit, der geistreichen Frivolität, überhaupt nichts von dem geistigen Duft des Gesellschaftslebens jener Tage, einige Schilderungen von den Sitten und Festen des Hofes abgerechnet, wie man sie alle Tage ohne sonderliche Mühe aus den Memoiren jener Epoche zusammenlesen kann. Die gewaltige Nationalbewegung Frankreichs, die um jene Zeit einen Condé und Turenne, einen Colbert und Louvois, einen Corneille und Molière, einen Pascal und Larochefoucauld, einen Bossuet und Bourdaloue erzeugte, wirft keinerlei Streiflichter in den engen Kreis dieser Geschichte hinüber. Die Männer des Romans sind Deutsche; selbst Fenelon und Lesueur, obgleich in ihrer wahren geschichtlichen Gestalt durch den feinen Duft von anderthalb Jahrhundert noch so leicht erkennbar, haben ihre volksthümliche Herkunft verläugnen müssen. Und vollends die Frauen! Diese sanfte, nonnenhafte Gräfin d'Aubaine, diese anmuthige Lucile, diese muntere Margot, diese schwärmerische Elmerice, das sind alle zusammen keine Französinnen, am wenigsten Französinnen aus dem Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten; es sind Deutsche, Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts, zartfühlende und feingebildete Frauen aus den höheren Ständen Berlins. Fenimor ist unstreitig die poetisch vollendetste Gestalt des Romans, aber sie ist es wieder nur deßhalb, weil sie völlig frei und rein aus der deutschen Phantasie der Verfasserin entsprang, in deren Plan es nicht liegen konnte,

diesem lieblichen Naturkinde ein besonderes, außer ihr liegendes Relief zu geben.

Was bleibt uns demnach übrig von St. Roche? Die Chronik eines großen Hauses, die geheime Geschichte einer adeligen Familie. Diese Geschichte ist anziehend durch eine Spannung, die uns fortdauernd in Athem hält, anziehend durch den Duft einer milden, gebildeten Weltanschauung, der über dem Ganzen liegt, anziehend endlich durch den weltmännisch leichten und klaren Fluß der Erzählung; allein indem wir das Buch aus der Hand legen, sind wir nicht gewachsen; wir fühlen uns um nichts größer, reicher, freier geworden. Dessen ungeachtet fällt es uns nicht ein, das schöne Talent der Verfasserin mit der geistlosen Schar unserer gewöhnlichen Schriftstellerinnen zu verwechseln; ja, wir würden vielleicht weniger streng gegen sie gewesen sein, wenn nicht St. Roche sofort nach seinem Erscheinen eine zweite Ausgabe nöthig gemacht hätte, während Romane von so hoher künstlerischer Berechtigung, wie Immermann's Münchhausen und König's hohe Braut, vergebens über den Kreis der Exclusiven in die große Lesermasse der Nation durchzudringen versuchen. Es ist das ein trauriges Zeichen der Zeit; die Kritik kann es nicht ändern, aber sie soll wenigstens ihrerseits nicht durch Schweigen, sondern durch offenes Zurechtweisen sich gegen eine Verwechselung dessen, was man gebildete Unterhaltung nennt, mit höherer Poesie protestiren.

Bei Weitem vollendeter und tiefer als St. Roche, was die Schilderungen der allgemeinen Weltverhältnisse, über denen der Roman sich bewegt, betrifft, ist Auerbach's Dichter und Kaufmann. Der Dichter des Spinoza führt

uns auch hier wieder in die geschlossene, abgesonderte Welt des Judenthums, die jedoch von dem allgemeinen Geist des Zeitalters, in welchem die Dichtung spielt, vielfach durchweht, ja, in eigenthümlicher Weise ergriffen und geschüttelt wird. Ein Culturgemälde rollt auf: die dämmernde Morgenröthe unserer großen Zeit, die Bildungsbewegung des deutschen Gedankens um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in ihrer besondern Beziehung zu dem Judenthum jener Tage.

Wir treten in eine schlesische Judenfamilie. Moses Kuh, ein israelitischer Kaufmann zu Breslau, ein Mann mit allen besseren Zügen seines Volks, ist das Stammhaupt dieser Familie, deren Geist sich in seinen vier Söhnen, Chajem, Mayer, Nathan und Ephraim, so wie in seiner Tochter Veilchen zu mannigfaltigen Charaktergestaltungen entgliedert. Gleich an der Schwelle des Gedichtes treten uns die verschiedensten Richtungen des Judenthums personificirt entgegen: die alte starrgläubige Orthodoxie und der neue freigeistige Rationalismus, die stolze Messiashoffnung, die noch alle Tage auf den Gott des auserwählten Volkes harrt, und die kluge Apostasie, die zum Christenthume überwendet, der niedere Schachergeist und der gerechte Zorn des edleren Juden, der, auf den Grundlagen gleicher Bildung fußend, als ein Ebenbürtiger seinen Antheil an den Gütern der Gesellschaft, an dem allgemeinen Staats- und Nationenleben fordert. Ihren Brennpunct finden diese Widersprüche in dem jüngsten Sohne des Hauses, einem Knaben von vielversprechender Anlage, der ein weiches, reizbares Gemüth, eine feische Bildungslust, eine erregbare Phantasie mit den Auffassungen eines kühlen und scharfen Verstandes verbindet. Ephraim besitzt Talent, aber es fehlt ihm der ernste und besonnene Wille, der erst Charaktere höheren

Styles bildet, — eine glückliche Natur, wenn das Leben ihr im Voraus harmonische Verhältnisse angebahnt hätte, eine unglückliche, wenn sie, unter dem Fluch eines schlimmen Sterns geboren, alle Tage die rauhe Aufforderung hören muß, sich selbst durch freie That ein Reich zu gründen, in welchem sie Herr und König zu sein vermögen.

Es liegt etwas Tragisches in dem Loose der Juden. Der älteste geschichtliche Mensch irrt ohne Heimat umher, ein Volksthum, dessen Wiege an den heiligen Strömen des Paradieses stand, findet sich durch ein geheiligtes Vorurtheil überall geächtet. In den weiten Ländern der Erde, diesem Baum kann der Einzelne nicht entgehen, aber er kann ihn dennoch, wie jedes bloß geschichtliche Menschliche, wenn es stark ist, in seiner Person überwinden. Für ein kräftiges und hochherziges Gemüth gibt es hier nur zwei Wege: entweder treu bei dem alten Volk und Glauben, wenn dies seiner Ueberzeugung zusagt, zu verharren und jeder äußerlichen Schmach und Noth den Heldenmuth des Entsagens, die Befriedigung des religiösen Bewußtseins entgegen zu setzen, oder, wenn dies, wie uns scheint, auf dem Standpunct einer reiferen Einsicht zur Unmöglichkeit wird, sich mit einer kühnen That völlig loszureißen von der Vergangenheit, ein neuer Mensch zu werden und in sittlicher Sichselbstbestimmung die Lust, die Kraft, die Heiligung des Lebens wiederzufinden. Dazu gehört jedoch vor allen Dingen Ernst und Muth, die Schwungkraft einer starken Seele. Wenn Ephraim diese überhaupt jemals besaß, so legen doch früh schon unselige Umstände in sein Gemüth den Keim einer Zerrissenheit, die es zu frischer Daseinsfreude nicht kommen läßt. Ein polnischer Talmudist, der Rabbi Chananel, der unter dem Mantel strenger Altgläubigkeit den vollen Unglauben an die alten Satzungen und Formen des Juden-

thums verbirgt, ſtreut die wucheriſche Saat ſeiner Zweifel und Spöttereien in die Seele des Knaben, ehe dieſe noch Zeit gehabt hat, irgend ein Poſitives mit erſter Liebe zu umfangen. Ihm begegnet das Unglücklichſte: die Skepſis kommt vor dem Glauben, ſtatt daß im gewöhnlichen Entwickelungsgang der Glaube gewiſſer Maßen das wohnliche Vaterhaus des jugendlichen Menſchen iſt, aus welchem er durch die Durchgangsthore der Skepſis in die unbegränzte Welt hinübertritt und in dieſer dann einen neuen Bund mit Gott errichtet. Der alte Volkshaß gegen das Judenthum macht ſich auch Ephraim in empörender Weiſe bemerkbar; ſein Vater Moſes wird in dem Augenblick, wo er als jüdiſcher Hausvater die größte Erinnerung ſeiner Nation im Oſtermahle feiert, von einem wüthenden Pöbel des Chriſtenmordes beſchuldigt, mißhandelt, ins Gefängniß geſchleppt und dieſer Haft, die den letzten Muth des Greiſes knickt, erſt nach Jahresfriſt entledigt. So entſteht ein finſterer Lebensüberdruß in Ephraim, ein verhaltenes Grollen; er will ſich nicht trennen von dem Martyrerloose ſeines Stammes und muß ſich doch mit ſeiner Einſicht geſtehen, daß die Geſchichte den jüdiſchen Standpunct längſt überwunden habe und daß deſſen Hoffnung eigentlich eine Täuſchung ſei, da es ja keinen Volksgott, ſondern nur einen Weltgott gibt und die Welt dieſen nicht erſt erwartet, ſondern freudig nur in ihm und durch ihn vom Anbeginn der Tage her beſteht. Dieſen erſten und größten Widerſpruch ſeines Lebens verſchärfen andere, untergeordnete zu voller Bitterkeit: die gemeine, einem poetiſchen Gemüth doppelt empfindliche Noth des Unterhalts, der craſſe Widerſtreit des Schachergeiſtes mit allen höhern, menſchlich freien Intentionen. Ein falſcher Freund Trevirano, eine ausgebrannte Spieler- und Wüſtlingsſeele, deſſen gewandte Frivolität dem unerfahrnen

Ephraim imponirt, vollendet dessen Zerrissenheit, indem er ihm das Letzte und Unersetzliche raubt: die sittliche Reinheit des Herzens. Das Bewußtsein der Welteitelkeit, das einmal nothwendig Jedem kommen muß, schlägt bei unserm Helden allmählich in eine verknöcherte Ironie, in eine wahre Essigsäure des Gemüthes um, statt daß er sich spielend mit den göttlichen Schwingen des Humors darüber erhöbe. Und wie er in der Bewegung des Lebens selbst sich nirgend als eine entschlossene große praktische Natur durch festen Willensernst bewährt, sondern höchstens einzelne verpuffende Aufwallungen und Stimmungen hat, so bringt er auch als Denker über die bloße Reflexion nirgends zu einer wahrhaft speculativen Bewältigung der Begriffe, zu einer innerlichen Versöhnung der Widersprüche empor. Es ist aber das der Fluch der Reflexion und des einseitigen Verstandes, den schon Jean Paul treffend einen Gotteslängner genannt hat, daß er über dem einzelnen Nichtigen den vernünftigen Zusammenhang des Ganzen vergißt, daß er nur mit dürren Verneinungen spielt und dem großen Wirken des Göttlichen in der Welt nur einen kahlen Widerspruch entgegenzusetzen vermag.

Auf diesem Puncte sind wir eigentlich mit Ephraim fertig; sein Leben ist ein Leben ohne Idee, ohne Einheit, ohne Mittelpunct, ein Leben, welches allerdings noch einzelne Entwickelungen und Verhängnisse durchzumachen hat, die jedoch im Grunde nur als die thatsächlichen Tautologieen dieser einen Grundirrung erscheinen. Verfolgen wir gleichwohl sein Schicksal. Ephraim geht nach Berlin, eine neue Sphäre der Bildung und Gesellschaft geht vor seinem Auge auf, Frauen und Männer, Dichter und Forscher, Maimon, Lessing, Moses Mendelssohn streifen unserm Helden vorüber. Solche Bekannte müßten auf

ein kräftiges und bildungsfrohes Gemüth aufs kräftigste und bildungsreichste wirken; sie wecken auch in Ephraim allerlei knospende Gedanken und einen gewissen Dilettantenstolz, allein der beste Segen, den man aus dem Umgang mit großen Geistern schöpft, der erfrischte Muth zu eigener Geistesanstrengung will ihm nicht kommen. Und doch steht er in dieser Zeit der Wehen, wo der deutsche Gedanke aus den schwerfälligsten Verhüllungen sich erst zu freier Schönheit zu entpuppen trachtete, nicht ohne Interesse, ja, selbst nicht ohne Talent; aber er bringt es auch in der Kunst zu keiner echten Schöpferthat, weil ihm eben die Intuition, die strömende Unmittelbarkeit, die sorglose Hingebung des Dichtermenschen fehlt, aus dessen Brust, wenn er die Sonne über den Hügeln kommen sieht, ein jubelndes Lerchenlied emporsteigt, ein trunkener Hymnus über die göttliche Schönheit der Welt. Reizende Frauengestalten, Rosa, eine Heilige der Liebe, Philippine, die verkörperte gesellige Anmuth, Recha, Moses Mendelssohn's herrliche Schwester, ein Weib voll des anziehendsten Geistesstolzes, gehen an Ephraim vorüber, alle nicht ohne Anflug einiger Neigung; jedoch auch hier bewährt sich der Fluch der Reflexion, der die Liebe wie die Poesie gleichmäßig ausschließt, an unserm Helden, daß er die unmittelbare schöne Menschheit dieser Wesen nicht begreift, daß er sie modeln, corrigiren, erziehen möchte, statt das geheimnißvolle Spiel ihrer Seeleneigenthümlichkeit heiter hinzunehmen, statt sie anzuerkennen in der edeln Berechtigung ihrer Natur. Immer größer und jugendlicher wird allmählich die Zeit, Ephraim schrumpft immer älter und kleiner zusammen. Nach Lessing, der nur der Vorläufer gewesen, soll ein Größerer kommen, ein junger König der deutschen Geisteswelt, ein dichterischer Messias .... Göthe tritt auf: „mit feuchten Blicken

und zitternden Pulsen verschlingt Ephraim die Leiden des jungen Werther; er ist schon so alt, weit über die Jünglingsjahre hinaus, und doch ist ihm jedes Wort, jeder Hauch aus der Seele gestohlen; es ist ihm, als würden ihm seine ureigensten Lebensideen und Schicksale entwendet und größer, tiefer vor die Augen der Welt und dann wieder verzerrt in fremde Beziehungen gesetzt; er zürnt dem Dichter, der ihm dies alles geraubt, er, nur er selber darf vor der Welt den Verband von seinen Wunden reißen und verbluten, oder frisch auferstehen mit dem Lorbeer gekrönt. Bald aber steigt er von dem Buchinteresse zu dem Meinmenschlichen hinauf; da verdoppeln sich die Schläge seines Herzens, alle die Muskeln seines Antlitzes sind gespannt, und jede Sylbe zittert auf ihren nach; er dankt dem Dichtergeist, der in weiter Ferne ihm all die leisesten Zuckungen seines Gemüths vorempfunden hat; als ob ihm nach und nach die Kehle zugeschnürt würde, lies't er weiter bis zum Schlusse, und mit einem tiefen Seufzer schlägt er das Buch zu: er hat seinen Doppelgänger gesehen, er muß sterben. — Allein nein, Ephraim stirbt nicht, dieses plötzliche Zusammenfahren und Stillestehen des Herzens in einem großen, gewaltigen Schmerz wäre ein zu heroischer Schluß eines so schwächlichen Lebens, — Ephraim wird wahnsinnig. Er hat den Sonnenbrand im Hirn; die müde Seele ist ausgeflogen und flattert nur zuweilen mit schrillem Angstgeschrei um die unflügge Gedankenbrut des verlassenen Nestes. Von der wärmsten Liebe seiner Familie, in die er endlich lebenssatt von seinen Irrfahrten zurückgekehrt ist, gepflegt, schlägt er genesen noch einmal die Augen auf, um den großen Völkermorgen, dessen Glorie über Europa hereinbricht, zu schauen. Allein das jubelnde Entzücken, mit dem der kranke Greis

die ersten Strahlen dieses Morgens, der all die Tausend gebrochenen Hoffnungen seines Lebens wahrmachen soll, begrüßt, ist ebenfalls wieder nicht die rechte Begeisterung, die klare Simeonsfreude des Denkers, der ein junges Weltalter emporwachsen sieht, die heilige Ehrfurcht vor einer neuen Götterdämmerung der Geschichte, es ist der plebejische Haß, der, weil er selbst getreten worden, seine Freude hat, Andere und die Höchsten wiedergetreten zu sehen; es ist das Frohlocken jener flachen, nergelnden Art des Liberalismus, die zu keinem Volk, keinem Vaterland, keiner Geschichte schwört, die mehr Verstand hat als Vernunft, mehr Haß als Liebe. Und dann wird Ephraim still, sehr still; sein Leben lischt allmählich, leise aufflackernd, aus wie ein Licht, er ist endlich gestorben.

Kennt ihr diesen Menschen? diesen Charakter, zu schwach zum Leben und zu feige zum Sterben, bei dem das Mark der Menschheit, die lebendige Thatkraft, die frische Daseinsfreude aufgelockert ist in lauter Reflexion? der, statt Thaten zu thun, Monologe hält, der sein Leben lang vor dem Spiegel steht und mit seinem Ich Liebäugelei treibt, der mit allen Problemen nur spielt, um seinen Witz daran zu üben, der wohl über Nacht zuweilen ein heroisches Erröthen, ein prickelndes Thatengelüst bekommt, dessen Entschlossenheit jedoch sogleich von dem Blaß des Denkens angekränkelt wird? Er gehört zu den Prototypen des modernen Geschlechts, und euer größter Dichter hat ihn euch mit erschütternder Wahrheit in einem ewigen Gedichte gezeichnet. Es ist Hamlet, Hamlet der Däne — dieses typische Gesicht der Zeit, das unter so viel Verwandlungen auch noch heut zu Tage umherspukt und das uns auch hier wieder mit den wehmüthig gebrochenen Augen ansieht aus der bescheidenen Persönlichkeit des schlesischen Juden und deutschen Dich-

ters Ephraim Kuh. Es ist ein merkwürdiger Mensch, dieser Ephraim: kein Christ und kein Jude, kein Dichter und kein Philosoph, kein Tugendheld und kein Bösewicht, und doch von dem allem etwas, weich, stolz, träge, gutmüthig, selbstbetrügerisch, voll Aufwallung ohne Entschluß, voll Erregbarkeit ohne Energie, ein purer Dilettant, nicht allemal ohne Wahrheit, aber allemal ohne Kraft. Die Geschichte eines solchen Geistes muß nothwendig ein Trauerspiel werden, aber ein zahmes sechsactiges bürgerliches, kein heroisches, wo uns der Held in seinem Falle mit sich versöhnte. In der That wirft Ephraim, indem er über die Erde geht, keinen Schatten, er irrt ohne Heimat und Herd, ohne Weib und Kind umher, er scheitert überall im Leben, in der Liebe, in der Kunst; ja, es kommt ihm vor, als ob sich in ihm, dem Einzelmenschen, welcher Gott und das Glück überall sucht und nirgends findet, das Loos des Völkermenschen, zu dem er gehört, personificire. Allein das ist eitel Lug und nichts weiter. Jeder Mensch beginnt die ganze Weltgeschichte in sich von vorne an, und Ephraim wäre selig und frei, wenn er den wahren Willen besäße, der selig und frei macht.

Der Dichter des Spinoza hat uns dieses Leben und die Zeit, in der es spielt, mit erschütternder Wahrheit gezeichnet. Was ich oben sagte, daß jeder echte Roman im höhern Sinne ein geschichtlicher zu nennen sei, das findet sich in dieser Dichtung erfüllt; sie ist durchweht von der Luft ihres Jahrhunderts. Auerbach hat das scharfe Salz des Gedankens, eine Fülle ideeller Anschauungen und den festen, kecken Griff in die concrete Mitte des Lebens hinein, der die Erscheinung Stand zu halten zwingt. Sein Dichter und Kaufmann ist weniger ein Roman im gewohnten formellen Sinne zu nennen, als

vielmehr die Auseinanderbreitung eines ganzen Lebens, die dichterische Biographie eines dichterischen Menschen, oder, wie er selbst sagt, eine panoramenartige Darstellung. Diese Freiheit wollen wir dem Dichter nicht verkümmern, unser Tadel zielt anderswohin: er trifft die Person des Helden, als den Mittelpunct der Dichtung. — Man hat schon an Hamlet die vollkommene Passivität, die bloße Reflexionsthätigkeit des Helden getadelt. In der That gehört sich der ganze Shakespeare mit seinen wunderbaren Charakterbegründungen, es gehört sich die erhabene Skepsis des Gedichtes, die uns so verwandt berührt, dazu, um dem Stoffe ein Interesse bis zum Ende zu erhalten; Börne hatte Recht, Hamlet ist nicht Shakespeare's wunderbarstes Werk, aber Shakspeare ist nirgend wunderbarer, als im Hamlet. In höherm Maß trifft obiger Vorwurf Auerbach's Dichtung. Die Geschichte eines Charakters, der überall nur auf sich einwirken läßt, der aus der ganzen großen Weltbewegung seiner Zeit keine reichere Ausbeute, als einige dünne Epigramme trägt, die Geschichte eines solchen Charakters muß nothwendig in eine Monotonie und Interesselosigkeit verlaufen, die es zur poetischen Wirkung nicht kommen läßt. Auch empfinden wir das namentlich im zweiten Bande. Hätte dieser Charakter in einem andern der Dichtung sein poetisches Gegengewicht, statt daß er die eigentlich lebendigen Menschen, wie Lessing und Mendelssohn, nur als flüchtige Bekanntschaften streift, verhielte sich seine Geschichte nur als Episode eines größeren Romans, sie könnte eben so traurig verlaufen und würde uns dennoch unendlich tiefer bewegen, weil der einzelne Mißklang sich in der Harmonie des Ganzen auflösen und weil vielleicht an der Spitze des tragischen Eindrucks der Humor hervorbrechen würde, der poetische Heiland

der Welt? Das aber ist der Fehler: aus Auerbach's Dichtung bricht uns nirgend die Totalität eines unmittelbaren Menschen entgegen, vielmehr dieser Ephraim ist ein bloß zurückgeworfenes Spiegelbild, eine Marionette, eine Reflexionspuppe vom Wirbel bis zur Sohle. Unstreitig, es gibt solche Halbmenschen, aber wir vertragen ihre Erscheinung im Gedichte nicht unvermittelt, weil eben die Wirkung jedes echten Gedichtes eine wahrhaft befreiende sein und weil es uns das lebendige Weltganze, wenn auch nur in Bruchstücken, zur Anschauung bringen muß, Himmel und Erde in der Scherbe eines Spiegels. Existenzen wie dieser Ephraim, an denen nichts grün ist, die zu nichts kommen können, die aus dem Leben gehen, ohne eigentlich gelebt zu haben, sie schnüren uns den Athem zusammen, wie Stickluft; sie drücken unsere Brust, wie die Empfindung einer unheilbaren Krankheit. Das stolzeste Gefühl des Menschenherzens, der Glaube an die freie Persönlichkeit des Geistes, gegenüber Welt und Schicksal, wird uns durch sie verkümmert; wir können sie nicht lieben und nicht verachten, aber wir können vielmehr stellenweise in ihrem Leben Beides, bis wir sie zuletzt von Grund aus bemitleiden. Hat er wirklich, fragt der Leser, so gelebt und gelitten, dieser Ephraim, wie der Dichter ihn uns schildert? Aufrichtig, ich kenn es nicht sagen, ich habe seinen Namen nicht gekannt, ehe ich Auerbach's Dichtung gelesen. Es kommt aber darauf auch nicht an, da der Charakter in vollem Rechte seiner poetischen Wahrheit vor uns steht, und die äußerliche Treue der Portraitzeichnung nur bei den großen Persönlichkeiten, die ein Stück Weltgeschichte bedeuten, gefordert werden kann.

„Werther war der letzte Nachzügler des überspannten Minnethums; ein thatenloser und eingeengter Mensch sucht all sein Glück und seinen Lebenszweck in der Liebe, und weil die Liebe allein nicht befriedigen kann, ist er unglücklich, hat immer einen Fuß in der Luft und weiß nicht, wo er ihn hinsetzen soll. Weil wir uns nirgend hin frei bewegen können, uns nirgend in der Totalität unseres Wesens, sei es vom Weltganzen oder vom Staatsleben, frei getragen fühlen, suchen wir all das Heil unseres Daseins in einer Turteltauben-Idylle. Im griechischen Alterthum fehlte die Liebe auch nicht, aber sie saugte nicht alle Lebenskräfte des Jünglings auf: das Vaterland, die Freiheit, der Ruhm, die öffentlichen Unterredungen der Weisen und die öffentlichen Verhandlungen der Staatsangelegenheiten, dieses alles beschäftigte Herz und Kopf des jungen Mannes, hier konnte man nicht zu jener Raserei gelangen, zweier blauen oder braunen Augen wegen die Welt auf den Kopf stellen zu wollen, um Alles zu durchwühlen und zu verzerren." In dieser charakteristischen Aeußerung, die Auerbach seinem Ephraim als Urtheil über Werther's Leiden in den Mund legt, liegt die Geschichte des socialen Romans der Deutschen. Sie paßt vollkommen auch noch heute, denn auch noch heut zu Tage ist das volksthümliche Leben der Deutschen allein in der Literatur zu suchen. Ich habe oft gedacht, ob es möglich sei, zum Beispiel einen deutschen Pelham zu schreiben, und ich habe mir diese Frage immer mit Nein beantworten müssen. Ein öffentliches Leben lebt der Deutsche im Grunde nur einmal, als Student: da gilt Jeder, was er ist; die Individuen stehen sich keck und stolz wie auf der Mensur gegenüber, und es erfolgt ein scharfes, funkenschlagendes Reiben der Geister. Die Poesie eines solchen akademischen Vorfrüh-

lings kennt der Engländer, der Franzose nicht, aber wenn er fertig mit seiner Bildung ins Leben übergeht, welche entzückende Fernsicht thut sich vor ihm auf, welche langgestreckte Bahn eines ruhmvollen Strebens! Er kann ein Name der Geschichte werden, darum wird er's. Er tritt ins Parlament . . . . und wenn er seine Maiden speech hält und die greisen gewiegten Staatsmänner eines großen Volkes aufzuhorchen beginnen und allmählich, wie die Rede kühner strömt und sich zu umfassenderen Anschauungen erhöht, immer unruhiger auf ihren Bänken werden und immer freundlicher nicken, weil sie ahnen, daß das jugendlich geröthete Gesicht des Sprechers ein Talent, einen Charakter der Zukunft verbirgt, so ist das ein Augenblick herzschwellender Poesie, die stolzeste, süßeste, intensivste Stunde eines männlichen Lebens. Sie ist dem Manne das, was dem Weibe die Liebe. Ich glaube, wir haben nur deßhalb in Deutschland einen so schreienden Mangel an öffentlichen Charakteren und Ueberfluß an schlechten Schriftstellern zugleich, weil alle Geisteskraft sich dilettantisch auf die Literatur zu werfen gezwungen ist, weil unser Volksthum zu wenig Bewegung im Freien hat und deßhalb Blutstockungen und Hypochondrieen bekommt, weil der stolze, rasche Pulsschlag des geschichtlichen Lebens, wie er bei anderen Völkern voll und beflügelt schlägt, bei uns festgefangen ist in der starren Gliederung der Bureaukratie.

Auf der anderen Seite bedingt diese Scheu vor dem Oeffentlichen, diese fast nonnenhafte Weltabgeschiedenheit einen eigenthümlichen Vorzug. Der Deutsche, der als Volk in den Wettkämpfen der Geschichte so oft von seinen Nachbarn übervortheilt ward, der als Einzelner sich verlegen in großer Gesellschaft fühlt, der Deutsche ist in nahen Beziehungen der liebenswürdigste Mensch, und seine

Heimlichkeit geht zu Zweien oder Dreien in den reinsten Offenbarungen eines zarten Gemüthslebens auf. Der ganze Charakter deutscher Dichtung, wie er sich von der Reformation an bis heute entwickelt hat, ist lyrisch-episch. Darum haben wir keine Tragödie; selbst unsere größte, Faust, geht weit über deren Gränzen hinaus und ist im Grunde als ein Epos in dramatischer Form zu betrachten. Aber wir haben von den manessischen Liebessängern bis auf Uhland und Heine herab einen Schatz von Liebessagen und Liebesliedern, so herzinnig heimlich und holdselig, wie kein anderes Volk; unsere Dichter haben die Liebe zum Studium gemacht und ihre Geheimnisse in mannigfaltigen und tiefsinnigen Personificationen gefeiert. Heinse's Florbimona, eine verwegene Amazone voll der warmblutigsten Lebenslust, und Jean Paul's Liane, ein keusches Vestalenbild, weiß wie Marmor, aber nicht kalt, Schiller's Thekla, Kleist's Käthchen, Immermann's Lisbeth! Vor Allen jedoch erwies sich Göthe auch hierin groß und unvergleichlich. Wir besitzen in seinen Dichtungen eine Galerie von Frauenbildern, wo die Liebe, aus einer andern Natur hervorbrechend, jedesmal eine andere Geschichte durchläuft, aber immer als das individuellste Leben einen unergründlichen Zauber offenbart, die Zwillinge Gretchen und Klärchen, Dorothea, Ottilie, Iphigenie, endlich Mignon, des Harfenschlägers Töchterlein, die verklärte Psyche der Liebe, das ewige Weib selbst in der Knospe eines Kindes. Göthe war der Dichter der deutschen Liebe. Seine früheste literarische That, Werther, hat nicht deßhalb allein in den weitesten Kreisen so tief und hell gezündet, weil sie der erste glückliche Wurf in einer neuen Form, sondern weil Werther das deutsche Volk selbst war, das hier zum ersten Mal seine Herzensgeheimnisse im Spiegel der Dichtung erblickte. Auch hat

der Gedanke, der Werther's Leiden zu Grunde lag, der Kampf der Neigung mit der Sittlichkeit, dem Dichter keine Ruhe gelassen: vierzig Jahre später kehrt er in den Wahlverwandtschaften wieder. Nur geht der Strom der Dichtung in diesen breiter, tiefer, gelassener; man sieht, die ganze Entwickelung eines Künstlerlebens liegt dazwischen, unter dessen Herbstfrüchten sie der köstlichsten eine erscheinen. Und bis an die Stelle unseres Stillebens eine freiere geschichtliche Bewegung getreten sein und neue Formen der poetischen Literatur nothwendig gemacht haben wird, bis dahin wird die Lyrik und derjenige Roman, der die Conflicte des Herzens mit der Außenwelt behandelt, die Lieblingssphäre der deutschen Dichter bleiben; wir werden fortfahren, den Mond zu besingen und neue Werthers-Leiden in der gehörigen, durch das Zeitalter gebotenen Modification zu schreiben.

Die Novelle, zu deren Betrachtung wir uns wenden, die Mathildenhöhle von C. Reinhold, stammt aus der Schule Göthe's; es ist eine Liebesgeschichte, die ohne die vorausgegangenen Wahlverwandtschaften in dieser Form unmöglich gewesen wäre. Der Verfasser, dessen Namen als Poeten wir hier zum ersten Mal begegnen, verräth jedoch ein so schönes Talent, daß er, meinen wir, dem Meister selbst als Schüler würde willkommen gewesen sein. Der Graf von Morblad ist nach langen überseeischen Reisen nach Deutschland zurückgekehrt und hat sich in einer der schönsten Gegenden mit großen Gütern angekauft. Er ist ein weltgewandter Herr von offenem Sinne, großen Kenntnissen, freier Weltauffassung und ächter Humanität; desgleichen wird uns seine Tochter als ein Weib im höchsten Styl, als eine Natur voll Genialität, Würde und intensivem Leben, die mit dem Reichthum ihrer schönen Gaben über alle Verhältnisse

einen hochpoetischen Zauber auszugießen weiß, geschildert. In einer nahen Universitätsstadt lehrt Eduard, der Sohn des Pfarrers von Adlerstein, ein junger Mann, der früher als Knabe seinem pedantischen Vater entlaufen ist und es durch sein ritterliches Benehmen in mehren Schlachten bis zum Major gebracht, nach geschlossenem Frieden aber seinen Abschied nimmt und als schöpferischer Dilettant ein freies Weltbürgerleben führt. Auch Eduard tritt dem Leser als ein Bild schön entfalteter Männlichkeit entgegen; er ist vielfach, auch poetisch begabt, er steht in jener fruchtbarsten Entwickelung des Lebens, wo die flüssige Jugendlichkeit sich allmählich zu den festen Umrissen einer edeln und gediegenen Charakterkraft verfestet. Die jungen Gemüther erschließen sich rasch und innig zu einer ihr ganzes Leben erfüllenden Neigung an einander. Schon ist der Hochzeittag bestimmt, als plötzlich Gräfin Mathilde Ursache zu haben glaubt, an der Treue des Geliebten zu zweifeln, indem sie denselben in ein zweites Verhältniß mit ihrer jungen Cousine Emilie verwickelt wähnt. An sich wäre das nicht unnatürlich; die Liebe, als eine seelische Wahlverwandtschaft freier Individuen gedacht, ist der mannigfaltigsten Unterschiede und Steigerungen ins Unendliche hin fähig, so jedoch, daß, wenn einmal eine Neigung die äußere Grundlage sittlicher Verhältnisse geworden ist, jedes spätere Gefühl neben ihr nur eine untergeordnete und ganz secundäre Bedeutung ansprechen sollte. Hier ergibt sich denn für das Leben selbst, das nicht müde wird, uns alle Tage mit verhängnißvollen Begegnungen zu überraschen, so wie für seine Spiegelung im Gedichte ein unabsehliches Feld der Verwickelung. Diese Begegnungen .... man kann sie nicht abweisen, nicht leichtsinnig abthun, nicht ignoriren in ihrer unergründlichen Macht, und doch, wie schwer erscheint es

andererseits, welche Besonnenheit und geläuterte Kraft setzt es voraus, daß der freie Geist sich in seiner Herrschaft über die Natur allemal unbestritten behaupte! Charlotte hat es herrlich gesagt: Daß ein Moment in unserem Leben Epoche mache, dafür können wir nicht, aber daß er unser würdig sei, dafür können wir. Charaktere, in denen ein edler Sinn für das sittliche Maß zur freien Lebensgewohnheit verstärkte, werden auch hier ihren Adel unversehrt bewahren, sie werden sich aus allen Irrungen nur einen lichteren, göttlicheren Menschen zurück erobern, und vielleicht nur ein lächelnder Humor wird euch wie ein Siegesbote nach gewonnener Schlacht sagen, wie viele Kämpfe und Opfer es gekostet hat, ehe dieses Dasein sich in seiner schönen Beruhigung wiegte. Andere dagegen, in denen die Leidenschaftlichkeit des sinnlichen oder gemüthlichen Triebes die Kraft der sittlichen Beschränkung überwiegt, werden sich willenlos dem dunkeln Zauber einer Erscheinung, die in ihr Leben hinübergreift, ergeben, und vielleicht werden sie das äußerliche Ziel ihrer Sehnsucht erreichen. In diesem Augenblicke jedoch sind sie den Mächten der Natur unrettbar verfallen, sie haben einen Zwiespalt und damit den Keim einer unendlichen Zerrissenheit in ihr Wesen aufgenommen, und die Macht des Sittlichen wird sich an ihnen tragisch erfüllen. Darin liegt die tiefsinnige ethische Idee der Wahlverwandtschaften Göthe's, — Daß sich Eduard und Ottilie lieben, dafür können sie nicht; es ist eine Thatsache der Natur, das Wirken eines allgemeinen Weltgesetzes in ihren Herzen. Zur Sünde wird diese Liebe erst in dem Augenblick, wo sie als ein unbedingt Berechtigtes sich über die höchste sittliche Ordnung, die Ehe, hinwegsetzen möchte. In diesem Augenblick erreicht sie aber auch die Strafe, das Verhängniß. Ein Verhängniß gibt es überhaupt nur auf

dem Gebiete der Natur — im Reich der Sitte iſt Alles eine ſchöne Conſequenz der Sitte und der Freiheit. Ich weiß es wohl, dieſe Auffaſſung, die noch neuerlich Rötſcher in einer meiſterhaften Abhandlung vertheidigt hat, gilt in Deutſchland keineswegs als die allgemeine, vielmehr ſind die Wahlverwandtſchaften als ein verruchtes Buch, ja, gewiſſer Maßen als eine Apologie des Ehebruchs verketzert. Allein das beweiſ't nur, wie plump und handgreiflich ſich die Maſſe noch immer dem Dichter gegenüber verhält, und wie ſehr uns der feine freie Sinn der Griechen abgeht, die reine Intention des Genius unbefangen in der Verſchlungenheit ſeines Werkes zu erkennen.

Kommen wir jedoch zurück zu unſerer Novelle. Gräfin Mathilde faßt, da der Hochzeitstag ſchon feſtgeſetzt iſt, den Argwohn der Untreue gegen den ſchönen Geliebten, weil derſelbe ihr, was doch in dieſen hochgeſpannteſten Stunden der Sehnſucht ſo natürlich erſcheint, die letzten Tage her häufiger als gewöhnlich geſchrieben und in jedem ſeiner Briefe der jungen Couſine Emilie, auf deren Bekanntſchaft als eine anziehende Mathilde ſelbſt den Freund vorbereitete, wenn auch in durchaus leidenſchaftloſer Weiſe, gedacht hat. Vergebens ſtrebt der Graf, deſſen klares Auge ſich durchaus in der Unmöglichkeit befindet, die Zweifel ſeiner Tochter an Eduard's Charakter gerecht oder auch nur billig zu finden, das aufgeregte Gemüth zu beruhigen; der echte Liebesſchmerz ſpottet alles Troſtes, und das ſchöne Kind hat es ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, daß der falſche, aber jetzt nur noch heißer geliebte Freund einer Andern huldige. Er iſt ein Dichter, ſagt ſie, und ſeine Poeſie iſt der Spiegel ſeiner Seele; die leichteſte Bewegung auf dem Grunde zeigt ſich auch ſogleich auf der Oberfläche an. Seine Lieder

sind Zeugen für und wider ihn, in diesen kann er nicht lügen. O, die schönen, süßen, geliebten Lieder! Aber nun soll sie ihm glauben, daß außer ihr seinen reichen Geist sonst nichts mehr zu erregen vermöge, daß in diesem Einen Gefühle seine ganze innere Welt untergegangen sei? Wie der Graf, ein kluger, welterfahrener Mann, das Fehlschlagen seiner Trostbemühungen sieht, macht er Mathilden den Antrag eines weiteren Ausflugs, in der Hoffnung, daß die Eindrücke der Reise beruhigend auf das verstörte Gemüth der Tochter wirken und die Zustände der Liebenden in einer längeren Entfernung von einander sich klarer, schärfer, einer freundlichen Lösung zugänglicher herausstellen werden. Zugleich ladet er Emilien mit ihrer Tante, die auch Mathildens Tante ist, ein, auf dem Schlosse Adlerstein in seiner Abwesenheit Mathildens Stelle als oberste Verwalterin seiner Besitzungen zu vertreten, und stellt dabei dem lieblichen Kinde ein anmuthiges Sommernaturleben in der Nähe Eduard's, des jungen Dichters, in Aussicht. Eduard selbst, wie er seine zärtlichen Briefe unbeantwortet sieht, wie er sodann die Abreise Mathildens, ohne ein Wort des Abschieds an den Freund, gerade zu der Zeit, da sie sich für ewig verbinden sollen, erfährt, geräth in heftige Empörung; er liebt sie dennoch, die schöne Flüchtige; der Eindruck ihres herrlichen Bildes siegt über die äußeren Umstände, die gegen sie zu zeugen scheinen; er gießt die ganze Ebbe und Flut seiner Gefühle, den Schmerz eines männlichen liebenden Herzens in innige, seelenvolle Elegieen aus. Unterdessen ist Emilie erschienen. Wenn die Gräfin in ihrer hohen, freien Art, in ihrem eigenthümlichen Gefühle verlorene Lebenslagen zu entfalten und zu beherrschen, in der ganzen Anlage ihres genialen Geistes etwas Hinreißendes hat, so erscheint dagegen Emilie als

eine ganz und gar zu holdem Hingeben geborne Weiblichkeit. Mathilde iſt eine vollaufgeblühte Centifolie, die uns berauſcht und entzückt, Emilie ein ſchüchternes Veilchen, das ſich vor dem Sonnenblick verſteckt, aber ſein Blumenleben im Stillen eben gut in ſüßen Düften aushaucht. Dieſer Verſchiedenheit der Naturen entſpricht auch ihre Wirkung auf Eduard's Gemüth. Eduard fühlt ſich wohlthuend angezogen von dem ſinnigen Weſen Emiliens: ſie hat dazu den Reiz des Unentwickelten, Schutz, Belehrung, Hingebung Suchenden, — eine gefahrvolle Lage für einen Mann, weil ſich in der unſchuldigſten Befriedigung dieſes Bedürfniſſes ſo leicht eine liebliche Vertraulichkeit, die Vorbotin der Liebe ſelbſt, einſchleicht. Gleichwohl empfindet Eduard im Anfang ſein Verhältniß durchaus nicht als ein individuelles, er ſieht vielmehr in Emilien fortdauernd nur eine Stellvertreterin Mathildens, gleichſam ein einſeitig aufgefaßtes Jugendbild derſelben, das nicht an und für ſich, ſondern nur der ſüßen Beziehung nach ſeine Theilnahme in Anſpruch nimmt. Emilie ihrerſeits liebt den Freund, in deſſen geiſtvoller und energiſcher Männlichkeit ſie ein Ideal ihrer Seele erfüllt ſieht, wirklich und wahrhaft mit aller Zurückhaltung, aber auch mit allem Feuer einer erſten jungfräulichen Empfindung. Wie ſich nun die Verhältniſſe allmählich immer mehr verwirren, wie die holde Gegenwart muthwillig ihre Rechte übt und Mathildens Bild in der Seele des Freundes, wenn auch nicht erliſcht, doch erbleicht; wie die beiden Liebenden ſich ſuchen und fliehen, bis zuletzt die Binde fällt: dieſes ganze Spiel wechſelvoller Begegnungen, dieſe hochpoetiſche Situation iſt von dem Dichter durchaus novellenartig und mit glücklicher Meiſterſchaft zu einer Reihe der mannigfaltigſten Scenen ausgeſponnen worden.

Mathilde ist unterdessen, romantisch genug, in der Tracht eines fremden jungen Malers und mit dem Entschlusse zurückgekehrt, mit eigenen Augen die Verwickelung zu übersehen und, wie es komme, entweder zu entsagen oder den geliebten Flüchtling fester, ja, ewig an sich zu binden. Auf geheimen Wegen umschwebt sie das Paar wie sein Schatten, und bald entfaltet sich das ganze Geheimniß klar vor ihrem offenen Auge. Sie sieht, daß Emiliens Liebe zu Eduard nur die allgemeine Wirkung der ersten gediegenen Männlichkeit sei, die ihren Schatten in das Traumleben des Kindes warf, das früheste blinde, im Dunkeln umhersuchende Liebebedürfen der Jungfrau; sie sieht, daß auch Eduard's Neigung zu Emilien nur als eine leichte Lebensnovelle erscheint, die auf der Oberfläche seiner Seele flüchtig vorübergaukelt, während sie selbst, Mathilde, in der einsamen Nacht seines Herzens wie eine Göttin auf dem Throne sitzt und die ganze Tiefe seines Wesens zu unvergänglicher Sehnsucht entflammt. Sie faßt ihre Entschlüsse rasch, und diese gelingen ihr besonders bei Emilien. Das sinnige, nachdenkliche Kind wendet sich, nachdem sie den jungen Maler kennen gelernt hat, erkältet von Eduard ab, ja, das seltsame Interesse, das sie von Anfang an für die verkappte Mathilde, deren keckes, geistreiches Walten ihr imponirt, empfand, schlägt allmählich in eine neue, wirkliche Liebe um. Ich halte diesen Zug des Dichters, der gegen eine ewige Naturordnung angeht, für einen Fehler; denn es treibt in diesen Dingen ein schalkhafter Instinct sein muthwilliges Spiel: Achill bleibt ein Mann, auch im Frauengewande, und als er Ulyß mit den blitzenden Waffen sieht, wirft er den Spinnrocken lachend bei Seite. Noch rascher kommt Eduard zur Selbsterkenntniß; er hat Emilien eigentlich nie geliebt; er hat schon

nach ihrem erſten Kuſſe lächelnd in ſich hinein geſagt: ſie iſt doch noch nicht reif, im Angedenken jenes anderen erſten Kuſſes, den ihm Mathilde gegeben und in welchem ſie die ganze mächtige Gluth ihrer liebedurſtigen und liebeſtarken Seele dem Freunde enthüllte. So erſcheint eine allſeitige Verſöhnung nah und natürlich. Statt aber dieſe nun einfach eintreten zu laſſen, gefällt ſich der Dichter darin, ſie auf weiten Umwegen und in phantaſtiſcher Form herbeizuführen. Eduard ſieht Mathilden erſt am Hochzeittage ſelbſt in einer von ihm entdeckten Gebirgshöhle wieder, die zum Hochzeitſaale dient und in der Mathilde plötzlich, auf einem Vorſprunge ſtehend, von magiſcher Beleuchtung wie eine Herrſcherin der Unterwelt umfloſſen erſcheint, um dem erſtaunten Eduard wie eine Mährchenprinzeß in die Arme zu fallen. Das iſt falſcher Glanz, eitler Nimbus; die Liebe bedarf zur höchſten poetiſchen Wirkung keines andern Glorienſcheins, als den ſie ſich ſelber gibt. Damit denn auch der doppelt enttäuſchten Emilie einiger Erſatz werde, ſo kommt plötzlich, „wie die Kataſtrophe in ſchlechten Komödien", eine dritte Liebſchaft, und ein neuer Bräutigam ſchneit unerwartet, wie ein Schneeflocken aus blauer Sommerluft, in die Geſchichte hinein.

Gleiche Ende und Anfang in dieſer Novelle der Mitte, ſie wäre vollkommen trefflich zu nennen. Es iſt zu viel Außenwerk und Nebenapparat darin, dagegen zu wenig Handlung, und in dieſer Handlung zu wenig innere Wahrheit. Die Liebesgeſchichte Eduard's und Emiliens in ihrem allmählichen Wachsthume iſt meiſterhaft gezeichnet; an Mathilden dagegen werden wir von Anfang irre. Daß ſie eiferſüchtig werden könne, wer wollte das bezweifeln! Sind doch gerade, wie der Graf ſehr richtig bemerkt, ſtarke Gemüther, die ein großes Talent zur Liebe haben,

dieſer Krankheit am meiſten ausgeſetzt. Daß ſie aber eiferſüchtig deßhalb wird, weil der Geliebte in der Woche vor der Hochzeit drei Mal, ſage: drei Mal, ſchreibt und in dieſen Briefen flüchtig und leidenſchaftlos eines dritten Weſens erwähnt, das iſt unbegreiflich; die Heldin erſcheint uns hier als eine capriciöſe Thörin. Nicht Eduard's iſt die Schuld, ſondern ihre; denn auch der unbegründete Zweifel an der Treue des Geliebten iſt ſchon ein Treubruch, zumal in der Seele eines Weibes. Nun aber hat uns der Dichter Mathilden als ein Weſen von hoher Einſicht, klarem Sinne und tiefem Gemüthe mit ſichtbarer Vorliebe geſchildert. Von Zweien alſo Eins: entweder der Charakter ſelbſt oder die Geſchichte dieſes Charakters iſt unwahr. Die moderne Novelle hat es aber nicht, wie ihre ältere Schweſter zu Zeiten Boccaccio's und Cervantes', mit dem Wunderbaren und Außerordentlichen, ſie hat es vielmehr mit dem ganz Natürlichen, Wahrſcheinlichen, Geſetzmäßigen, mit der ſchönen Wirklichkeit des Bildungslebens, wie es in und außer uns gegenwärtig ſteht, zu thun. Jene ältere Novelle war altepiſch, die Schweſter des Mährchens; ſie ſtand halb in einer wirklichen, halb in einer phantaſtiſchen Welt, deren Ordnungen ſie naiv genug mit bunter Laune durch einander würfelte. Ihr Gott iſt der Zufall, und die Menſchen ſind ihr Dinge; heut zu Tage aber ſind die Menſchen Perſonen, und der Zufall iſt aus der Welt. Dieſe ſelbſt aber iſt darum nicht weniger wunderbar geworden, weil ſich in allen ihren Organiſationen ewige Bildungsgeſetze ſpiegeln. Man ſehe zu: wie treibt es Göthe? Er haßt den Zufall, das Unerklärliche, Bizarre, aber er legt ſeine Motive in die äußerſte Meerestiefe des menſchlichen Gemüthes; er läßt die Leidenſchaft allmählich, langſam, ſicher wachſen, daß man einen rechten Glauben an ſie gewinnt,

indem man ihre Geneſis begreift. Auch ſage man nicht, die Novelle, ſo geſtellt, ſei Proſa. Vielmehr dadurch charakteriſirt ſich der echte Dichter, daß er dieſen Gränzpfad ſicher einzuhalten weiß, daß er von der Wirklichkeit nur das Schöne, den goldenen Flockenſchaum des Poetiſchen abſchöpft und das Gemeine, als den trüben Niederſchlag des Lebens, zu Boden ſinken läßt.

Wenn jedoch dem Verfaſſer nicht Alles auf den erſten Wurf, Vieles dagegen in ſchöner Vollendung gelang, ſo iſt uns das ein Grund, ihn freudig zu bewillkommen. Wir haben es in dieſem frühen Verſuche mit einem ganz entſchiedenen Talente zu thun, mit einer reifen und, wir ſetzen im Gegenſatz zu dem loſen Dilettantenthum ſo vieler Schriftſteller hinzu, mit einer gründlichen und mächtigen Bildung. Er hat etwas gelernt und geſehen, dieſer Dichter; er verſteht zu denken. Ja, dieſe Bildung täuſcht ihn zuweilen über den Umfang ſeiner Befugniſſe, indem er bei ſeiner Luſt am Entwickeln ſich in Analyſen verliert, die mehr das Gepräge intuitiver Kritiken, als poetiſcher Entfaltungen eines Charakters an ſich tragen. Auch die Diction iſt edel, klar, würdig und voll dichteriſchen Lebens. Nur mitunter verräth ſie die Schule noch zu ſehr, und wenn der Verfaſſer zum Beiſpiel den Grafen zu Mathilden ſagen läßt:

„Denn was iſt's am Ende? Deine Couſine, die freilich jünger iſt als Du, war unſerem Freunde ſeit längerer Zeit auf die vortheilhafteſte Weiſe angekündigt. Du ſelbſt hatteſt ihm das gute, anſpruchsloſe Kind, deſſen langſame, aber ſtetige Entwickelung Dir immer ſo viele Freude gemacht hat, ſo mannigfach und eindringlich gelobt, daß er in jedem Sinne begierig ſein mußte, ſie zu ſehen. Du haſt vielleicht ſogar zu viel gethan, und ihm im Intereſſe Deiner

jungen Freundin mehr versprochen, als er nun wirklich gefunden hat. Sie ist da, er hat sie gesehen, hat Dir freundlich über sie geschrieben. Aber nun fängst Du auf einmal an, ihm zu mißtrauen, als ob ein Mann so über Nacht seine ganze innere Welt umgestalten könnte."

wenn, sagen wir, der Graf so wohl stylisirte Ermahnungen hält, so wird uns ordentlich zu Muth, als sähen wir den alten Herrn von Weimar selbst, wie er, im Lehnstuhle sitzend, seinem Famulus ein Capitel aus Wilhelm Meister in die Feder dictirt. Unstreitig, man kann seine Schule nicht besser machen, als bei Göthe; aber jede Schule ist eben nur dafür da, daß man einmal aufhöre, Schüler zu sein.

Noch sind wir einem eigenthümlichen Vorzug dieser Novelle nicht gerecht geworden, wir meinen die schönen eingestreuten Lieder. Die Chorführer der romantischen Schule haben diesen Gebrauch eingeführt und — namentlich Tieck und Eichendorff — vieles Schöne, Anderes dagegen auch manches Unbedeutende und was sich, bei Licht besehen, nur als Interpolation ausnahm, geliefert. Hier aber entsprechen die Lieder vollkommen der poetischen Situation, die gerade in ihnen zum lebendigsten Ausdrucke reift, und so versteht sich ihre Berechtigung auf diese Stelle von selbst. Abgesehen davon, nehmen sie indeß auch ein allgemeineres Interesse in Anspruch, sie gefallen durch die süße Melodie ihres Flusses, durch ein eigenthümliches Antithesenspiel zarter Gedanken. Wie reizend sind die beiden folgenden Lieder, denen kein Leser das Lob einer schönen Vollendung versagen wird!

I.

Ach, ich denke,
Ach, ich senke
In ihr Bild mich Tag und Nacht!
Und kein Grüßen
Von der Süßen, —
O, ich hätt' es nicht gedacht!

Ach, ich schaue
Tief ins Blaue,
Bis mein Aug' voll Thränen steht.
Ach, ich lausche,
Ob es rausche,
Ob sie gleich mir ferne geht.

Vögeln, Düften,
Wolken, Lüften
Geb' ich mit den tiefsten Sinn;
Aber schweifen,
Aber streifen
Läßt Du sie an Dir dahin.

So versäumst Du,
So verträumst Du,
Was mir einzig Frieden gibt?
Fühlst im Herzen
Keine Schmerzen?
Hast so früh schon ausgeliebt?

II.

Durch die Auen schleich' ich hin,
Und das Auge schlag' ich nieder.
Was hast, vielbewegter Sinn,
Du dir eingebildet wieder?
Hattest du nicht Lust genug,
G'nug erträumten Schmerz,
Daß sich in der Sehnsucht Zug
Wieder stahl das Herz?

Ja, die Seele frühlingshell
Wieder einmal ausgelichtet,
Saß ich an der Jugend Quell,
Hatte rasch und viel gedichtet.
Und da kam das holde Kind
Und blieb vor mir stehn,
Ein Gespräch gab sich geschwind,
Keines mochte gehn.

Sie ließ von dem werthen Quell
Trinken mich aus goldner Schale,
Daß mein Aug wie ihres hell
Nur von Lust und Jugend strahle.
Und dazu die liebe Hand
Gab sie mir sogleich,
Aug' in Auge bald sich fand,
Arm in Arm sogleich.

Ich gab heim in Liedern ihr,
Was sie mir an Reiz gegeben;
Ohne des Gesanges Zier
Bleibe ja kein schönes Leben.
So in Liederketten schlang
Ich sie heimlich ein,
Und der Elfen Lachen klang
Rings aus Busch und Stein.

Und so tauchten wir waldein
In der Mährchen Lustgehege,
Liebe schleicht sich hinterdrein
Und verwischt die leichten Wege.
Hand in Hand gefesselt stehn
Wir verirrt jetzund,
Und kein Weg ist mehr zu gehn,
Als von Mund zu Mund.

Aber, ach! Du Röslein lieb,
Das ich freudig angesehen
Und ein freier Bursche blieb, —
Ach, wie ist mir nun geschehen!
Da ich an den Busen Dich
Drückte halb im Scherz,
Stach ein Dorn unsichtbar mich
Recht ins tiefste Herz!

Schöner Tag und schön're Nacht,
O, wie seid ihr bald verschwunden!
Sie ging fort und hat gelacht
Heimlich über meine Wunden.
Aus dem Walde schleich' ich fort;
Ach, der Pfad ist hell.
Doch die Seele weint noch dort
Nieder in den Quell.

Der Verfasser des Virey hat unsere Literatur in diesem Jahre mit neuen Land- und Seebildern unter dem Titel: Die deutsch-americanischen Wahlverwandtschaften, bereichert. Die Gegensätze des deutschen und des americanischen Lebens, ihr wechselseitiges Anziehen und Abstoßen zu schildern und sie sodann in einzelnen Individuen, den

Hauptcharakteren des Romans, sich dichterisch versöhnen zu lassen, das ist die weitgreifende Idee dieser Dichtung. Offenbar ein Vorwurf von gleichem Interesse für die Bürger beider Hemisphären, und der neben dem bloß poetischen Genuß auch dem Kenner und Beobachter des Völkerlebens Stoff und Anlaß zu den ernsthaftesten Parallelen geben kann. Hier in Deutschland ein altes Volk in festen Wohnsitzen, eine hohe, in Jahrtausenden langsam entfaltete Cultur, eine in allen Formen des Staates und der Kirche entwickelte Gesellschaft, feste Zustände, eher zu viel Stagnation als überflüssige Bewegung, und daraus hervorgegangen eine gewisse weltabgewandte Innerlichkeit des Volksgemüthes, ein sehnsüchtiger Cultus der Schönheit, eine luxuriöse Poesie der Sitten, — dort ein jugendliches Volk in harter Arbeit mit der ersten Nothdurft des Lebens, seine Hütten im Urwald zimmernd, seinen Pflug in eine jungfräuliche Erde setzend, Alles noch flüssig und drängend zu einer festen, gegliederten Organisation, Alles erst im Werden und Wachsen, gleichsam in einer ersten Infusoriengährung des geschichtlichen Lebens begriffen! Die Leidenschaft des Deutschen, des Europäers überhaupt ist Schönheit; diese verlangt er selbst von den Bewegungen der Geschichte, daher unserer Literatur und Gesellschaft ein aristokratisches Element eingeboren ist und es für immer bleiben wird. Aber die Leidenschaft des Americaners ist die Freiheit. Der Americaner von heute ist zu sehr ein bloß vorläufiger Mensch, um eine wahrhaft schöne Literatur zu erschaffen; es fehlt ihm dazu an Ruhe und Beschränkung; wenn aber America über seine Lehr- und Wanderjahre hinaus ist, alsdann wird, glaub' ich, jenseit des Oceans eine neue, eine zehnte Muse erstehen, größer und lebenskräftiger, als die neun alten Europa's.

In wie fern es dem Verfasser gelungen sei, jene Gegensätze poetisch zu versöhnen und so den Gedanken seiner Dichtung zu erfüllen, darüber wäre jedes Urtheil voreilig, da der Roman im Augenblick, wo ich dieses schreibe, erst bis zum vierten Bande gelangt ist und seiner Anlage nach leicht auf die doppelte Anzahl berechnet sein könnte. Jedoch der Dichterberuf des Verfassers, seine Stellung in der Literatur, die Schärfe seines poetischen Rüstzeugs, das alles läßt sich schon jetzt aus den früheren Dichtungen und den ersten Bänden der vorliegenden erkennen. Wie Ferdinand Freiligrath unter den Lyrikern, so steht der Verfasser des Virey unter den Romandichtern der Gegenwart als eine durchaus vereinzelte Erscheinung, fremdartig und originel in seinen Vorzügen wie seinen Schwächen. Man weiß nicht, darf man diese Beiden mit gutem Recht zu Deutschland rechnen — so exotisch sind sie —, und doch muß man dem Volke Glück wünschen, das sie selbst mit ihren Fehlern sein eigen nennt. Wie Ferdinand Freiligrath nicht bloß in Kleinigkeiten des Styls, im häufigen Gebrauch der Inversion und in dem Einleiten des Gedankens durch Interjectionen, sondern innerlichst in der ganzen brillanten Art seiner dichterischen Auffassung eine nahe Wahlverwandtschaft zur romantischen Lyrik der jetzigen Franzosen bewährt, so geht auch durch die ganze Erscheinung unseres Romandichters ein fremdartiger Zug, bis auf die letzte Falte des Styls, in welchem sich zum Beispiel der Einfluß der kurzen Satzverbindung des Englischen entschieden nachweisen läßt. Wie Ferdinand Freiligrath vorzugsweise die Erscheinungen eines fremden Natur- und Völkerlebens zum Gegenstande seiner Poesieen wählt und sich darin auszeichnet, daß er diese Erscheinungen mit der Intuition eines Naturmenschen, mit dem Auge eines Indianers

aufzufassen und in plastischer Sinnlichkeit wiederzugeben weiß, während der abgeschwächte Bildersinn so vieler Anderen sich nur in einem Kreise herkömmlicher Traditionen bewegt; — so verlegt auch der Dichter des Virey seine Schilderungen in eine fremde Welt, und der eigenthümliche Reiz, den sie schon dadurch erhalten, wird erhöht durch ihre außerordentliche Naturwahrheit und sinnliche Frische. Gleichviel, was er malt, einen Seesturm des atlantischen Oceans, einen Sommermorgen am Hudson, eine Frühlingslandschaft des Zürcher-Sees, eine häusliche Scene aus dem Leben der alten holländischen Familien New-Yorks, oder eine Novelle aus dem Badeleben von Saratoga, überall dasselbe gesättigte warme Colorit, derselbe festbegränzte Umriß, die höchste concrete Bestimmtheit, daß ihr euch sagen müßt: diese Landschaften sind wahr, obgleich wir sie nie gesehen; diese Menschen sind keine Geschöpfe eines impotenten Idealismus, sondern aus dem Strome der Gegenwart gegriffen, lebendigen Fleisches und Blutes! Wir Deutschen könnten etwas lernen von diesem Americaner:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt,
Doch wo ihr's packt, da ist es interessant!

Nur fürchte ich, galt dieser Rath mehr dem Menschen als dem Dichter, denn das Interessante als solches ist noch immer in der Region der Prosa, nur das Schöne ist poetisch. Und wenn auch die Kunst nur als eine ideelle Spiegelung des Lebens, wie es ist, begriffen werden muß, so ist darum noch nicht alles, was ist, Gegenstand künstlerischer Darstellung, vielmehr die Poesie setzt gewöhnlich viele Beziehungen des prosaischen Menschen als abgethan und völlig indifferent voraus. In

dieſer Beziehung ſteht unſer Kunſtſinn hoch über dem der Franzoſen und Engländer. Und in dieſer Beziehung könnte auch der Americaner etwas lernen von dem Deutſchen. Es fehlt dem Verfaſſer des Virey an der höheren Einſicht in die innere Oekonomie eines Kunſtwerks, es fehlt ihm das feine Maß und jener Zartſinn, der das darzuſtellende Schöne der Wirklichkeit von dem Häßlichen und Trivialen ſichtet; es fehlt ihm das Bewußtſein, wie weit der Dichter gehen darf, es fehlt ihm mit Einem Wort jene künſtleriſche Durchbildung, die zur höchſten Wirkung genau ſo nothwendig iſt, wie das Talent ſelbſt. Dieſes Talent iſt freilich außerordentlich; wir unterrichten uns in ſeinen Darſtellungen weit tiefer, unmittelbarer und lebendiger über die innerſten Familiengeheimniſſe des americaniſchen Lebens, als dieſes ſelbſt aus den gründlichſten Monographieen geſchehen könnte. Nur iſt Belehrung nicht gerade Zweck der Kunſt. Und wenn uns der Verfaſſer einen newyorker Dandy zeigt, wie er ſein Geſicht mit allerlei Salben beſtreicht, um eine weiche weiße Farbe zu erhalten, wenn er uns zehn Seiten lang von der Anwendung jedes einzelnen dieſer Oele und Schönheitsmittel mit der Gewiſſenhaftigkeit eines Kammerdieners oder Parfumeriehändlers unterhält, ſo mag das intereſſant genug ſein als ein Beitrag zur Sittengeſchichte jener jungen Republikaner, aber es liegt ſicherlich jenſeit der Gränzen der Poeſie. Wenn der Verfaſſer ferner faſt einen ganzen Band mit der Schilderung einer Seereiſe, in welcher die Geſchichte ſelbſt ſo wenig wie die Charakterentwickelung des Helden einen Schritt vorwärts thut, anfüllt, ſo müſſen wir auch hier die ausgezeichnete Virtuoſität eines Marinemalers bewundern, geſtehen aber beſcheiden, daß wir das Verhältniß dieſer Schilderung zur Idee eines Romans, welcher die Wahl-

verwandtſchaften des deutſchen und des nordamericaniſchen Geiſtes darſtellen will, nicht begreifen. Oder bekommt der Deutſche vielleicht die Seekrankheit in anderer Art, als der Amerikaner? Ernſthaft geſprochen: Nicht die Reproduction des wirklichen Lebens, wie es in ſeiner proſaiſchen Breite da liegt, ſondern deſſen ideelle Verklärung iſt die Aufgabe des Dichters, und ewige Kunſtformen ſind nicht dazu da, als Rahmen jedes beliebige Bild zu umſchließen. Denn es gilt auch für die Kunſt, was geſchrieben ſteht: Man kann nicht zweien Herren dienen!

Ich hätte diese flüchtigen Blätter zur Presse gesandt, und saß mit einem Freunde auf dem Altan des Belvedere, welches die Stadt Aachen auf den Louisberg gebaut, in allerlei Gedanken nachlässig versunken. Hinter jenen Hügeln liegt mein Heimatland, und die Sonne, die ewige Sonne, schien so schön! Zu Zeiten lieb' ich diesen süßen Müßiggang, daß die Seele, wie eine Lotosblume über der Flut, mit unbewußter Spiegelung träumerisch über den Abgründen des Daseins hängt und gedankenlos in das allgemeine Naturleben aufgeht. Und dann diese Landschaft im Thale, von den warmen Farbentönen eines Hochsommertages zauberisch angehaucht, wie ist sie lieblich, wie ist sie reizend! Als wäre eine Künstlerhand leise ausgleichend über die Höhen gegangen, so senken sie mit sanften Linien sich nieder ins Land. Gerade dem Louisberg gegenüber erhebt sich auf kolossalem Bogen der Viaduct der rheinischen Eisenbahn, ein wahrhaftes Römerwerk, größer als die Via Appia, auf welchem wir in wenig Jahren Karavanen geisterhaft durch die Luft werden schießen sehen; hart daneben, aber wie ein Stundenzeiger der Weltgeschichte um ein volles Jahrtausend zurückweisend, ragt aus Weihern und Gebüsch der Thurm von Frankenberg, dem Lieblingssitze Kaiser Karl's, empor, in der Tiefe liegt Aachen selbst, die schöne Reichsstadt mit ihrem Münster, ihrem Rathhaus, ihren Thürmen; an den Hügeln der Landschaft umher hangen Hunderte von Villen, die nur durch den schwarzen Dampf, der aus den schlanken dünnen Thurmspitzen in die Abendglorie bricht, verrathen, daß sie keine Villen, daß sie die Zwinger der modernen Industrie sind! Es ist reizend, dieses Thal von Aachen, und wie es in seinem Schooß Momente der fernsten Vergangenheit und der jüngsten Gegenwart bunt aus einander faltet, ruft es ein ernstes

Gemüth zu tiefsinniger Beschaulichkeit auf. Mein Freund blätterte in den Zeitungen. „Ein prächtiger Kerl, dieser Mehemet! Als ob man im Herodot läse, ganz eine alt orientalische Figur, und im Orient geht, glaube ich, die Sonne für Europa noch einmal auf.“ Armer Träumer! Ich antwortete nicht, aber wie ich in die sinkende Sonne sah, summte mir unwillkürlich eine schöne Strophe aus Colombo's Schatten von August Platen durch den Kopf, von dem armen, stolzen Platen, der nun auch schon im Lande der alten Götter schläft, auf dem Kirchhofe zu Syracus. „Wahrhaftig, es wird Ernst; Thiers wirft sich in die Brust, die Franzosen rüsten mit Macht, sie wollen den Rhein.“ — „Das alte Lied, das alte Lied dieser Thiers . . . . sie werden nicht kommen.“ — Mein Freund blätterte weiter; da flog plötzlich ein schmerzhaftes Zucken über sein Gesicht, er reichte mir das Blatt, die Kölnische Zeitung vom achtundzwanzigsten August. Karl Immermann, sagte er tonlos, ist vorgestern zu Düsseldorf gestorben. „Du scherzest! Immermann todt! unmöglich! Diese energische Lebenskraft, diese hochgewachsene, breitschulterige Mannesgestalt, jede Sehne Stahl, dieser prächtige Kopf mit der Marmorstirn voll ewiger Gedanken, dieses Auge mit dem stolzen, strengen, durchdringenden Strahl — wie kann ein Dichter sterben, wenn der Himmel so tiefblau ist und die Welt so schön?“ Ich traute meinen Augen nicht, ich las es zwei Mal. Umsonst, es ist wahr; die Typen sagen es mit ihrer furchtbaren schwarzen Nüchternheit wie Leichenbitter durch die Welt: Karl Immermann ist gestorben!

Das deutsche Land ist um einen großen Dichter, unsere Poesie um ihren größten ärmer. Ich sage: ihren, denn Immermann war der Unsern einer, er war ein Rheinländer geworden. Obwohl ein Sachse, und die Ei-

genthümlichkeit dieses tüchtigen Stammes in keinem Zuge verläugnend, hatte er sich doch eingewohnt in unsere Herzen, er hatte es liebgewonnen, dieses schöne Land mit seinen Bergen und Strömen, mit dem hellen Gemüth und der geistvollen Lebendigkeit seiner Bewohner; sein letztes Werk hatte offen vor Deutschland gezeugt, wie tief ihn die Poesie unserer alten Sitten ergriffen. Und obwohl ein Geist von so hochgefugter und überlegener Art, daß sich nur wenige als ebenbürtig neben ihn zu stellen vermochten, trug er doch nichts von dem kahlen Bildungshochmuth, von der so naseweisen Vornehmheit an sich, womit der Norden uns zuweilen, als ob er der Erstgeborene deutschen Geistes sei, anzulassen geruht. Alter Zeiten und geringerer Sterblichen zu geschweigen, sind nicht in unseren Tagen Wolfgang Göthe, Peter Cornelius, Ludwig van Beethoven, die großen Schildhalter deutscher Tonkunst, deutscher Malerei, deutscher Poesie, Ripuarier, Rheinfranken gewesen? Ist nicht alles Große unseres Mittelalters jung gewesen am Rhein, und hat nicht die deutsche Bildung ihren Weg von Westen gegen Osten gegangen? Ja, ist nicht der Rhein in seiner rebenreifenden Gluth, in seiner schönen Gelassenheit, in seiner tiefen Himmelsspiegelung ein Symbol Deutschlands selbst, auch darin, daß er zuletzt seinen Namen ändert und daß man ihn in siebenunddreißig oder ich weiß nicht, wie viel, Canälen abzapft, und daß er mit den vollen majestätischen Wogen nicht zum Herzen des Weltmeeres kann, sondern elendiglich wie ein Mühlbach im Sande, im holländischen Sande umkommt? .... Was Immermann dreizehn Jahre seiner aufgeschlossensten Manneskraft lang am Rhein in weiten Kreisen gewirkt, wie er uns Jüngere durch Rath und That, Lehre und Beispiel bildend gefördert, wie es ihm einzig durch die gebieterische Kraft

seines Charakters und seine hohe Bildung in kurzer Frist gelungen, die düsseldorfer Bühne auf einen Standpunct zu heben, der sie die Vergleichung mit keinem Hoftheater Deutschlands scheuen ließ, wie er daneben, und vielfach abgezogen durch anstrengende Amtsarbeit, seinem Volke eine Reihe edler Dichterwerke geschenkt, dessen zu gedenken ist hier nicht der Ort, noch jetzt die Zeit, da unsere Seele noch im ersten Schmerz des frischen Verlustes blutet. Aber an einem Lorbeerblatt um die Schläfe des Geschiedenen soll es auch hier nicht fehlen: in diesem Jahrbuche, das er freundlich unterstützte und welches, wenn ihr diese Blätter umschlagt, sein letztes sprühendes Gedicht enthält, ein echtes Dichter-Testament, ein Hohelied der Liebe!

Karl Immermann war ein Mann; sein Name war der ritterliche Wahlspruch seines Lebens. Das scheint so wenig und so leicht, und doch ist es so viel und so schwer. Diesem Namen hat er Ehre gemacht, und wie seine würdige Laufbahn nun als eine erfüllte Summe vor uns liegt, müssen wir sagen, daß sie in allen Einzelzügen zusammenstimmt zum Gesammtbilde eines starken und stolzen Charakters. Ja, so ist er immer gewesen, stark und stolz, streng und herb, kühl und klar, energisch und besonnen, seine Natur nirgend verläugnend, vielmehr überall mit entschlossenem Sinne und aufgeschlagenem Visir vorschreitend im Leben und in der Kunst, gegen Hoch und Nieder, Freund und Feind, und ist immer derselbe, ganzer Mann geblieben! Diesem männlichen Geiste entsprach als ein vollkommener Träger der Leib, eine kraftvolle Athletengestalt, und als äußere Weise des Daseins ein gewisser Lakonismus, dem man es ansieht, wie er den Gedankenstoff des Lebens innerlichst durchdrungen und beherrscht, der sich aber nur selten in

Augenblicken höherer Erregung zu vertraulichen Mittheilungen und liebenswürdigem Hingeben entschließt. Immermann verabscheute alles Nachgemachte, Falsche, Affectirte, Unnatürliche; sein gerader Sinn suchte überall mit Leidenschaft das Wahre, das Natürliche, die Unmittelbarkeit des Lebens, wie es aus den Gemüthern der Menschen strömt. Darum hat er nie bloße Liebäugelei mit den Erscheinungen der Zeit getrieben, sondern ist allemal gerad und einfach auf ihre Herzwurzel eingegangen; darum hat er nie vor goldenen Kälbern gekniet, nie Meineide und Falschmünzereien zu bereuen gehabt; darum ist er nie ein bloßer Schauspieler des Gedankens, ein Wortheld gewesen, aber ein Held des Wortes ist er geworden. Und das Wort, das da war im Anbeginn der Welt, wird ihr Herr zu ewigen Zeiten sein. Daß eine solche Natur in unserer geschraubten, künstlichen, Allgemeinen Zeit auf Widerspruch und Fehde stoßen mußte, liegt auf der Hand; wenn ihm aber eine Zumuthung kam, die den Adel seines Charakters oder die Freiheit seines Geistes verkümmern zu wollen schien, dann warf er den Kopf verächtlich in den breiten Nacken zurück, und um seine Lippen spielte jener gewaltige Hohn, der so sichre, so tödlich traf. Und wenn er irgendwo in den Talenten und Charakteren der Zeit etwas Unechtes fand, da verwarf er sie im Ganzen und Großen sogleich; ja, er konnte in solchen Fällen leidenschaftlich werden bis zur Verbitterung, einseitig bis zur Ungerechtigkeit. Aber man mußte ihn dennoch achten; nur dem Starken steht der Zorn schön zu Gesicht, und die Männer taugen in der Regel nichts, die nicht stolz sind.

Karl Immermann war ein Deutscher; eine Seltenheit in Deutschland, wo man in einigen Landschaften lebendig an den alten Diogenes erinnert wird, der ein großer

Narr und Weltweiser war und einstmal am hellen Tage mit der Laterne auf dem Markte zu Athen nach Athenienſern ſuchte . . . . Ihr tiefſtes Gemüth offenbaren Völkermenſchen wie Einzelne erſt, wenn Alles auf dem Spiele ſteht: die Würde des Lebens; einen ſolchen Augenblick herrlicher Gefahr hatte Immermann erlebt; er hatte als Knabe ſelbſt die Waffen getragen an den großen Ehrentagen unſeres Volkes; er hatte erkannt, welche heilige Kraft im Gemüth der Deutſchen liegt und daß auch wir eine große Zukunft hoffen dürfen, wenn wir ſie als Männer begreifen. Keine ſpätere Erfahrung hat ihm dieſes Zutrauen zu erſchüttern vermocht, das ihm ungeſchwächt als der ſchönſte Segen ſeiner Erinnerung wie der erſte frühe Liebe verblieb *). Allein das Vaterland war für Immermann kein Schneckengehäuſe; die Heimat des Geiſtes iſt die Welt, nur bedarf er eines Punctes, von wo er ſcharf und klug und weit in das Unendliche hinausſieht; Immermann hatte erkannt, was ein Volk im Fortgange der Geſchichte ſei und ſolle, und wie es ſich zum Volke der Völker, zur Menſchheit verhalte. Eine Vaterlandsliebe, die aus ſo reiner Quelle floß, konnte niemals bizarr, krankhaft, engbrüſtig werden. Darum hatte ſie auch nichts gemein mit dem hohlen Patriotenthum, welches ſeine ſchwindſüchtigen Söhne Gemſriche, ſeine geſchnürten Töchterlein Thusnelden tauft, welches hinterm Bierkrug auf die Wälſchen ſchimpft, übrigens aber ſelbſt im altdeutſchen Rock, bei Licht be-

*) Er hatte es noch im vorigen Jahre bei Gelegenheit, daß ſich die Freiwilligen der Freiheitskriege in Köln verſammelt hatten, in einem begeiſterten Gedichte: Preußens ſilberne Hochzeit am Rhein, ausgeſprochen.

ſehen, der alte, langweilige, unverbeſſerliche Philiſter mit dem Zopf vom regensburger Reichstage bleibt, der nichts vergeſſen und gelernt hat. Das war überhaupt an Immermann bewundernswürdig: ſeine Freiheit. Wiewohl ein Zögling der Romantik, ein Dichter aus der Zeit der Reſtauration, hatte er ſich dennoch friſch und froh in die neue Richtung hineingelebt, und die Romantik bricht bei ihm epiſch, wie bei Heine lyriſch, in das jüngere poetiſche Bewußtſein der Deutſchen hinüber.

Karl Immermann war ein ſchöpferiſcher Geiſt, ein Dichter. Als ſolchem wird man ihm gerecht, indem man ſagt, daß er nicht zu denjenigen Geiſtern gehörte, welche die Literatur eines Volkes erſt anbahnen und erſchaffen, welche die Grundſteine legen, ſondern zu denjenigen, welche das von den Vätern ererbte Beſitzthum anbauen und vermehren, daß er kein Genie war, in deſſen tiefer Urſprünglichkeit ſich die Geneſis der ganzen Welt geheimnißvoll wiederholt, aber ein Talent erſten Ranges, welches einzelne Seiten des großen Weltganzen herausgreift und mit ſcharfer Spiegelung wiedergibt in der Kunſt. Ihm fehlte zur höchſten Wirkung nur das Zarte, Milde, Süße, mit Einem Worte das weibliche Element des Dichters, oder wenn es ihm nicht ganz und gar daran gebrach, ſo wurde es doch überwiegend in den Schatten gedrängt von ſeinem durchaus männlichen Geiſte, der mit ſeinem ſcharfen Verſtande, ſeinem ehernen Willen nicht zu weichem Hingeben und Empfangen, ſondern zum Beherrſchen und Geſtalten geartet war. Man hat Göthe, in deſſen Weſen ſich jene Harmonie ſo ſchön vollzog, den deutſchen Griechen genannt; Immermann war ein deutſcher Römer. Daher iſt es ihm mit ſeinen Tragödien unter uns ergangen, wie Alfieri unter den Italienern:

bei der tiefsinnigen Anlage des Ganzen, bei großen Schönheiten der Ausführung haben sie dennoch im Herzen des Volkes nicht Wurzel gefaßt, weil sie zu streng und herb, weil sie zu künstlerisch klug und zu wenig menschlich bewegt sind. Außerdem aber muß man bei der Würdigung eines Tragikers unter den Deutschen nie vergessen, daß die Tragiker nicht vor den Helden kommen, sondern umgekehrt, und daß die Bühne eines Volkes nur ein Echo von dessen Geschichte ist. Das eigentliche Feld für Immermann war der Roman. In den weit gesteckten Gränzen dieser Dichtungsform konnte sein episches Wesen sich in voller Behaglichkeit ausdehnen, sein Humor flatterte spielend über die ganze Breite der Welt, er konnte alles, was er besaß: Witz, Satyre, sein persönlichstes Leben, an den Mann bringen; außerdem kamen ihm seine dramatischen Vorstudien zu Gute, daß er Charaktere von festem Guß, wie wenig Deutsche, hinstellen konnte.

Schon die Epigonen sind ein großes Buch, in welchem nur die zwischen den Zeilen hervorsehende Erinnerung an ein größeres Urbild stört. Aber im Münchhausen ist die Emancipation des Schriftstellers vollendet, es ist Immermann selbst und allein, der dieses Werk, den besten Roman des Jahrzehends, geschrieben. Und jetzt erst konnte man das Schönste hoffen, daß dieser stolze Geist, auf dem Höhepunkte seiner Bildung und durch die immer lauter werdende Anerkennung seines Volkes über kleine Verbitterungen empor gehoben, sich zu einer Reihe großer Darstellungen entschließen werde. Als er im vorigen Jahre das Vorspiel zu Tristan und Isolde schrieb, wer hätte da geahnt, daß dieser reife Mann noch so lyrisch jubeln, daß sein spätes Lied noch so liebesjung und innig und glühend tönen könne! Aber das ist eben ein allgemeines Bildungsgesetz aller höher gegliederten Wesenheiten in der

Natur und Geschichte, daß sie langsam gedeihen, daß sie alle Jahre nur ein Auge treiben; große Geister wachsen bis in das hohe Alter hinaus, während kleine Menschen die Sonnenwende so rasch erreichen und mit ihrer kleinen, blank geputzten Bildung so bald zu Ende und zufrieden sind! Und jetzt ist er gestorben.

Karl Immermann ist gestorben ungefähr in dem Alter Friedrich Schiller's. Wie an Schiller's Grabe, so steht ein weinendes Weib auch an Immermann's Sarge. Er hatte sie erst vorig Jahr heimgeführt; sie hatte ihm dreizehn Tage vor seinem Tode ein Kind geboren, sie war die geliebte Muse eines neuen Lebens für ihn geworden:

Gestorben war das Herz und lag im Grabe;
Dein Zauber weckt es wieder auf, der holde.
Es klopft und fühlt des neuen Lebens Gabe:
Sein erster Laut ist Tristan und Isolde!

Damals ahnten wir nicht, da er dieses schrieb, daß er wie ein alter Dichter sein eigenes Loos in dem schönen Liede prophetisch vorausgesagt, daß er selbst dieser Paladin sei, dem die Liebe fast erst am Todesbette naht, um die brechenden herrlichen Augen zuzudrücken zum letzten Schlummer. Armer Rivalin, arme Blancheflur, armer Tristan! Und doch, was sollten wir ihn beklagen? Hat er nicht das Beste, was die Erde bietet, genossen, eine herrliche Zeit seines Volkes, die Lust der Dichtung und der That, Liebe und Ruhm, großer Gedanken Gesellschaft und die Anerkennung der Edelsten seines Stammes? Die volle Gewalt des Göttlichen faßt und trägt der Mensch nur in einzelnen Augenblicken ganz, und gibt es denn ein seliger Scheiden, wie schon Cäsar gesagt, als mitten

in der innigſten Lebendigkeit, im hohen Mittag der Kraft, in der Glorie eines ſchöpfungskühnen Bewußtſeins? Stolzer Geiſt, fahr' wohl!

Fahre wohl!

Epiſches.

Aus

Triſtan und Iſolde.

Gedicht in Romanzen

von

Karl Immermann.

Die

zweite und vierte.

Die Jagd.

Vorspiel.

Die Perle glänzt im Ohr der schönen Frau!
Hauchst Du sie an, erblindet zwar ihr Schimmer
Für einen Augenblick, dann glänzt sie wieder; immer
Bleibt sie die Perle bis zum jüngsten Tag;
Doch o und ach! Welch Ungemach!
Die Perle glänzt im Ohr der schönen Frau:
Nur braune Haare werden leider grau.

Das Meer, der Perle Wohnung, ist ein Bau
Gefügt von grünen, leuchtenden Krystallen,
Der Sturm kann es zu schmutz'gen Wogen ballen,
Er schweigt, es leuchtet wieder, wie es pflag;
Doch o und ach! Welch Ungemach!
Das Meer bleibt grün und ein Krystallenbau,
Nur braune Haare werden leider grau.

Der Himmel über'm Meere lachet blau!
Die Wolken steigen, bringen ihn zum Weinen,
Er weint sich aus, und nach den Tropfen scheinen
Die Mienen fein, darin das Lachen lag;
Doch o und ach! Welch Ungemach!
Der Himmel lacht, lacht immer wieder blau,
Nur braune Haare werden leider grau.

Ich führ' Euch nun in's Land der Haare grau,
Zum Regiment der kalten, kahlen Scheitel —
Doch rieft Ihr: Unter'm Mond ist Alles eitel,
Und zwanzig Jahre sind nicht wie ein Tag,
Rieft: O und ach, welch Ungemach!
So sollt Ihr unter'm Himmel, welcher blau,
Mitpirschen erst den Pirsch, der noch nicht grau!

Die Romanze.

An einem Morgen im Auguſt
Lag auf dem Gras mit fahler Bruſt,
Mit rundem Leib und prallen Lenden
Im Feld der Hirſch von ſechszehn Enden.
Es war nicht weit von Tintayol,
Der Roggen wiegte in den Lüften
Die Aehren ſchwer und körnervoll,
Umhaucht von blauer Blumen Düften;
Ein alter Mann war König Mark,
Der Hirſch war ſieben Jahre ſtark.

Das war ein Hirſch! Die Hindin hatte
Ihn einſt geſetzet auf der Matte
Von grünem Klee und dickſtem Dorn,
Wo zwiſchen Kreſſen rann ein Born.
Sie aß vom grünen Klee genüglich,
Biß Kreſſe zu und trank die Flut,
Dann gab dem Kinde ſie vergnüglich
Milch im Geſäuge, rein und gut;
Sie ſchützt' es vor der Wölfe Horden,
Um Pfingſten war es jung geworden.

Er führte recht ein Leben, wie
Des Herren Schluß und Rath verlieh
Den Hirſchen, wenn ſie woll'n gelangen
Zu höchſter Pracht an Kopf und Stangen.
Er übte unter den Geſell'n
Als Kalb ſich ein auf Stoß und Reigen,
Und mit den Läufen, mit den ſchnell'n,
Strich er voran dem ganzen Reigen;
Als Spießer, Gabelhirſch demnach
Er manchen Alten niederſtach.

Ein Jagdhirsch ward er! Doch zur Stunde
Noch nie gejagt von Mann und Hunde.
Denn trat er aus dem Holz zu Feld,
Hat er sich stäts in Wind gestellt,
Und bracht' ihm der die fernsten Laute,
Das Fallen eines Espenblatts,
So sichert' *) er und schreckt' und schaute
Besorgt sich um von seinem Platz,
Und äsete nicht wieder eher,
Als bis er wußt', es nah' kein Späher.

Er äsete die Kost, die Gott
Für jeden Mond den Hirschen bot:
Im Frost das Haidekraut der Wälder,
Zur Sommerzeit die Frucht der Felder.
Die fettsten Breiten sucht' er aus,
Das war gewiß, als ob der Pflüger
Für ihn gepflügt, als ob den Schmaus
Für ihn gesä't der Sä'mann. Klüger
Kann Keiner sein! Ihr glaubt es gern —
Er macht' es wie die großen Herrn.

Bei jedem Wasser stand er, blickte
Sich stolz drin an, das ihn erquickte.
Kein Aemsenhaufen mochte sein,
Er scharrt' ihn auf und roch hinein.
Hatt' er im Hornung abgeworfen,
Verbarg er, schämt' er sich gar sehr,
Bis er gefegt von Bast und Schorfen
Rein das Geweih, die neue Wehr;
Dann knickt' er trotzig in den Loden
Die Zweige, traun! sechs Schuh vom Boden.

Weil er also gelebet, wie
Den Hirschen Gott der Herr verlieh,
Ward er in seinen Läufen flüchtig,
In seiner Feiste so gewichtig.
Drum sproßten aus den Rosen[2]) breit
Ihm an den Stangen sechszehn Enden,
Drum glänzten in den Höhlen weit
Die Lichter[3]) an des Kopfes Wänden,
Drum trollt' er rasch durch Forst und Moor,
Und schwamm im Fluß dem Rudel vor.

Der gute, brave, prächt'ge Hirsche,
Noch nie gequält durch Haß und Pirsche,
War vor dem Morgen im August
Bei Mondenschein voll Aeseluſt
Gezogen in das Feld und hatte
Sich wohl gespeis't an Halm und Frucht.
Dann schritt zu einer Höh' der Satte,
Und that drauf nieder seine Wucht.
Die thaugenäßten Keulen, Blätter
Abtrocknet' er im Sonnenwetter.

So lag er unter'm Himmel klar,
Die Sonne wärmt' ihm Haut und Haar;
Die linden Sommerwinde spielten
In seinen Haaren, drin sie wühlten.
Es war so warm, so wohlig, still
Rund um des Hirschen Ruhebette,
Kornblumen, Thymian, Nelken, Till,
Die sandten Ruch zu seiner Stätte,
Und kleiner Thiere muntrer Schwarm
Umkroch ihn sonder Furcht und Harm.

Er warf der braunen Augen Lichter
Beruhig auf die kleinen Wichter;
So blickt ein König vom Altan
Den dürft'gen Pöbel drunten an.
Er dachte: Morgen so wie heute —
Da — hui! Was war das? Klang nicht was
Wie Pferdetrott und Bell'n der Meute?
Der Hirsch erhob die Ohren... Das
War Blasen... auf sprang er nicht heiter;
Die kleinen Thiere spielten weiter.

Er stutzt' und stand... es war wohl Trug?
Ach nein! da bläst's! die Stunde schlug!
Er warf empor den Hals, ward flüchtig,
Dann stand er! rannte dann! Fürsichtig
Zog vor dem Wald er einen Kreis
Mit Vor- und Rückwärtsrennen, Schwenken,
Um von der rechten Fährte Gleis
Die wilden Mörder abzulenken;
Drauf sprang er in den grünen Wald,
Da näher schon der Lärmen hallt'.

Hallob und Hussah! Klaffen! Hörner!
Zu Roß die Schaar durch Korn und Dörner!
Bricht da hervor ein Menschenkopf,
Ein Hundsmaul dort, ein Pferdeschopf,
Voran die rüstigsten Piqueure
Mit Rüden, zum Lanciren*) gut;
Da hinten bei der alten Föhre
Die mit der Stöber-Bracken-Brut;
Nebst dem Gefolg zuletzt der König,
Rückbleibend in dem Trab ein wenig.

Vor'm Walde stoppt der Hauptpiqueur,
Hebt seine Peitsch' und ruft: derrière[5]!
Gleich steht der Kopfhund[6], stehn die andern,
Sie lassen nur die Augen wandern;
Es steht die Brack' am Föhrenbaum,
Der Stöber steht und läßt vom Rennen.
So stellt ein Heer sich auf den Raum,
So still, wo soll die Schlacht entbrennen.
Der König trabte her zur Schau,
Sein und der Seinen Haar war grau.

Nun gibt der Hauptpiqueur das Zeichen;
Lancirt hervor die Hunde streichen.
Die Nase tief am Boden, sucht
Die Koppel nach des Hirschen Flucht.
Jetzt fällt der Dickkopf an die Fährte,
Der mit dem zottigen Behang;
Wie sich der Hirsch auch wand und kehrte,
Den irrt kein Gang und Wiedergang,
Er zeichnet[7] mit der Nas' im Grase,
O Hirsch! gefunden ist die Straße!

Fanfaren blasen! Jauchzen tönt!
Die Koppel vor Verlangen stöhnt.
Die Jäger sprengen her, in Nacken
Das Horn geworfen! Stöber, Bracken
Und Windspiel und der Dänenhund!
Es rennt herbei die ganze Meute!
Der König thut den Willen kund:
Forcirt die angesprochne Beute!
Es stürzt der Zug in Waldes Nacht —
Wer weiß, wie du einst wirst gejagt!

O König Mark, der Du zur Stunde
Den Hirschen jagst mit Roß und Hunde! —
Der hatte schon gewähnet fast,
Weil's stille ward, man ließ' ihm Rast,
Und stand am kühlen Ort, zu lauschen;
Da hört' er schrein! Er that sich weg —
Es knackt der Zweig, die Blätter rauschen
Auf dem durchrannten Wechselsteg;
Er flieht vom Wald in das Gekräute,
Der Jäger folgt, nachläuft die Meute.

Ist er aus ihrem Angesicht,
So steht er immer, regt sich nicht,
Die braunen Augen thun die Frage:
Wie kommt mir Armen solche Plage?
Vor'm Kräutlicht wieder aufgespürt,
Macht schlau er Bogen und Retouren;
Er denkt: So werdet Ihr verführt,
Zu fallen in die falschen Spuren;
Auch schießt die Meut' hinüber wohl,
Und schwärmt verwirrt durch Kraut und Kohl.

Doch: Hourvari! erklingt's. — Und plötzlich
Ist sie zurecht. Sie spürt. Entsetzlich!
Schon wieder fand ihn ihre Müh',
Sie sehn ihn, rufen: A la vue!
Er stürzt zum wildsten Eichenforste,
Unwegsam, alt. Hoch wie ein Mann
Wächst drin das Farr'nkraut. Falkenhorste
Ruhn auf den Klippen. Dann und wann
Liegt ein bemoos'ter Stamm querüber,
Ein Pfuhl starrt mitten inn', ein trüber.

Hoch ſtand die Sonne ſchon. Im Forſt
Da dämmert' es um Klipp' und Horſt.
Der Hirſch ſprang in die drübe Lache,
Koth ſpritzte draus hervor die Bache,
Die drin ſich kühlte, grunzte dumpf
Und wies die ſcharfen, weißen Hauer.
Die Jäger ritten durch den Sumpf,
Die Bache laſſend auf der Lauer;
Nicht brächten Auerochs und Bär
Sie ab vom Hirſch, der ihr Begehr.

Leicht ſetzt er über Stämm' und Steifen,
Leicht, wie ein Knabe hüpft durch Reifen.
Nachſetzt die Schaar! Da ſtürzt ein Roß!
Der Jäger mit! Und bügellos
Wird dort ein Zweiter! Blutend liegen
Das Roß, die Jäger ſinnebar;
Vorüber aber ſauſend fliegen
Die Andern all'; es ruft die Schaar:
Nachher Verband und Salb' den Wunden!
Jetzt auf den Hirſch mit allen Hunden!

Er flüchtet zu den Klippen, wo
Der Falk die Jungen atzet froh.
Hoch von der Klippe ſchaut herunter
Der ſichre Falk mit Augen munter.
Und ſchmerzlich blickt der Hirſch hinauf:
Ach, ſäh' ich, wo der Vogel ſitzet!
Dann wieder fort im ſchnellſten Lauf,
Weil dort das Horn ſchon wieder blitzet;
Noch hält ihn ſeiner Muskeln Fleiß,
Doch in die Fährte tropft ſchon Schweiß;

Tropft rother Schweiß von Schrammen, Rissen,
So Dorn und Distel ihm gerissen.
Schon knickt er in den Läufen! Doch
Nicht seufzt der Mund des Hirschen noch.
Stumm trägt die Pein des Wilds Gebieter,
Und Rettung zeigt sich, wie es scheint:
Im hohen Farrenkraute sieht er
Sein Rudel, zwanzig Stück vereint:
Er springt hinein. Was Ihr auch jagtet,
Nun sucht, den Ihr zu fällen trachtet!

Doch o der Unruh! Lassen denn
Auch Thier den Geächteten?
Das ganze Rudel stäubt zur Seite
Nach rechts, nach links und sucht das Weite!
Er bleibt allein im Farrenkraut,
Verlassen, hülflos, zitternd, schäumend — —
Hoch ob den Spitzen, rothbethaut
Von seinem Schweiß, empor sich bäumend,
Schaut er nach einem Zufluchtsort,
Und ein Gehege sieht er dort.

Rasch wie ein Pfeil schießt ins Gehege' er,
Nachschießt der Hund, nachsetzt der Jäger;
Kein Weg ist vom Gehege' ins Frei',
Denn es gehört zur Köhlerei;
Am Meiler steht der Köhler, beuget
Sich mit dem Schürbaum zu der Loh'n,
Daneben sitzt sein Weib und säuget
Auf ihrem Schoos den kleinen Sohn.
Grad auf den Mann, das Weib, die Funken
Rennt los der Hirsch als wie betrunken.

Er ſchlägt mit ſeinem Lauf den Baum
Dem Manne aus der Hand, und kaum
Kann mit dem Kind die ſchrei'nde Mutter
Fliehn hinter einen Haufen Futter.
Zum Köhlerhof hinaus der Hirſch!
Ein Thal dahinter! Er zu Thale!
Durch Hof und Menſchen nach die Pirſch'!
Der Fluß blinkt drin. Mit heißer Schaale*)
Und glüh'nder Bruſt fällt er hinein.
Der Hund, das Roß ſpringt hinterdrein.

Er ſchwimmt, ſie ſchwimmen; klimmt, ſie klimmen;
Wohin er flieht, da ſind die Grimmen.
Schon läßt die Sonne von der Macht,
Von ihrer Wuth nicht ab die Jagd.
Kurz war der Schatten, der zur Seite
Ihm lief, als er begann zu troll'n,
Nun iſt er Partner durch's Gebreite
Von einem langen, ſchauervoll'n,
Der wie ein Spottgeiſt mit ihm rennet,
Sich treu ſtellt, ſeinen Schmerz nicht kennet.

Durch Bauland, licht und blau von Flachs,
Durch Hügelſand, drin ſchläft der Dachs,
Durch Wieſen, wo die Rinder gehen,
Durch Birkenholz, beſetzt mit Rehen,
Und da, wo in der Tannenkluft
Kein Laut jemals die Stille ſtöret,
Als wenn der Au'rhahn glucksend ruft
Die Hennen, und nicht ſieht noch höret;
Durch Letten, Moor, durch Kies und Grand
Ward er gehetzt, iſt er gerannt.

Er kann nicht mehr! — Das Horn iſt blutig
An allen Schaalen. Wild und muthig
Vergießt ſein Auge eine Thrän'
In heißem Zorn. Die Flanken gehn
Vor Keuchen zitternd hin und wieder.
Giſcht deckt die Zung'! Und Schweiß und Näſſ'
Dringt durch die todtgequälten Glieder;
Ihm bebt der Lauf, ihm knackt die Heſſ'[9]),
Und röchelnd ſtöhnt die Bruſt, die wunde.
Er kann nicht mehr! Nah ſind die Hunde.

Er ſtellt ſich, nimmt ſie an. Er rümpft
Das Maul, wie höhnend. Ja, er glimpft
Jetzt nicht mit euch; ihr kennt das Zeichen!
Gekniffnen Schweifs die Stöber weichen,
Feſt aber bleiben Dän' und Brack'!
Er beugt den Kopf entgegen dieſen;
Geſtemmt auf ſeine Läufe ſtrack,
Die Spitzen vor, ſie aufzuſpießen.
Und funkelnd ſeine Augen ſtarr'n,
Die ſtärkſten Feinde zu erharr'n.

Da habt ihr's! Hei, da liegt ihr beide
Mit ausgeriſſ'nem Eingeweide!
Nun fällt die Meut' ihn wüthend an,
Er aber kämpft, ſteht ſeinen Mann.
Will ihn ein Hund an dem Gehöre
Danieder reißen auf den Kies,
Fühlt er auch ſchon die blut'ge Lehre,
In ſeinem Wanſt des Hirſchen Spieß.
So ſteht er, kämpft er gegen zwanzig,
Und keiner, der ihn fällte, fand ſich.

Von Leichen, Blut, Geheul umringt
Steht so der Hirsch. Der König winkt.
Ein grüner Jäger springt vom Bügel,
Gibt seinem Nebenmann den Zügel,
Schleicht sich von hinten sacht herzu,
Zieht sacht sein Messer, durch die Hessen
Dem Hirsch zu schneiden, denn im Nu
Stürzt dann der Arme. Doch indessen
Sah's dieser! Mit dem Hinterlauf
Schlägt er, verdirbt dem Feind den Kauf.

Der Jäger liegt und ringt die Hände.
Fort kämpft der Hirsch, das gibt kein Ende.
Da plötzlich springt aus dem Gebüsch
Ein fremder Jüngling keck und frisch!
Auch er trägt eine Jägerjacke,
Auch er trägt einen Waidmannsspeer,
Auch ihm folgt eine graue Bracke,
Auch ihm hängt von der Schulter quer
Ein Jägerhorn zu hellem Schalle,
Doch sieht er anders aus als Alle.

Der alte König schilt zornblaß
Den alten Seneschall: Ha! was
Für Jäger hab' ich, die nicht mögen
Den Edelhirsch zum Grunde legen?
Der alte Seneschall schilt wieder
Auf einen andern alten Herrn:
Laßt, Säum'ger, ihn doch werfen nieder!
Der hört das Schelten auch nicht gern,
Und schilt den Hauptpiqueur, der schilt
Die Jäger, und die Jäger-Gild'

Im Chorus ſchilt zuletzt die Meute;
Auf denen bleibt der Schimpf für heute,
Da Niemand war umher zu ſehn,
Auf den die Hunde konnten ſchmähn.
Und Hund auf Hund zu Tode ſchlitzend,
Kämpft noch der Hirſch, von Geifer naß,
Im Boden wühlend, Moder ſpritzend,
Sand wirbelnd auf, zerſchnittnes Gras. —
Durch Sandesſtieben, durch's Gezeter,
Durch Blut und Hirn verreckter Köter

Springt, eingelegt den Jägerſpeer,
Der fremde Jüngling flink einher,
Flink, wie ein Tänzer hüpft zur Dirne.
Der Hirſch hat juſt mit zorn'ger Stirne
Gewandt zur Rechten ſich; da ſtößt
Links in die Bruſt den Speer der Flinke,
Bis in das Herz! Hervor nun flößt
Den rothen Strom die wunde Linke;
Es klagt *) der Hirſch! Und ſterbend ſagt
Zuerſt ſein Mund: Ich ward geplagt!

Er will ſich heben, fällt danieder,
Der Tod läuft über ſeine Glieder:
Ein Zittern geht vom Hals zur Blum',
Dem Stolz des Hains, des Rudels Ruhm!
Wie wenn ein Wurm ſich, kreuchend, fräße
Den Leib hindurch mit nagendem Zahn,
Und ſtille in dem Herzen ſäße,
Nachdem er ſeinen Fraß gethan,
So friſt ſich emſigen Geſchrotes
Den Hirſch hindurch der Wurm des Todes,

Sitzt still dann in des Hetzens Haus;
Der Hirsch verendet. Es ist aus.
Die Hunde wollen ihn zerfleischen:
Zurück sie bräut des Jünglings Heischen.
Die Jäger sind erstaunt, verdutzt
Ob diesem guten Waidmannsstücke;
Es stutzt der Seneschall, es stutzt
Der alten Herren Schaar. Voll Tücke
Schaut Mancher auf den Knaben, der
So thut, als ob er Meister wär'.

Der aber bleibt ganz ohne Scheue,
Ob er sie ärgre oder freue.
Er geht und beugt sein linkes Knie
Vor'm König, den er sah noch nie.
Ihr seid, so spricht er, hier am Orte
Der Erste, scheint's, der Pirsche Haupt,
Gebt gute Statt dem guten Worte,
Entschuldigt, was ich mir erlaubt!
Ich habe freilich mich vergangen,
Daß Euren Hirsch ich abgefangen;

Doch welcher Waidmann bliebe faul,
Sieht er so steif der Andern Gaul? —
Er senkt den Speer, er spricht's anmuthig.
Doch auch nach Wildfangsweise muthig
Sprach es der Knab'. Aus Augen groß
Sah seine Seele sonder Hüllen.
Er sah den König an. Das Roß,
Das alte, sieht so an das Füllen,
Verwundert, daß es Rosse alt
Auf Erden geb' und müd' und kalt.

Der alte König sah den Jungen
Mit Lächeln an, von Lust durchdrungen.
Er wollt' ihm etwas sagen; doch
Schon wieder mußte der ins Joch
Der Waidmannspflicht, die er sich selber
Hier aufgelegt. Ein Jäger warf
Ab seinen Rock, als ob es Kälber
Zu schlachten gäb'. Ein Messer scharf
Zog dieser Jäger nicht mit Fuge.
Seid Ihr denn Metzger? rief der kluge,

Der witz'ge Jung'. Ihr all' umzirkt
Mich, seht, wie man den Hirsch zerwirkt.
Ich tadl' Euch, daß Ihr dient dem König
Als Waideleut' und wißt so wenig.
Zu früh war auch das Blasen, Schrein
Heut früh, ich hört' es, eh' die Fährte
Noch mochte angesprochen sein.
War das die Kunst, die man Euch lehrte?
Nun tritt als wie ein Fleischerknecht
Der zu dem Hirsch; ist dieses recht?

Ein König ist der Hirsch! Und starb er,
In seinem Schweiß fürwahr erwarb er
Den Anspruch, daß dem König gleich
Beschickt er werde. Kommt zur Leich'
Des Königs Einer wohl im Hemde?
Reißt ihm den Mantel gröblich fort?
Muß ich Euch sagen, ich, der Fremde,
Das Waidwerk sei kein wüster Mord?
Der Jäger bleibt im Schmuck, gekleidet,
Wenn er des Waldes Fürst entkleidet,

Und nimmt ihm ab den Mantel reich
Nach zierlicher Curee [11]) Gebot.
Das Messer gebt! Ihr sollt nun sehen
Die regelrechtste der Cureen. —
Zum König sprengt der Seneschall
Und ruft: Wie lange bleibt Ihr gütig?
Der Bube höhnet ja uns all'! —
Und Marke sagt: Seid nicht so wüthig,
Herr Seneschall! Der Knabe frei
Weiß mehr als meine Jägerei.

Die Sanftmuth ist des Alters Tugend,
Laßt schäumen doch die wilde Jugend.
Wer Jugend schilt und Jugend scheucht,
Einsam durch mürr'sches Alter kreucht.
Wir werden leider balde rostig,
Hält uns nicht muntre Jugend blank;
Ist's nicht um mich so kühl und frostig,
Weil einstens ich den Zorn nicht zwang
Auf Sünde, wie die Jugend sündet,
Und Frucht, die Jugendsünde kündet?

Weil ich verscheucht mein Schwesterlein,
Als sie begangen, was nicht fein,
Doch nur begangen, weil die Minne
Umnebelt' ihre jungen Sinne?
Ich trieb sie fort als Metze schlecht
Mit ihrer armen Frucht im Schooße,
In's Elend trieb ich mein Geschlecht,
Schön-Blancheflur, die weiße Rose.
Wie reut' es mich am nächsten Tag!
Wie schickt' ich Roß und Reiter nach!

Doch keiner kam, der sie gefunden,
Das Kindlein, das sich ihr entwunden.
Wer weiß, wie bloß und nackt sie starb!
Auf welchem Stroh das Kind verdarb!
Das wäre nun im öden Schlosse
Herangeblüht, Knab' oder Weib,
Und machte mir mit Schwank und Posse,
Mir altem Manne, Zeitvertreib;
Anstatt daß ich mit Euch verwittre
Und Jäger, die nichts wissen, füttre.

Drum, Seneschall, ich bitte, laßt
Mir ungekränkt den jungen Gast! —
Im Walde grün sprach dieses leise
Der graue Greis zum grauen Greise.
Da trat der Wildfang keck heran,
Hielt hoch empor das blut'ge Messer
Und rief: Mein Werk ist nun gethan,
Wer's besser kann, der mach' es besser. —
Da lag der Hirsch, entschält vom Kleid,
Dort lag die Haut, dort das Geschelt [47]),

Zerschnitten für der Hunde Lusten,
Die Sachen lagen, wie sie mußten.
Roth war der Hirsch, Geschelt und Haut;
Am Jungen wurde nicht erschaut
Der kleinste Fleck auf Jack und Wammes,
Und an den Händen, weiß und klein;
Der Sproß des unbekannten Stammes
War säuberlich geblieben, rein,
Und zeigete, daß er verstehe
Die saubre, reinliche Curee.

Er bog sein Knie mit höf'scher Kunst
Zum Zweiten, sagte: Gebt Vergunst,
Mein Herr, daß ich mich nun entferne!
Ich kam als Bönhas, gehe gerne
Von dannen, weil der Zunft ich nicht
Von Euren Jägern angehöre.
Wer sich in Zünfte drängt, der bricht
Leicht Hals und Bein! So klang die Lehre
Von meinem Meister, Herrn Rual;
Ich käme wohl hierorts zu Fall.

Der König aber stieg vom Rappen
Und nahm die Hand des jungen Knappen.
Erheitert sah das alte Aug'
Als wie ein Licht durch einen Rauch.
Und Marke sprach: Weil Du gefället
Den Hirsch, den Keiner fällen konnt',
Weil Du vor ihn Dich hast gestellet
Und ihn vor wüster Schmach geschont,
Weil Du verbliebst ein Unbeschweißter
In der Curee, — sei Jägermeister! —

O Marke, wird der Meister Dir
Nicht jagen einstens im Revier,
In dem Revier, darin man Keinen
Mag sehn mit Pfeil und Spieß erscheinen? —
Der König sprach: Und weil Dein Blick
So keck, und hüpfest gleich dem Rehe,
Und schiltst mit Zier und Art und Schick,
Und bist so jung vom Kopf zur Zehe,
So allerliebst, so naseweis,
Dreist wie ein Fant, klug wie ein Greis,

So sollst Du, wenn Dir's mag gefallen,
Mir nahe sein in meinen Hallen. —
Er sprach es, und die Alten murr'n,
Sie murren, daß die Hunde knurr'n.
Das kümmerte den Fant nicht mächtig,
Er küßte froh des Königs Rock
Und sprach: Weil Ihr ein Herr, bedächtig,
Weil Weisheit spricht aus Eurer Lock'
Erbleichter Weiße, weil deßwegen
Nicht Zweifel darf Eu'r Wort erregen;

Und weil Ihr seid so reich bemannt,
Gewiß ein Fürst von Leuten, Land,
Vielleicht ein König, ein gepreis'ter,
So, topp! bin ich Eu'r Jägermeister. —
Auf, Jäger! legt den Hirschen sanft
In einen Wagen, grün von Büschen,
Und folgt damit. Zu Waldes Ranft
Sprengt Ihr voran, um durch den frischen,
Gekühlten Abend vor dem Zug
Zu blasen, bis der Herr genug

Des Blasens hat. Wer übrig bleibet,
Der nimmt die Hunde fest und treibet
Zur Koppel, was sich wo verlief;
Die Todten grabt in Boden tief!
Und Ihr, mein Herr, geruht, zu Rosse
Zu steigen, und nach Haus die Kehr
Anzubefehlen! Daß zum Schlosse
Der Jägermeister hinterher
Nicht laufen mag, befehlt deßgleichen,
Mir einen Klepper darzureichen.

Es murrt der Seneſchall, es murr'n
Die Alten, daß die Hunde knurr'n.
Der König lachte, rief: Die Schecken
Dem Jägermeiſter gebt, dem lecken!
Er ſtieg zu Roß, ihm hielt den Reif
Der Wildfang, der die wilde Stute
Dann leicht beſchritt. Im Bügel ſteif
Zwang er die bäumende; der gute
Waidmann war auch als Reiter ſtark:
Das freute ſehr den König Mark.

Die Jäger mit den Hörnern ſprengten
Zu Waldes Ranſt. Die Mannen drängten
Sich um den König. Der gebot:
Zur Rechten mir, Du Knabe roth!
Voran nun ritten alle Bläſer
Und bliesen luſtig. Darauf ritt
Der König und ſein Jagdverweſer;
Der Seneſchall, die Alten mit,
Sie ritten hinterher, dann doppelt
Die Jäger, ſo die Meut' gekoppelt.

Zum Letzten fuhr der Wagen nach,
Worin der Hirſch im Laube lag.
Sie ritten, fuhren durch den Abend,
Der thauig war und mild und labend.
Nichts klang im Feld, nichts im Geflür,
Als Jägerhorn und Beteglocke,
Der ſcheue Schwärmer huſcht' herfür,
Ping ſaugend am Ligufterſtocke,
Floh nicht den Zug. So ſtill zur Burg
Ritt Marke heim die Breiten durch.

Die Hörner machten eine Pauſe
Am Hügel, nah des Königs Hauſe;
Am Blumenhügel, den Ihr wohl
Vom Feſte kennt zu Tintayol.
Da lag ein Ulmenbaum, verwittert,
Der einſt geſtanden hoch und kühn,
Und Epheh drüber, falb, zerknittert,
Das einſt an ihm gehangen grün;
Ihr wißt, wer einſt davon gebrochen
Ein Blatt, und was das Blatt geſprochen.

Der König hielt und ſagte: Sprecht,
Von wannen kommt Ihr, junger Knecht? —
Herr, rief der Wildfang, ſoll's gelingen,
Muß ich die Kund' in Reimen ſingen.
Die Weiſen wähnen, ungereimt
Sei unſer Leben; ich, zum Hohne
Den Weiſen, habe ſtäts geleimt
In Reim auf Reim, als müß'ge Drohne,
Was mir das luſt'ge Leben gab!
In Reimen klingt mir's auf und ab.

Ich blaſe, ſinge dann. Ihr Jäger
Blaſ't den Refrain, gleich mir, nicht träger! —
Du toller Bub, rief Marke, wie
Soll'n blaſen, was ſie hörten nie?
O, ſprach der Knab', ein Gaſſenhauer
Iſt die Begleitung zu dem Lied;
Ich mach' es mir nicht eben ſauer,
Reim' ich in Eins, was mir geſchieht. —
Er blies. Sie kannten Ton und Maße,
Man leiert' es auf Markt und Straße.

Und ungeduldig frug der Herr:
Nun zaudre nicht! Wo kamst Du her? —
Der Knabe blies und sang voll Seele
Mit goldnem Laut aus heller Kehle:

„Aus der Hütte des Einsiedels kam ich,
Der mir Obdach gegeben zu Nacht,
Seinen Jagdspieß, sein Hörnelein nahm ich,
Seine Bracke, die folgte zur Jagd.

„Von der Welt, von der argen, erst neulich
Hatt' er fromm sich bethan in die Klaus,
Drum den Spieß und das Hörnelein freilich
Hatt' er noch bei der Brack' in dem Haus.

„Ich ging aus, um ein Rehlein zu pirschen,
Wenn es hoch kam, ein Schmalthier etwan,
Und da kam ich zum prächtigen Hirschen,
Traf den Hirschen und ward Euer Mann."

Er blies, das gab ein fein Geklänge,
Die Jäger bliesen nach Refrain.

Und Marke fragte ungeduldig:
Wie kamst zur Klause, Knabe huldig? —
Der Knabe blies, voll Seele sang
Die Kehle hell mit goldnem Klang:

„In die Klause kam aus der Wildniß
Euer Jägermeister, Mylord,
Es kam in die grimmige Wildniß
Der Meister der Jäger vom Bord.

„Vom Borde im Sturm die beſorgten
Normannen ihn ſetzten an Strand,
Der Sturm, ſo wimmert' ihr Forchten,
Sei zur Strafe vom Himmel geſandt.

„Die Normannen mich hatten geſtohlen
Zu Nantes im bretagniſchen Gau,
Dort boten ſie Falken und Fohlen
Auf dem Markte den Käufern zur Schau.

„Sie lockten mit Mienen ſo liſtig
Mich zum Schach in die falſche Galeer',
Und als ich gewonnen ganz rüſtig,
Da fuhr die Galeer' in dem Meer."

Er blies, und ſo wie er, nicht träger,
Nachblieſen den Refrain die Jäger.

Und Marke rief: Bei Charlemagne!
Wie kamſt denn, Jung', in die Bretagne? —
Der Knabe blies und ſang voll Seele
Mit goldnem Laut aus heller Kehle:

„Zur Bretagne nach Nantes zu dem Grafen
Mich ſandte mein Meiſter Rual,
Da ſollt' ich die Künſte, die braven,
Recht üben, die [illegible] all'.

„Er lehrte mich hornen und ſingen,
Auf der Laut', auf der Cither das Spiel,
Er lehrte mich reiten und ſpringen
Und tanzen im fränkiſchen Styl.

„Er lehrte mich alle Gebärde
Des Ritters bei Damen, Fräulein,
Er lehrte mich auch die Beſchwerde
Von dem Waffenwerk groß oder klein.

„Und als er's gelehret, da ſchickte
An Hof mich mein Meiſter bedacht,
Doch eh' ich den Grafen erblickte,
Stahl mich die normanniſche Jacht."

Er blies, das gab ein fein Geklång,
Die Jäger bliefen nach Refrain.

Und Marke fragte ungeduldig:
Wo traf Rual Dich, Knabe huldig? —
Der Knabe blies, voll Seele ſang
Die Kehle hell mit goldnem Klang:

„Mein Meiſter, der hat mich gefunden,
Einen Ring mit Steinen dabei,
Er konnt' es ja nimmer erkunden,
Wer das Kind, das verlaſſene, ſei.

„Die Leute umher um die Stätte,
Die ſagten: Die Mutter iſt todt.
Mit dem eigenen Kinde Florete,
Sein Weib, ihre Bruſt mir erbot."

Er blies, und ſo wie er, nicht träger,
Nachbliefen den Refrain die Jäger.

Und ungeduldig frug der Herr:
Doch sage mir, wer bist Du? wer? —
Der Knabe blies und sang voll Seele
Mit goldnem Laut aus heller Kehle:

„Ich bin wie die fließende Welle,
Ich bin wie der wehende Wind,
Ich bin wie das Wild, wie das schnelle,
Bin ein vater- und mutterlos Kind."

Er blies, das gab ein fein Geklänge,
Die Jäger bliesen nach Refrain.

Und Marke schwieg. Es schwieg die Waise;
Sie ritten nach dem Schlosse leise.
Der Wildfang sah im Dämmergrau
Der hohen Mauern Quaderbau:
Er sah den Graben, sah die Zinnen,
Die Thürme und die lange Wand,
Und hundert Fenster wohl darinnen,
Und an der Brücke vielerhand
Die Diener warfend mit den Kerzen
Auf ihren Herrn, dem's schwer im Herzen.

Bei Kerzenschein, bei Fackellicht
Hielt sich der König länger nicht.
Er rief: Zeig mir den Ring, Du Knabe,
Des Findelkindes einz'ge Habe! —
Der Wildfang streift' ihn ab; er wußt'
Im Mindsten nicht, was damit wollte
Des Königs unruhvolle Brust.
Es war ein Ring von purem Golde.
Vier Steine zeigten dran ihr Glühn,
Zwei roth, ein blauer, einer grün.

Zum Kerzenlicht, zum Fackelſcheine
Hob Mark empor den Ring, die Steine.
Er blickte drauf, wie auf Gewirr
Von krauſen Fäden, wüſt und irr
Verhadert auf den Haspelſtäben;
Der Meiſter blickt der Weberei,
Will er daraus den Teppich weben.
Er ſuchet, wo der Anfang ſei
Der Fäden, findet's nicht, bis endlich
Der doch ihm wird im Knäuel kenntlich.

So ſuchte in der Steine Kranz
Der König lang' den Anfangsglanz,
Ihr Erſtlingslicht, in frühen Zeiten
Einſt leuchtend den Vergangenheiten;
Rief bebend endlich: Das iſt hier
Ein Malachit; das blaue Dunkel
Ein Amethyſt, in rother Zier
Blinkt der Rubin dann, der Karfunkel.
Der Malachit, der Amethyſt,
Rubin, Karfunkel, ach, das iſt

Der Reigen ja der Steine, ſollend
Bedeuten: Mark, und zeigen wollend
Der ſchönen Schweſter einſt, wie heiß
Sie Mark geliebt, die Roſe weiß.
Den Ring gab einſt ich Blanchefluren!
Jetzt trägt das Findelkind den Ring,
Den Knaben fing ich auf den Fluren,
Wo ich den Hirſch zu jagen ging.
Den Jägermeiſter ich betreffe,
Der Jägermeiſter iſt mein Neffe!

O Jägermeister, an mein Herz! —
Der König rief's in Wonn' und Schmerz.
Er schlang um ihn die beiden Arme,
Entzückt von Lust, gequält von Harme.
Hatt' einen Neffen ja so schön,
Wußt' auch die Schwester nun im Sarge;
Die alte Wang' hinunter gehn
Der Thränen Fluten ihm, nicht karge.
Er weint! Die Ritter weinten auch,
Nur nicht der Seneschall, der Gauch.

Ob über solcher Wunder Führung
Der Wildfang spürte starke Rührung,
Verschweigt mein Lied. Noch war zur Zeit
Ihm unbekannt Empfindsamkeit.
Er dachte mehr: 'S ist immer besser,
Sich schälen für den Durst die Birn
An Königs Tisch mit Königs Messer,
Als trocken durch die Wälder irr'n.
Doch hielt er still den Thränengüssen
Und ließ sich herzen, ließ sich küssen.

Die Thräne rann in Königs Bart:
Wie heißt Du, Knabe muntrer Art? —
Ich heiße Tristan, sagte Tristan,
So taufte mich Rual. Weil trist an
Mein Leben fing mit tristem Sterne,
Gab er den tristen Namen mir.
Ich aber will das Omen ferne
Mir halten, ja, das schwör' ich Dir,
Herr Ohm, den aus dem Siegereif
Ich find', als ich am Wege schweif'!

Das Zeichen sagt, am Wege schweife
Fortuna mir im Siegereife!
Ein Königsneff' aus Zufall muß
Fahn Zufalls wärmsten Liebeskuß! —
Er sprach's so muthig, sprach's so wacker,
Daß Marken ging die Thräne aus.
Er lacht' und ließ sich vom Geflacker
Der Fackeln leuchten in sein Haus.
Die Alten folgten, doch der Junge
Blieb draußen noch im rechten Schwunge.

Er schuf, daß erst der Hunde Schwarm
Gethan sei in den Hundsstall warm,
Und schuf, daß erst die Jäger hingen
Das Pirschzeug auf an Pflock und Ringen,
Und schuf, daß dann gefahren ward
Der Wagen vor die helle Küchen,
Und daß der Pirsch auf Flinsen hart
Gelangte von den grünen Brüchen.
Dann schritt vergnügt zur Pfort' er hin,
Und rief: Wohlan! Zu Haus ich bin!

Im Dunkel, auf der hohen Schwelle,
Da stolpert' er und fiel, der Schnelle,
In seines Dolches Spitze scharf.
Roth rann es von dem Arm; so warf
Sein Blut in seines Oheims Pforte
Herr Tristan, als er Einzug hielt.
Wohl Mancher hätte vor dem Orte
Bei solchem Zeichen Graun gefühlt.
Tristan verband sich; leichten Muthes
Pfiff' er zum Ohm durch Tropfen Blutes.

Die dritte Romanze heißt Die Schwalben; sie erzählt, wie Triſtan am Hofe des Oheims feſten Fuß faßte und endlich dieſem bei Gelegenheit eines Schwalbenabenteuers eine junge Frau zu ſchaffen verſprach, von der er weder Namen noch Wohnort, noch überhaupt irgend etwas wußte. Morolt iſt die vierte Romanze.

* * *

Morolt.

Von Abend her, von Irland grün
Blies ſteif der Wind gen Cornwalls Dün',
Wo ſand'ge Höh'n den Sund umborden
Sanct Georg's [13]), wie Schaum, der ſtarr geworden.
Zurück in See die Ebbe ſchwand,
Und wälzte ſich dem Wind entgegen,
Der ihre Wellen bis zur Kant'
Auswölbete zu Waſſerbögen,
Drauf Dächer warf mit rauher Fauſt
Von Kräuſelgiſcht, dem Meer entzauſ't.

Der Ebbe nach in Haſten krochen
Seeſpinnen, Hummer, Zitterrochen,
So Flut, als ſie zur Küſte trat,
Geſchmeichelt hatte ans Geſtad.
Es glückt' auch manchem ſchwarzen Hummer,
Zu plumpen in den feuchten Schooß,
Doch mancher Rochen blieb voll Kummer
Und manche Spinn' im Sande bloß;
Der Wind, darüber ſchleudernd Flechten,
Begrub, die gern noch leben möchten.

Er trieb den Rauhreif ins Geſicht
Seehunden dort im Sand, die nicht
Nach Ebb' und Flut im Lager frugen.
Sie blinzten ruhig mit dem klugen
Blaudunkeln Aug' aus rundem Kopf,
Wenn ſie am Lide Flocken fühlten.
Vom glatten Nacken ohne Schopf
Floß Alles ab, und ſtille hielten
Entgegen ſie des Winds Gebläs
Emporgereckt die Naſen naß.

Es puſtete ſein kaltes Schnaufen
Die Düne an, die Sandeshaufen,
Die Meer geballt und Sturmes Huſch,
Und Gott beſetzt mit dünnem Buſch;
Darein der Drach' in grauen Tagen,
Als ſcheußlich er aus Urſchlamm kroch,
Mit ſeinem Schuppenſchweif geſchlagen
Die Wohnung ſich, das Grottenloch.
Es hingen Wurzeln in das Finſter,
Und drüber hing Schachthalm und Ginſter.

Der ſteife Wind von Irland grün
Durchſtrich den Strand, umſtrich die Dün',
Wollt' was zerſtören in der Laune,
Und fand nur dieſe dürren Zaune
Des Binnenlandes. Wüthend riß
Er an den unfruchtbaren Halmen,
Und vor der Grotte Zugang ſchmiß
Er Sand empor. Er blies das Qualmen
Dem Buſche zu. Nur trocknes Laub
Vom kahlen Zweige nahm der Staub.

Die flauen, grauen Winterſcenen,
Des altersſiechen Jahres Gähnen,
Beſchien ein matter Helios,
Der auch faſt ſchon die Wimper ſchloß.
Auf falbem Meer und falbem Strande
Lag falb der Tag. Durch Schnee und Reif
Erleuchtete vom Himmelsrande
Ein blaß-orangengelber Streif
Die Welt. So leuchten auf den Feſten
Schlaftrunkne Diener den letzten Gäſten.

Nichts hörte man als Windes Pfiff. —
Doch hinten bei dem weißen Riff
Was iſt es mit dem ſchwarzen Puncte,
Der jetzt ſich hob und dann ſich tunkte
In Wogenſchwall? Iſt's 'ne Siren',
Die toll das tolle Wetter närret?
Ein Hai, der, freſſend die Murän',
Sich tummelt und den Rachen ſperret?
Iſt es der Kraken, der vom Grund
Des Polmeers ſchwamm nach Cornwalls Sund?

Jetzt löſ'te ſich ein blaues Wallen
Vom ſchwarzen Punct. Und drunter fallen
Zwei weiße Buge ab. Es läuft
Geſtrickt dran auf. Und drunter häuft
Sich eine braune, breite Maſſe,
Die trägt das Weiß und trägt das Blau.
Kein Kraken iſt's, kein Hai im Fraße,
'S iſt keine tolle Meeresfrau:
Mit blauer Flagg' und Segeln, weißen,
Fuhr her das braune Schiff, geheißen

Der heilige Patrik. Nicht klein
Kann dieſer Männer Herze ſein,
Die noch ſo ſpät im Jahre ſtechen
In See, wo vor die Stürme brechen.
Doch Tapfern hilft das Glück! Südoſt
Sitzt ſteif im Bauch der Segel, keilet
Vorwärts den Kiel, der wie erboßt
Die rieſ'gen Wogenbögen theilet.
Sie ſtürzen ärgerlich; es platſcht *)
Ihr Guß auf dem Verdeck und klatſcht.

Jetzt macht das Schiff ein ſachtes Drehen,
Da kann ich auch den Spiegel ſehen.
Er trägt ein Heil'genbild; das iſt
Der Schutzpatron zu jeder Friſt
Von Irland, Sanct Patrik mit Namen,
Vergoldet und geſchnitzt aus Holz.
Und drunter in dem weißen Rahmen
Auf blauem Grund das Wappen ſtolz
Hiberniens: von Klee der Stengel,
Die Davidsharfe mit dem Engel.

So fuhr das Schiff von Irland grün
Im ſteifen Wind gen Cornwalls Dün'.
Und als es nahe kam der Landung,
Warf's kochend an den Strand die Brandung.
Darob erſchrak die Seehundsherd'
Und glotzt' und hob die runden Köpfe;
Vom wüſten Wetter unbeſchwert,
Erhoben nun die Meergeſchöpfe;
Den Menſchen ließen ſie die Küſt'
Und rauſchten in die naſſe Wüſt'

Ein, zu dem Rochen, Hummer, Kanker!
Das Schiff hielt an und warf den Anker,
Nun lag es fest in Bucht und Wehr
Und schaukelte nur etwas sehr.
Der Hochbootsmann that mit Matrosen
Das Boot am Haspel nieder dann;
In Bärenfell'n und Eisenhosen,
Mit Speer und Schild, an hundert Mann
Betraten es, und fuhren schnelle
Zum Strand, und sprangen aus der Jölle.

Und wo sie sprangen, drückten tief
Sich in des feuchten Sands Getrief
Die Spuren ein, wohl fünfzehn Zolle;
Das ist nun keine Lüg' und Schrolle.
Denn wie Aegyptens Flußpferd breit,
Hoch wie des Fichtelberges Tannen,
Im Bärenfell, im Eisenkleid
War jeglicher der irischen Mannen;
Euch hätt', saht Ihr die Hundert nur,
Verwundert nicht die tiefe Spur.

Der Hundert erster war der Größte,
So groß, daß sich sein Nacken löst'e
Vom Rücken höher einen Fuß
Als bei der Mannschaft. — Eisenguß
War Alles an dem Enaksſohne;
Er war mit eh'rnem Schild bewehrt,
Auslaufend rings in eine Krone,
Von Flammen, und sein Haupt beschwert'
Ein eh'rner Helm, dran vor dem Blitze
Des Donnergotts vom Himmelssitze

Daniederstürzte der Gigant
In Aetna's Schlund. Doch vorne stand
Die Larve des Medusenkopfes
Im Gräuelschmuck des Schlangenzopfes.
Das alles war an Helmes Rund
In schöner Arbeit ausgehauen;
Furchtbarlich hing vom Hüftenbund
Der Flamberg, den zwei Löwenklauen,
Zwei güldne, hakten an den Riem.
Das war das einz'ge Gold an ihm.

Der stand im Trupp, als wie der Brocken,
Um den die niedern Berge hocken;
Er war der Feldherr in dem Sold
Der ir'schen Kön'gin, hieß Morolt.
Der Schnee hing weiß an den Gesellen,
Sie schüttelten ein wenig all's
Sich ob des Wetters, davon schnellten
Zum Sandesboden von Cornwall
Die Tropfen aus den Roßhaarbüschen
Der Speere dieser Kriegerischen.

Nichts weiter thaten sie. Und stumm
Trug Jeder Kält' und Sturms Gebrumm.
Morolt ließ seine Augen rollen,
Rief mit der Stimme, mit der vollen,
Den Nächsten zu sich, sprach: Geschäft
Zuerst, O'Connor, dann das Rasten!
Nimm Deinen guten Speer beim Heft
Und geh nach Tintayol in Hasten,
Laß melden Dich beim König, sprich
Die Botschaft, so ich lehrte Dich.

Es wäre eitle Zeitverschwendung,
Sagt' ich noch einmal jede Wendung
Des Spruches, der Dir obliegt, vor,
Mich faßte auf dem Schiff Dein Ohr.
Sprich so, als ob ich selber spräche!
Leg's ihnen derb und deutlich dar.
Und ob man auch den Hals Dir bräche,
Das thut nichts. Rede Du nur klar!
O'Connor, geh, sei dies bei Seiten
Im Uebrigen voll Höflichkeiten.

So sprach am Strand Morolt der Dän',
O'Connor ging hinauf zur Dün'.
Morolt sah nach ihm mit den Andern,
Bis hinter'm Sand verschwand sein Wandern.
Dann sahn sie sich im Ebnen um,
Wo sie die Beiwacht halten möchten,
Und Einer rief: Da bei dem Trumm
Des Eichenbaums an den Geflechten
Der obern Buhne steht ein Haus,
Das schützt uns vor des Wetters Braus.

Morolt warf seinen hohen Nacken
Und schalt: Dahin könnt Ihr Euch packen,
Herr Donegal! Ich bin im Frei'n
Behaus't am Besten, so im Schein
Der Sonne wie bei Schneegetümmel.
Luft ist gesund. Des Kriegers Dach,
Das ist der gute Gotteshimmel,
Ein Hagdornbusch gibt ihm sein Fach.
Den Beiwachtplatz heut hier die Grotte
Für mich und meine ganze Rotte.

Morolt ging in die Grott' und nahm
Sein Schwert vom Riem, und dazu kam
Der Flammenſchild. Er hing's im Düſter
An krummer Wurzel auf der Rüſter,
Dann legt' er ſich zur bloßen Erd'.
Nachſchritten ihm die Andern alle
Und ſtellten rings emporgekehrt
Die Speere in die Sandeshalle.
Dann auf den Grund des Drachenbau's
Warf Jeder ſich. Das war ihr Haus.

So lagen dort Irländer hundert,
Herr Donegal ging drob verwundert.
Er war noch bei Morolt nicht lang',
Ging in das Haus am Buhnenhang,
Fand keinen Menſchen drin, weil ſchliefen
Nur Sommers Häringsfiſcher da.
Aus einem Fenſter, einem tiefen,
Herr Donegal landeinwärts ſah
Nach Marke's Schloß, zu Berg erhoben;
Er ſeufzte: Wär' ich doch da droben!

Da droben zu den Fenſtern groß
Schoß auch der Wind den Schnee, die Schloſſ'.
Behaglich aber unter Bildern
Der Ahnen, unter Wappenſchildern
Im grauen Saal, nach dem Banquet
Saß Mark im Stuhl von rothem Sammet
An runder Tafel, deren Brett
Die Marmorplatte war, geflammet.
Sein weiches Zelbelkleid beſchien
Die Gluth der Scheiter vom Kamin.

Und um ihn saßen seine Alten
Vergnügt in Röcken weit mit Falten.
Wie auch ihn labte Tristan's Stern,
Er sprach doch mit den Alten gern
Bisweilen von Begebenheiten,
Die älter waren als der Jung'.
Zunächst ihm saßen an der Seiten
Lord Triamour von Maidenclung,
Lord Stonyeraft, genannt der Kühle,
Dann saß Graf Moor de la Vapüle.

Bei dem Drywater, der Baron,
Bei dem der alte Ritter John.
Sie rühmten sich bis auf den Letzten,
Wie sie den Feinden was versetzten
Einst dann und dann und dort und dort.
Doch sagt' es Keiner von sich selber,
Es rühmte stäts des Einen Wort
Des Andern That. Da sprach kein gelber,
Mißfarb'ger Neid aus höhn'schem Mund,
Einträchtig pries sich dieser Bund.

Es geht die Sage bei den Leuten,
Man soll' nicht ins Gewitter deuten
Mit seinem Finger; denn der Blitz
Fahr' nach des Deutefingers Spitz'.
So deute nicht auf Streiteswetter,
Kannst Du nicht wettern selber noch,
Denn plötzlich werden zorn'ge Götter
Dich lehren, wie die Lanze flog —
Die alten Kämpen wiesen kecklich
Mit Fingern nach Gewittern schrecklich.

Es pries der Lord von Triamour,
Wie Stonycraft ſchlug Norwegs Flur,
Drauf pries Lord Stonycraft der Kühle
Lord Triamour im Speergewühle
Der nackten Schotten bei Dunbar.
Von Lord Drywater, dem Barone,
Ward nun beprieſen die Gefahr
Graf Moor's im Kernenkampf. Zum Lohne
Pries Lord Drywater'n Moor der Graf,
Wie der Kanut den Dänen traf.

Um Lanzen, welche längſt zerſplittert,
Um Lorbeerkronen, die verwittert,
Um blutverjährten Schlachtenmords
Sich prieſen da die alten Lords.
Es gleicht der Ruhm der Echo Rufen:
Nachhallt er lang' dem Hall der That,
Den ihrer Kämpferroſſe Hufe
Zudonnerten dem Felſengrat.
Sie ſprengten fort. Du findſt am Felſen
Nur noch die Stimm' aus vielen Hälſen.

Sie prieſen hundertfält'gen Sieg;
Der alte Ritter John, der ſchwieg.
Der König ſagt' ein wenig bitter:
Lahmt Deine Zunge, alter Ritter? —
Herr, ſagte John, ich lob' zumeiſt,
Daß uns in Frieden läßt Norwegen,
Daß Schottlands Thane auch ergreif't,
Und Kanut ſtarb, der große Degen,
Daß uneins iſt der Kernen Schwarm,
Und daß wir alle ſitzen warm.

Ich bin ein wenig müd' und trachte
Nach dem, was dort Dein Neffe machte. —
Er wies nach einem Seitentisch,
Da saß und schlief Herr Tristan frisch,
Die Hände vor sich ausgebreitet,
Der Hand das Haupt gelegt auf,
Von dem die braune Locke gleitet
Hinab zur Wang' im Ringellauf.
Der König zürnt' und wollt' ihn strafen,
Daß er beim Ruhm der Lords geschlafen.

Doch eh' er ihn noch wecken hieß,
Trat ein der Seneschall, und ließ
Sich so vernehmen: Draußen harret
Ein Mann, vom Bärenfell umstarret,
Eur' Majestät, auf Audienz.
Er kommt mit einem Speer geschritten,
Und hat ein Antlitz, Niemand kennt's.
Im Uebrigen, die fremden Sitten,
Den Speer, das Bärenfell bei Seit',
Scheint er ein Mann voll Höflichkeit.

Und Marke sprach: Thu sein Begehren
Und laß herein den fremden Bären! —
Er setzte Leib zurecht und Fuß,
So wie ein König sitzen muß.
Der Seneschall ging zu der Thüre,
Einging O'Connor, neigt' und bog
Sich tief vor'm König. Am Visire
Ruckt' er sodann und lupft' und zog
Es auf. Und Marken zugewendet
Sprach er: So spricht, der mich gesendet;

Dem ich, als ob er ſelber ſpräch',
Nachſprechen muß! Wenn man mir bräch'
Den Hals allhier, doch red' ich klar
Und leg' es derb und deutlich dar. —
Mark ſagte: Was für ein Geſchwätze!
Zur Sache doch! — O'Connor drauf:
Vollſtändig hat nach dem Geſetze
Des Botenrechtes der Verlauf
Der Red' ſo erſt recht Fuß und Hand.
So aber ſpricht, der mich geſandt:

Wo bleibt der Zins, den Irlands Fraue
Zu heben hat von Cornwalls Gaue?
Wo bleiben Deine Säckel Gold
Für Irlands Schatz? ſo fragt Morolt.
Gib Marken deutlich die Erklärung! —
So ſpricht Morolt —, woher ſich's ſchreibt,
Daß König Gormann die Beſchwerung,
So weit die ir'ſche Welle treibt,
So weit ſie ir'ſche Flaggen träget,
Einſt allen Landen aufgeleget.

Vom Stuhle auf den ſieben Höh'n
Erbat ſich Gormann dieſes Lehn;
Der Papſt zu Rom, der unſer Vater,
Gab die Belehnung ihm, ſo that er.
Du glaubteſt, Mark, weil Gormann ſchied
Zu ſeinen Vätern, ſei am Sterben
Irlandes Reich! Weil ſein Gebiet
Sein Weib beſitzt, könnt'ſt Du mit Körben
Dich löſen gegen ſie, da auch
Korbhandel iſt der Weiber Brauch.

Doch rund und sonder Redensarten:
Wir wollen jetzt nicht länger warten
Auf unsern Goldzins, den der Dieb
In Cornwall Dublin Rest verblieb
Seit mindestens zweihundert Monden:
'S ist wahr, daß Kunkelherrschaft schwächt
Den Schwung des Zepters, den gewohnten,
Und mindern läßt der Krone Recht,
Drum eben drang Isolt die Alte
Morolt, daß er ihr Recht verwalte.

Und weiter spricht Morolt: Zum Ring
Zurück der Davidskron' ich bring'
All Zins und Lehn. Ich heiß' der Grobe,
Das rechn' ich mir zum höchsten Lobe.
Der Zeit, die Du versäumet hast,
Fordr' ich den Zins, und Zins vom Zinse;
Nicht leichter soll die edle Last
Des Goldes sein, nicht um 'ne Linse,
Als lebensgroß mein Sanct Patrik
Am Spiegel wiegt mit Kutt' und Strick.

Wägst Du mir meinen Schutzpatronen
Mit Gold nicht auf, will ich verschonen
In Deinem Lande keine Maus,
Und legen Tintajol in Graus.
Bei unsres Heil'gen Fegefeuer,
Beim goldnen Klee und David's Harf',
Hol' ich das Gold, so wird Dir's theuer,
Morolt's des Groben Schwert ist scharf! —
Also sein Spruch. Ich, dies zur Seiten,
Bin übrigens voll Höflichkeiten.

O'Connor ſchwieg, und züchtiglich
Bog er ſich tief und neigte ſich.
Der König hob das Haupt mit Hoheit
Und rief: Auf dieſen Spruch der Rohheit
Die Antwort morgen. Fort mit Dir!
Sonſt wird Dein Bärenfell zum Bußrock;
Ich laſſ', weilſt Du nur etwas hier,
Einſpannen Dich in unſern Fußblock.
Zeigt ihm die Sehenswürdigkeit,
Mein Seneſchall, mit Höflichkeit.

Nicht ſchien nach dieſer Schau zu dürſten
Der Bot'; er ging. Die alten Fürſten,
Die ſaßen ganz verſteinert da,
Und Jeder vor ſich nieder ſah.
Der König ſchwieg. Die ſtummen Blicke,
Sie warteten, daß Einer ſpräch':
Herr, guten Muth! Für dies Geſchicke
Ward unſre Fauſt noch nicht zu träg!
Doch murmelten ſie nur. Vom Murren
So laut, wie tauſend Fliegen ſurren,

Erwachte Triſtan, ſtaunt' und horcht'
Auf das, weßhalb hier Jeder ſorgt'.
Und Marke rief: Holt mir den Weiſen,
Da ſpreche Rath, wo ſchweigt das Eiſen!
Der Sen'ſchall bracht' ihn. Du erblickſt,
So ſagte Mark, hier Noth und Grämen;
Thatſt Du vernehmen, Meiſter Sirt? . . .
Der Weiſe ſprach: Ich that vernehmen. —
So gib mir an, ſprach Mark, wie ſoll
Ich wenden Schmach von Tintayol?

Der weiſe Meiſter Sixt erſtreckte
Sein Auge zu dem Gyps, der deckte
Des Saales Deck, und dann hinab
Zum Eſtrich ſank es. Darauf gab
Das Auge ſich ans Linkshinſchauen,
Und an den Wurf nach rechts zuletzt.
Nach dieſem ſenkt' er ſeine Brauen
Und ſchaut' in ſich hinein. Geſetzt
In's Gleichgewicht war Umſicht, Einſicht,
So ließ er leuchten höh'rer Weih'n Licht:

Ganz oberflächlich angeſehn
Den Fall, iſt uns ein Schimpf geſchehn;
Allein der tieferen Betrachtung
Verräth er nur des Feindes Achtung.
Sie wollen Gold von uns. Je nun,
Das zeigt, ſie wiſſen, daß wir's führen,
Und ſie nichts haben in den Truh'n.
Ich kann wahrhaftig nicht verſpüren
In dieſer Wiſſenſchaft vom Hort
Bei uns, vom Nichts bei ſich den Tort.

Daß ſie's erheiſcht mit Reden, wilden,
Sei uns ein Antrieb, ſie zu bilden
Zu feinerer Humanität,
Nicht, ſie zu haſſen, Majeſtät.
Mein Rath geht dahin: Laßt die Wage,
Bereit auch ſtell'n die Beutel Gold,
Wer dieſe hinbringt, künd' und ſage,
Daß ich bereit ſei, ohne Sold
Die wüſten Kerl' zu unterrichten
In Cicero's Büchern von den Pflichten. —

Der König rauſcht' im Zelbelkleid
Und rief: Ihr ſeid nicht recht geſcheidt! —
Man muß, ſprach Sirt, die Ding' erwägen
Von zweien Seiten allerwegen. —
Und Marke ſchalt: Auf dieſe Art
Könnt's kommen, daß es rühmlich wäre,
Wenn Einer zupfte mir den Bart.
Er zeigte, nehmend mir die Ehre,
Nach Euerer Philoſophei,
Er wiſſe, daß Ehre bei mir ſei.

Nein, will man Ehr' und Gold ſich wahren,
Einſeitig muß man da verfahren!
Man kann mit Weisheit gar zu fein
Ein Narr auf zweien Seiten ſein.
Minerven wurde zugegeben
Die Eul', das lob' ich überaus.
Der blinde Vogel fliegt im Weben
Der Dämm'rung, fängt die Fledermaus,
Doch bei dem hellen Tageslichte
Da blinzt das blöde Angeſichte. —

Es murmelten die Alten, doch
Kein herzhaft Wort dem Murr'n entflog.
Zu Triamour ſprach Lord Drywater:
Sei, Schottenſchreck, Triumphes Vater!
Nein, ſagte der von Maidenclung:
Ich weiche gern dem Kanutsſieger.
Graf Moor rief aus: Wär' ich nur jung!
Lord Stonycraft, Norwegs Bekrieger,
Verlegte bloß ſich auf Gelall
Und ſchwieg dann; endlich ſchwiegen All'!

Nicht länger trug die Schmach und Schande
Der alte Ritter John. Er ſtande
Von ſeinem Seſſel auf, es hob
Sein einzeln Grauhaar ſich, er ſchnob,
So wie das alte Kampfroß ſchnaubet,
Wenn es Trompetenzeichen hört:
Da knirſcht ſein müd Gebiß, es ſtraubet
Die dünne Mähne ſich, empört,
Die trocknen, harten Nüſtern klaffen;
Der greiſe Ritter rufte: Waffen!

Gleich ſprang davon der Edelknecht
Und brachte Waffen gut und recht.
Er bracht' ein grades Schwert getragen
Und Helm und Schild und Schien' und Kragen.
Der Ritter John ſah freudig zu,
Und ließ den Harniſch um ſich legen;
Trat in die ſchweren Eiſenſchuh',
Nahm Helm zu Haupt, zur Fauſt den Degen;
Rief unter ſeinem Kämpfesdach:
Wer's bieder meint, der thut mir's nach!

Ach, John, Du armer alter Ritter!
Es geht durch's Eiſen ein Gezitter.
Dein Fleiſch iſt morſch, die Muskel bebt,
Dein Muth iſt, was an Dir noch lebt!
Es hing um die verſchrumpften Glieder
Der Beinharniſch unſchließend, los,
Der Helm' ſank bis zur Schulter nieder,
Die Schuhe waren viel zu groß,
Er ſtand und konnte ſich nicht rühren
In dieſem Schmuck von Zeiten, früh'ren.

Da hob er auf das Schwert zum Hau'n,
Wie einſt im Strauß von Dunbar-Town.
Da glitt's ihm aus dem Arme kraftlos,
Er ſchwankte, ſtrauchelte, und kraftlos,
Vom Lufthieb fortgeriſſen, fiel
Der alte Ritter nieder praſſelnd.
Zum Schutz und Trutz das Waffenſpiel
Klang über ſeinem Leibe raſſelnd;
Er lag am Boden, ſchluchzte ſchwer,
Ein Bild verjährter Waffenehr'!

Alſo geſchah's auf Tintayol,
Des Rühmens und des Preiſens voll!
Gern miſcht' ich dieſem leichten Liede
Die ernſte Frage: Ließ der Friede,
Mein Vaterland, zum Siegeszeug
Dir auch den Siegerarm? Bedenke . . .'.
Allein ſie riefen wohl: Verſcheuch
Die Grill'n! Sie paſſen nicht in Schwänke.
Ich bleib' auf Tintayol, und da
War Niemand, der nach Triſtan ſah.

Der hatt', als er vernahm, wie gräulich
Dem Ohme drohte Schmach abſcheulich,
Hervorgeſtoßen einen Ruf,
Den tugendlich Entrüſtung ſchuf.
Dann ſah er nieder vor ſich lange
Beſcheidentlich. Der tolle Knab',
Wildfang im Scherz, ward bei dem Drange
Des Ernſtes ſittig. Still hinab
Zum Boden flüſtert' er: Nicht melden
Darf ſich ein Burſch vor ſolchen Helden.

Doch als er ſah der Alten Noth,
Da ſchlich ein züchtig Purpurroth
Ihm über Schläf' und Wangen beide,
Und gab dem Hals ein roth Geſchmeide.
Warum erröthete Triſtan?
Ihn küßt' im Innerſten der Seele
Ein hoher Gedanke auf zum Mann,
Und ſprach: Du biſt's, den ich erwähle.
Schaam übergoß ihn bei dem Kuß
Mit ihres Roſenblutes Guß.

Der Jüngling, der zum erſten Male
Sich fühlet angeglüht vom Strahle
Der mächtigen Begeiſterung,
Iſt wie ein Mädchen, ſchön und jung,
Einſam erblüht in ſüßer Wildniß,
Wohin die Königin der Fei'n
Es trug, weil, in des Kindes Bildniß
Verliebt, ſie's haben wollt' allein,
Wenn nun die Reize, die erſproßten,
Den erſten Kuß der Liebe koſten.

Nur grüne Waldnacht kannte ſie
Und Träume ſtiller Phantaſie,
Nur große goldne Blumen waren
Ihr Spielgeſell'n in manchen Jahren!
Als Bach, als Lüftchen, Vogel, Reh
Umkoſ'te ſie die Feie innig,
Es ſpeiſ'te ſie die Frucht der Schleh',
Sie wuchs empor, ein Räthſel ſinnig;
Da tritt in Wald ein hoher Mann,
Sieht, glühet, bebet, küßt ſie dann.

Von ſeiner Lippen heißem Fovern
Fühlt ſie ſich ſelber himmliſch lodern,
Ihr jungfräuliches Schämen ſagt:
Der Herr erſchuf mich eine Magd. —
Triſtan ging ſchaamroth nach der Mitte
Der Hall' und hob den Alten auf,
Nahm ihm die Wehr mit ſanfter Bitte,
Und ſprach: Mein alter Held, Gerauf
Ziemt Euch nicht mehr. Gott wird den Jammer
Schon wenden ab; ich bring's zur Kammer.

Er that, als wollt' er's Stück vor Stück
Zum Rüſtſaal bringen nur zurück;
Doch nach dem Ziele, nach dem andern,
Ging der Gedanken heimlich Wandern.
Er ſchritt hinab die Wendelſtieg'
Und überſchritt den Hof im Schnee;
Im Herzen Muth und Krieg und Sieg,
Nur ängſtlich, daß ihn Jemand ſehe;
Dann trat er in das Stallgebäu,
Wo Marke's Roſſe fraßen Heu.

Er ſchickt' hinaus das Stallgeſinde,
Bei Rivalinens tapferm Kinde
Blieb nur ein ſtarker, wackrer Knecht,
Dem ſagt' er, daß er bleiben möcht'.
Er ſprach: Du, ſattle mir die Stute,
Die ſcheckige, den Fuchſen Dir.
Gleich muß ich fort, drum eil' und ſpute
Nach Kräften Dich. Du reitſt mit mir. —
Der Knecht, der nicht ein Wort verſetzte,
Beſchuf die Roſſ', das erſt' und letzte.

Indeſſen warf der Wildfang um
Halsberg und Küris, Schienen krumm.
Sie ſaßen ihm wie angeſchnüret,
Der Helm ſaß knapp, wie ſich's gebühret.
Er ſchnallte feſt das Schwert und probt',
Ob wohl die Schärfe g'nüglich ſchneide;
Er hieb in einen Pfoſten, klobt'
Ihn aus einander; dann zur Scheide
Steckt er es ein; ſtand blank und frohn
Im Harniſch da vom alten John.

War unbedienet worden fertig,
Und harrete des Pferds gewärtig.
Die Schecke brachte ihm der Knapp,
Er führte ſie den Stall hinab
Zur Hinterthür in eine Senkung,
Der Knappe folgte mit dem Fuchs,
Er machte dann verſtohlne Schwenkung
Durch Gartengrund voll Tar und Bur;
Als er ſich wußte ungeſehen,
Sprang er auf's Roß und ließ es gehen.

Schild an den Leib, tief im Viſir,
Der Knecht ritt nach auf ſeinem Thier.
Hell lag der Mond auf ſchnee'gem Grunde
Und wies den Weg zu Jürgen's Sunde.
Der eiſ'ge Boden kreiſcht' und knarrt',
Erzürnt vom kecken Ritte ſchien er,
Das war der einz'ge Laut. Es ward
Kein Wort gered't vom Herrn und Diener.
Sie kamen zu dem Fiſcherhaus;
Noch immer ſah zum Fenſter 'naus

Herr Donegal, der litt an Kälte.
Und Triſtan ihm die Frage ſtellte:
Wo ſind die Deinen, wo Morolt,
Der gierig iſt nach Cornwalls Gold? —
Die liegen, ſprach mit Zähneklappen
Herr Donegal, in der Drachenſcheu'r,
Wahrt Euch, daß ſie Euch nicht ertappen,
Morolt iſt faſt ein Ungeheu'r! —
Hell ſchien's herüber von der Düne,
Zum Scheine ritt Triſtan der Kühne.

Der Wind ſchwieg ſtill, klar war die Luft,
Ein Feuer brannte vor der Kluft
Des Drachen, angemacht durch Reiſig,
Das abgehau'n die Iren fleißig.
Rings um die Gluth im Sande lag
Die Kriegsmannſchaft in Bärenfellen,
Morolt ſaß mitten in dem Hag
Der Streiter zu erhöhter Stellen
Auf eines Wallfiſchkopfes Bein,
Das mußte ihm ſein Feldſtuhl ſein.

Sie hatten dieſes Bein gefunden
Am Strand, vor einer Viertelſtunden.
Roth ſtieg die Gluth durch ſchwarzen Rauch,
Und dazu ſchien das Mondlicht auch.
Beim Mondenlicht, beim Gluthenrothe
Sah Triſtan Alles an: den Kreis
Der Iren in dem feuchten Kothe,
Morolten auf dem Schädel weiß.
Zehn Schritt vom Lager hielt er, ſagte
Zum Knecht: Nun melde, was ich wagte.

Herr Triſtan hielt, ſein Knecht ritt hin,
Und rief: Holla! — Wer da? frug Gin,
Ein Hauptmann bei der Irenbande.
Mein Herr, ſprach jener, kam zum Strande. —
Da hub ſich auf vom Wallfiſchkopf
Morolt und frug durch Finſterniſſe:
Was will der Herr? Vom Mähnenſchopf
Der Scheck' herab ſprach Triſtan: Wiſſe!
Zu fragen dich mein Herz entbrann.
Antwort verlang' ich, rauher Mann. —

Den Stolz hat Gott noch ſtäts vernichtet,
Und Demuth immer aufgerichtet.
Den Bergen ſagt' er einſt im Oſt:
Von Einem kommt der Welten Troſt.
Da hoben Alle ſtolz die Köpfe,
Nur Zion ſenkt' ihr fromm Geſicht.
Die Andern blieben kahle Tröpfe,
Von Zion ſandt' er aus das Licht.
Sie blüht, die Andern ſtarr'n in Wehmuth
Mit dürrem Haupt[15]). — So ſprach voll Demuth

Triſtan dem ſtolzen Morolt zu;
Fuhr demnach fort: Die Frag' ich thu',
Ob Du hier biſt ins Land gebrochen
Als Räubersmann mit groben Knochen?
Ob ohne Schick und Courtoiſie
Du willſt nur ſengen, plündern ruchlos?
Die Hirten ſchlagen und das Vieh?
Verheeren Tintajol? Ich frug bloß,
Ob Du ſo'n Räuber biſt? Ob Kampf
Zu Zwei'n Du annimmſt, Reck' im Dampf? —

Aufrauſchte nun die Patrikiertruppe
Und wogt' am Feu'r in wilder Gruppe.
Morolt ragt' über dem Geſchwärm,
Rief donnernd: Stille da der Lärm!
Und Alles ſchwieg. Morolt bedachte
Sich eine Weil', dann rief er laut:
Ich liebe zwar nicht ſehr das Sachte,
Im Heerſtreit lacht die Kriegesbraut,
Weil aber ich ein Ritter heiße,
Des Zweikampfs auch ich mich befleiße.

Wo iſt der Zweikampf, wo der Bub,
Der nicht will ſterben in der Stub'? —
Triſtan entzog der Hand den Handſchuh,
Und rief: Da haſt, Morolt, mein Pfand Du!
Nimm's auf und ſei gewiß, ich ſtell'
Am Morgen mich mit Schwert und Schilde;
Fall' ich, ſo ſtürz' ich vor der Schwell'
Der Ruhmeshall'! Fällſt Du, ſo bilde
Sich Irland keinen Goldzins ein,
Zinn graben wir, nicht Goldesſchein.

Er warf ſein Pfand zu Sand und Dorne;
Morolten flog die Lipp' im Zorne.
Er ſprach: Den muß ich mir beſehn!
Nehmt Brände auf und laßt uns gehn
Und dieſem da ins Antlitz leuchten. —
Wohl, ſprach der Wildfang, ſprang vom Roß,
Beſeht mich, ſagt, ob Euer Däuchten
Mich ſchätzt als würd'gen Kampfgenoß!
Dem Knechte gab er die Gefleckte,
That ab den Helm, der's Haupt bedeckte.

Mit Feuerbränden kam die Schaar,
Und leuchtet' ihm ins Antlitz klar.
Das Mondlicht und die rothen Gluthen
Beleuchteten den Hochgemuthen.
Er ſtand ſo blühend da im Flaum
Der Jugend, und ihm ſtand entgegen
Morolt; den engen Zwiſchenraum
Durchkreuzten Blicke, kampfverwegen.
So ſtänden Eich' und Lorbeer ſchlank
Zuſammen an des Berges Hang.

Als ihm Morolt [illegible] blickte,
Nicht wußte der, was ihn zerſtückte,
Er ſah im Erz die Glieder zart,
Nicht konnt' er ſagen, wie ihm ward.
Er wollte zürnen, Nacken ſchüttelnd,
Daß bis zum Gürtel flog die Lock',
Vermocht' es nicht. Es ſchlug vermittelnd
Sein Herz ihm unter'm Bärenrock.
Er war wohl grob, hatt' doch ein Herze —
Wie heißt Du, frug er, junge Kerze

Der Tapferkeit, die Du entbrannt
So plötzlich biſt in Cornwalls Land? —
Beſcheiden ſagte Marke's Vetter:
Noch grüßete mich nicht Geſchmetter
Der Ruhmtrompete. Namentlich
Heiß' ich Triſtan. Daß ich ein Sprößling
Aus Königsblut, verſichr' ich Dich,
Wenn auch ein etwas wilder Schößling. —
Das thut nichts, ſprach Morolt, es ſank
Die beſte Brut ſtets von der Bank.

Wie kommt es, daß der Schild, der Deine,
Kein Wappen zeigt, nicht groß noch kleine. —
Das kommt daher, sprach Tristan klug,
Weil Niemand mich zum Ritter schlug. —
So kann ich, rief Morolt, nicht streiten
Mit Dir, der nach der Würde mißt,
Die bei dem Zweikampf, so im Reiten
Als wie zu Fuß, vonnöthen ist. —
Drum sollt', sprach Tristan, Königs Magen [49]),
Ihr selber mich zum Ritter schlagen! —

Die seltsamliche Anmuthung
Erstaunen machte Alt und Jung.
Morolt trat rückwärts hin drei Schritte
Und rief: Besonders klingt die Bitte! —
Warum? frug Tristan. Unter'm Stahl
Brennt mir ein Muth, wohl werth den Orden,
Umher steht edler Zeugen Zahl,
Ihr seid, dem dazu Macht geworden;
Der Zeiten Eil, die Fährlichkeit
Hilft über Wacht und Schwertes Leit.

Morolt versetzte: Dies sind Possen,
Die machen mich nicht unentschlossen.
Die Hauptsach' ist ein Rittersinn,
Und Vollblut von den Zeh'n zum Kinn. —
Er dacht' und überlegte. Leise
Schlich Donegal herzu. Er war
Doch lieber hier beim Feu'r im Eise,
Als in dem Haus, des Herdes bar.
Er flüsterte: Ein Ueberlegner,
Der stärkt nicht selbst den schwachen Gegner.

Morolt, der fuhr ihn an: Ich bat
Euch Zärtling nicht um Euren Rath!
Ein edler Muth, ein hoch Vertrauen
Soll nie bei mir in's Leere schauen.
Kannst Du beschwören Deinen Stand,
Tristan, und königlichen Samen,
So schlägt Dein Feind mit eigner Hand
Zum Ritter Dich in Gottes Namen.
Er hielt des Schwertes Kreuz ihm vor,
Und sagte: Schwör'! Und Tristan schwor.

Drauf stellten sich in eine Runden
Die Iren mit den Feuerbunden.
Und mitten in der Runde sank
Tristan auf's Knie. Morolt, der schwang
Sein breites Schwert, trat in's Gehege
Der Mannen, betete ganz kurz,
Und gab dem Wildfang die drei Schläge
Zur Schulter an des Panzers Schurz,
Und sprach: Zu Gott's, Mariens Ehre
Empfange dies und nicht das Mehre.

Sei Du bieverbe und gerecht!
'S ist besser, Ritter sein, als Knecht. —
Er hob ihn auf mit sitt'ger Sorgen,
Und Tristan sprach: Lebt wohl bis morgen.
Zur Schecke ging er. Ja, ich denk',
Rief nun Morolt, im Schloß des Fürsten
Schläft's besser sich im Bettgeschränk,
Als hier, wo uns die Winde bürsten! —
Ihr redet, sprach Tristan; verkehrt,
Abseiten leg' ich mich zur Erd'. —

Was! rief Morolt, Du liebst das Freie?
Nun ist, als ob gefallen seie
Die Scheidemauer, die sich hoch
Noch zwischen unsern Leibern zog.
Verwünscht der Zimmerstank, der dumpfe!
Das Feld ist Gottes Kemenat',
Da fühlt man sich in Kopf und Rumpfe
So recht als seine Erdensaat!
Sei klug, Du junges Abenteuer,
Komm mit und ruh' bei unserm Feuer.

Er nahm die Hand des Gastes, bracht'
An's Feuer ihn, frisch angefacht.
Mitging Tristan, ganz sonder Fürchten,
Er stand im Frieden, im verbürgten.
Bei seinem Vater selber nicht
Hätt' er in bess'rem Schutz genächtigt,
Als unter'm Schirm der Wirthespflicht;
So heilig war der Gast berechtigt.
Morolt hieß sitzen ihn, bevor
Er selber sich den Platz erkor.

Er schob ihm hin den Wallfischschädel,
Und darauf rief der Feldherr edel:
Da liegt mein Bette, frisch gemacht!
Sich werfen wollt' er zu der Wacht.
Das litte Tristan nicht, er lös'te
Den Panzer ab, obgleich ihn fror,
Und sprach: Wenn ich des Stuhls dich blöße,
So kehr' ich diesen andern vor. —
Auf das Gebein Tristan sich setzte,
Und auf den Panzer der ergötzte

Morolt, ergötzt vom Jüngling frei.
Rings legte ſich die Maſſonei
Der Iren, und der Knecht, der wackre,
Band etwas ſeitwärts vom Geflackre
Der Gluth, daß nicht ſie würden wild,
Die Roſſ' an eines Strauches Aeſte.
Den Haferſack hielt' er, gefüllt,
Mit hergebracht zum Ritterfeſte,
Denn, ſprach der Pferdeknecht geſcheut,
Mein Herr mag hungern, ſchafft's ihm Freud';

Doch freſſen will der Gaul. Und offen
That er den Sack, der Roſſe Poſſen.
Er fütterte, ſie fraßen brav;
Moroltens Ohr das Knarren traf.
Er rief: Ein Beiſpiel, nachzuleben!
Wir wollten zwar in Gerſtenbrod
Uns nur das Abendeſſen geben,
Allein der Gaſt heiſcht Gaſtgebot;
Thut, Speiſemeiſter, was ihr könnet,
Holt Rauchfleiſch! Einen Wein uns brennet!

Umſtände nicht zu machen bat
Vergebens Triſtan. Was er that,
Der Speiſemeiſter ſtieg zur Jölle
Und holte aus dem Schiff die Völle
Der Speiſen. Mit dem Korbe groß
Kam er zurück und einem Faſſe,
Setzt' einen Keſſel an den Stoß
Des glüh'nden Holzes; mit dem Maße
Füllt er in Keſſel rothen Wein,
Und würzte den mit Specerei'n.

So brannt' er Wein. Zu jenen Stunden
War noch der Whisky nicht erfunden,
Der jetzo labt der Iren Kehl'.
Drum mußte Glühwein mit Kanel
Sie damals freun. Er gab zwei Krüge
Aus Helfenbein Morolt, Triſtan,
Vom allerherrlichſten Gefüge,
Mit Schnitzwerk koſtbarlich umthan.
Der eine wies bis zu den Riethen
Des Rands Centauren und Lapithen.

Aus Cupidonen war der Henk
Des Krugs geſchnitzt, die beim Gelenk
Der Hände ſich und Füße hielten,
Und oben waren zwei, die zielten.
Doch auf des Deckels Mitte ſtand
Alkmenens Sohn mit ſeiner Keule.
Die Ränder ſäumt' ein goldnes Band,
Ein Goldreif auch des Fußes Säule.
Der beſte Meiſter ſchuf den Krug,
Der in Dublin je Meißel trug.

Bei Triſtan mußte dieſer bleiben,
Den zweiten möcht' ich auch beſchreiben,
Allein ich fürcht', es wird zu viel.
Das ſag' ich nur, des Krugs Geſpiel
Schien ſeiner werth, war, was Caſtoren
Einſt Pollux war. Nur daß ſein Schmuck
War aus der heil'gen Schrift erkoren,
Aus Aſſur's Sieg und Juda's Druck.
Morolt erhielt ihn. Bis zum Rande
Des Schnitzwerks aus dem Morgenlande

Und aus der Heiden Fabelkreis
Goß Wein der Speisemeister heiß
Vom Kessel ein, und gab den Iren
Darauf im Horn des Auerstieren.
Dann schritt er zu dem Korb zurück,
Nahm Brod herfür und Rauchfleisch, rothes,
Und legte vor. Das größte Stück
Erhielt Tristan; Morolt gebot es.
Nach diesem seinen Theil empfing
Morolt; war auch nicht just gering.

Hierauf bekamen all die Mannen,
Und dann der Knecht. Als nun die Kannen
Mit sammt dem Horne dampften voll,
Und Jedem käu'nd die Backe schwoll,
Nahm erst der Speisemeister. — Nächtens
So tafelte beim Feind Tristan
In Rauchfleisch, Wein, geglüht wie Rechtens.
Das Herz ging auf, Morolt gewann
Den Wildfang lieb, und der rief selig:
Wie ist doch Ritterschaft so fröhlich!

Vergnügt war Alles, schwatzt' und lacht',
Erquickt von Wein und Kost zu Nacht.
Herr Donegal allein war traurig,
Er stand bei Seiten, dacht': Erlau'r ich
Denn nicht ein wenig Brod und Fleisch?
Morolt sah diesen Hausbewohner
Und fuhr ihn an: Willst essen, heisch'
Von Deinem Wirth Dir was! — Der Schoner
Des eignen Leibes kriegt' im Schnee
Kein Schnittchen; ging in sein Palais

Den Magen leer, ſonſt voll von Schaudern. —
Beim Trunk begann Morolt zu plaudern,
Erzählte von der Königin
Iſolt, der Alten, deren Sinn,
Verſtand und Wiſſenſchaft, wie gründlich
Sie aller Sympathieen Kraft
Erkenn', und brau', ein wenig ſündlich,
Wohl den und jenen Zauberſaft.
Und von der Tochter, von Iſolden,
Sprach er dann auch, in Haaren golden.

Mit tieferm Tone ſagt' er das,
Und ſchaut in ſeines Kruges Naß.
Iſt die deßgleichen Zauberinne?
Frug Triſtan. — Im gemeinen Sinne,
Sprach drauf Morolt, vernein' ich's wohl:
Sie weiß Arznei, heilt alle Wunden,
Bis in des Herzens Kammer hohl.
Die pflegt ſie zärtlich; des Geſunden
Nicht achtet ſie. — Wie er ſie hat — —
Doch — — ſingt, Ihr Freund', uns 'ne Ballad'!

Geſang der Iren am Feuer.

Grünes Erin! Stolzes Erin!
Dundoridone, der Bauernſohn
Flehte zur Lady, die lachte voll Hohn.
„Laß Deine Schuhe Dir flicken, mein Traut!“ —
Ihm rollten die Augen, entſtellet er ſchaut'.
Stolzes Erin!

Grünes Erin! Stolzes Erin!
Dundoridone, der Bauernſohn
Lief in die Hütte und knirſchte mit Hohn:
„Paßt mir, o Vater, die Lady geraubt!“
Zerſchmetterte ſeinem Vater das Haupt.
Stolzes Erin!

Grünes Erin! Stolzes Erin!
Dundoridone, der Bauernſohn
Stürzte zum König; den Tollen ſie flohn.
„König, Du haſt mir die Lady entehrt!“
Er griff nach dem König und Königes Schwert.
Stolzes Erin!

Grünes Erin! Stolzes Erin!
Dundoridone, der Bauernſohn
Lacht hinter Eiſen im Thurme, dem hoh'n:
„Brav, daß Ihr ſperrtet hier oben mich ein,
So kann Gott vierzehn Tage noch Weltfürſte ſein!“
Stolzes Erin!

Gewaltig scholl am Feu'r der Brände
Das Lied von toller Neigung Ende.
Morolt stieß in die Gluth den Knorr'n
Mit seinem Fuß und sprach verworr'n:
Der ist ein Narr von Mutterleibe,
Den Lieb' in Narrethei verstört!
Ein rechter Mann erringt dem Weibe,
So ihn zurückwies, mit dem Schwert
Die Schätz' und Güter aller Zonen
Vom Pol, bis wo die Mohren wohnen!

Er holt das Gold vom Land Cornwall,
Dann fährt er hin zum Senegal,
Und zinset den um Helfenbeine,
Nimmt Indiens Schacht die Funkelsteine,
Arabien raubt er seine Myrrh'
Und Taprobanen bunte Vögel,
Das Pardelvließ dem Atlas dürr,
Und wenn zurück sein kühnes Segel,
Schmückt er mit aller Zonen Sold
Den heil'gen Fleck, wo steht Isolt. . . . .

Verrathen hatte sich der Starke,
Er schwieg und murrt'. Der Neff' des Marke,
In sitt'ger Schonung seines Wirths,
Trieb leicht, gewandt, in aller Kürz'
Ein anderes Gespräch zur Stelle.
Er that, als ob er nichts vernahm,
Und sprach von seines Rosses Schnelle,
Auch wie man Falken mache zahm.
So wurde wieder unbedenklich
Die Unterredung, sehr verfänglich.

Der Kessel Weines war geleert,
Das Brod, das Rauchfleisch aufgezehrt,
Die Venus schien empor im Osten,
Ein meldete von seinem Posten,
Der Morgenstern sag' an die Früh'.
Es schläferte die ir'schen Degen,
Drum rief Morolt: Das Feuer glüh'
Nun aus! Wir woll'n uns schlafen legen!
Zur Grotte gingen sie, es that
Sich Jeder hin, wohin er trat.

Morolt wies seinem Gast die Stätte,
Wo er's zum Schlaf am wärmsten hätte.
Tristan hing auf sein Schwert zum Ort
Weit von ihm, nah der Grottenpfort',
Er legte sich zum Grunde wehrlos,
Daneben legte sich sein Feind
Entwaffnet auch. Die Iren speerlos,
Zum frommen Abendspruch vereint,
Tristan, Morolt, sie thaten beten,
So viel zum Nachtgebet vonnöthen.

Drauf schliefen Alle bald. Geschnarch
Der Irisch-Men erscholl nicht karg.
Tristan natürlich schlummert' leise,
Denn nie weicht aus dem engen Gleise
Der Lebensart ein junger Held,
Auch wenn er schläft. Doch schlief der meine.
Morolt allein blieb wach. Mißfällt
Das Bett ihm doch auf Sand und Steine?
Nicht das. Er hob sich über'n Gast
Und sprach: Zu kalt wird ihm die Rast.

Er ſchlich zur Grott' hinaus des Drachen
Und ging an Strand, und nahm den Nachen,
Und ruderte ſich zu dem Schiff.
In der Cajüte dort ergriff
Er eine warme Rennthier-Decke,
Die bracht' er mit ſich in die Kluft,
Dort legte ſie der gute Recke
Auf Triſtan, um die ſcharfe Luft
Von ſeinem Gaſte abzuwehren,
Schloß dann die Wimpern zu, die ſchweren.

Anmerkungen.

[1]) Sichern wird in der Waidmannssprache von dem Stutzen und Umherblicken des Edelwildes gebraucht.

[2]) Rosen, die Knochenwülste, aus welchen die Stangen des Hirschgeweihes hervorwachsen.

[3]) Lichter, die Augen des Hirsches.

[4]) Lanciren heißt bei der Parforce-Jagd das erste Führen der Hunde auf die Fährte des Hirsches.

[5]) Derrière, Hourvari, à la vue — Kunstausdrücke bei der Parforce-Jagd, deren Sinn sich aus dem Zusammenhange im Gedichte ergibt.

[6]) Der vorderste in der Meute heißt der Kopfhund.

[7]) Der Leithund zeichnet, wenn er stehen bleibt und mit der Nase in die Fährte zeigt.

[8]) Schaalen nennt man die hornigen Theile an den gespaltenen Klauen des Edelwildes.

[9]) Die Hessen sind die starken Sehnen über den Knieen der Hinterläufe.

[10]) Wenn der Hirsch die Todeswunde empfängt, so gibt er einen schreienden Laut von sich, welcher das Klagen genannt wird.

[11]) *Curée:* das kunstgerechte Zerwirken des Hirsches. Dieser Ausdruck hat sich vom dreizehnten Jahrhundert, auch wohl noch von früher her bis in die neuesten Zeiten erhalten.

[12]) Gescheide, d. h. Gedärme.

[13]) Der südliche Theil der irischen See heißt St. Georg's Canal.

[14]) Platschen ist die ältere, nur noch in der Volkssprache vorkommende Form, woraus nachher Plätschern abgeleitet wurde. Hier, wo es auf Schallmalerei ankam, wird man sie wohl verzeihen.

[15]) Eine arabische Sage erzählt, Gott habe den Bergen im Orient verkündet, er werde auf einem von ihnen einem Propheten die Tafeln des Gesetzes geben. Alle richteten ehrbegierig ihre Gipfel auf, nur Zion senkte sich demüthig. Die Andern mußten ihm darauf ihre Gewächse abgeben und wurden kräuterlos.

[16]) Magen, altdeutsch für: Vetter, Verwandter.

Aus dem

Parzival

des

Wolfram von Eſchenbach

überſetzt

von

K. Simrock.

1. Der Gral.

Wer nun will hören, wo er bleibt,
Den Aventür von Haus vertreibt,
Der mag großer Wunder viel
Vernehmen, eh er kommt ans Ziel.
Laßt reiten Gahmuretens Kind.
Wo nun getreue Leute sind,
Die wünschen Heil ihm und Gedeihn:
Er muß nun leiden hohe Pein;
Bisweilen naht auch Freud und Ehre.
Eines schuf ihm Herzensschwere:
Er mied ein Weib, die er besaß,
So edel, daß kein Mund je las
Oder meldete die Märe,
Daß Eine schöner, beßer wäre.
Gedanken an die Königin
Trübten ihm den klaren Sinn:
Er hätt ihn längst schon ganz verloren,
Wär er nicht herzhaft geboren.
Selbst trug das Roß den Zaum empor
Ueber Blöcke, Sumpf und Moor;
Nicht führt' es seines Reiters Hand.
Uns macht die Aventür bekannt,
Er ritt denselben Tag so weit,
Ein Vogel hätte Arbeit,
Wollt ers auf einmal überfliegen. —
Hört nun, wo er Herberg nahm:
An einen See er Abends kam,

Fiſcher ankerten daran;
Ihnen war das Waßer unterthan.
Wohl hören mochten ſie ſein Fragen,
Denn unſern vom Geſtade lagen
Sie erſt, da ſie ihn reiten ſahn.
Einen ſah er in dem Kahn
In ſo herrlichem Gewande,
Wenn ihm dienten alle Lande,
Es wäre ſchwerlich noch ſo gut.
Von Pfauenfedern war ſein Hut.
An dieſen Fiſcher wandt er ſich
Und ermahnt' ihn bittentlich,
Daß er ihm riethe, Gott zu Ehren
Und ſeine Zucht zu bewähren,
Wo er träfe Herberg an.
Zur Antwort gab der traurge Mann:
Er ſprach: „Herr, unbewußt iſt mir,
Wo dreißig Meilen weit von hier
Das Land bewohnt und urbar ſei.
Ein Haus nur kenn ich nahebei,
Zur Herberg darf ich es empfehlen:
Auch könnt ihr heut kein andres wählen.
Dorten, wo die Felſen enden,
Müßt ihr euch zur Rechten wenden.
Wenn ihr hinkommt an den Graben,
Der läßt euch ſchon nicht weiter traben.
Heißt die Brücke niederſenken,
So mögt ihr in den Burghof lenken."
Er that, wie ihm der Fiſcher rieth;
Mit Urlaub er dannen ſchied.
Der ſprach: „Wenn ihr euch nicht verirrt,
So bin ich ſelber euer Wirth;
So danket wie wir euch verpflegen.
Nur hütet euch vor falſchen Wegen.
Ihr könntet bei der Halde
Wohl fehl reiten dort im Walde;

Unlieb geschäh mir doch daran."
Da hub sich Parzival hindann
Und fand mit wackerlichem Traben
Den rechten Weg bis an den Graben.
Da war die Zugbrück aufgezogen,
Die Burg um Feste nicht betrogen,
Wie auf der Drechselbank gedreht.
Beschwingt nur oder vom Wind geweht
Dräng ein Feind hinein mit Sturm.
Manch hoher Saal, manch schlanker Thurm
Stand da in wunderbarer Wehr.
Und zögen alle Völker her,
Sie gäben drin um solche Noth
In dreißig Jahren noch kein Brot.
Ein Knappe hatt ihn wahrgenommen
Und frug ihn, wo er hergekommen
Und was er suche vor dem Wall?
„Der Fischer", sprach da Parzival,
„Hat mich zu euch hergesandt.
Ich neigte dankend seiner Hand,
Als sie mir Herberg hier geschenkt.
Er will, daß ihr die Brücke senkt,
Daß ich reite zu euch ein." —
„Herr, ihr sollt willkommen sein.
Da der Fischer es versprach,
Man beut euch Ehr und Gemach,
Ihm, der euch sandte, zu Gefallen."
Sprach der Knapp und ließ die Brücke fallen.
In die Burg ritt der Kühne,
Auf eines weiten Angers Grüne,
Unzerstampft im Ritterspiel;
Kurzen Grases stand da viel.
Da ward nicht oft turniert, gestritten,
Mit Bannern auf und ab geritten
Wie auf dem Anger zu Abenberg.
Selten war solch fröhlich Werk

Da geschehn in langer Zeit:
Sie hatten Noth und Herzeleid.
Der Gast jedoch das nicht entgalt:
Ihn empfiengen Ritter jung und alt;
Kleiner Junker volle Zahl
Sprang ihm nach dem Zaum zumal;
Ein Jeder thäte gern das Beste.
Sie hielten ihm den Stegreif feste,
Dieweil er abstieg von dem Ross.
Ritter luden ihn ins Schloß
Und führten ihn an sein Gemach.
Unlange währt' es darnach,
Bis er mit Zucht entwappnet ward.
Da sie den Jungen ohne Bart
Ersahen also minniglich,
Glücklich pries ihn männiglich.
Um Waßer bat der junge Mann:
Da er den Rost sich hindann
Wusch von Angesicht und Händen,
Da schien er Jung und Alt zu blenden
Wie eines zweiten Tages Helle:
So saß der wonnige Geselle.
Man trug ihm einen Mantel dar,
Der von arabschem Pfellel war
Und von allem Tadel frei;
Offen blieb der Schnüre Reih.
Als ihn über warf der Degen,
Er bracht ihm neues Lob zuwegen.
Da sprach der Kammerwärter klug:
„Repanse de Schoie wars, die ihn trug,
Meine Frau die Königin.
Er sei von ihr euch geliehn,
Denn euch ist noch kein Kleid geschnitten.
Wohl mocht ich sie's mit Ehren bitten,
Denn ihr seid ein werther Mann,
Wenn ichs wohl ermeßen kann." —

„Gott lohn euch, Herr, daß ihr mir traut.
Wenn ihr recht mich beschaut,
So war das Glück mir immer hold:
Gottes Kraft giebt solchen Sold."
Man schenkt' ihm ein und pflegt' ihn so,
Die Traurgen waren mit ihm froh. — —
Sein Rüstzeug war beiseit getragen:
Das wollt er später schier beklagen,
Da er Scherzes hier sich nicht versah.
Allzu vorlaut mahnt' ihn da
Ein immer wortreicher Mann
Zum Wirth, als spräch er es im Zorn.
Das Leben hätt er schier verlorn
Von dem jungen Parzival.
Da er ein Schwert von lichtem Stahl
Nicht mehr bei sich liegen fand,
Da zwang er so zur Faust die Hand,
Daß den Nägeln Blut entschoß
Und ihm den Aermel übergoß.
„Nicht doch, Herr," sprach die Ritterschaft,
„Dieser Mann uns gern zu lachen schafft.
Wie traurig wir auch anders sei'n. —
Ihr habt nichts Andres vernommen,
Als der Fischer sei gekommen.
Geht hin, ihr seid sein werther Gast;
Schüttet ab des Zornes Last."
Hundert Kronen niederhiengen
In dem Saal, zu dem sie giengen,
Mit vielen Kerzen besteckt;
So war auch rings überdeckt
Mit kleinen Kerzen die Wand.
Hundert Ruhbetten fand
Man an den Seiten aufgeschlagen,
Darauf hundert Kissen lagen;
Je vier Gesellen trug ein Sitz,
Die Plätze unterschied ein Schlitz.

Davor ein Teppich bilderhell:
Le fils du roi Frimutel
Besaß doch Reichthum unermeßen.
Eines Dings war nicht vergeßen:
Sie hatte nicht das Gold gedauert:
Mit Marmor waren aufgemauert
Drei viereckge Feuerrahmen.
Da brannt ein Holz, das man mit Namen
Nannte lignum aloe.
Wer hat so große Feuer je
Hier gesehn zu Wildenberg?
Es war fürwahr ein kostbar Werk.
Der kranke Wirth selber hat
Vor der mittlern Feuerstatt
Auf einem Spannbett Platz genommen,
Es war zur Fehde gekommen
Zwischen ihm und der Freude;
Sein Leben war ein morsch Gebäude.
In den Saal kam gegangen,
Wo er wohl ward empfangen
Von dem, der ihn dahin gesandt,
Parzival der Weigand.
Ihn ließ der Wirth nicht lange stehn,
Er bat ihn, nah heran zu gehn
Und zu sitzen: „hier an meine Seite;
Wies ich euch in größre Weite,
Das hieß euch allzu fremd gethan."
So sprach der jammersreiche Mann.
Des Wirthes Siechheit heischte leider
Große Feur und warme Kleider.
Weit und lang, von Zobel fein,
So mußte aus und innen sein
Der Mantel und der Pelz darauf;
Der geringste Balg war theur zu Kauf.
Schwarz- und Grauwerk fand man da,
Und um das Haupt des Wirthes sah

Man die gestreifte Mütze gehn
Von Zobel, theuer zu erflehn.
Oben um die Mitte giengen
Arabsche Borten in goldnen Ringen,
Und von der Spitze nieder schien
Als Knopf ein leuchtender Rubin.
Ritter saßen da genug,
Als man Jammer vor sie trug.
Herein zur Thür ein Knappe sprang,
Eine Lanze trug er, die war lang
(Die Sitte war zur Trauer gut),
Die Schneide nieder rannte Blut
Und lief am Schaft bis auf die Hand,
Wo es am Aermel verschwand.
Da ward geweint und geschreit
Ueberall im Saale weit und breit,
Nicht dreißig Völkern möchts gelingen
Mit Kehl und Augen zu vollbringen.
Er trug den Sper in seinen Händen
Umher an allen vier Wänden
Bis wieder zu des Saales Thür,
Wo der Knappe sprang hinfür.
Da war gestillt des Volkes Noth,
Dem erst der Jammer gebot,
Da es die Lanze hatt erkannt,
Die der Knappe trug in seiner Hand.
Währt es nun euch nicht zu lang,
So mach ich hier den Anfang,
Daß ihr vernehmet und erfahrt,
Wie herrlich da gedienet ward.
Zu Ende an dem langen Saal
Erschloß sich eine Thür von Stahl:
Zwei werthe Kinder traten ein;
Vernehmt, wie die geschaffen sei'n:
Daß sie wohl gäben Minnesold,
Wem sie um Dienste würden hold.

Das waren Jungfrauen klar:
Kränzlein über bloßem Haar;
Die Blumen hielt ein lichtes Band.
Jedwede trug auf der Hand
Einen Leuchter von Gold.
Ihr Haar in blonden Locken rollt.
Auf jedem Leuchter brennt ein Licht.
Vergessen wollen wir nicht,
Von der Jungfraun Kleid zu sagen,
Das sie vor den Rittern tragen.
Die Gräfin von Tenabrock,
Von braunem Scharlach war ihr Rock;
So war auch ihr Gespiel geziert.
Das weite Kleid war aufschiert
Mit zweien Gürteln, da wo schlank
Die Frauen sind und schmal und schwank.
Nun trat eine Herzogin daher
Und ihr Gespiel. Sie trugen nicht schwer
An zwei Stollen von Helfenbein.
Ihr Mund gab feuerrothen Schein.
Alle Vier neigten sich;
Zwei setzten behendiglich
Vor den Wirth die Stollen hin:
Das war ihr Dienst, wie es schien.
Dann traten sie geschart zurück
Und waren klar und hell von Blick.
Die Viere trugen gleiches Kleid.
Nun versäumen nicht die Zeit
Andrer Frauen zweimal vier.
Was hatten die zu schaffen hier?
Vier mußten große Kerzen tragen;
Die Andern durftens nicht versagen,
Sie trugen einen theuern Stein,
Die Sonne warf hindurch den Schein.
Sein Namen ist uns wohlbekannt:
Es war ein Granatjachant,

Lang, breit doch leicht, daß ers wohl litt,
Als so dünn ihn zerschnitt,
Der ihn zum Tischblatt zersägte,
An dem der Wirth zu essen pflegte.
Die Jungfraun traten alle acht
Vor den Wirth, indem sie sacht
Wie zum Gruß ihr Haupt bewegten.
Die Viere jetzt die Tafel legten
Auf der Stollen schneeweiß Helfenbein,
Das man trug zuvor herein.
Man sah sie züchtig wieder gehn
Und bei den ersten Vieren stehn.
Röcke grün wie Gras zu schauen
Trugen diese acht Frauen,
Aus edelm Sammt von Azagauch,
Lang und weit, so wills der Brauch.
Ein theurer Gürtel schmal und lang
In der Mitte sie zusammen zwang.
Dieser acht Jungfrauen klug
Auf dem Haupt jegliche trug
Ein Blumenkränzlein wohlgethan.
Von Nonel der Graf Iwan
Und Iernis, der Herr von Reile,
Ihre Töchter über manche Meile
Hatte der Gral in Dienst genommen.
Man sah die Jungfrauen kommen
In gar wonniglichem Staat.
Zwei Messer, schneidig wie ein Grat,
Trugen die Jungfrauen hehr
Auf zweien Zwickeln daher.
Der Messer Silber war weiß
Und nicht versäumt von Künstlerfleiß,
Geschärft, gewetzt zu solcher Glätte,
Daß es wohl Stahl zerschnitten hätte.
Vor dem Silber trugen Frauen werth,
Die auch der Gral zum Dienst begehrt,

Lichter, daß es heller ſei:
Vier Kinder alles Tadels frei.
So giengen alle Sechſe nun:
Höret, was ſie ſollen thun.
Sie grüßten. Zweie trugen dar
Auf die Tafel wunderklar
Das Silber, und legtens nieder.
Dann giengen ſie mit Züchten wieder
Zu den erſten Zwölfen hin.
Wenn ich recht berichtet bin,
Hier ſollen achtzehn Frauen ſtehn.
Nun ſieht man neue Sechſe gehn
In Kleidern, die man theuer galt:
Es war zur Hälfte Pfiall,
Zur Hälfte Pfell von Ninnive.
Sie und die Sechſe, der ich eh
Gedachte, trugen getheilte Tracht,
Jeder Theil aus anderm Stoff gemacht.
Nach dieſen kam die Königin:
Ein Glanz von ihrem Antlitz ſchien,
Sie wähnten all, es wolle tagen.
Ein Kleid ſah man die Jungfrau tragen
Von Pfellel aus der Arabie.
Auf grünem Kiſſen von Achmardi
Trug ſie des Paradieſes Fülle,
So den Kern wie die Hülle.
Das war ein Ding, das hieß der Gral,
Irdſchen Segens vollſter Strahl.
Repanſe de Schoie hieß,
Von der der Gral ſich tragen ließ.
Der Gral war von ſolcher Art:
Sie hat das Herz ſich rein bewahrt,
Der man gönnt des Grals zu pflegen:
Sie durfte keine Falſchheit hegen.
Vor dem Grale giengen Lichter her:
Die waren zu erſehen ſchwer.

Sechs lange Gläſer ſchön und klar,
Drin brannte Balſam wunderbar.
Da ſie gemeßnen Schritts herfür
Zur Tafel kamen von der Thür,
Die Königin verneigte ſich
Und jede Jungfrau züchtiglich,
Die da Balſamgläſer trug.
Die Köngin ohne Falſch und Trug
Setzte vor den Wirth den Gral.
Die Märe ſpricht, daß Parzival
Sie hab andächtig lang beſchaut,
Der der Gral war anvertraut;
Er hatt auch ihren Mantel an.
Die Sieben giengen auch hindann
Und ſtanden bei den achtzehn Erſten.
Da nahmen Alle die Gehrſte
Zwiſchen ſich: Zwölf waren ihr
Zu beiden Seiten, ſagt man mir.
Da ſtand die Magd die Krone tragend,
Schön aus den Geſpielen ragend.
All den Rittern zumal,
Die da ſaßen in dem Saal,
Ließ man von Kämmerlingen
In goldnen Becken Waßer bringen.
Immer Vier bediente Einer
Und ein Junker, ein kleiner,
Der eine weiße Zwickel trug.
Man ſah da Reichthum genug.
Der Tafeln mußten hundert ſein,
Die man zur Thüre trug herein.
Man ſetzte jegliche ſchier
Vor der werthen Ritter vier;
Tiſchlachen blendend weiß
Legte man darauf mit Fleiß.
Der Wirth nun ſelber Waßer nahm;
Er war an frohem Muthe lahm.

Da wusch sich Parzival zugleich.
Eine seidne Zwickel bilderreich
Hielt ein Grafensohn ihm hin;
Den sah man hurtig niederknien.
Wo keine Tafel war gestellt,
Vier Knappen sah man da gesellt,
Daß sie zu dienen nicht vergäßen
Denen, die da oben säßen.
Zweie mußten knieend schneiden;
Die andern durftens nicht vermeiden,
Sie trugen Trank und Speise dar
Und nahmen ihrer dienend wahr.
Hört mehr von Pracht und Reichthum sagen:
Vier Karossen mußten tragen
Manchen goldnen Becher dar
Jedem Ritter, der hier Zecher war.
Die wurden rings umhergerollt;
Von vier Rittern ward das Gold
Auf die Tafel hingesetzt.
Ein Schaffner folgte zuletzt;
Dem war das Amt aufgetragen,
Daß er sie wieder auf die Wagen
Setzte, wenn gedienet wäre.
Nun vernehmet andre Märe:
Hundert Knappen man gebot,
Die nahmen in weiße Zwickeln Brot
Ehrerbietig von dem Gral.
Zurück dann traten sie zumal
Und vertheilten vor die Tafeln sich.
Man sagte mir, so sag auch ich
Auf euern eigenen Eid,
Vor dem Grale war bereit
(Sollt ich Wen damit betrügen,
So müßtet ihr mir helfen lügen)
Worauf Einer bot die Hand,
Daß er Alles stehen fand,

Speiſe warm, Speiſe kalt,
Speiſe neu und wieder alt,
Fiſch und Fleiſch, Wild und Zahm.
Es iſt kein wahres Wort daran,
Hör ich Manchen ſprechen;
Der will ſich allzu viel erfrechen.
Der Gral war alles Segens Born,
Weltlicher Süße ein volles Horn,
Er that es Dem beinahe gleich,
Was man erzählt vom Himmelreich.
In kleine Goldgefäße kam,
Was man zu jeder Speiſe nahm,
Pfeffer, Salz und Agraß.
Der Genügſame, der Fraß,
Alle hatten da genug;
Höflich man es vor ſie trug.
Moraß, Wein, Sinopel roth,
Wonach den Napf ein Jeder bot,
Was er Trinkens mochte nennen,
Das konnt er gleich darin erkennen,
Alles von des Grales Kraft.
Die herrliche Geſellſchaft
Ward bewirthet von dem Gral.
Wohl bemerkte Parzival
Den Reichthum und das große Wunder;
Doch nicht zu fragen unterſtund er.
Er gedachte: „Treulich rieth
Mir Gurnemanz, bevor ich ſchied,
Ich ſollte vieles Fragen meiden;
Man wird mich hier wohl auch beſcheiden,
Wie es dort bei ihm geſchah.
So hör ich ohne Frage ja,
Wie es um dieſe Leute ſteht.“
Wie er ſo dachte, ſieh, da geht
Ein Knappe her und bringt ein Schwert,
Die Scheide tauſend Marken werth;

Das Gehilz war ein Rubin,
Auch war die Klinge, wie es schien,
Großer Wunder Thäterin.
Seinem Gaste gab der Wirth es hin
Und sprach: „Es half mir in der Noth
Manchesmal, bevor mich Gott
So schwer am Leibe hat verletzt.
Ich hoffe, daß es euch ersetzt,
Was hier gebricht an eurer Pflege;
Führt es künftig allewege:
Ihr seid, erkennt ihr seine Art,
Im Streite wohl damit bewahrt."
Weh, daß er's unterließ, zu fragen!
Das muß ich noch für ihn beklagen,
Denn da das Schwert ihm ward gegeben,
Das mahnt' ihn, Frage zu erheben.
Auch jammert mich sein edler Wirth,
Daß er der Qual nicht ledig wird,
Der ihn enthoben hätte Fragen.
Nun war hier sattsam aufgetragen;
Die's anging, griffens wieder an
Und trugen das Geschirr hinvann.
Die vier Karossen lud man da,
Jedes Fräulein seinen Dienst versah,
Erst die letzten, dann die ersten:
Sie traten Alle mit der Hehrsten
Wieder hin zu dem Gral.
Vor dem Wirth und Parzival
Verneigte sich die Königin
Und all die Jungfraun wie vorhin,
Und trugen wieder aus der Thür,
Was sie mit Zucht gebracht herfür.
Parzival blickt ihnen nach:
Da sieht er in dem Vorgemach,
Eh sie die Thüre zuthun,
Auf einem Spannbette ruhn

Den allerſchönſten alten Mann,
Des er Kunde je gewann.
Ich greif es traun nicht aus der Luft,
Er war noch grauer als der Duft.
Wer der Greis ſei geweſen,
Das ſollt ihr künftig hören leſen.'
Dazu der Wirth, die Burg, das Land,
Die werden euch von mir genannt
Künftig, wenn es an der Zeit,
Beſcheidentlich, ohn allen Streit. —
Ich will euch doch noch mehr bedeuten
Von den jammerhaften Leuten,
Die hier beſucht hat Parzival.
Man ſah da ſelten Freudenſchall,
Weder Tanz noch Ritterſpiel.
Ihrer Trübſal war ſo viel,
Sie dachten auf Erholung nicht.
Oft wohnt die Volkszahl minder dicht,
Doch thut ihr manchmal Freude wohl.
Hier waren alle Winkel voll
Und auch der Hof, wo man ſie ſah.
Der Wirth ſprach zu dem Gaſte da:
„Nun iſt eur Bette wohl bereit,
Drum rath ich, wenn ihr müde ſeid,
Euch zur Ruhe zu begeben."
Nun ſollt ich Zeterſchrei erheben
Um ihr ſo gethanes Scheiden:
Hier wächſet Unheil ihnen beiden.
Vor des Wirthes Bette trat
Auf den Teppich hin und bat
Um den Urlaub Parzival;
Gute Nacht ihm bot der Wirth zumal.
Auf ſprang die Ritterſchaft in Eil;
Ihn zu geleiten kam ein Theil.
Da führten ſie den jungen Mann
In ein Schlafgemach hindann:

Das war also ausstaffiert,
Mit einem Bette geziert,
Daß mich die Armut schmerzlich müht,
Da der Erde solcher Reichthum blüht.

Dem Bette war wohl Armut theuer;
Als ob er glüht' in einem Feuer,
Gab drauf ein Pfellel lichten Strahl.
Die Ritter hat da Parzival,
Sie möchten auch zur Ruhe gehn;
Denn Ein Bett sah er hier nur stehn.
Mit Urlaub giengen sie hindann.
Hier hebt ein andrer Dienst sich an.
Viel Kerzen und sein klar Gesicht
Wetteifernd gaben helles Licht.
Vor seinem Bett ein andres lag,
Ein Polster drauf: da setzt er sich.
Jungherren gar behendiglich
Entschuhn ihm Beine, die sind blank:
Mancher ihm zu Hülfe sprang.
Auch zog ihm das Gewand herab
Mancher wohlgeborne Knapp:
Es waren schmucke Herrlein.
Zur Thüre traten jetzt herein
Vier klare Jungfrauen.
Die sind gesendet, nachzuschauen,
Ob man den Herrn auch wohl verpflege
Und ob er sanft gebettet läge.
Die Märe meldet sonder Trug,
Eine helle Kerze trug
Ein Knappe jeglicher voran.
Parzival, der schnelle Mann,
Sprang unters Decklachen.
Da sprachen sie: „Ihr sollt noch wachen
Unserthalb eine Weile."
Verborgen hatt er in der Eile

Unter der Decke sich ganz;
Nur seiner lichten Farbe Glanz
Gab ihren Augen Hochgenuß,
Eh sie empfiengen seinen Gruß.
Ihnen schufen auch Gedanken Noth,
Daß ihm sein Mund war so roth
Und daß vor Jugend Niemand wahr
Da nahm auch nur ein halbes Haar.
Diese vier Jungfrauen Aug,
Hört, was jegliche trug:
Moraß, Wein und Lautertrank
Trugen drei auf Händen blank;
Die vierte Jungfraue weis'
Trug Aepfel aus dem Paradeis
Auf blanker Zwickel vor ihn hin.
Diese kniete sich vor ihn.
Er bot dem Mägdlein einen Sitz;
Sie aber sprach: „Laßt mich bei Witz:
Ich könnt euch sitzend nicht bedienen,
Und dazu sind wir hier erschienen."
Süßer Red er nicht vergaß;
Der Herre trank, ein Theil er aß,
Dann giengen sie mit Urlaub wieder:
Da legte Parzival sich nieder.
Die Junker setzten vor ihn
Die Kerzen auf den Teppich hin,
Da sie ihn entschlafen sahn:
Also eilten sie hindann.
Parzival lag nicht allein:
Gesellt bis zu des Morgens Schein
War ihm strenges Herzeleid;
Aller Kummer künftiger Zeit
Hat seine Boten ihm gesandt,
Daß Schreck den Blühnden übermannt;
Seine Mutter bracht einst so in Noth
Der Traum von Gahmuretens Tod.

So durchwirkt war ihm der Traum,
Mit Schwertschlägen um den Saum,
Mit Tjoften oben reich gestickt:
Von Lanzen auf sein Herz gezückt
Litt er im Schlafe manchmal Noth.
Lieber zwanzigmal den Tod
Hätt er dulden mögen wach:
So gab den Sold ihm Ungemach.
Solcher Aengstigungen Strenge
Mußt ihn wecken auf die Länge.
Ihm schwitzten Adern und Gebein;
Auch drang der Tag durchs Fenster ein.
Da sprach er: „Weh, wo sind die Knabe *),
Daß ich sie nicht vor mir finde?
Wer soll mir reichen mein Gewand?"
So erharrte sie der Weigand,
Bis er abermals entschlief.
Niemand sprach, Niemand rief,
Sie hielten alle sich verborgen.
Wieder um den mitten Morgen
War erwacht der junge Mann;
Vom Bette sprang er schnell hinbann.
Auf dem Bette sah der Werthe
Seine Rüstung liegen und zwei Schwerte:
Eins, das der Wirth ihm geben ließ,
Das andre war von Gahevieß.
Da hub er zu sich selber an:
„Weh, wer hat mir dies gethan?
Gewiß, ich soll mich wappnen drein.
Ich litt im Schlafe solche Pein;
Im Wachen ist mir Arbeit
Heute sicher auch bereit.
Wenn diesen Wirth ein Feind bedroht,
So leist ich gerne sein Gebot,

*) Pagen.

Und auch Ihr Gebot mit Treuen,
Die den Mantel, diesen neuen,
Mir geliehen hat aus Güte.
Stünde so doch ihr Gemüthe,
Daß sie meinen Dienst begehrte:
Wie gern ich den ihr gewährte!
Doch nicht um Minnelohns Gewinn,
Denn mein Weib, die Königin,
Ist von Antlitz wohl so klar
Wie sie, und mehr noch, das ist wahr."
Er hilft sich selber, weil er muß,
Wappnet sich von Haupt zu Fuß,
Daß er fertig wär zum Streite;
Zwei Schwerter schnallt er um die Seite.
Der werthe Degen gieng hinaus;
Da war sein Roß vor dem Haus
Angeheftet, Schild und Sper
Stand dabei; er hatte nicht mehr.
Eh Parzival der Wigand
Sich des Rosses unterwand,
Der Held in manche Kammer lief,
Wo er nach den Leuten rief.
Niemand hörte, Niemand sah er da,
Daran ihm großes Leid geschah.
Der Degen kam in übeln Zorn.
Da lief er in den Burghof vorn,
Wo er gestern stieg vom Pferde.
Da war das Gras und die Erde
Von manchem Hufschlag berührt
Und aller Thau hinweggeführt.
Der junge Mann mit lautem Rufen
Kehrte zu der Schwelle Stufen:
Mit manchem scheltenden Worte
Setzt' er sich zu Roß. Die Pforte
Fand er weit offen stehn
Und große Stapfen aus ihr gehn.

Die Brücke war herab gelaßen:
Hinüber ritt er ſeiner Straßen,
Ein verborgner Knappe zog das Seil:
Der Schlagbrücke Vordertheil
Brachte ſchier ſein Roſs zu Fall.
Das Haupt wandte Parzival:
Da wollt er gerne ſich befragen:
„Der Sonne Haß ſollt ihr tragen,“
Sprach der Knapp, „ihr ſeid eine Gans.
Hättet ihr gerührt den Flans
Und hättet den Wirth gefragt!
Nun bliebt euch großer Preis verſagt.“
Laut rief Parzival um Aufklärung:
Der Bitte ward ihm nicht Gewährung.
Wie viel er bat, wie lang er rief,
Der Knappe that, als ob er ſchlief,
Und ſchlug die Pforte vor ihm zu.
Allzu früh für ſeine Ruh
Schied da hinweg, der nun mit Leid
Verzinſte ſeine frohe Zeit:
Freude bleibt ihm nun verborgen.
Er hatt um den Gewinn der Sorgen
Gedoppelt, als den Gral er fand,
Mit ſeinen Augen, ohne Hand
Und ohne Würfel zumal.
Weckt ihn Kummer nun und Qual,
Des war er früher ungewohnt;
Ihn hatte Trübſal noch verſchont.
Parzival verfolgte da
Die Hufſpur, die er vor ſich ſah.
Er dachte: „Die hier vor mir reiten,
Mich dünkt, ſie werben mannlich ſtreiten
Heut um meines Wirthes Ehre.
Verſchmähten ſie es nicht, ſo wäre
Ihre Schar mit mir wohl nicht geſchwächt:
Ich wollt in keinem Gefecht

Von ihnen weichen in der Noth,
Daß ich verdiente mein Brot
Und auch dies wonnigliche Schwert,
Das ihr Herr mir hat verehrt
Und das ich unverdient noch trage.
Sie wähnen wohl, ich wär ein Zagt."
Der aller Falschheit that entgegen,
Hielt sich an den Hufschlägen.
Daß er so scheidet, jammert mich:
Nun erst aventürt es sich.
Die Fährt allmählig ihm zerrann:
Hier schieden, die ihm sind voran.
Die Spur ward schmal, erst war sie breit,
Er verlor sie ganz: das war ihm leid.
Da erfuhr der junge Mann,
Davon er Herzensnoth gewann.
Der Degen kühn und ohne Zagen
Hört' eine Frauenstimme klagen.
Naß von Thau noch war das Gras,
Vor ihm auf einer Linde saß
Ein Weib, die Treue bracht in Noth.
Gebalsamt lag ein Ritter todt
Dem Fräulein zwischen beiden Armen.
Wollt es einen nicht erbarmen,
Der sie also sah in Schmerzen,
Das geschäh aus falschem Herzen.
Sein Ross der Ritter zu ihr wandte,
Der sie immer nicht erkannte:
Sie war doch seiner Muhme Kind.
Was irdsche Treue nur ersinni,
Das ward vor ihrer Treu zunicht.
Nun grüßt sie Parzival und spricht:
„Herrin, mir ist herzlich leid,
Daß ihr so bekümmert seid.
Könnt euch mein Dienst davon befrein,
Zu eurem Dienste wollt ich sein."

Sie dankt' ihm mit des Jammers Sitten
Und frug: „Wo kommt ihr hergeritten?"
Sie sprach: „Es folgte schlimmem Rath,
Wer noch je die Reise that
Her in diesen öden Wald.
Unkundem Gaste mag hier bald
Großen Schadens viel geschehn;
Gehört oft hab ich und gesehn
Von Leuten, die den Tod hier nahmen
Und wehrlich doch zu sterben kamen.
Hinweg, wenn ihr das Leben liebt!
Nur sagt, wo diese Nacht ihr bliebt?" —
„Eine Meile nur von hier, nicht mehr,
Steht eine Burg, wie keine mehr
Durch alle Pracht und Herrlichkeit:
Die ließ ich erst vor kurzer Zeit."
Sie sprach: „Der euch Vertraun will schenken,
Den sollt ihr nicht mit Lügen kränken.
Eur Schild muß euch als fremd bekunden;
Ihr hättet Wald zu viel gefunden,
Von gebautem Lande hergeritten.
Dreißig Meilen weit ward nie verschnitten
Zu einem Hause Holz noch Stein.
Nur Eine Burg steht dort allein,
Reich an allem was die Erde preist.
Wer die zu suchen sich befleißt,
Der kann sie leider niemals finden:
Doch sind viele, die sichs unterwinden.
Es muß unwißend geschehn,
Soll Jemand die Burg ersehn.
Die ist euch, Herr, wohl nicht bekannt:
Monsalväsch ist sie genannt.
Terre de Salväsch genennet wird
Das Reich, ob welchem herrscht der Wirth.
Das vererbte der alte Titurel
Seinem Sohne Frimutel:

So hieß der werthe Weigand;
Den Preis erwarb oft seine Hand.
Auch gab ihm eine Tjost den Tod,
Die ihm die Minne gebot.
Vier werthe Kinder ließ er nach;
Drei haben Gut, doch Ungemach,
Der vierte wählte Armut:
So büßt er seinen sündgen Muth;
Er heißt mit Namen Trevrezent.
Anfortas sein Bruder lehnt,
Denn sitzen kann er nicht noch gehn,
Auch weder liegen noch stehn.
Der auf Monsalväsche wohnt,
Groß Unheil hat sein nicht geschont."
Sie sprach: „Wärt ihr gekommen dar
Zu der jämmerlichen Schar,
Vielleicht wär nun der Wirth befreit
Von seinem lang getragnen Leid."
Zu der Jungfrau sprach der Waleis laut:
„Groß Wunder hab ich da erschaut
Und viel Frauen wohlgethan."
An der Stimm erkannte sie den Mann.
Da sprach sie: „Du bist Parzival.
Nun sage, sahest du den Gral
Und den Wirth, den freudeleeren?
Nun laß mich liebe Kunde hören.
Ist sein Jammer noch zu stillen,
Wohl dir, der selgen Reise willen.
So weit die Lüfte Land umfangen,
So weit soll deine Hoheit langen.
Dir dienet Alles, Zahm und Wild,
Aller Erdenwunsch ist dir gestillt."
Parzival der Weigand
Sprach: „Woran habt ihr mich erkannt?"
Da sprach sie: „Sieh, ich bins, die Magd,
Die dir ihr Leid schon hat geklagt,

Und die dir deinen Namen nannte.
Verſchmähe nicht die Nahverwandte:
Deine Mutter iſt meine Muhme,
Sie aller Erdenreinheit Blume,
Ob lautern Thau ſie nie empfieng.
Gott lohns, daß dir ſo nahe gieng
Mein Freund, den eine Liſt mir ſchlug.
Hier hab ich ihn. Noth genug
Hat mir Gott an ihm gegeben,
Daß er nicht länger ſollte leben.
Er war ſo reich an Mannesgüte:
Aus ſeinem Tod mein Leid erblühte;
Auch hat ſich's mir von Tag zu Tage
Schmerzlich um ihn erneut die Klage."—
„O weh, wo blieb dein rother Mund!
Bist du's, Sigune, die mir kund
That ſo getreulich, wer ich war?
Dein lockig langes braunes Haar
Das iſt von deinem Haupt geſchwunden.
Da ich dich in Brizilian gefunden,
Da warſt du noch ſo minniglich,
Obwohl ſchon Jammer warb um dich.
Jetzt verlorſt du Farb und Kraft.
Dieſer traurigen Geſellſchaft
Verdröße mich, ſollt ich ſie haben:
Laß dieſen Todten uns begraben."
Die Augen näßten ihr das Kleid.
Auch wäre ſie wohl unbereit
Zu Frau Lunetens Rath geweſen.
Die rieth der Herrin: „Laßt geneſen
Dieſen Mann, der euern ſchlug:
Er giebt euch wohl Erſatz genug."
Sigune wollte kein Erſetzen
Gleich Fraun, die Wechſel mag ergetzen,
Die mir zu nennen nicht behagen.
Hört mehr Sigunens Treue ſagen.

Die ſprach: „Soll mir noch Freude werden,
Die wird mir, wenn ihn die Beſchwerden
Laßen, den unſelgen Mann.
Sollt er Hülf von dir empfahn,
Fürwahr, ſo biſt du Preiſes werth;
Du trägſt am Gürtel auch ſein Schwert.
Kennſt du denn des Schwertes Gaben?
Du magſt zum Streit wohl furchtlos traben.
Ihm liegen ſeine Schärfen recht,
Ein Schmied von edelm Geſchlecht,
Trebuchet, ſchufs mit eigner Hand.
Ein Brunnen ſteht bei Karnant;
Drum heißt des Landes König Lach.
Das Schwert beſteht den erſten Schlag,
Doch von dem andern brichts entzwei.
Bringſt du's zum Brunnen, wieder neu
Wird es von des Waßers Guß.
Doch von der Quelle nimm den Fluß,
Am Fels, eh ihn beſchien der Tag.
Der Brunnen heißt auch ſelber Lach.
Sieht man Splitter an den Stücken,
Man muß ſie recht zuſammendrücken,
Wenn der Brunnen ſie benetzt:
Ganz und noch viel ſchärfer jetzt
Wird gleich ihm Falz und Schneide ſein,
Und jedes Mal behält den Schein.
Doch das Schwert bedarf ein Segenswort;
Das, fürcht ich, ließeſt du dort.
Hats jedoch dein Mund gelernt,
So gedeiht und wächſt und kernt
Des Heiles Fülle ſtäts bei dir.
Lieber Vetter, glaube mir,
So dienet immer deiner Hand
Was Wunders da dein Auge fand.
So muß dir die Krone
Des höchſten Heiles zum Lohne

Ob allen Würdigen werden.
Was man wünschen mag auf Erden,
Wird dir völliglich gegeben:
Niemand mag so reichlich leben,
Der sich dir vergleichen kann,
Hast du der Frag ihr Recht gethan." —
„Keine Frage", sprach er, that ich da." —
„O weh, daß euch mein Auge sah,"
Sprach die jammersreiche Magd,
„Da ihr zu fragen habt gezagt!
So große Wunder, wie ihr sahet,
Daß euer Mund da keine Frage that!
Ihr sahet doch den heilgen Gral,
Sahet edler Frauen reiche Zahl,
Sahet die werthe Garschiloie
Und Repanse de Schoie,
Schneidendes Silber, blutgen Sper.
O weh, was kommt ihr zu mir her?
Unseliger, verfluchter Mann!
Ihr tragt des giftgen Wolfes Zahn,
An dem die Galle bei der Treue
So früh sich zeigt zu später Reue.
Euch hätt eur Wirth erbarmen sollen,
An dem Gott Wunder wirken wollen:
So fragtet ihr nach seiner Noth.
Ihr lebt und seid am Heile todt."
Da sprach er: „Liebe Base, zeigt
Beßer, daß ihr mir geneigt.
Ich büß es, wenn ich was verbrach." —
„Das sei euch erlaßen", sprach
Sigune. „Mir ist wohlbekannt,
Zu Monsalväsch an euch verschwand
Ehr und ritterlicher Preis.
Ihr findet nun in keiner Weis
Antwort ferner bei mir."
So schied da Parzival von ihr.

2. Die Tafelrunde.

Wenn ich euch nun ſagen ſoll,
Wie Artus von Karidol
Und von ſeinem Lande ſchied,
Wie ihm die Tafelrunde rieth:
Er zog, ſo thut die Mär uns kund,
Auf ſeinem und auf fremdem Grund
Nun ſchon den achten Tag umher,
Jenen aufzuſuchen, der
Sich nennen ließ den Ritter roth,
Und ihm ſo viel Ehre bot.
Denn ihn ſchied von langem Gram,
Der Ithern das Leben nahm
Und Klamide und Kingronen
Sandte zu den Bretonen
An ſeinen Hof zu guter Stunde.
Er wollt ihn an die Tafelrunde
Laden, ihr Genoß zu werden:
Drum ſcheut' er keinerlei Beſchwerden
Und ſucht' ihn über Berg und Thal.
Es hatten alle zumal,
Die jemals Schildesamt erprobt,
Dem König Artus angelobt:
Wo ſie ſähen Ritterſchaft,
Daß ſie durch ihres Eides Kraft
Wider Niemanden föchten,
Wenn ſie ihn nicht erbitten möchten,
Daß er ſie ließe ſtreiten.
Denn er ſprach: „Wir müßen reiten
In manches Land, das kühne Degen
Zählt, die uns beſtreiten mögen.
Da droht uns mancher ſcharfe Sper.
Wollt ihr dann rennen kreuz und quer
Wie freche Rüden, deren Band
Abgeſtreift des Meiſters Hand,

So geſchieht es nicht mit meinem Willen;
Den Uebermuth will ich ſtillen.
Ich geb euch Urlaub, thut es noth;
Bis dahin haltet mein Verbot."
Dies Gelübde habt ihr wohl vernommen.
Nun hört, wohin uns iſt gekommen
Parzival der Waleis.
Ueber Nacht der Schnee war leis,
Doch dicht auf ihn hinab geſchneit.
Es war jedoch nicht Schneiens Zeit,
Wenn ich die Kunde recht vernahm.
Artus, der maienhafte Mann,
Was je man von ihm ſang und ſprach,
Das geſchah an einem Pfingſtentag,
Oder in des Maien Blumenzeit.
Wie man mit ſüßer Luſt ihn freut!
Meine Märe hat viel andern Brauch:
Sie kleidet ſich in Schnee wohl auch.
Seine Falkner von Karidol
Mitten des Abends zum Plimizol
Beizen. Schaden traf ſie dort:
Ihnen flog der beſte Falke fort;
Der hob hinweg ſich balde
Und hielt ſich über Nacht im Walde.
Ueberkröpfung verbrockte,
Daß ihn kein Köder mehr lockte.
Er blieb die Nacht bei Parzival.
Ihnen war der Wald unkund zumal,
Auch litten Beide ſehr an Froſt.
Als der Tag erſchien im Oſt,
War ihm ganz verſchneit der Weg.
Da ritt er durch das Waldgeheg
Pfadlos über Stock und Stein.
Der Tag gab immer hellern Schein,
Auch lichtete ſich des Waldes Raum;
Doch lag gefällt ein mächtger Baum

Auf einem Plan, zu dem er bog
(Und Artus' Falken nach sich zog),
Wo wohl tausend Gänse lagen.
Da hörte man sie gagagagen.
Hurtig flog er unter sie,
Der Falk, und traf die Eine hie,
Daß sie ihm mit Noth entkam
Unter den gefällten Stamm.
Ihrem hohen Flug geschah da Weh.
Aus ihren Wunden auf den Schnee
Fielen drei Blutstropfen roth:
Die schufen Parzivalen Noth.
Seine Treue sah man da:
Als er die Blutszähren sah
Auf dem Schnee (der war so weiß),
Da gedacht er: „Wer hat seinen Fleiß
Gewandt auf diese Farbe klar?
Condwiramors, dir fürwahr
Nur ist diese Farbe gleich.
Mich machte Gott an Freude reich,
Da ich hier dein ein Gleichniss fand.
Gepriesen möge Gottes Hand
Und alle seine Schöpfung sein!
Condwiramors, hier liegt dein Schein.
Da der Schnee dem Blute Weiße bot,
Das Blut den Schnee gefärbt so roth,
Condwiramors,
Dem vergleicht sich dein beau corps:
Das erlaß ich dir nicht."
Ihm schwebte vor ihr Angesicht,
Wie er es jene Nacht sah prangen,
Zwei Zähren an ihren Wangen,
Die dritt an ihrem Kinne.
Er pflag getreulicher Minne
Zu ihr ohn alles Wanken.
So versank er in Gedanken,

Daß er da hielt mit Unbedacht:
Ihn zwang der starken Minne Macht.
Solche Noth gab ihm sein Weib.
Diesen Farben glich der Leib
Von Pelrapär der Königin:
Die nahm ihm die Besinnung hin.
So hielt er da, als ob er schlief'.
Erkennt ihr ihn, der zu ihm lief?
Kunnewar's Garzon war ausgesandt;
Er sollte gegen Laland,
Als er vor dem Wald gewahrte
Einen Helm mit mancher Scharte
Und einen Schild, arg verhauen,
Und das im Dienst seiner Frauen.
In voller Rüstung hielt ein Held,
Wie zur Tjost hier aufgestellt,
Lauernd, mit gezücktem Schaft.
Der Garzon lief heim aus aller Kraft.
Dieser Knapp, erkannt er ihn —
Er hätt ihn sicher nicht beschrien —
Daß er seiner Herrin Ritter wär.
Als träfe Bann und Acht ihn schwer,
Hetzt' er das Volk hinaus an ihn:
Er wollt ihm schaffen Ungewinn.
Höret, wie der Knappe schrie:
„Fi, o fi! fi, o fi!
Fi, ihr verzagten Tafelrunder!
Zählt ihr Gawanen für ein Wunder,
Und diese Ritter allzumal
Zu ehrenwerther Degen Zahl,
Und Artusen, den Breton?"
Also rief der Garzon.
„Die Tafelrunde steht entehrt!
Die Schnüre hat man euch versehrt."
Die Ritter hoben großen Schall;
Man hörte fragen überall,

Welch Waffenwerk da wär gethan.
Nun hörten sie, ein einzger Mann
Halte dort, zur Tjost bereit.
Da gereute sie der Eid,
Den von ihnen Artus jüngst empfieng.
So eilig, daß er nicht mehr gieng,
Lief hinaus oder sprang
Segramors, der stäts nach Streiten rang.
Wo der glaubte Kampf zu finden,
Mit Stricken mußte man ihn binden,
Sonst wollt er bei dem Tanze sein.
Nirgend ist so breit der Rhein,
Säh er am andern Gestade
Streiten, er würde nach dem Bade
Nicht tasten, ob es warm, ob kalt:
Ins Waßer spräng der Degen bald.
Eilends lief der Jüngling
Zu Artusens Zeltdering,
Da noch der werthe König schlief.
Segramors ihm durch die Schnüre lief.
Zu des Zeltes Thüre drang er ein,
Ein Decklachen von Zobel fein
Entriß er ihnen, die da lagen
Und noch süßen Schlafes pflagen,
So daß sie mußten wachen
Und seines Unfuges lachen.
Er rief seiner Base, der Königin:
„Ginover, Gebieterin,
Wohl weiß die Welt, wir sind verwandt,
Auch ist es kund in manchem Land,
Um Fürsprache fleh ich dich.
So hilf mir, Herrin, und sprich
Ein Wort bei Artus, daß dein Gatte
Mir die Gnade gestatte:
Ein Abenteuer ist nicht fern;
Ich wär zur Tjost der Erste gern."

Zu Segramors Herr Artus sprach:
„Du weißt, wie mir dein Mund versprach,
Nach meinem Willen zu verfahren
Und dich vor Vorwitz zu bewahren.
Wird hier eine Tjost von dir gethan,
Darnach will mancher andre Mann,
Daß ich ihn auch laße reiten,
Sich Ehre gleichfalls zu erstreiten.
Doch damit schwächt sich meine Wehr.
Bald nahn wir Anfortasens Heer,
Das von Monsalwäsche fährt
Und seinen Wald mit Kämpfern wehrt.
Da wir nicht wißen, wo die stehn,
So kann uns Schade viel geschehn."
Ginover bat Artus so,
Daß Segramors wurde froh.
Da sie ihm das Abenteur erwarb,
Daß er da nicht vor Freude starb,
War viel, so hatte sich der Held.
Da hätt er wahrlich um kein Geld
Belaßen all des Ruhmes Zoll,
Den diese Fahrt ihm bringen soll.
Der junge Stolze sonder Bart,
Sein Roß und er gewappnet ward.
Aus fuhr Segramors roi,
Galoppierend über jeune bois,
Sein Roß hoch über Stauden sprang;
Manche goldne Schelle klang
An der Deck und an dem Mann:
Man hätt ihn wohl nach dem Fasan
Geworfen in ein Dornicht.
Wer ihn zu suchen wär erpicht,
Der fänd ihn wieder am hellen
Klang der läutenden Schellen.
So fuhr der unberathne Held
Zu dem, den Minnezauber hält.

Doch schlägt und sticht er eher nicht,
Bis ihm sein Mund den Frieden bricht.
Besinnungslos hielt Parzival.
Ihn zwang des Blutes dreifach Mal,
Dazu die strenge Minne,
Die auch mir oft raubt die Sinne,
Und mir das Herz unsanft bewegt.
Ach, ein Weib ists, die mir Noth erregt.
Will Sie mich also zwingen
Und mir nimmer Hülfe bringen,
So muß ich wohl mich ihr entziehn
Und von ihrem Troste fliehn.
Nun höret auch von jenen Beiden,
Von ihrem Kommen, ihrem Scheiden.
Segramors sprach also:
„Ihr gebahret, Herr, als wärt ihr froh,
Daß hier ein König liegt mit seinem Heer.
Die Beiden wiegen euch nicht schwer:
Dafür müßt ihr mir Buße geben,
Oder ich verliere mein Leben.
Ihr seid auf Streit zu nah geritten;
Doch will ich erst euch höflich bitten:
Ergebt euch in meine Gewalt,
Sonst wäg ich solchen Lohn euch bald,
Daß euer Fallen rührt den Schnee.
Beßer, ihr ergebt euch eh."
Parzival der Drohung schwieg,
Frau Minne gab ihm andern Krieg.
Die Tiost zu bringen, warf sein Pferd
Segramors der Degen werth.
Auch wandte sich das Kastilian *),
Drauf Parzival der kühne Mann
Noch ohne Besinnung saß
Und das Blut mit Augen maß:

*) Kastilisches Pferd.

Da ward sein Blick davon gekehrt,
Der Preis ihm neuerdings gemehrt.
Denn als er nicht mehr sah das Blut,
Zu sich selber kam der Degen gut.
Hier ritt Segramors roi.
Parzival den Sper von Tropes,
Den er vor jener Klause fand,
Den senkt' er nieder mit der Hand.
Eine Tjost empfängt er durch den Schild,
Die er mit einer Tjost vergilt,
Daß Segramors der Recke
Lag auf der schneeigen Decke,
Und der Sper doch ganz verblieb,
Der ihn aus dem Sattel trieb.
Parzival ohne Fragen
Ritt hin, wo die Tropfen lagen:
Als die sein Auge wiederfand,
Frau Minne knüpft' ihn an ihr Band.
Er sprach dabei nicht das noch dies;
Besinnung wieder von ihm ließ.
Segramors' Kastillan
Pob sich zu seinem Stall hindann;
Er selbst auch mußte sich erheben,
Wollt er sich zur Ruh begeben.
Sonst legt man sich, um auszuruhn,
Das pflegt ihr selber wohl zu thun.
Welche Ruhe fand er in dem Schnee?
Darin zu liegen thät' mir weh.
Zum Schaden stäts gesellt sich Spott;
Dem Glücklichen half immer Gott.
Des Königs Heer lag wohl so nah,
Daß es Parzivalen sah
Und was mit ihm geschehen war.
Er ließ den Sieg der Minne gar,
Die Salomonen auch bezwang.
Jetzo währt' es nicht mehr lang,

Bis Segramors ins Lager kam:
Ob man ihm gut war oder gram,
Er empfieng sie alle gleich:
Austheilt' er scheltend manchen Streich.
Er sprach: „Habt ihr noch nicht gewußt,
Daß der Kampf Gewinn hat und Verlust,
Und Einer stäts bei Tjosten fiel?
Im Sturm sinkt halt der beste Kiel.
Ihr hört wohl nimmer, daß ich sage,
Daß er mein zu harr'n nicht wage,
Wenn er erkenne meinen Schild.
Ja, übel hat mir mitgespielt,
Der noch da draußen Tjost begehrt:
Der Degen ist wohl Preises werth."
Kei, der kühne Mann,
Bracht es bei dem König an,
Daß Segramors verloren habe:
Draußen halt' ein strenger Knabe,
Der Tjost begehre wie vorher.
„Mir läg' es auf der Seele schwer,
Gieng' es ungestraft ihm hin!
Wenn ich euch so würdig bin,
So laßt mich fragen, wes er gehrt,
Der dort, den Sper emporgekehrt,
Noch immer hält vor eurem Weibe.
Versagt ihr mirs, ich verbleibe
In eurem Dienst keine Stunde.
Beschimpft ist die Tafelrunde,
Wenn man ihm nicht bei Zeiten wehrt:
Seine Kraft an unserm Ruhme zehrt.
Gebt mir zu streiten Urlaub:
Wären wir alle blind und taub,
Ihr müßtets wehren, es ist Zeit!"
Artus erlaubte Kei'n den Streit.
Gewappnet ward der Seneschalt.
Da wollt er schwenden den Wald

In der Tjoſt auf dieſen künftgen Gaſt.
Der trägt ſchon von der Minne Laſt,
Da ihn bezaubert Schnee und Blut:
Er ſündigt, wer ihm mehr noch thut. — —
Kei, der kraftreiche Mann,
Gewappnet ritt er ſtolz heran.
Man ſah wohl, daß er Kampf begehrte;
Auch mein ich, daß ihm Kampf gewährte
König Gahmuretens Kind.
Wo nun zwingende Frauen ſind,
Die ſollten Heil ihm erflehn:
Durch ein Weib iſts ihm geſchehn,
Daß ihm Minne nahm die Sinne.
Kei hielt vor dem Anlauf inne,
Zu dem Waleiſen ſprach er da:
„Da es, Herr, euch geſchah,
Daß ihr den König habt geſchmäht,
So thut, was man euch freundlich räth,
Denn ſicher iſt es euer Heil:
Nehmt euch ſelber an ein Hundeſeil
Und läßt euch vor ihm ziehen.
Ihr könnt mir jetzt nicht mehr entfliehen,
Ich bring euch doch bezwungen dar:
So nimmt man euer übel wahr.“
Den Waleiſen zwang der Minne Kraft,
Zu ſchweigen. Kei zog den Schaft
Zurück und ſtieß ihm einen Schwang
Ans Haupt, daß laut der Helm erklang.
Er ſprach: „Ich bringe dich zum Wachen.
Willſt du ohne Leilachen
Hier ſchlafend halten deinen Stand?
Anders fügt es meine Hand:
Auf den Schnee wirſt du gelegt.
Der den Sack von der Mühle trägt,
Wollte man ihn alſo bläuen,
Seiner Trägheit würd ihn bald gereuen.“ — —

Kei heftig auf ihn schoß
Und kehrt' ihm um und um das Roß.
Als ihm vor Augen nicht mehr lag
Sein süßes, bittres Ungemach,
Das seinem Weib zu gleichen schien,
Von Pelrapär der Königin,
Ich meine den gefärbten Schnee,
Frau Besinnung kehrt' ihm da wie eh,
Er wurde sein bewußt aufs Neue.
Galoppieren ließ sein Roß Herr Kei,
Tjostierend ritt er her:
Im Anlauf senkten sie den Sper.
In der Tjost brach Kei dem Helden jetzt,
Wie er sich zielend vorgesetzt,
Ein weites Fenster durch den Schild.
Den Stoß der Waleis ihm vergilt:
Kei, Artus' Seneschall,
Nahm vom Gegenstoß den Fall
Auf den Baum, zu dem die Gans entrann,
Daß das Roß und der Mann
Beide litten üble Noth:
Der Mann ward wund, das Roß lag todt.
Zwischen dem Sattelbogen und einem Stein
Den rechten Arm, das linke Bein
Zerbrach Herr Kei von diesem Fall.
Obergurt, Sattel, die Schellen all
Brach ihm diese Niederlage. —
Dem nichts von Falschheit war bekannt,
Ihn lehrte Treue, daß er fand
Schneeigen Blutes Zähren drei,
Die ihn machten Sinnes frei.
Seine Gedanken an den Gral
Und das der Königin gleiche Mal,
Beides schuf ihm gleiche Noth,
Doch war strenger, die ihm Minne bot. — —
Da holten sie Herrn Keien ab,

Er ward in Artus' Zelt getragen;
Seine Freunde kamen, ihn zu klagen,
Frauen viel und mancher Mann.
So kam denn auch Herr Gawan
Zu dem Zelt, wo Keie lag.
Er sprach: „O weh, unselger Tag,
Daß jemals diese Tjost geschah!
Denn einen Freund verlor ich da."
Er klagt' ihn herzlich und gut.
Keie sprach im Unmuth:
„Herr, wollt Ihr mir Beileid sagen?
So sollten alte Weiber klagen.
Ihr seid der Neffe meines Herrn;
Ich wollt euch ferner dienen gern,
Und schlug euch keinen Dienst noch ab,
Da mir Gott gesunde Glieder gab.
Da ließ ich mich nicht lange bitten:
Ich habe viel für euch gestritten
Und thät es künftig, sollt es sein.
Nun klagt nicht mehr, laßt mir die Pein.
Euer Ohm, der König hehr,
Gewinnt solchen Keien nimmermehr.
Mich zu rächen, seid ihr zu wohlgeboren.
Hättet Ihr einen Finger verloren,
Mein Haupt hätt ich dafür gewagt;
Seht, ob ihrs glaubt, was ich gesagt.
„Kehrt euch nicht an mein Hetzen:
Er weiß unsanft zu letzen,
Der noch unflüchtig draußen hält:
Nicht trabt noch galoppiert der Held.
Doch ist wohl hier kein Frauenhaar,
So mürbe weder noch so klar,
Es wäre doch ein festes Band,
Am Kampf zu hindern eure Hand.
Ein Mann, der solche Demuth übt,
Zeigt, daß er seine Mutter liebt;

Zum Kampf hielt ihn der Vater an.
Folgt der Mutter, Herr Gawan:
Vor blanken Schwertern werdet bleich,
Mannlich zu streiten allzu weich."
So fiel den hochbelobten Mann,
Den unbewehrten, meuchlings an
Sein Wort. Der konnt es nicht vergelten;
Der Wohlgezogne kann es selten,
Denn ihm verschließet Scham den Mund,
Die nie dem Unverschämten kund.
Gawan zu Keien sprach:
„Wo man schlug oder stach,
Ward ich je dabei gesehn,
Wer meine Farbe wollt erspähn,
Der sah wohl nie, daß ich erblich,
Nicht vor Schlag noch vor Stich.
Du zürnest mit mir ohne Noth:
Ich bins, der stäts dir Freundschaft bot."
Da schritt Herr Gawan aus dem Zelt,
Sein Roß sich bringen ließ der Held.
Sonder Schwert und sonder Sporen
Saß drauf der Degen wohlgeboren.
Er kam, wo er den Waleis fand,
Des Sinn noch war der Minne Pfand. —
Den Fremdling grüßte Gawan zwar,
Doch nahm sein Parzival nicht wahr.
Wie konnt es anders auch sein?
Frau Minne nahm ihn völlig ein,
Den Frau Herzeleid gebar:
Wie es ihm angeboren war,
Mußt er durch sie vom Sinne scheiden
Und kraft der angeerbten Leiden
Von des Vaters und der Mutter Art.
Der Waleis wenig inne ward,
Was des Herrn Gawanens Mund
Ihm da mit Worten machte kund.

König Lotens Sohn begann:
„Herr, ihr thut zuviel daran,
Daß ihr mir den Gruß versagt.
Ich bin doch nicht so ganz verzagt,
Daß ichs wohl anders fügen kann.
Ihr habt den Freund mir und den Mann
Und den König selbst entehrt,
Mit manchem Schimpf uns beschwert;
Doch erwerb ich euch die Huld,
Daß euch der König schenkt die Schuld,
Wollt ihr nach meinem Rathe leben
Und mir Gesellschaft zu ihm geben."
Den König Gahmuret erzeugte,
Weder Flehn noch Drohn ihn beugte.
Der höchste Preis der Tafelrunde
Hatt auch von Liebesnöthen Kunde.
Da dachte mein Herr Gawan:
„Vielleicht, daß Liebe diesen Mann
Bezwinget, wie sie mich einst zwang,
Daß sie fest sich um ihn schlang,
Sinn und Gedanken ihm bestrickte."
Er merkte, wohin der Waleis blickte,
Wohin er stäts das Auge trug.
Ein Sureiner Seidentuch,
Gefüttert mit gelbem Zindale,
Schwang er über die blutgen Male.
Der Schleier barg das schnee'ge Blut:
Nicht sah es mehr der Degen gut.
Da gab zurück ihm Witz und Sinn
Von Pelrapär die Königin;
Jedoch sein Herz behielt sie dort.
Wollt' ihr vernehmen nun sein Wort?
Er sprach: „O weh, Herrin und Weib,
Wer benahm mir deinen schönen Leib?
Erwarb im Kampfe meine Hand
Deine werthe Minne, Kron und Land?

Bin ichs, der dich von Klamide
Erlöste? Ich fand Ach und Weh
Und seufzend heiße Herzensbrunst
In deiner Hülfe. Augendunst
Hat dich bei lichter Sonne hie
Mir entführt, ich weiß nicht wie."
Er sprach: „O weh, wo blieb mein Sper,
Den ich mitgebracht hieher?"
Da sprach mein Herr Gawan:
„Ihr habt ihn in der Tjost verthan." —
„Mit wem?" sprach der Degen werth,
„Habt ihr doch weder Schild noch Schwert.
Wie sollt ich Preis an euch erjagen?
Doch muß ich euren Spott ertragen:
Ihr lernt vielleicht mich beßer kennen.
Ich war auch wohl bei Lanzenrennen.
Find ich an euch auch keinen Streit,
Doch sind die Lande wohl so weit,
Ich mag den Drang im Kampfe kühlen,
Noch Beides, Angst und Freude fühlen."
Da sprach zu ihm mein Herr Gawan:
„Die Rede, die ich hier gethan,
War lauter und minniglich,
Mit keiner Tücke trübt sie sich.
Ich wills verdienen, was ich begehre.
Hier liegt ein König mit großem Heere,
Und viel Frauen schön und klar,
Ich leist euch gern Gesellschaft dar,
Gefällts euch, mit mir hinzureiten.
Auch bewahr ich euch vor Streiten." —
„Dank euch, Herr, ihr redet fein:
Ich will dafür erkenntlich sein.
Ihr bietet Compagnie mir;
Wer ist eur Herr und wer seid ihr?" —
„Ich heiße Herren einen Mann,
Von dem ich große Lehn gewann,

Die mein Mund auch nicht verschweigt.
Er war mir immer so geneigt,
Daß er mirs ritterlich erbot.
Seine Schwester hat der König Lot,
Die mich zur Welt hat gebracht.
Was mir Gott hat zugedacht,
Das dienet alles seiner Hand:
König Artus ist er genannt.
Meinen Namen trag ich unverstohlen,
Er bleibt auch keinem Land verhohlen:
Die Leute, die mich kennen,
Pflegen Gawan mich zu nennen.
Ich und mein Name dient' euch gern,
Bleibt üble Deutung nur fern."
Da sprach er: „Bist du's, Gawan?
Wie wenig ich mich rühmen kann,
Daß du so wohl hier thust an mir!
Sagen hört ich stäts von dir,
Du hast noch Allen wohlgethan.
Doch will ich deinen Dienst empfahn,
In Hoffnung, daß ichs einst vergelte.
Nun sage mir, wes sind die Zelte?
Dort ist so manches aufgeschlagen.
Liegt Artus dort, so muß ich klagen,
Daß ich nicht mit Ehren ihn
Darf sehen, noch die Königin,
Ich räche denn zuvor die Schläge,
Die ich im Herzen trauernd hege,
Seit ich schied; aus diesem Grund:
Mir lachte eines Mägdleins Mund:
Die schlug darum der Seneschalt,
Daß von ihr rieselte der Wald." —
„Unsanft ist das gerochen,"
Sprach Gawan: „ihm ist zerbrochen
Der rechte Arm, das linke Bein.
Reit her, sieh Ross und auch den Stein.

Hier liegen auch Splitter auf dem Schnee
Des Spers, nach dem du fragtest eh.“
Da Parzival die Wahrheit sah,
Weiter frug und sprach er da:
„Ich verlasse mich auf dich, Gawan,
Ob dies war derselbe Mann,
Der solche Schmach begieng an mir:
So reit ich, wo du willst, mit dir.“ —
„Ich will nicht lügen deinetwegen.
In der Tjost ist auch erlegen
Segramors, ein kühner Held.
Seiner That war immer Preis gesellt.
Das geschah, eh Keie ward bezwungen:
An Beiden hast du Preis errungen.“
Zusammen ritten sie hindann,
Der Waleis und Gawan.

Höret, urtheilt nun und sprecht,
Ob die Tafelrund ihr Recht
Bewahrte heut. Seit manchem Tag
Hieng Artus dieser Sitte nach:
Kein Ritter durfte mit ihm essen,
Wenn Aventüre noch vergessen
War, an seinen Hof zu kommen.
Aventür genug ward heut vernommen,
Man darf zur Tafelrunde gehn.
Blieb sie gleich zu Nantes stehn,
Man sprach ihr Recht auf blumgem Feld,
Nicht störte Staude noch Gezelt.
So hatt es Artus geboten,
Der den Ritter ehren wollt, den rothen,
Seiner Würdigkeit zu Lohn.
Ein Pfellel aus Akraton,
Fern aus der Heidenschaft gebracht,
Ward zum Tischtuch gemacht,

Nicht breit, doch in den Kreis geschnitten
Nach der Tafelrunde Sitten:
Denn so höfisch waren sie,
Vom Ehrensitze sprach man nie,
Die Sitze waren alle gleich.
Auch gebot Artus, der König reich,
Daß man Ritter und Frauen
An dem Kreise müße schauen.
Alles, was da Preis besaß,
Magd, Weib und Mann zu Hofe aß.
Da kam die Königin Ginover
Mit schöner Frauen viel daher,
Manch edle Fürsten in den Reihn;
Sie hatten minniglichen Schein.
Auch war der Tafel Kreiß so weit,
Daß ungedrängt und sonder Streit
Manche Frau bei ihrem Freunde saß.
Artus, zu aller Falschheit laß,
Führte den Waleis an der Hand.
Frau Kunewar de Laland
Gieng neben ihm zur andern Seite,
Die er von langem Harm befreite.
Artus sah den Waleis an,
Hört, wie der König da begann:
„Ich will euern klaren Leib
Küssen laßen mein Weib.
Ihr würdet Niemand zwar drum bitten,
Ihr kommt von Pelrapär geritten:
Da ist des Küssens schönstes Ziel.
Nur um Eins ich bitten will:
Daß ihr vergeltet diesen Kuß
In euerm Hause", sprach Artus. —
„Ich thu, wie Ihr mich bittet, dorten",
Sprach der Waleis, „und aller Orten."
Ein wenig trat sie ihm entgegen
Und empfieng mit einem Kuß den Degen.

„So sei verziehen", sprach sie da,
„Das Leid, das mir von euch geschah:
Viel Kummer habt ihr mir gegeben,
Da ihr Itheren nahmt das Leben."
Diese Sühne schöpfte Thränenthau
Ins Aug der königlichen Frau:
Denn Ither's Tod that Frauen weh.
Man setzte König Klamide
Ans Ufer zu dem Plimizöl.
Bei ihm saß Iofreit fils Idöl.
Zwischen Klamide und Gawan
Der Waleis seinen Sitz gewann.
Diese Aventüre weiß,
Daß an der ganzen Tafel Kreiß
Niemand Mutterbrüste sog,
Dessen Tugend minder trog:
Kraft und Tugend trug fürwahr
Der Waleis, und ein Antlitz klar.
Wer Männer kennt, der muß gestehn,
Manche Frau hat sich besehn
In trüberm Spiegel, denn sein Mund.
Von seiner Haut sei euch kund
An dem Kinn und an den Wangen,
Ihre Farbe wär zu einer Zangen
Wohl gut: sie wüßte festzuhalten
Und ließe Wankelmuth nicht walten.
Ich meine Fraun, die gerne wanken,
Von Einem zu dem Andern schwanken,
Die Frauen fesselte sein Glanz,
Ihr Wankelmuth verschwand da ganz,
Ihr Blick getreulich an ihm hieng,
Durch die Augen in ihr Herz er gieng.
Ihm waren Mann und Weib ergeben:
So lebt' er würdigliches Leben
Bis an das klagenswerthe Ziel.
Hier kommt, von der ich sprechen will,

Eine Maid, um Treue hoch zu loben,
Scheint ihre Zucht uns gleich zu toben.
Ihre Botschaft Herzen tief durchschnitt.
Nun höret, wie die Jungfrau ritt:
Ein Maulthier wie ein Kastilian,
Fahl, doch scheckig um und an,
Mit geschlitzter Nase, verbrannt
Wie ein Pferd aus Ungerland.
Ihr Zaum und all ihr Reitgeräth
War schön gestickt und wohlgenäht,
Dazu kostbar und reich.
Das Maul gieng eben und gleich.
Nicht fräulich war ihr Erscheinen.
Weh, was mag ihr Kommen meinen?
Sie kam jedoch, das mußte sein:
Sie bracht Artusens Heere Pein.
Die Jungfrau war der Künste voll,
Alle Sprachen sprach sie wohl,
Französisch, Heidnisch und Latein.
Sie hatt erlernt obendrein
Dialektik und Geometrie,
Auch von Astronomie
War ihr manche Kunst bekannt;
Kondrie wurde sie genannt.
Sorciere war der Zunamen
Der am Munde nicht Lahmen,
Denn er sprach ihr genug,
Die viel hoher Freuden niederschlug. —
Ueber den Hut ihr Zopf sich schwang
Bis auf das Maulthier; der war lang,
Schwarz und hart, nicht allzu klar,
Lind wie der Schweine borstig Haar.
Sie war genaset wie ein Hund;
So ragten auch ihr aus dem Mund
Zwei Eberzähne spannenlang.
Jedwede Augenbraue schwang

Sich in langen Zöpfen nieder.
Wahr sprech ich, ob der Zucht zuwider,
Daß ich so muß von Frauen sagen;
Keine andre darf es von mir klagen.
Kondrie hatt Ohren wie die Bären:
Zu scheuchen zärtliches Begehren,
War ihr Antlitz rauh genug.
Eine Geisel in der Hand sie trug:
Die hatte seidner Schwenkel viel;
Ein Rubin war der Stiel.
Von Farbe wie des Affen Haut
Trug Hände diese schöne Braut.
Die Nägel waren nicht zu licht,
Denn die Aventüre spricht,
Sie sahn wie Löwenklauen aus.
Um Sie gabs selten Kampf und Strauß.
So ritt sie zu des Kreises Rund,
Des Leids Beginn, der Freuden Schlund.
Sie hatte bald den Wirth erkannt:
Frau Kunneware de Laland
Saß bei König Artus.
Die Königin von Janfus
Mit Frau Ginoveren aß.
Artus der König herrlich saß.
Kondrie ritt vor den Briten hin,
Ansprach sie auf Französisch ihn;
Wenn ichs im Deutschen sagen soll,
Ihre Botschaft thut mir auch nicht wohl:
„Fils du roi Utpandragon,
Dir selbst und manchem Breton
Hast du geworben Schmach und Schande.
Die besten Ritter aller Lande,
Säßen hier, ein würdger Kreiß,
Ziele nicht dies Gift in euern Preis:
Zernichtet ist die Tafelrunde:
Ein falscher Mann ist mit im Bunde.

König Artus, hoch erhob
Ueber deine Genoßen sich dein Lob:
Dein steigender Preis, er sinkt,
Deine schnelle Würde hinkt,
Dein hohes Lob wird tief geneigt,
Da Falsch an deinem Preis sich zeigt.
Aller Preis der Tafelrunde,
Erlahmen muß er seit der Stunde,
Seit ihr aufnahmt Parzivalen,
An dem die Ritterzeichen prahlen.
Ihr nennt ihn nach dem Ritter roth,
Der vor Nantes fand den Tod;
Doch ungleich sind die Zwei gewesen:
Von keinem Held ward je gelesen,
Der so höchlich war zu preisen."
Von dem König ritt sie zum Waleisen.
Sie sprach zu ihm: „Ihr sollt mir büßen,
Daß ich versagen muß mein Grüßen
Artusen und den Rittern sein.
Verflucht sei euer lichter Schein,
Und eures Wuchses Männlichkeit.
Hätt ich Heil und Seligkeit,
So blieben sie euch beide theuer.
Ich dünke wohl euch ungeheuer,
Und bin geheurer doch als ihr.
Herr Parzival, nun saget mir,
Wie sich das begeben hat:
Da ihr den traurgen Fischer saht
Freudlos sitzen, ungetröstet,
Daß ihr des Leids ihn nicht erlöstet?
Er zeigt' euch seines Jammers Last:
O ihr ungetreuer Gast!
Da sollt euch seine Noth erbarmen.
Möcht euch noch der Mund verarmen,
Ich meine, die Zunge drinne,
Wie euch das Herz ist rechter Sinne!

Der Hölle hat euch vorbeſtimmt,
Der im Himmel giebt und nimmt.
So ſoll euch auch auf Erden
Verachtung aller Guten werden.
Ihr Glücksverwieſner, Heilverbannter,
Vom Preis verlaßner, ungekannter,
Ihr ſeid an Ehre lahm und ſchwank
Und an der Würdigkeit ſo krank,
Euch kann kein Arzt mehr Heil gewähren.
Ich will auf euerm Haupte ſchwören,
Stabt mir Jemand ſolchen Eid,
Nie ſah man größern Trug bis heut
An einem alſo ſchönen Mann.
Ihr tückſche Angel, Natternzahn!
Gab euch nicht der Wirth das Schwert,
Des ihr niemals wurdet werth?
Doch ſtatt zu fragen, ſchwiegt ihr ſtill:
Ihr ſeid des Höllenhirten Spiel.
Ehrloſer Mann, Herr Parzival!
Trug man euch nicht vor den Gral,
Schneidendes Silber, blutgen Sper!
Ihr Freudenziel, des Leids Gewähr!"

Lyriſches.

J. Ch. Frhr. von Zedlitz.

1. Die Kirchweih zu Unkel.

1. Die Wallfahrt.

Der Morgen glänzt ſo mild und klar,
Die Sonn' auf flammendem Altar
Hat weithin Opfergluth entzündet.
Es rauſcht und klingt der kühle Rhein,
Er ſingt mit lauter Stimme drein,
Die ſel'ge Sabatfeier kündet.

Wie iſt ſo wunderbar ſein Klang,
Wie iſt ſo rührend ſein Geſang,
Den keine Erdenſprache ſinget,
Und den, ſo weit die Sonne geht,
Doch jedes Menſchenherz verſteht,
Und der Jahrtauſende ſchon klinget!

Er ſingt uralte Melodie'n;
Die Berg' umher begleiten ihn,
Die Höh'n, vom Rebenlaub geſchmücket;
Die grünen Wälder jauchzen Preis,
Vom Felſenkulm zum kleinſten Reis
Stimmt Alles in ſein Lied, entzücket.

Und dort auf grüner Welle ziehn
In schönem Zug die Nachen hin,
Die festlich auf dem Strome glänzen;
Entblößten Haupts die Pilger stehn,
Die rothen Kirchenfahnen wehn,
Voran das Kreuz, mit Blumenkränzen.

Und in des Stroms, der Berge Luft
Ertönt der Psalm der Menschenbrust,
Die's drängt zu gläubigen Gebeten;
Bis endlich Kahn nach Kahn zum Strand,
Ein schwimmend Kirchlein, sich gewandt,
Die Pilger an das Ufer treten.

Vor Unkel wird ein Schiff geschaut,
Gar zierlich in den Strom gebaut
Von Blumen und von grünen Maien,
Wo flüchtig sich zu Wand und Dach
Viel helle Wimpel mannigfach,
Gezweig und bunte Seide, reihen.

Die weißen Häuser sind umstellt
Mit einem grünen Laubgezelt,
Und große, duft'ge Blumenbogen,
Von rother Ros' und Güldenklee,
Levkoyen blau und Lilienschnee,
Sind schmuck von Thor zu Thor gezogen.

Vom Kirchthurm tönet Glockenschall,
Vom Chor herab der Orgel Hall,
Rings der Gesang der frommen Menge.
Denn weit bis in die Straße hin
In dichter Schar die Beter knien:
Der Andacht ist der Raum zu enge.

Als nun der Kahn feſthält am Seil,
Ziehn hin zur Kirch' in langer Zeil'
Aus allen Gegenden die Frommen,
Die in des roſ'gen Morgens Strahl,
Andächt'ge Waller allzumal,
Auf klarer Flut hieher geſchwommen.

Aus einer Bruſt nur ſchallet hier
Zur Höh': Herr Gott, Dich loben wir!
Von allen Wegen, allen Stegen
Der Weihrauch ſteigt, die Kerzen ſprühn,
Die tiefbewegten Herzen glühn,
Der Prieſter ſpricht dem Volk den Segen.

II. Dichtergruß.

O Land am Rhein, ſo wonniglich,
Die Hand des Herrn behüte dich!
So ruf' auch ich dir zu beim Scheiden.
Bewahr' dir Gott den friſchen Muth,
Das leicht bewegte Jünglingsblut!
Viel gab dir die Natur an Freuden.

Nie rühr' an dich des Franken Hand,
Um in dein Herz, o deutſches Land,
Den eignen Unbeſtand zu tragen.
Ein deutſcher Strom biſt du, o Rhein,
Deutſch iſt dein Brod, deutſch iſt dein Wein,
Deutſch ſei dein Schwert, kommt's einſt zum Schlagen.

Und Frauenminne, treu bewahrt,
Und Männerfreundſchaft, ſtark von Art,
Trägſt du ſie nicht, als Deutſches, eigen?
Iſt deiner Sprache ſtarker Laut
Nicht deutſchen Dichtern anvertraut?
Stolz darfſt du deine Sänger zeigen.

Drei ſitzen dort an deinem Strand,
Ich grüße ſie mit Herz und Hand,
Ein Spielmann auch in deutſchen Gauen:
Am Rolandseck den Knappen gut,
Mich dünkt's, er ſtamm' aus Volker's Blut,
So wacker iſt er anzuſchauen; —

Und der aus tiefſtem Bergesſchacht
Manch goldnen Hort herauf gebracht,
Der drin Jahrhunderte geſchlafen; —
Und ihn, der mit ſiegreichem Klang
Jüngſt Triſtan und Iſolde ſang,
Wie ſie in Lieb' und Leid ſich trafen.

Sie alle grüß' ich nach der Reih';
Es iſt noch jüngſt durch dieſe Drei
Viel Liebes mir, dem Gaſt, geworden.
So ſchlingt durch alles deutſche Land
Um wackre Sänger ſich ein Band
Vom Rhein bis zu der Donau Borden.

2. Liebesahnung.

1. Das Mädchen.

Die Vesperglocken klingen,
Im abendlichen Schein,
Von Rüdesheim nach Bingen
Herüber den breiten Rhein.

Rings hat an steilen Wänden,
Auf Steingeröll und Kant'
Von sonnigen Geländen
Die Reb' ihr Netz gespannt.

Die hohen Kuppen blauen,
Zerfallne Burgen stehn,
Und kühne Warten schauen
Herunter von den Höh'n.

Dort ranken rothe Winden
Und Schlingkraut sich empor,
Es weht der Duft der Linden
Durch das versunkne Thor.

Im Rahmen mächt'ger Bogen
Senkt sich der Sonne Schild,
Es rauschen lauf die Wogen,
In Dämmerung gehüllt.

Und sinnend sitzt am Strande,
Zum Knie geschürzt das Kleid,
Still an des Wassers Rande
Die jugendliche Maid.

Sie kühlt die weißen Füße
Wohl in der frischen Flut —
Was färbt die Wang' so süße?
Ist's Lieb' — ist's Abendgluth?

Noch brennt auf ihrem Munde
Der erſte Kuß! — entzückt
In einer ſel'gen Stunde
Den Lippen aufgedrückt! —

Sie ſcheint den Fluß zu fragen:
„O Wellen, ſprecht ein Wort,
Wohin habt ihr verſchlagen
Den Knaben, an welchen Ort?

„Warum, du ſchnöde Welle,
Trugſt du ihn fort von hier?
Was zogſt du gar ſo ſchnelle
Ihn aus den Armen mir?“

Die raſchen Wellen treiben;
Zur Antwort gibt der Fluß:
„'S kann halt nichts ewig bleiben,
Am mindeſten — ein Kuß!“

II. Der Knabe.

Rauſche, rauſche, kühler Fluß,
Rauſche immer zu,
Knabe ſchläft an deinem Ufer,
Träumt in ſüßer Ruh',

Träumet, feuchte Waſſerfrauen
Hätten ihn erfaßt,
Führen ihn in einen hohen
Goldenen Palaſt;

Singen, ſchlingen Zaubertänze,
Und er ſteht bethört,
Und er träumt von Melodieen,
Nie zuvor gehört,

Harfentönen, Cimbelklängen,
Wunderbarem Laut;
Träumt von Reizen, die der Knabe
Nie zuvor geſchaut,

Weißen Brüſten, vollen Armen,
Hüften ſchlank und rund,
Stolzen Nacken, goldnen Locken,
Roſengleichem Mund!

Er erwacht — fort ſind die Hallen,
Fort der Niren Chor;
Und die Welle treibt die Schäume
Rauſchend, wie zuvor.

Doch in ſeiner Seele Tiefen
Bleibt ein dunkles Bild,
Bleibt ein neu erwachtes Sehnen,
Heiß — und ungeſtillt.

Wilhelm Ganzhorn.

1. Der Rhein.

Aus der Kindheit Roſenjahren
Träum' ich noch von einem Wort,
Das wie ſeine wunderbaren
Mären riß die Seele fort;
Wenn die Amme mir erzählte
Von den Burgen, Stadt und Dom,
Wenn ſie ſich zu ſingen quälte
Lieder von dem ſchönen Strom.

Dann als muntrer Fibelknabe
Haſcht' ich Bilder gern vom Rhein,
Theuer war mir jede Gabe,
Jedes Blättchen, ſchlecht und klein.
Auch der Griffel ahmt' geſchäftig
Schönes nach, was er erblickt;
Bunte Farben wurden kräftig
Dann dem Bilde aufgedrückt.
An den Hügeln, an den Thürmen
Schaut' ich da mich nimmer ſatt;
Oft auch ging es an ein Stürmen
Gegen Burg und gegen Stadt.

So in ſtiller Luſt erzogen,
Dacht' ich mir ihn wunderſchön,
Träumte viel von ſeinen Wogen,
Und ich hatt' ihn nie geſehn.

Da ergriff mich mächtig Sehnen
Nach dem fernen, lieben Strand:
„Willst du immer träumen, wähnen
Von dem schönen Zauberland?
Auf! — zu ihm hinabgeschwommen!“
Rief ich aus in toller Lust.
Wie der Frühling war erglommen,
Drückt' ich ihn an meine Brust.
Auf die Berge stieg ich rüstig,
Jubelte in Luft und Licht;
Schönen Mädchen sah ich lüstig
In ihr freundlich Angesicht.
Stundenlang als kräft'ger Schwimmer
Lag ich, von der Flut umschäumt. —
O! vergessen will ich's nimmer,
Was ich dort gesehn, geträumt.

---

2. Auf dem straßburger Münster.

Hoch in die Lüfte aufgehoben
Bin ich von eines Riesen Hand;
Den freien Wolkenäther droben
Und um mich her das weite Land.

Du dunkler Tannengrund da drüben —
Wie schauest du so düster her? —
O Vaterland mit meinen Lieben,
O deutsches Land, so stolz und hehr!

Wie dort die schmucken Dörfer blinken
Mit ihren Mädchen, sittig, fein!
Wie mir die kühlen Schatten winken
Dort in dem fernen Abendschein!

Ich grüß' euch mit geheimem Grauen,
Ihr wild durchrauschten Gründe all!
Wie lieblich bist du anzuschauen,
Du einsam Häuschen, tief im Thal!

Ich grüße euch, ihr alten Trümmer,
Vom dunkeln Tannenforst umkränzt;
Wie ihr im letzten Abendschimmer
So schön vor meinem Auge glänzt!

Ich grüß' dich, mit der Rosenwange,
Du braungelocktes Wälderkind,
Den Bach, der von dem Felsenhange
In kühnem Sturze abwärts rinnt.

Und du, mit deinen Silberhaaren,
Sollst herzlich mir willkommen sein,
Mit deinen Wellen, deinen klaren,
Ehrwürd'ger alter Vater Rhein!

Sanft fließ'st du hin im Strahlenglanze,
Dir lächelt zu das Abendlicht;
In leichtem, schwanengleichem Tanze
Ein Kahn noch deine Woge bricht.

Wie wird doch unser Leib erneuet
In deiner frischen Felsenflut!
Wie wird das Herz gestärkt, erfreuet
Von deinem goldnen Rebenblut!

Und würden tausend Harfen klingen
Von Sagen und von Heldenthum,
Und würden tausend Kehlen singen,
Wohl sängen sie nicht deinen Ruhm.

Ein Glas trink' ich zu deinem Danke
Hoch in der Lüfte Götterhaus;
Ein Glas, gefüllt vom Göttertranke,
Gieß' ich in weite Lüfte aus.

Wohl iſt ſo ſchön, was nah und ferne,
Das Herz ſo frei und kummerlos;
Doch flög' ich gerne, ach! ſo gerne
Hinüber in der Heimat Schooß.

---

3. Auf dem Dampfſchiff.

I.

Es iſt ein Sieden und ein Sauſen!
Raſch ſteigt der dunkle Qualm empor:
Der Räder Schaffen und das Brauſen
Klingt immer mir in meinem Ohr.

Ich möchte ſchlummern eine Weile,
Möcht' träumen in der Wellen Schooß,
Da weckt mich bald des Sturms Geheule
Und bald des Dampfes wild Getos.

II.

Wie ſchön das Schiff den Strom durchſchneidet,
Umthürmt von Felſen hoch und ſtarr,
Gleichwie, die Schwingen ausgebreitet,
Durch Schlünde eilt der mächt'ge Aar!

Es ſchwimmt hinab zum Meeresſtrande,
Laut jauchzt, der dort am Steuer ſteht,
Die Städte grüßen es vom Lande,
Der bunte Wimpel freudig weht.

III.

Das Waſſer und der Kohle Glühen,
Sie wirken freundlich Hand in Hand;
Geboren wird des Dampfes Sprühen
Aus dieſem innigen Verband.

Ein schön Vereinen ist gegründet,
Durch einen guten Zweck gekrönt;
Die Elemente sind verbündet,
Die Elemente sind versöhnt.

---

4. Die Nibelungen.

Wie in des Tages matter Gluth
Der Hirsch am Quell sich kühlet,
Und stark die Kraft und frisch das Blut
In seinen Adern fühlet:
So trink, da die Zeit erschlafft,
Ich aus den Nibelungen,
Da fühl' ich mich von Heldenkraft
Und altem Geist durchdrungen.

---

5. Des heiligen römischen Reichs Kriegsrüstung.

(Ein Landsknecht spricht:)

Ich muß zu Felde ziehn, ja, ziehn,
Muß streiten gen den schlimmen Türken,
Dem röm'schen Reich mein Leben bürgen.

Ich muß als Lanzenknecht mich recht
Mit Sohl' und guten Kleidern schmücken,
Ich muß mich in den Panzer drücken.

Doch wie ich schlag' und treib' mein Weib,
Mir will's, beim Henker! nicht gelingen,
Mein Zeug in Ordnung wohl zu bringen.

So ruf' ich: „Sigelind! geſchwind
Muſt Du mir Kleider, Lanz' und Sohlen
Und Panzer aus der Kammer holen!"

Doch wie ich komm' und ſeh', o weh!
Die Kleider war'n der Mäuſe Betten,
Die Sohle war ganz durchgetreten.

Ich ruf' den Schneider her, daß er
Die alte Hoſ' mit neuen Stücken
Wo möglich ſolle ſogleich flicken.

Der Schneider kommt und ſpricht: „Geht nicht!
Die Nadeln ſind mir abgebrochen,
Ihr müſt juſt warten ein'ge Wochen!"

Da ruf' ich Schuſter Knoll; er ſoll
Geſchwind nach allen ſeinen Kräften
Die ſchlechte Sohl' zuſammenheften.

„Zur Arbeit nur drei Mond' mir gönnt! —
Mein Weib liegt wirklich in den Wochen —"
So hat der Schuſter Knoll geſprochen.

Inzwiſchen iſt der Türk', ſchlimm Türk',
Schon lange aus dem Reich getrieben,
Und ſeitdem iſt's auch Frieden blieben.

C. Mayerath.

Lieder.

I.

Fühlſt du, o Herz, wie hoch und heiter
Sich jeder deiner Pulſe hebt
Und wie der Fuß aufs Neu' beflügelt
Zu friſchen Lebensgängen ſtrebt?
Ihr Fernen, duftig weit ergoſſen,
Ihr feſſelt nicht der Sehnſucht Blick,
In dieſem Thal liegt all mein Leben,
In dieſem Thal mein holdes Glück.

Hoch im Gebirg — die Waſſer hatten
Verſchwemmet den gewohnten Steg, —
Ich bot die Hand Dir, und Du ſchlugeſt
Dein ſchönes Auge nicht hinweg!
Ein Blick aus blauer Seelentiefe
Voll unergründlich ſüßer Macht,
Ein einz'ger Blick! und ſieh, zum Leben
Bin ich erquickt emporgewacht.

Und wieder fühl' ich ſtill mich wachſen
In jungen Schmerzen, junger Luſt;
Es rieſelt wie ein Liederſegen
Durch meine offne Dichterbruſt.
Wie reich die Welt! am Berge unten
Wie ſchön des Fluſſes goldner Lauf!
Und doppelt lieblich kommt die Sonne
Nach Wetterſchauern dort herauf!

II.

Wie ſteht verſöhnt den heißen Streit
Der Welt Dein Auge an,
Allüberall in goldnem Schein
Den Himmel aufgethan!
Du bauteſt Dir auf ſichrer Höh',
Mein Lieb, ein heitres Haus,
Und ſtill und eben fließt um Dich
Die Lebensſtrömung aus.

Vor Deinem lieben lichten Blick
Wie ſteht beſchämt der Thor,
Der, ach! in Lebensdrang ſo oft
Den Frieden ganz verlor;
Den es von Kampf zu Kämpfen trieb,
Der ſeinen Sieg verflucht,
Wenn er das Eitle nun beſaß,
Was erſt er heiß geſucht!

Du aber kehrſt, der Blume gleich,
Zum Einen ew'gen Licht
Aus allen Erdengründen ſtäts
Dein holdes Angeſicht.
Dem Gott im Herzen folgteſt Du
Getreu von Anbeginn,
Und Deines Friedens fließt ein Strahl
In meine Seele hin.

III.

Du fragſt, was ſo gedankenvoll
Den ernſten Freund bewegt,
Wann Auge ganz in Auge ruht,
Wann Herz am Herzen ſchlägt,
Daß ſich die Wimper träumeriſch
Verſchließe vor dem Tag,
Daß ſich kein leiſes ſcheues Wort
Der Bruſt entwinden mag?

Dann zieht wie Morgenglockenklang
Ein ewiges Gedicht
Durch meine Seele ſtill dahin,
Doch faſſen's Worte nicht.
Wie vor dem Heiland Du verſinkſt
In Gottes hohem Haus,
Dich ſeh' ich an und lebe ſtumm
Ein großes Leben aus.

IV.

Ueber die Aehren kräuſelnd geht
Leiſe, leiſe der Hauch der Nacht,
Daß kein Blättchen am Stiel der Roſe,
Daß kein Vogel im Strauch erwacht.
Nur die Sterne in ſtiller Luft
Glühen für ſich in ſeligem Schein
Und ſpiegeln mir tief
Ihren ewigen Frieden ins Herz hinein.

V.

O, welche Luſt, vereint mit Dir
Zu wallen auf den lichten Höhen,
Und vor der Abendröthe Feſt
Mit ahnungsvollem Sinnen ſtehen!

Der Himmel glänzt, als wolle er
In Purpur ganz zu Tode bluten;
Sieh, lichtgegürtet ſinkt der Tag,
Sein Auge bricht in letzten Gluthen.

Mit leiſem Beben rauſcht das Meer,
Der Gäſte größten zu empfangen,
Denn ſeiner Fluten Odem ſoll
Kühl ſchlagen an des Königs Wangen.

Ihr Angeſicht verhüllt die Nacht,
Den Todten klagt ſie falſchen Wahnes,
Ihn baden in kryſtallner Flut
Die Töchter jetzt des Oceanes.

Dann ſiehſt du über Meer und Land
Ihn morgen neugeboren ſchweben;
O reiche Welt, ich fühl's, ein Gott
Durchſtrömet dich mit ew'gem Leben.

In Morgenhauch und Abendduft
Beſeligend auf allen Wegen
Schwillt er mit friſchem Liebegruß
Der ahnungsvollen Bruſt entgegen!

VI.

Gutenacht!
Schläfrig ſenkt die Lilie hier
Ihre Krone, und kein Blättchen
Reget ſich im ſtillen Land.
Nur vor Deiner Hütte wacht
Noch der Freund, und neben ihm
Wacht die Nachtigall, die ſüße
Melodieenbruſt der Nacht.
Aber wie die Blume hier,
Müdes Liebchen, ſchlummerſt Du,
Wie die Blume hörſt Du nicht,
Was der Sehnſucht treue Stimme
Flüſternd in das Dunkel ſpricht:
Liebchen, Liebchen, gutenacht!

VII.

Glaub' nicht, wenn falſche Zungen ſagen,
Ich hätte eine Andre lieb,
Der ich in gut und böſen Tagen,
In Luſt und Leid Dein eigen blieb.

Die böſe Menge wird's nicht faſſen,
Doch was ich liebte außer Dir,
Im Herzen hab' ich's nur getragen,
Weil es von fern geglichen Dir.

Doch, ach! wie ſchwand in dieſen Nähen
Der Irrthum der Beſeligung!
Sie mochten Ew'ges nicht verſtehen,
Und nur von außen ſind ſie jung.
Die Maske lockt, doch will die Seele
Geheimnißvoll verſtanden ſein;
Du ſtehſt allein im weiten Leben,
Allein, allein! und Du biſt mein!

VIII.

Der ſchönſte Morgen öffnet
Sein golden Thor,
Stillleuchtend blickt die Sonne
Und groß hervor.
O reiche Lebensmutter,
Wie voll und rein
Träuft mir dein Lichtesſegen
Ins Herz hinein!

Dein Roſenfinger ſtreifet
Von Berg und Thal
Die Nebel und vom Herzen
Mir jede Qual.
Dein ewig Auge wecket
Unendlich weit
Allebens holde Fülle
Zu Freudigkeit!

Und tauſend Opfer ſteigen
Zu dir, der Rauch
Der Fluren und des Fluſſes,
Der Roſen Hauch!

Frohlockend lehrt der Vogel
Ein Lied die Brut,
Die unterm Weibchen thaufeucht
Im Neste ruht.

Vom Lager, dunkler Träumer,
Empor, hinaus!
Und bade sonnenheiter
Die Seele aus.
Ins freie Leben stürze
Mit Schöpfermacht,
Bevor am liebsten Herzen
Du ruhst bei Nacht.

IX.

Ein Vogel singt im Flieder
Heimlichen Nachtgesang,
Laß stürzen Deine Locken
Den schönen Hals entlang!

Es flocht die Hand des Freundes
Dir Myrten ins braune Haar,
Der Schnee der schlanken Glieder,
Er leuchtet wunderbar.

Und Deine Augen leuchten
Bräutlich und liebefeucht,
Es steht kein Stern am Himmel,
Der Deinem Auge gleicht,

Der an Dein dunkelglüh'ndes
Liebendes Auge reicht,
Und, ach! wo ist ein Sehnen,
Das meinem Sehnen gleicht?

Verſtummet iſt im Fliedor
Der ſüße Nachtgeſang,
Laß ſtürzen Deine Locken
Den ſchönen Hals entlang!

X.

Dein holdes Köpfchen ſchlummert ſanft
An meiner Bruſt, geliebtes Leben,
Die dunkeln Locken ſeh' ich leis
Von Freundes Herzſchlag wiederbeben.
Es athmet ganz Dein Angeſicht
Ein tiefes, himmliſches Genügen,
Als ob ein Engel unſichtbar
Vorüberſchwebe Deinen Zügen.

In dieſem Schlafe ahnſt Du wohl,
Wie mich von ferne lockt das Leben,
Vor allem Volke blitzend kühn
Ein ſtolzes Banner zu erheben,
Und wie dies ſtille Herz ein Meer
Von hohen, zornigen Gedanken,
Die gleich des Seers Wogen dort
Im Sturme auf und niederſchwanken?

Du ſchläfſt und träumſt . . . ſo am Veſuv
Sah einſt ich eine Roſe ſtehen:
Der Zorn des Berges bebte aus
In ihrer Blätter ſtillem Wehen.
Es wälzte ſchmerzlich der Gott
In ſeinem Buſen dunkle Wogen,
An ſeiner Bruſt die Blume ſah
Stilliräumend auf zum Himmelsbogen.

Verſtören ſoll kein fremder Laut
Die Geiſter, die Dich ſanft umweben,
Nur leiſe mag die Locke hier
Von Freundes Herzſchlag wiederbeben.
O, ſolch ein Schlaf! Zu Füßen Dir
Will allzeit ich ein Hüter ſtehen,
Wenn über Deine lichte Stirn
Der Träume Himmelsſchatten wehen!

XI.

Wiegſt du, ſchöner Vogel,
Ueber Berg und Thal
Wieder deine Schwinge
Hell im Mittagsſtrahl,
Streifſt im Lande drüben
Du des Liebchens Haus,
Tauſend, tauſend Grüße
Richte an ſie aus:

Daß ſich ganz in Sehnen
Oft der Freund verſenkt,
Aber daß er heiter
Ihrer nur gedenkt,
Daß ihn keine Stunde
Finde müd' und laß,
Aber daß er nimmer,
Nimmer ſie vergaß!

XII.

Und muß es auch geſchieden
Einmal im Leben ſein,
Laß dennoch uns zufrieden
Die ſchöne Stunde ſein!
Kannſt Du das Wölkchen faſſen
An ſeinem goldnen Saum?
Du kannſt es nicht; das Leben,
Geliebte! iſt ein Traum.

Es dringt die ew'ge Sonne
Mit ihrem ſüßen Schein
Wohl in die grünſten Wälder,
Die tiefſte Schlucht hinein,
Und dennoch muß ſie nieder
Allabendlich ins Meer,
Und die Du heut geſehen,
Die ſiehſt Du nimmermehr.

Und muß es auch geſchieden
Einmal im Leben ſein,
Laß dennoch uns zufrieden
Die ſchöne Stunde ſein.
Kannſt Du das Wölkchen faſſen
An ſeinem goldnen Saum?
Du kannſt es nicht; das Leben,
Geliebte! iſt ein Traum.

Nicolaus Becker.

1. An Alphons de Lamartine.

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien, deutſchen Rhein,
Ob ſie wie gier'ge Raben
Sich heiſer danach ſchrein,

So lang' er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang' ein Ruder ſchallend
In ſeine Woge ſchlägt!

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
So lang' ſich Herzen laben
An ſeinem Feuerwein;

So lang' in ſeinem Strome
Noch feſt die Felſen ſtehn,
So lang' ſich hohe Dome
In ſeinem Spiegel ſehn!

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
So lang' dort kühne Knaben
Um ſchlanke Dirnen frein;

So lang' die Floſſe hebet
Ein Fiſch auf ſeinem Grund,
So lang' ein Lied noch lebet
In ſeiner Sänger Mund!

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
Bis ſeine Flut begraben
Des letzten Manns Gebein!

---

2. Schiffsgüter.

Es kommt das Schiff zu Lande.
Viel reiche Fracht
Hat es gebracht
Dem Kaufherrn an dem Strande.
Was dir wohl Frohes ſchwanet,
Du junges Blut?
Von all dem Gut
Wird dir nichts ausgekrahnet!
„Siehſt du das Kind ſich neigen
In Liebespracht?
Die ſchönſte Fracht,
Ich nenne ſie mein eigen!“

Levin Schücking.

1. In die Ferne.

Nie knie' ich mehr zu Deinen Füßen nieder,
Daß ich ins freundliche Geſicht Dir ſchau':
Ich ſauge nimmer meinen Frieden wieder
Aus Deinem Geiſterauge, groß und blau;

Die Stimme, die ſo oft mir angeſchlagen
Der Seele Saiten, wehmuthsvoll und tief,
Voll heißer Liebe, die den Tod getragen
Im kranken Herzen, bis es bang entſchlief:

Ich höre nimmer wieder ſie erklingen! —
Doch, wie voll Mahnung leis ein Mettenchor
Die Nacht durchzittert — geiſterartig dringen
Die fernen Laute in des Pilgers Ohr:

Wenn er verirrt den dürren Wald durchſchreitet,
Der rieſig kahle Aeſte ob ihm reckt,
Wenn er zu ſterben ſich im Tann bereitet,
Der ihm aus Schnee das Bahrtuch hingeſtreckt —

Dann haucht es leiſe ſchwellend überm Weiher,
Daß ihn der letzte Muth durchglüht aufs Neu',
Und er erſpäht, wie durch umthürmt Gemäuer
Licht blitzt aus hohen Scheiben der Abtei.

Er folgt dem Schein: an moos'gen Waldesbäumen
Erglüht das Strahlenroth und glüht im Teich,
Und lauter webt in den gewölbten Räumen
Der Chorgeſang ein ahnungvolles Reich:

So wird auch einmal noch Dein Lied mir tönen,
Voll ahnungreicher Liebe all sein Laut,
So wird es einmal noch den Schmerz verſöhnen,
Der in die Heimat dieſer Klänge ſchaut:

Ich will im Sterben Dich heranbeſchwören,
Dann hat die Sehnſucht Wundermacht; Dein Lied
Will ich verwebt mit meiner Seele hören,
Wenn vom erloſchnen Auge ſie entflieht.

---

2. Friedensſaal zu Münſter.

An Freiligrath.

Zum Friedensſaal! — Es war ein ſonn'ger Tag;
Die Lind' im Vorhof hauchte ihre Schatten
Leis auf die bunten Scheiben, und es brach
Das Licht die Strahlen in ein trüb Ermatten:

Nicht in die düſtern Schauer wollt' es ſehn,
Durch dieſe Bögen, die einſt Sachſen ſchlugen,
Dran Kaiſer Karl's und Heinrich's Bilder ſtehn,
Die Heiligen, die Deutſchlands Krone trugen;

Darob der Aar, des Reiches ſtolz Panier,
Der deutſchen Kaiſer ſchreckende Standarte,
Die Flügel ſchlagend um der Stadt Zimier,
An blanker Zinne, ihrer Freiheit Warte.

Es iſt ein düſtrer, feierlicher Ort!
Viel Bilder ſchauen aus vergilbten Mienen —
Hier Trautmannsdorff und Oxenſtierna dort —
Als ob ſie ſelber ſich zu zürnen ſchienen,

Daß ſie in dieſem Raume hier die Pracht,
Die Kraft, die Herrlichkeit des Reichs begraben,
Und einen Frieden ſchmachvoll hier gemacht,
Nach welſchem Sinn, mit welſcher Zunge haben.

Es iſt ein düſtrer, feierlicher Ort,
Durch den verſtorbner Tage Schatten ſchwanken,
Und durch Jahrhunderte ſo flieht er fort,
Ein letzt Aſyl geſpenſtiſcher Gedanken.

Rings ſteht von alten Panzern eine Zahl
Mit Schien' und Tartſch', verbogen und verroſtet:
Der lang' beſtäubten Ritterſchwerter Stahl
Hat ſchon der Väter Blut nicht mehr gekoſtet.

„Nimm eins zur Hand! Schwing Du des Kaiſers Schwert!
So wie der Rothbart einſt Dein Spiel geſchlagen,
So biſt auch Du es, Mann der Lieder, werth,
In Deiner Fauſt des Kaiſers Schwert zu tragen!" —

„Mir dieſe Wehr!" — Das mächt'ge Waffen klirrt,
Wir laſſen keck es um die Häupter kreiſen:
„Gekreuzt die Klingen!" — Ha, der Funke ſchwirrt,
Und raſſelnd wetzt die Scharten ſich das Eiſen! —

Schwang ſo Dein Roland einſt mit läſſ'ger Fauſt
Um Sarazenenköpfe Durindane?
Hat Rothbart ſo durchs Schlachtgewühl gebrauſ't?
Du biſt ſo ſtark nicht, wie Dein grimmer Ahne:

Gewalt'ge Wucht! Der Arm erlahmt und ſinkt:
Da, laß den Flammberg und die Helme ſtehen;
Sieh, wo im goldnen Sonnenlicht uns winkt
Mit luſt'gem Flattern unſres Banners Wehen:

Der Blüthenzweig, gewiegt in blauer Luft! —
Die herzgeformten Blätter dieſer Linden,
Der Liebe heilig, opfern ihren Duft
Den friſchen Stunden nur, bis ſie entſchwinden.

Und lockt uns Kampf — das doppelſchneid'ge Wort
Gilt es wie blinkend hellen Stahl zu biegen,
Zu ſtehn wie keckbehelmte Ritter dort,
Wo als Standarten die Gedanken fliegen!

Ferdinand Freiligrath.

1. Auf dem Drachenfels.

(1839.)

Hoch ſtand ich auf dem Drachenfels;
Ich hob die Hand, ich biß die Lippen.
Mein Jagdhund, freudigen Gebells,
Schluz an im Wiederhall der Klippen.
Er flog hinab, er flog hinan,
Er flog, als ob ein Wild ihm liefe;
Ich aber ſtand, ein froher Mann,
Und bog hinab mich in die Tiefe.

In ſeiner Trauben luſt'ger Zier,
Der dunkelrothen wie der gelben,
Sah ich das Rheinthal unter mir
Wie einen Römer grün ſich wölben.
Das iſt ein Kelch! — Die Sage träumt
An ſeinem Rand auf mooſ'ger Zinne;
Der Wein, der in dem Becher ſchäumt,
Iſt die Romantik, iſt die Minne!

Ha, wie er ſprüht: — Kampf und Turnier!
Die Wangen glühn, die Herzen klopfen!
Es blizt der Helm und das Viſir,
Und ſchöne, friſche Wunden tropfen!
Und hoch im Erker ſinnend ſteht,
Vor der ſich ſenken alle Fahnen; —
Was bin ich ſo bewegt? — was weht
Durch meine Bruſt ein ſel'ges Ahnen?

2. Mit Unkraut.

(1840.)

Ich ſchritt allein hinab den Rhein,
Am Hag die Roſe glühte,
Und wunderſam die Luft durchſchwamm
Der Duft der Rebenblüthe.
Cyan' und Mohn erglänzten ſchon,
Der Südwind bog die Aehren;
Ueber Rolandseck, da ließ ſich keck
Eines Falken Luſtſchrei hören.

Und es kam das Lied mir ins Gemüth:
Wär' ich ein wilder Falke!
O du Melodei, wie ein Falk ſo ſcheu,
Und ſo dreiſt auch wie ein Falke!
Singe mit, wer kann! zur Sonn' hinan
Soll mich ſelbſt die Weiſe tragen!
An ein Fenſterlein, an ein Riegelein
Mit den Flügeln will ich ſchlagen!

Wo ein Röslein ſteht, wo ein Vorhang weht,
Wo am Ufer Schiffe liegen,
Wo zwei Augen braun übern Strom hinſchaun —
O, da möcht' ich fliegen, fliegen!
Da mit ſcharfem Fang und mit Wildgeſang
Möcht' ich ſitzen ihr zu Füßen:
Möchte ſtolz und kühn ihre Stirn umziehn,
Möchte grüßen, grüßen, grüßen!

O, wohl ſang ich friſch und wohl ſprang ich friſch —
Keine Flügel konnt' ich breiten!
Und ich lief voll Zorn, und das gelbe Korn
Durch die Finger ließ ich gleiten;

Knickte Zweig und Aſt, knickte Blatt und Baſt,
Ließ nicht ab vom wilden Raufen,
Bis die Hand zerfetzt, und ich matt zuletzt
Mich ins Gras warf, zu verſchnaufen.

Auf den Bergen Klang, auf der Flut Geſang,
In den Wellen Buben ſchwammen.
Ich aber ſaß einſam im Gras,
Band mit Gras meinen Strauß zuſammen;
Meinen wilden Strauß, meinen Rankenſtrauß —
O, wohl mehr als Eine lachte!
Aber Deine Hand nimmt ihn als Pfand
Eines Tags, wo Dein ich dachte!

Es iſt ein Strauß, wie er das Haus
Des Landmanns könnte ſchmücken:
Cyanen nur und Mohn der Flur,
Und was man ſonſt mag pflücken;
Eine Winde grün, eine Reb' im Blühn,
Eine Kleeblum' aus den Gründen,
Schlechtwildes Zeug, dem Wilden gleich,
Der ausging, es zu finden.

Sein Auge ſprüht, ſeine Wange glüht,
Seine Hände ballt er zitternd;
Sein Blut es kocht, und ſein Herz es pocht,
Seine Stirne droht gewitternd.
Seine Bruſt iſt ſchwer: — ſchlechtes Kraut und Er!
Verſtoßen und verlaſſen!
Seine Blumen ſieh! — willſt Du ihn und ſie
Am Boden liegen laſſen?

3. Ruhe in der Geliebten.

(1840.)

So laß mich ſitzen ohne Ende,
So laß mich ſitzen für und für!
Leg' Deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knie'n, zu Deinen Füßen,
Da laß mich ruhn in trunkner Luſt;
Laß mich das Auge ſelig ſchließen
In Deinem Arm, an Deiner Bruſt!

Laß es mich öffnen nur dem Schimmer,
Der Deines wunderbar erhellt;
In dem ich raſte nun für immer,
O Du mein Leben, meine Welt!
Laß es mich öffnen nur der Thräne,
Die brennend heiß ſich ihm entringt;
Die hell und luſtig, eh' ich's wähne,
Durch die geſchloßne Wimper ſpringt!

So bin ich fromm, ſo bin ich ſtille,
So bin ich ſanft, ſo bin ich gut!
Ich habe Dich' — das iſt die Fülle!
Ich habe Dich — mein Wünſchen ruht!
Dein Arm iſt meiner Unraſt Wiege,
Vom Mohn der Liebe ſüß umglüht;
Und jeder Deiner Athemzüge
Haucht mir ins Herz ein Schlummerlied!

Und jeder iſt für mich ein Leben! —
Ha, ſo zu raſten Tag für Tag!
Zu lauſchen ſo mit ſel'gem Beben
Auf unſrer Herzen Wechſelſchlag!

In unsrer Liebe Nacht versunken,
Sind wir entflohn aus Welt und Zeit:
Wir ruhn und träumen, wir sind trunken
In seliger Verschollenheit!

---

4. Aus einem Cyklus.

(1840.)

Du hast genannt mich einen Vogelsteller: —
Als ob Du selber keine Garne zogst!
O Gott, in Deine Garne flog ich schneller
Und blinder ja, als Du in meine flogst!

Sprich, hab' ich Dich — sprich, hast Du mich gefangen?
Du weißt es selbst nicht, Du mein herz'ges Kind!
Wer kann denn sagen, wie es zugegangen,
Daß wir uns haben, daß wir Eins nun sind?

Doch wie Du willst! — Laß mich Dein Auge küssen;
Du bist nun mein, und bleibst mir ewig nah!
Hat rauh mein Garn die Flügel Dir zerrissen?
O, sei nicht bös — es fiel aus Liebe ja!

Und Liebe trägt Dich, Liebe wird Dich tragen,
Und wird Dich schirmen jetzt und für und für!
Drum laß Dein Flattern, laß Dein Flügelschlagen;
Sei Du mein Vöglein, und vertraue mir!

Sei mir die Taube, die mit freud'gem Fliegen
Auf meinen Ruf um meine Stirne schwirrt;
Auf meiner Achsel will sie traut sich wiegen: —
Das ist der Ort, wo sie am liebsten girrt.

Sei mir die Lerche, die auf Glanzgefieder
Für ihren Pflüger sich zur Sonne schwingt;
Die von des Himmels goldner Schwelle nieder
In meine Seele sel'ge Lieder singt!

Und tief im Thale, wo die Linden rauſchen,
Da ſei vor Allem meine Nachtigall!
Da laß mich zitternd Deiner Stimme lauſchen
Und Deines Schlages wunderbarem Schall!

Das iſt ein himmliſch, iſt ein ſelig Schmettern;
Das iſt die Lieb' in ihrer Qual und Luſt!
O, ſtröm' es aus, umrauſcht von grünen Blättern,
Das Sehnen Deiner Nachtigallenbruſt!

Ha, ſchon erklingt's! — Herſchwirrſt Du aus dem Laube,
Umflatterſt furchtlos meine Hüttenthür!
Hörſt nur auf mich, biſt meine fromme Taube,
Biſt Nachtigall und treue Lerche mir!

Entfliehſt mir nimmer! — ſüßer ſtets und heller
Weht mir Dein Flügel, tönt mir Dein Geſang!
Die Garne ruhn: — glückſel'ger Vogelſteller,
Das war dein letzter, war dein beſter Fang!

---

5. Gedichte aus dem Engliſchen.

1. Der ſpaniſche Page.

(Nach Miß L. E. Landon.)

Er ein gefangner Knabe, und ſie ein Fürſtenkind!
Gleichviel! ſie ſpielten Spiele, arglos, wie Kinder ſind.
Ihr Haar floß oft zuſammen, ſie gingen Hand in Hand,
Doch zuletzt gab goldne Löſung zurück ihn ſeinem Land.
O, lieblich iſt Sevilla, wenn Sommerlüfte wehn:
Doch ſchön auch iſt Xenilla, und prächtig anzuſehn.
Wie ſprühn die Silberdächer, wie glühn die Minarets!
Um die Granatbaumgärten ein einzig Blüthennetz!

Doch ſeine Pracht auch ſchwindet: ein Heer hat es umſtellt;
In den Lüften weht das Rothkreuz, und das Horn der Chriſten gellt.
In den Staub mit dir, du Veſte, die im Sonnenſcheine ſtand,
Deine ſingenden Silberquellen fülle Blut bis an den Rand!
Grimmen Sinns der Chriſtenführer, eine Waiſe jung und kühn;
Seines Hauſes Fall zu rächen, in die Feldſchlacht zieht es ihn.
Er ſelbſt einſt war gefangen, bis ihn ſpaniſch Gold befreit;
Es zurückzuholen hundertfach, ſteht ſein Kriegesvolk bereit.

Der Kampfruf ſcholl herüber, bis wo ein Mädchen lag,
Welkend wie alles Schöne; — ach, es währt nur einen Tag!
Sie lag auf ſeidnem Kiſſen in ſtiller Träumerei;
Sie träumte von Glück und Kindheit, — da vernahm ſie Wehgeſchrei.
Sie fuhr empor, ſie fragte, die Sclaven ſchwiegen nicht;
Eine flücht'ge, dunkle Röthe überflog ihr bleich Geſicht.
Sie rief noch ihren Freunden, ſie ſprach manch leiſes Wort:
So wohl im Winde flüſtert ihre Silberlaute dort!

Und wieder barg ihr Haupt ſie tief in des Kiſſens Roth;
Sie ſenkte matt die Wimper — ſie ſchwieg — es war der Tod!
Und noch denſelben Abend, eh' die Sonne purpurn ſank,
Wand langſam ſich die Hügel ein Leichenzug entlang;
Sie ziehn einher mit Singen, die Todte tragen ſie,
Die Wachen ſtehn und lauſchen der Trauermelodie;
Sie tragen ſtill die Leiche vor des Chriſtenführers Zelt;
Bleich wird er, als ſein Auge auf die bleichen Züge fällt.

Als wär's im ruhigen Schlummer, ſo lag das Maurenkind;
Ernſt, mit gefalteten Händen, wie des Frommen Hände ſind;
Ihr ſchwarzes Haar geſcheitelt auf der Stirne lichter Höh';
Ihre kalte Wange kälter, als Marmor oder Schnee.

Doch süßer, als Lebend'ges, traf sie des Kriegers Blick;
Erinnerung umschwebte sie und früh'rer Tage Glück!
Er kannte die Gefährtin, die Gespielin fromm und rein;
Des Kindes Treu' bewahrte sie — sie war im Tode sein!

„Sie bringt ihr mir ins Lager, zu lösen Stadt und Flur?" —
Keine Antwort! — um die Zelte ein tiefes Schweigen nur!
Was das todte Mädchen wollte, Er allein hat es gewußt;
O, die Liebe nur kann lesen in der Liebe dunkler Brust!
O, wie redet diese Lippe, die dem Schweigen doch geweiht!
Von dem Glück der Kindheit spricht sie, von des Todes Heiligkeit!
Er verhüllt sein düster Antlitz, eine Mannesthräne fällt —
Um des todten Mädchens willen schont die Maurenstadt der Held.

II. Der letzte Wunsch.

(Nach Mrs. Felicia Hemans.)

Eil' in des Waldes Ruh',
Suche den Hügel Du,
Wo, schwer von süßem Thau, die Veilchen liegen;
Schimmernd durchs Waldgesträuch,
Augen voll Schlafes gleich, —
O, laß sie bald an meine Brust sich schmiegen!

Brich sie mir, keins laß stehn;
Laß um mein Todbett wehn
Ein Wehn des Mai's, ein Wehn aus Waldesthalen;
Denn, ach! mit Trauern nur
Scheid' ich von Wald und Flur,
Gern weilt' ich länger in der Sonne Strahlen!

Bliebe bei Dir gern noch!
Weh, nicht vermag ich's! — doch
Bring an mein Lager froh'rer Stunden Zeugen!
Geh, wo ein dämmernd Licht
Grün durch die Blätter bricht
Und auf der Quelle zittert unter Zweigen!

Kalt iſt und klar die Flut;
Ach, und ich weiß noch gut,
Wie feuchte Lilien nickend ſie umſpielen;
Geh an des Stromes Bord;
Flüſterndem Schilfe dort
Nimm ſie, mein Haupt, mein fiebernd Haupt zu kühlen.

Dann, wie zu beſſ'rer Zeit,
Geh durch die Einſamkeit
Des alten Gartens, grün von Laub und Mooſe:
Dort, ihrer Blätter Schnee
Streu'nd auf des Raſens Klee,
Steht einſam trauernd eine weiße Roſe.

Tauben umgirren ſie,
Bienen umſchwirren ſie,
Der alten Linde Wehn umrauſcht ſie trübe;
Brich mir zwei Blumen dort;
Zwei: — denn es iſt der Ort,
Wo wir zuerſt uns ſagten unſre Liebe!

Geißblatt dann hole mir;
Hol's von der Gitterthür;
Hol's von der Hütte, die ich jüngſt Dir zeigte,
Als wir am Waldesrand
Wandelten Hand in Hand,
Geführt von des Johanniswürmchens Leuchte!

Bring mir, o, bring den Strauß!
Breit' ihn aufs Kiſſen aus —
Komm, daß ich zitternd jede Blume faſſe!
Laß ſie mir Traum verleihn;
Träumend iſt Alles mein:
Lenz, Jugend, Leben — Alles, was ich laſſe!

Und wenn Du fragſt, warum
Ich Dich im Thal herum
Und an des Stromes waldig Ufer ſchicke:
'S iſt, daß in Deinem Sinn,
Wenn ich geſchieden bin,
Dir mein Gedächtniß jede Stätte ſchmücke!

In den Gebüſchen dicht
(O, brich den Zauber nicht!)
Da will ich ewig, daß mein Bild Dir glänze!
O mein Geliebter, nie,
Wo wir gewandelt, zieh,
Vergeſſend ſie, die ſtarb in ihrem Lenze!

III. An Marie.

(Nach William Cowper.)

Nun ſind es zwanzig Jahre ſchon,
Seit unſerm Himmel Wolken drohn;
O, wäre dies das letzte ſchon,
Marie!

O Gott, Du biſt ſo krank, ſo ſchwach;
Ich ſeh' Dich matter jeden Tag;
Mein Härmen war es, das Dich brach,
Marie!

Die Nadeln, einſt ſo blank und rein,
Raſtlos bewegt, mich zu erfreun,
Sie roſten glanzlos nun im Schrein,
Marie!

O, freudig noch dieſelbe Pflicht
Vollzög'ſt Du, Lächeln im Geſicht;
Doch trüb iſt Deiner Augen Licht,
Marie!

Gleichviel, — Du gingſt mir treu zur Hand,
Und Deiner Fäden magiſch Band
Hat mir das Herze feſt umſpannt,
Marie!

Leis jetzt und lallend iſt Dein Wort,
Doch, wie ein rührender Accord,
Entzückt ſein Ton mich fort und fort,
Marie!

Deine Silberhaar', einſt dunkelbraun,
Ich mag ſie gern und lieber ſchaun,
Als goldnen Strahl des Morgens, traun!
Marie!

Denn ſäh' ich weder ſie noch Dich,
Welch andre Schau erfreute mich?
Umſonſt erhöh', die Sonne ſich,
Marie!

Auch Deine Hand iſt nun erſchlafft;
Doch, liegend in der meinen Haft,
Zu ſanftem Druck noch hat ſie Kraft,
Marie!

Zu ſchwach, einherzugehn allein,
Wirſt Du durchs Haus geführt von Zwei'n;
Doch ohne Lieb' kannſt Du nicht ſein,
Marie!

Und Lieben trotz des Unglücks Dräun,
Und alt sein, ohne kalt zu sein,
Das ist bei mir noch lieblich sein,
Marie!

Doch, ach! wenn das mich auch erfreut:
Ich weiß, daß meine Traurigkeit
Dein Lächeln oft verkehrt in Leid,
Marie!

Und wenn das Leben mich verletzt,
Mehr noch hinfort, als einst und jetzt,
Dann bricht Dein müdes Herz zuletzt,
Marie!

Wolfgang Müller.

1. Rheinfahrt.

O, komm hervor, du holdes Bild,
Aus meines Herzens Schrein!
Es war am Ruder, wo ich ſtand,
Die ſchönſte Nacht am Rheine,
In klarer Tiefe floß der Strom,
Die Luft in Balſamreine,
Und ringsum lagen Berg und Thal
Dämmrig im Mondenſcheine.

Und vor mir klang im ſchwanken Kahn
Ein friſches Jugendleben;
Jedwedes Haupt war jugendlich
Umkränzt mit Sommerreben,
Den Jünglingen ſchwoll hoch die Bruſt
In frohem, muth'gem Streben,
Die Mädchen ſaßen ahnungsvoll
In jungfräulichem Beben.

Und mächtig hob der goldne Wein
Die Luft der ſel'gen Stunde,
Die ſchönſte, vollſte Roſe ſchwamm
Duftend in Bechers Grunde,
Vom Herzen löſ'te ſich das Lied
Und quoll aus jedem Munde
Und rief die tiefſte Seele wach
Dem holden jungen Bunde.

Da ward mit frischem, freiem Muth
Manch gutes Wort geboren,
Rings saßen Jünglinge, die warm
Als Freunde sich erkoren,
Hier flüsterte ein Liebespaar
In sich so ganz verloren,
Dort ward geheimnißvoll und süß
Ein neuer Bund beschworen.

Und feierlich lag rings Natur
In großem, ernstem Schweigen,
Sie wollte höher im Gebirg,
Tiefer im Strom sich zeigen,
Es war, als wollt' um unsre Lust
Sie lauschend rings sich neigen:
O, Jugend, Liebe, Freundschaft war
So hold und schön und eigen.

2. Sonst und Jetzt.

Das ist die Stadt, so wie vor Zeit
Ich sie zurückgelassen:
So lagen rings in Dunkelheit
Die hohen Giebelgassen,
So ragte dort in ernster Pracht
Der Dom zum Himmelsbogen,
So kam die weiche Sommernacht
Auf linder Luft gezogen.

So quoll der Rosenduft ein Meer
Von Mädchenfenstern nieder,
So klangen von den Gärten her
Die Nachtigallenlieder,
So hat der Brunnen nimmer müd
Vom Markte einst gerauschet,
So klang das Lied, das süße Lied,
Dem fern ich oft gelauschet.

Dasſelbe Bild! doch an die Bruſt
Schlägt es nicht wie vor Jahren;
Als ich voll Jugendmuth und Luſt
Durchs Leben hin gefahren.
Dahin iſt meiner Tage Stern,
Jugend und Lieb' vergeben;
O, mir iſt fremd und kalt und fern
All dieſes junge Leben.

---

3. Getrennte Liebe.

Ich kann es Dir nicht ſagen,
Wie ich ſo verloren bin,
Mein Herz iſt mir zerſchlagen,
Zerriſſen iſt mein Sinn:
Ich bin ſo krank und trübe,
Und Alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Am blauen Himmel ziehen
Die Wolken luſtig hin,
Die Bäum' im Felde blühen,
Die Saaten grünen drin;
Ich ſchau' hinüber ſo trübe,
Und Alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Die Lüfte füllt ein Klingen,
Die Vögel jubeln drin,
Blühende Jungfrauen ſingen
Durch helle Gärten hin:
Ich lauſche hinaus ſo trübe,
Und Alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

O Lenz, dich grüßt das Leben
Durch Erd' und Himmel hin.
Was soll ich Armer geben?
Der Schmerz iſt mein Gewinn:
Ich traure krank und trübe,
Und Alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Ich kann es Dir nicht ſagen,
Wie ich ſo verloren bin,
Mein Herz iſt mir zerſchlagen,
Zerriſſen mir mein Sinn:
Ich bin ſo krank und trübe,
Dahin iſt meine Liebe,
Mein Leben iſt dahin.

---

4. Glückliche Liebe.

O klingender Frühling, du ſelige Zeit!
Und biſt du vorüber, uns thut es nicht leid:
Wir liebten uns geſtern, wir lieben uns heut,
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut'!

Einſt holten wir Burſche die Birke voll Muth
Und zogen zum Dorfe, die Maien am Hut;
Da traten die Mädchen aus jeglichem Haus,
Mir lachteſt Du, Herzlieb, verſtohlen heraus.

Das Feſt ging vorüber, da gabſt Du zur Stund'
Die Hand mir zum Drucke, zum Kuß mir den Mund;
Mein warſt Du, o Schatz, und, o Schatz, ich war Dein:
Wir wollten verbunden in Ewigkeit ſein.

Und sieh, nicht umsonst stand die Ros' auf der Haid',
Ich brachte den Strauß Dir, Du wonnige Maid,
Wir theilten zur Aernte den Tanz und das Lied,
Wir theilten die Trauben und wurden's nicht müd.

Jetzt stürmet der Winter so kalt durch die Welt,
Wir können nicht jubeln durch Berge und Feld,
Wir sitzen zu Hause, Ein Herz und Ein Sinn;
Im Herzen ist Sommer, blüht Liebe darin.

O klingender Frühling, du selige Zeit,
Und kehrst du, für ewig vereint sind wir beid':
Wir liebten uns gestern, wir lieben uns heut,
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut'!

---

3. Seemann.

Ich grüße dich, blaues, unendliches Meer!
Wie dehnst du so weit und gewaltig die Brust,
Die Lande der Erde umgürtest du hehr,
Du spielst mit den Wolken des Himmels in Lust.
Blau oben die Lüfte, blau unten die Flut,
Der Himmel so nah und die Erde so weit,
Und Ruh', wo der Blick auf den Wassern ruht;
Hier flieh' ich das Leben, vergesse die Zeit!

Hier herrschet kein Fürst, hier waltet kein Recht,
Als was in dem Herzen von Ewigkeit glüht,
Und gleich ist der König und gleich ist der Knecht,
Gleich machen die Fluten ein jeglich Gemüth.
Die herrliche Freiheit, sie waltet noch hier,
Wenn längst sie den Städten und Ländern entflohn.
Du Freiheit, der Fluten urewige Zier,
Ich bin dein treuer, ausdauernder Sohn!

Mich trug auf dem Meere die Mutter im Leib,
Es kreuzte der Vater im Ocean draus,
Und ferne gebar mich das muthige Weib
Im Windegetose, im Wellengebraus.
Drum lieb' ich die wogende Heimat so sehr,
Ob brausend sie brüllt, ob friedlich sie ruht;
Mir macht das Getobe die Träume nicht schwer,
Nicht trübet es hoch auf dem Mast mir den Muth.

Schon fünfzig Jahre durchflog ich das Meer,
Bald lag es in Ruhe, bald schäumt' es im Wind;
Und lassen möcht' ich es nimmermehr,
Ich bleibe des Oceans stürmendes Kind.
Ich hasse die Städte, ich fliehe den Strand,
Ich schweif' auf dem Schiffe hinauf und hinab,
Ich nenn' euch, ihr Fluten, mein Vaterland,
Ich will euch auch nennen mein endloses Grab.

Ich grüße dich, blaues, unendliches Meer!
Wie dehnst du so weit und gewaltig die Brust,
Die Lande der Erde umgürtest du hehr,
Du spielst mit den Wolken des Himmels in Lust.
Blau oben die Lüfte, blau unten die Flut,
Der Himmel so nah und die Erde so weit,
Und Ruh', wo der Blick auf den Wassern ruht,
So flieh' ich das Leben, vergesse die Zeit!

---

4. Coronata.

Oft treibt es mich zum dunkeln Wald, aus der Genossen wildem Schwarm,
Dort leg' ich der Erinnerung mich in den süßen, weichen Arm;
Sie schaut mich an so träumerisch und führt mich über Zeit und Raum
Und flüstert mir im Herzen wach der Jugendliebe schönen Traum.

Da tauchet Bild auf Bild herauf, der Frühling klingt und blinkt herein,
Der Himmel ſchwingt ſein blau Panier, die Erde wogt in grünem Schein,
Der Garten blüht, es hauchet rings der Roſenduft ſo voll und weich,
Mich küßt das Lied der Nachtigall, mein junges Herz ſchlägt ahnungsreich.

Und plötzlich ſtehſt Du vor mir im Schwanenkleid der Jugendluſt,
Du walleſt ſchlank und leicht und hehr, von goldnem Haar umweht die Bruſt,
Wie Himmel hoch, tief wie das Meer blickt Deiner Augen blauer Schein;
O, könnt' ich ſchwingen mich hinauf, o, könnt' ich ſtürzen mich hinein!

Und fürder folg' ich raſtlos Dir, und ob dem Munde fehlt das Wort,
Der Blick, des Herzens Bote, trägt zu Dir mir die Gefühle fort,
Im Blick entflammet ſich der Blick, am Herz enzündet ſich das Herz;
O ſüßer Jugendliebe Luſt, du weinſt im Glück, frohlockſt im Schmerz.

Und ſieh, dort aus der Wälder Grün, dort aus des Sees blauer Flut,
Taucht wieder ſich Dein Väterſchloß, die Thürme ſtehn in Abendgluth,
Aus jenem Erker klingt ein Lied, und eine Harfe tönt dazu:
Es zieht ſo dunkel ſehnſuchtsvoll rings durch der Thäler tiefe Ruh'.

Ich nahe, lauter ſchlägt mein Herz — Du biſt's, umblüht vom Blumenflor —
Du ſiehſt mich, wallend grüßt das Tuch, ich ziehe durch das hohe Thor,
Ich wechſle mit den Grüßenden laut jubelnd des Willkommens Gruß,
Aus weiter Ferne trifft auf Dich der ſcheuſte, doch der liebſte Gruß.

Geheime Luſt! wir finden uns bewußt und wieder unbewußt,
Es ruhet ſelig Hand in Hand und Mund an Mund und Bruſt an Bruſt,
Es rauſchet durch die Säle hin, es flüſtert durch der Hallen Rund:
Die hellſte Thräne weinſt Du froh und ſcheu dem ſüßgeheimen Bund.

Bald ſtehn wir, wo die Linden blühn, wo plätſchernd der Springbrunnen rauſcht,
Wir tragen Sträuße in der Hand, die wir in frohem Scherz getauſcht,
Bald ſpielen auf der Wieſe wir im Sonnenſchein ein roſig Spiel;
Wohl ſind der Mädchen manche hold, doch Du biſt meiner Sehnſucht Ziel.

Bald reiten wir zum Wald hinaus, Dich trägt ſo ſchlank und leicht das Roß,
Zur Seite jubelt manches Lied für Dich der liebende Genoß,
So düſter heimlich iſt der Weg durch dieſer Eichen ſtolze Pracht,
Fern eine Waldhornmelodie klingt durch der Bäume Dämmernacht.

Bald führ' ich Dich zum Berg, Du ſiehſt im Sonnenſchein die Lande glühn —
Weit größer, reicher ſieh mein Herz im Lichte Deiner Liebe blühn;
Bald fahr' ich Dich hinaus im See, die weißen Schwäne vor uns her —
Doch weiter ziehn wir träumeriſch auf der Gedanken Liebesmeer.

Der Kuß — die Roſe! — Lebe wohl! Ach, ferne dämmernd liegt die Zeit,
Du ſchönes, holdes Jugendbild! Doch wird die dunkle Bruſt mir weit,
Es glänzt der Blick, die Wange blüht, begeiſtert öffnet ſich der Mund
Und thut des Herzens ferne Luſt nachklingend Dir in Liedern kund.

O, ſitzeſt Du im Erker denn, gleich mir auffriſchend Schmerz und Luſt,
Und ſteigſt bei Lied und Saitenſpiel erinnernd in die eigne Bruſt,
Dann horche, wenn der Abendwind zum Ohr Dir meine Lieder trägt,
Und denke an ein edles Herz, das Dir in edler Liebe ſchlägt.

---

5. Johann von Böhmen.

Bei Creſſy ſtellt ſich heiß die Schlacht
Der Franken und der Britten,
Mit heißem Haß, mit ſtarker Macht
Sind ſie zu Feld geritten.
Dem Franken hilft der Böhmen Heer,
Das Herr Johann beſtellte,
Doch führt der Greis ſie ſelbſt nicht mehr,
Er ſitzet blind im Zelte.

Und wie nun raſ't der Lärm vom Kampf,
Die Trommel mit dem Horne,
Der Führer Ruf, das Roßgeſtampf,
Da ſpringt er auf im Zorne:
Ich kann, bin ich auch alt und blind,
Nicht thatenlos mich fühlen,
Das Feu'r, das durch die Adern rinnt,
Im Streite will ich's kühlen.

Ich will die Waffen, Schild und Schwert,
Ich will zwei treue Knappen!
Ihr kettet mir mein edles Pferd
Inmitten eurer Rappen.
Dann hin! es jauchzt die Schlacht empor,
Horch! Waffen, Rufen, Schnaufen!
Euch führt das Aug', mich führt das Ohr
Hin in die dickſten Haufen!

Und fertig ſtehn ſie vor dem Zelt,
Feſt Mann an Mann geſchloſſen,
Dann klingt der Sporn, es dröhnt das Feld
Von drei ſturmſchnellen Roſſen.
Die Knaben fliegen froh und wild
Zum erſten Heldenritte,
Der Greis, ein hehres, blindes Bild,
Ragt hoch aus ihrer Mitte.

So ſtürzen ſie zum Kampf hinan
Mit mächt'gen Schwertesſtreichen,
Und laſſen ihre Heldenbahn
Bedeckt mit blut'gen Leichen.
Dann ſinken ſie, des Todes Preis,
Die Tod geſäet haben,
Wie Winter weiß der Königsgreis,
Wie Lenz die beiden Knaben.

Fahr' wohl, Blauhimmel, Erdenpracht,
Ihr Brüder all hienieden,
Durch ſchönen Tod in freier Schlacht
Gehn wir zum ew'gen Frieden!
Ja, geht, euch winkt der helle Kranz
Des Friedens und des Ruhmes:
Denn euch umglänzt ein ew'ger Glanz
Des kühnſten Heldenthumes!

Guſtav Pfarrius.

Aus den Waldliedern.

I.

Im Wald, in grüner Runde,
Wo Wipfel über Wipfel ſchaut,
Auf ſtillem Wieſengrunde,
Hab' ich die Hütte mir gebaut;

Sie ſteht bewacht vor Stürmen
An graubemoos'ter Felſenwand,
Baumrieſen ſie umthürmen,
Die ſchützen ſie mit Freundeshand;

Ins Fenſter blüht die Roſe,
Die Rebe grünt hinauf zum Dach,
Mit heimlichem Gekoſe
Rauſcht nah vorbei der Wieſenbach.

Im Wald, zur guten Stunde,
Hab' ich die Stätte mir erſchaut,
Auf tiefverſtecktem Grunde
Die liebe Hütte mir gebaut;

Vom Frührotb angelächelt
Erglänzt ſie hell aus dunkelm Grün,
Vom Abendhauch umfächelt
Schenkt Ruhe ſie nach Tagesmühn;

Am Mittag hält von Zweigen
Den Schirm ein Sohn des Walds ihr vor,
Des Nachts umſchlingt in Reigen
Sie leis der Wieſen Elfenchor.

Im Wald, wo in die Runde
Sich nimmer müd' das Auge ſchaut,
Auf grünem Wieſengrunde
Hab' ich die Hütte mir gebaut;

Durchs Thal ertönt am Morgen
Der Droſſel weit vernommner Sang,
Sie flattert ohne Sorgen
Heran, vor meinem Dach nicht bang;

Vom Hügel rauſcht's am Abend,
Und ſieh, vertraulich kommt das Reh,
An meinem Bach ſich labend,
Und graſend auf dem Wieſenklee.

Im Wald, wo tiefre Kunde
Natur dem Menſchengeiſt vertraut,
Vereinigt ſich zum Bunde,
Was wunderſam das Herz erbaut:

Das Blümchen, das verachtet
In dunkler Wildniß lächelnd blüht,
Das Würmchen, das umnachtet,
Ein Fünkchen Sein, im Raſen glüht,

Die Eiche, die im Sturme
Die Rieſenarme ſenkt und hebt,
Der Fels, von deſſen Thurme
Der Adler in die Sonne ſchwebt.

Im Wald, in grüner Runde,
Wo friſcher Lebensbalſam thaut,
Im Wald, im Wald geſunde,
O Herz, bevor das Haupt ergraut!

II.

Wenn ins grüne Blättermeer
Rauſchend ſtürzt der dichte Regen,
Halm und Zweige kreuz und quer
Unterm Schwalle ſich bewegen,
Und des Sturms gewalt'ge Fauſt
An den morſchen Stämmen rüttelt,
Und der ganze Wald durchbrauſ't
Froſtig wie im Bad ſich ſchüttelt;

Wenn's zum Thal herunter hallt,
Wo die Waſſer ſich ergießen,
Und aus jedem Felſenſpalt
Bächlein um die Wette ſchießen,
Und den ſtillen Wieſenteich
Hoch die vollen Güſſe ſchwellen,
Bunte Blumen, Blatt und Zweig
Tanzen in dem Schaum der Wellen;

Wenn mit grauem Regenflor
Jede Höhe ſich verſchleiert,
Ruhig, ob im Schweiß zuvor,
Unterm Baum der Köhler feiert,
Und der Vögel Schar verſtummt,
Heimgeflogen aus den Lüften,
Und das Waldthier eingemummt
Schlummert in den Felſenklüften:

Dann iſt's heimlich mir und wohl
Unterm Obdach meiner Klauſe,
Friedlich iſt's, wie dumpf und hohl
Auch der Sturm den Wald durchſauſe;
Dann iſt's traulich, fern der Druck
Aller Sorgen vom Gemüthe,
Traulicher, als wenn im Schmuck
Sonnumſtrahlt der Frühling blühte.

III.

Ein wonnig Lied, wie Sirenenſang,
Am frühen Morgen im Hain erklang,
Noch füllt's mein trunkenes Ohr;
Die Birken hoch an der Felſenwand,
Und tief die Erlen am Bachesrand,
Die ſangen es Chor um Chor:

„Herauf, herauf, ins freie Revier,
In lichten Gewändern ſchimmern wir,
Die Locken durchblitzt vom Thau;
Der Nebel uns tief zu Füßen zieht,
Herauf, wir ſingen der Freiheit Lied,
Umlacht vom himmliſchen Blau!"

„Herab in den kühlen duftigen Grund,
Wir harren, vereint zu traulichem Bund,
In dunkel-wallender Pracht;
Fern über uns ſprüht der Sonne Gluth,
Wir ſingen, was wohl dem Herzen thut,
Durchhaucht von wehender Nacht!"

„Hier oben ſchauſt Du der Wahrheit Licht,
O, traue den lockenden Schweſtern nicht
Im mitternächtigen Schmuck;
Hier oben iſt Himmel und Heiterkeit,
Da athmet ſo leicht die Bruſt, befreit
Von irdiſcher Sorgen Druck!"

„Hier unten im tiefverborgenen Schooß
Der heimlichen Bucht, beim Wellengekos,
Hat ſüße Sorge nur Raum;
Im dichtumſchatteten kühlen Haus,
Auf ſchwellendem Raſen, da träumſt Du aus
Der Liebe ſeligen Traum!"

So drang herunter, so drang hinauf
Der Töne Gelispel im Wechſellauf,
Und rings war friedliche Ruh';
Die Droſſel ſchwieg und die Nachtigall,
Es ſchwiegen Zephyr und Waſſerfall,
Und hörten den Bäumen zu.

IV.

Drüben hallt der Aexte Klang,
Wo des Waldes ſchwarz Geäſte
Nie ein Sonnenblick durchdrang,
Nie ein Regenguß durchnäßte;

Drüben rauſcht es, bricht und kracht,
Wo die Baumſchar dicht gedrungen,
Eine Phalanx vor der Schlacht,
Starrend harrte, eng verſchlungen;

Rings durchbrochen ſind die Reih'n,
Breite Bahn ſchon iſt gelichtet,
Der Erſchlagenen Gebein
Zu Trophäen ſchon geſchichtet.

Durch die Lichtung ſchreit' ich hin:
Ha, den Stamm der Rieſeneiche,
Die des Waldes Königin,
Treffen grimmig jetzt die Streiche;

Oben an des Berges Saum,
Aus den ſtämmigen Vaſallen,
Wohl ein königlicher Baum,
Ragte ſie, zu ſchaun vor allen.

Ob die Art auch tödlich nah
Ihrem Herzen, ruhig ſtand ſie,
Kühn und majeſtätiſch da,
Keine Wunde noch empfand ſie.

„Was vergleicht an Stolz ſich mir?“
Sprach ſie: „weit im Land bewundert,
Unbezwinglich prang' ich hier
Von Jahrhundert zu Jahrhundert;

„Siehe, meine Wurzel ſaugt
Kraft im Felſen, drauf ich wohne,
In den blauen Aether taucht
Ihre Zacken meine Krone;

„Hart und heil in Kern und Mark,
Trotzt mein Leib der Gier des Wurmes,
Meine Glieder, rieſenſtark,
Spielen mit der Wuth des Sturmes,

„Hüllen in der Blätter Pracht
Ihre Stärke“ —; doch ſie zittert
Plötzlich, wankt — und donnernd kracht
Nieder ſie und liegt zerſplittert!

Selbſt erbebt' ich; ihren Fall,
Den ſie dankte ſolchen Zwergen,
Gab der dumpfe Wiederhall
Kund den Thälern und den Bergen.

V.

Kein Vöglein ſingt
Beim Abendroth,
Kein Käfer ſchwingt
Sich auf, und todt
In Hain und Flur
Liegt die Natur;
Die Wieſ' iſt weiß,
Und ſtarr der See,
Die Zweige ſind Eis,
Die Blätter Schnee,

Das zittert im Oft,
Das ächzt vor Froſt;
Zurück, und zu
Das Fenſter! Hu,
Wie kalt iſt's draußen im Wald!

Im Stübchen klein
Um des Ofens Gluth,
Beim Lampenſchein
Iſt's ſo heimlich gut;
Da erwacht's und blüht
Aus tiefſtem Gemüth
Zu Ernſt, zu Scherz;
In Vertraulichkeit
Geht auf das Herz,
Geht unter die Zeit,
Bis die Rede ſtockt
Und aufs Lager lockt
Zur ſüßeſten Ruh'
Der Schlummer; hu,
Wie kalt iſt's draußen im Wald!

Friedrich von Sallet.

1. Ewiges Werden.

Des Nagels Kopf nur träf' ich gern,
Und hau' ſo oft daneben;
Gern gäb' ich euch den nackten Kern,
Und muß umhüllt ihn geben.

Das Wort, das Sache ſelber iſt,
Such' ich, und nicht das Zeichen;
Und kann doch leiſe nur, mit Liſt,
Dem Brei mich näher ſchleichen.

So quälen wir uns allzumal
Nach dem Juwel, dem Ziele;
Das ſteckt in manchem Futteral,
Zum letzten ſind's noch viele.

Was eine Zeit der nächſten ſchenkt
Als letzte Geiſterfüllung,
Iſt ihr, die tiefer ſich verſenkt,
Nur Gleichniß zur Enthüllung.

Homunculus Gedanke gleißt
Stäts nur in neuem Glaſe;
Was uns noch heut ein Schlagwort heißt,
Iſt morgen eine Phraſe.

Des Geiſts Entwicklung, ſtolz und frei,
Iſt nur (man möcht' erſchrecken)
Ein ewig Kriechen aus dem Ei
Und wieder drinnen Stecken.

Du wiegst die Frucht in Deiner Hand,
Als wär' nun Alles fertig. —
Für einen Baum, der üppig stand,
Sind hunderte gewärtig.

In Keimen schlummert eine Welt,
Das Recht des Werdens fodernd;
Und wenn ein Stern vom Himmel fällt,
Wächst eine Sonne lodernd.

Und immer noch das Wahre nicht,
Wird es auch schön und schöner.
Nur Weltentfaltung ist uns Pflicht,
Und wir sind Tagelöhner.

Am Abend zahlt man uns den Lohn
Und heißt nach Haus uns gehen.
Das Schloß, dran Völker bauten schon,
Sieht Keiner fertig stehen.

Nur Einer sitzt im Mittelpunkt,
Weiß nichts vom Nichtvollenden;
Er faßt, was ewig wechselnd prunkt,
Zusammen an den Enden.

Vor ihm ist's gleich: Ei, Huhn und Brut;
In Allem steckt das Eine. —
Einst schaun auch wir, jenseits der Flut,
Das Wesen sammt dem Scheine.

---

2. Lied des Verfolgten.

Und wollen sie mein Aug' auch blenden,
Verfinstert drum die Sonne sich?
Und wenn sie mich zum Kerker senden —
Die Freiheit siegt, auch ohne mich.

Und wenn sie mir die Hand auch binden,
Weil sie die Feder schwingt als Schwert —
Es wird sich Hand und Feder finden,
So lang' ein Herz nach Gott begehrt.

Und ob sich auch in Finsternissen
Mein Wort, der Gotteshauch, verlor —
Den Einen Ton wird man nicht missen
Im tausendstimmigen Donnerchor.

Nicht wird sofort der Frühling enden
Mit Saft und Kraft, mit Licht und Schall,
Weil ihr mit tölpelhaften Händen
Erschluget eine Nachtigall.

J. M. Hutterus.

1. Der Räuber und ſein Weib.

In rothem Abendglanze ſtehen
Orihuela's Felſenhöhen;
Es ſtreuen träumeriſche Schatten
Die Palmen auf die duft'gen Matten.

Seht hier den Heiligenſchrein am Wege!
Von Roſen ringsum ein Gehäge,
Die Jungfrau drin, die fleckenloſe,
Den Knaben, ſchlummernd ihr im Schooße.

Dann tretet weiter um die Niſche,
Biegt leis zurücke die Gebüſche,
Dort zeigt ein Bild ſich euerm Auge,
Nicht weiß ich, ob's zu jenem tauge.

Ein Jüngling, ruhend an der Erde,
Wüſt, trotzig, finſter von Geberde,
Mit ſchwarzen Locken, die wie Nattern
Ihm um die braunen Wangen flattern.

Zum Gurte greift er mit der Linken,
Draus Dolche und Stilette blinken,
Die Rechte hat den Hahn geſpannet:
So hat der Schlaf ihn übermannet.

Als ob es von der Stirn, dem Sitze
Erſtarrter Wolken, niederblitze,
Erglühn in dunkeln Feuerfarben
Auf ſeinen Wangen oft die Narben.

Wie würden unter dieſen Brauen
So finſter erſt die Augen ſchauen,
Wenn nicht die Hand des Schlummers nieder
Gezogen ihre müden Lider!

Doch nun das Weib an ſeiner Seite!
Wo ward dir, Räuber, dieſe Beute?
Aus welch verborgnem Heiligthume
Haſt du geraubt die Wunderblume?

Nicht kommt wohl einer Räuberdirne
Solch ſtille Hoheit auf die Stirne,
Nicht konnten ſolchen Glanz die Augen
Aus finſtern Felſenhöhlen ſaugen. —

Wie hold ſie über ihn ſich neiget,
Ihm aus der Stirn die Locken ſtreichet!
Wie unter ihrer Hand die Schlangen
So ſanft ſich ſchmiegen an die Wangen!

Wie ſie bald hier-, bald dorthin lauſchet,
Ob's in den Zweigen nicht gerauſchet,
Und dann, wie ſie der Stille trauet,
Beruhigt zu ihm niederſchauet!

Nicht iſt es Furcht, was dieſe milde
Natur gebannt an ſeine wilde;
So ſitzt die ſeligſte der Bräute
Wohl nur an des Geliebten Seite.

O, dieſe wilden, trotz'gen Lippen,
Sie weiß es, wie ſo ſanft ſie nippen
Von ihrem Mund die Küſſe können,
Wie heiß ſie an den ihren brennen.

Wie dieſe Hand, in der von Blute
Geröthet oft der Mordſtahl ruhte,
Mit ihres Mieders Schleifen ſpielet
Und ihr im Lockennetze wühlet. —

Zwei Bilder ſehet ihr: zwei Weiber,
Dort einen Gott, hier einen Räuber,
Auf Beiden ruh'nd der Liebe Auge,
Nun ſprecht, ob dies zu jenem tauge!

---

2. Marie.

Vor fremder Thür,
Ihr Kind im Schooße,
Da ſaß Marie,
Die welke Roſe.
Im Kämmerlein war's
So dumpf, ſo kalt,
Lenzlüftchen mild
Hier vorüber wallt.

Still lächelnd blickt
Sie auf zur Sonne,
Und wieder aufs Kind
In ſchmerzlicher Wonne:
Du milder Strahl,
Du reines Licht,
Verhüllſt du dich
Der Gefallnen nicht! —

Es ſchauert warm
Ihr durch die Glieder,
Es röthen ſanft
Sich die Wangen wieder,
Ihr Auge ſtrahlt
So ſtille Luſt,
Und wunderleicht
Iſt ihr die Bruſt.

Da zieht ein Schwarm
Von luſtigen Dirnen
Des Wegs daher
Mit kecken Stirnen,
Die ſchlagen ein hell
Gelächter auf,
Und es zieht ohne Gruß
Vorüber der Hauf.

Da wird es ſo kalt
Ums Herze Marien,
Ins Kämmerlein eilt
Sie mit zitternden Knieen;
Da wirft ſie bleich
Aufs Lager ſich,
Und weinet laut
Und bitterlich.

Ludwig Braunfels.

1. Im Himmel.

Jenes Wegs bin ich geritten,
Der am meiſten mir gefällt;
Denn die Straße zieht inmitten
Zweier Wunder dieſer Welt.

Vater Rhein rauſcht leiſe drüben,
Und hier quillt der Fels von Wein;
Zwei dazwiſchen, die ſich lieben,
Könnt's im Himmel anders ſein?

2. Nimmer wieder.

„Was tönt ihr, Wellen? ein Geſandter
Der fernen Lieder ſuchet mich!
Die Blätter wispern mit einander,
Die zarten Gräſer neigen ſich."

So ruhte ſie, ſtill unter Blüthen,
Und horchte rauſchen jedes Blatt.
Wenn nicht zwei Thränen es verriethen,
Wer dächte, daß ſie Schmerzen hat?

Sie lächelt zu den Blümchen nieder;
Sie lauſcht der Wolken hohem Gang.
Die Lerche brauſ't ihr Wonnelieder;
Die Biene ſummt ihr Ruhgeſang.

Sie hat ein Herz den kleinſten Freuden
Am Himmel dort, am Boden hier;
Und wäre nicht dein bittres Scheiden,
Wie ſelig wär' ihr Herz von dir?

„Ich weiß, Du wirſt nicht wiederkehren,
Und weiß, wie gern Du wiederkehrſt:
Es ſchmerzt mich ſehr, Dich zu entbehren;
Es tödtet mich, daß Du entbehrſt."

Lorenz Diefenbach.

Welt und Wald.

Ein Wandrer kam allein gezogen:
„Die Straße führt mich aus der Welt,
Die mich verkannt hat und betrogen.
Nun wölbe mir der Wald ein Zelt,
Worin ich reden mag und ſchweigen,
Nachdem es meinem Sinn behagt.
Natur wird ihrem Kind ſich neigen,
Das bang bei ihr die Welt verklagt."

Und da er nun nach dieſen Worten
Der grünen Waldnacht näher tritt,
Da kommt ein Mann aus ihren Pforten
Entgegen ihm mit raſchem Schritt.
Der fragt ihn nach dem nächſten Wege,
Der in die Welt voll Menſchen führt,
Und warnt ihn vor dem öden Stege,
Den ſelten Menſchenfuß berührt.

„Ich habe", klagt er, „lang' gehauſet
In dieſem ſtummen, dummen Wald,
Der, ſtatt zu reden, ſtäts nur brauſet
Und nur von Thierruf wiederhallt.
Wie ſoll mich auch ein Ding verſtehen,
Das nicht mit mir iſt gleicher Art:
Ein Baum, ein Thier? Mit Menſchen gehen
Soll, wer ein Menſch geboren ward."

Die Zween beginnen auszutauſchen
Erlebtes Leid, gehoffte Luſt.
Da plötzlich dringt des Waldes Rauſchen,
Wie heimlich Wort, in Siedlers Bruſt;

Es rührt der Ruf der Nachtigallen
Wie Lieder ohne Worte ihn;
Es ſcheint ihm durch die Wälderhallen
Ein ihm verwandter Geiſt zu ziehn.

Und Jener, der im Weltentfliehen
Den ungehofften Menſchen fand,
Hat ſchnell der Menſchheit drum verziehen,
Mit der er ſich nicht mehr verſtand.
Verbunden baun ſie an der Gränze
Ihr Haus hier zwiſchen Welt und Wald;
Natur ſpricht hier aus ihrem Lenze,
Und grüßend Menſchenwort erſchallt.

Louiſe von Bornſtedt.

Liebeslied.

Meine Liebe ſoll Dir ſcheinen
In das Herz ſo warm und heiß
Wie die Sonne, zieht am reinen
Himmel ſie den höchſten Kreis.

Wie ein Stern, wenn ſchwarze Dunkel
Drücken auf das bange Meer,
Und er führt mit Glanzgefunkel
Deinen Nachen ſicher her.

Wie auf grünen Alpenhöhen
Flammt der Hirten Feuer licht,
Daß die Thäler weit es ſehen,
Und Dir's hell durch Nebel bricht.

Wie des Glühwurms kleine Leuchte
In des Blättleins grünem Zelt,
Wie das Morgenroth in feuchte
Thauestropfen roſig fällt.

Scheinen, wie am lieben Herde
Scheint der Kohlen rothe Gluth,
Wenn durchwandert Du die Erde,
Dort Dir endlich wird ſo gut!

Wie das reine weiße Feuer,
Das den Diamant verzehrt, —
Das, gehüllt in heil'ge Schleier,
Die Veſtalin ewig nährt.

Scheinen endlich, treu und ſtille,
Wie des Lämpchens ſanfter Schein,
Das mit ſeiner Friedensfülle
Hellt Dein Sterbekämmerlein.

B. Esser.

Der Bandit.

Schwer ziehen die Wolken, mit dumpfem Grollen
Durch Alba's Berge die Donner rollen.

Wie bänglich schwül! Zu der gastlichen Hütte
Lenkt rascher der Wandrer die müden Schritte.

Es erhebt sich der Sturm. Mit verhängtem Zügel
Hinjagen die Reiter im lockern Bügel.

Nun wettert's und leuchtet, in grausiger Schnelle
Folgt Dunkel der Nacht sich und Tageshelle.

Lautrauschend in Strömen ergießt sich der Regen:
Wer tritt dort hervor aus der Höhle verwegen?

„Wenn zittert der Fels, wenn die Feigen sich hüten,
Schlägt frei und am freisten das Herz des Banditen.

„Hervor, mein Stilet! so gefällig netzen
Den Stein mir die Tropfen. Hervor, dich zu wetzen!

„Wie scharf nun und blank! Ha! matt nur und dunkel
Hier gegen mein Eisen ist, Blitz, dein Gefunkel."

Hoch hebt er den Stahl. Hui! flammt's dran hernieder.
Stumm ist der Bandit, und er redet nie wieder.

Laurenz Lerſch.

Luſtfahrt.

Droben an dem ſchönen Abendhimmel
Glänzt des Wagens Pracht,
An der Deichſel ziehen ihn drei Schimmel
Durch die Wundernacht.

Leuchten ſiehſt Du vier gegoſſ'ne Räder,
Die ſich drehn mit Macht,
Die ihn reißen ohne Achſ' und Feder
In der ſchnellſten Jagd.

Wohl der Fuhrmann ſitzt auf weißem Roſſe,
Das er reitend drängt,
Doch zu keinem Sternen-, Sonnenſchloſſe
Hat er je gelenkt.

Keine Fürſtin, keine Göttin ſitzet
Drinnen kühn und hold,
Keines Donn'rers Auge lächelnd blitzet,
Wenn er nächtig rollt.

Herrenlos ſiehſt Du ihn dort entgleiten,
Wie er ewig war,
Leer durch alle ew'gen Himmelsweiten
Fliegt er immerdar. —

Könnt' ich Dich, o die ich liebend meine,
Durch die Aethernacht
Fliegend, ſtürmend tragen in dem Scheine
Vollſter Sternenpracht:

Beiten würd' ich Dich in jenen Wagen,
Der am Himmel geht,
Welchem Sonnenflügel Kühlung ſchlagen,
Stern als Rad ſich dreht.

Jauchzen würden, jubeln tauſend Sphären,
Die ich dort durchfuhr,
Und vor Deinem Lächeln ſich verklären
Alle Sternenflur.

K. A. Mayer.

1. Der Wanderer in der Nacht.

Ich wandre in der Nacht
Herab vom Bergesgipfel;
Die Bäume wiegen sacht,
Als wie im Traum, die Wipfel.
Ich wandre durch die Nacht;
Es schläft die Welt, nur meine Liebe wacht.

Von Lichtern glänzen hell
Die Dörfer in der Runde;
Von ferne schallt Gebell;
Dumpf schlägt die zehnte Stunde.
Ich wandre durch die Nacht;
Es schläft die Welt, nur meine Liebe wacht.

Der letzte Laut verweht;
Das letzte Licht verschwindet;
Ein Bach nur rauschend geht,
Der sich durch Felsen windet.
Ich wandre durch die Nacht;
Es schläft die Welt, nur meine Liebe wacht.

Wie schimmert Stern an Stern!
Wie viel sind euer, Brüder?
Ihr haltet Wache fern,
Und grüßt so freundlich nieder.
Ich wandre durch die Nacht;
Es schläft die Welt, nur meine Liebe wacht.

Der dort in Osten steht,
Ist meines Mädchens Hüter;
Zu ihrem Fenster geht
Sein Strahl, und höher glüht er.
Ich wandre durch die Nacht;
Es schläft die Welt, nur meine Liebe wacht.

O, spiele, holder Strahl,
Um ihre Stirn, die weiße,
Und küß ihr tausendmal
Den Mund und sag' ihr leise:
„Du Engel, gute Nacht!
Wohl schläft die Welt, doch seine Liebe wacht."

---

2. Der Verlegene.

„Was der Augenblick, der schnelle, in den Schooß dir wirft, erhasche;
Trinke, eh' der Schaum verflogen, Saft aus der Champagnerflasche;
Wärme dich am Liebesfeuer, eh' es wird zu todter Asche."

Also sprach ich Nachts um Zwölfe auf der Schwelle meiner Lieben,
Die ich hab' hieher begleitet von dem Ball im Saale drüben;
Ach! sie ist hinein gegangen, außen ich allein geblieben.

„Gute Nacht!" so sprach sie traulich; „gute Nacht!" so sprach ich wieder;
Hörbar schlug mein Herz im Busen, Feuer schoß durch meine Glieder;
Dennoch kam es nicht zum Kusse, und betreten sah ich nieder.

Dankend reichte ſie die Hand mir, ach! die Hand, die weiße, kleine,
Und mit leiſem, ſchnellem Drucke faßte ſie ſo weich die meine;
Dennoch kam es nicht zum Kuſſe, denn ich ſtand gleich einem Steine.

O, verdammt ward in die Hölle, wer vor Mädchen iſt verlegen;
Hände hab' ich wie ein Andrer, um die Liebſte ſie zu legen,
Aber wenn es gilt, ſo kann ich nicht den kleinen Finger regen.

Gottfried Kinkel.

Im Vaterlande.

Durch Dorn und Geſtrüpp
Pfadlos hinauf!
Fort da, du Ranke, nicht hältſt du den Schritt!
Knacket, ihr Aeſte,
Unter des Fußtritts eilender Wucht;
Denn es zieht mich
Friſcher wehend die Luft des Gebirgs,
Schwellend die muthige Bruſt,
Zum höchſten weitſchauenden Bergesgipfel.

Und da bin ich!
Breite dein Schirmdach, ragender Fels!
Und zum behaglichen Thronſitz
Polſtre mit goldigem Mooſe dich;
Felsſtück, gelöſet vom Urkern,
Rolle dich her zur Fußbank!
Leicht nun gelehnt in den rieſigen Sitz
Schau' ich von luftiger Höhe zu Thal,
Auf Bergesthron ein König.

Matteren Grüns
Schimmert mit klaren Waſſerſtreifen
Weithin gedehnt die Ebne.
Ferne die Berge,
Wo der Heimat Wiege mir ſtand,
Grüßen röthlich in ſinkender Sonne;
Aber aus dunkelndem Thale
Klingen verwirrt der Menſchlein Stimmen,

Äffet der Hunde heiſer Gebell —
Glocken läuten —
Und wie ein Altvater verſtändig
Murmelt der Wald — fernab der Strom
Rauſcht wildfreudig
Durch die entſchlummernden Fluren hin.

So auf wolkigen Höhen
Saß ich wie oft!
Auf der hohen Arcona,
Wo die deutſche Zung' in das Meer verhallt,
Blickt' ich hinaus zum weiten Blau,
Wo die Schiffe kommen von Nordens Eis,
Weißflüglichen Tauben vergleichbar,
Die, gebreiteten Fittichs, kehren zum Schlag.

Vom Veſuv auch ſchaut' ich
Grünlichen Golf Neapels;
Und auf Olbia's Burg
Sog ich ſtöchadiſche Würzedüfte,
Die vom Meere laulich der Süd mir gebracht.
Aber wie heut doch jauchzte mein Herz nie —
So ſchlug nirgends des Jünglings Buſen.
Denn das Land, das unten ſich dehnt
Blaulich und unabſehbar,
Mein iſt es, iſt mein,
Mein herrliches Rheinland!

Und wie hier oben in ſeligen Höhen
Nur ſanft erbrauſend zum Ohre klingt
Menſchen-Elend und Menſchen-Streit:
Alſo vergißt der Geiſt — ihn flügelt
Abendlich kräftiges Wehn der Berge
Ueber Gemeines hinauf — er denkt nicht
Aller der jetzigen Noth des Volkes!

Deine Parteiung, mein Vaterland,
Deiner Geiſter ringender Kampf
Scheint ihm ein lieblicher Chortanz bloß,
Muthig zeigend im Spiel die Kraft.

Denn wie drunten in roſiger Ferne
Sonne den Himmel beſtrahlt,
Alſo auch ſchau' ich dich
In deiner Zukunft Roſenſchein —
Wenn die alten Nöthe, die alten Kämpfe
Aus der Geſchichte Mund nur leiſe
Lieblichen Tons ans Herz dir ſäuſeln —
Wie auch mir zuſäuſelt in Waldes Rauſchen
Der Geiſt des Berges
Blutigen Kampf von wilden Sikambern,
Römiſchen Schlachtruf am Felſen der Siegburg,
Und des Gefangenen Kettengeklirr,
Wenn grimmig er ging in Auguſt's Triumphzug.
Rache im Herzen!

Und fort erzählt er vom Tage der Rache,
Römer fallend vor deutſcher Steinart —
Und noch einmal dröhnt er, der freudige Berg,
Wie vor Zeiten vom Heerestoben.

Und ſo hörſt du, mein Vaterland,
Meines Geſchlechtes Kämpfe vereinſt
Leiſe verhallend in Sängers Harfe —
Aber du ſelber in Jugendblüthe
Schneideſt das Korn und brichſt die Frucht,
Von der Väter Blut dir gedüngt,
Und dein Herz iſt friedlich und ſchwillt dir froh,
Wie mein Jünglingsherz auf dem Bergesthrone.

Alexander Kaufmann.

1. Trennung.

Er ritt ſo einſam durch den Wald,
Sie fuhr ſo einſam auf dem See;
Sein Röſslein ging und machte Halt,
Er ſprach nicht: Halt! er ſprach nicht: Geh!

Ihr trieb der Kahn am Ufer hin,
Auf weiter See das Ruder floß;
Sie ſchaute in der Woge Grün
Und ſah nur ihn im lichten Schloß.

Er ſang ein Lied und wußt' es nicht,
Das Lied erklang wie bittre Luft;
Sie horchte: Still, die Woge ſpricht!
Doch war's ein Seufzer ihrer Bruſt.

Das Röſslein ruht im grünen Tann,
Der Nachen ſteht die längſte Zeit;
Sie träumet von dem ſchönſten Mann,
Er träumet von der ſchönſten Maid.

2. Heimkehr.

Und wieder ritt er durch den Wald,
Und wieder fuhr ſie auf dem See;
Doch ſprach er heut nicht: Röſslein, halt!
Er ſprach nur immer: Röſslein, geh!

Er war ihr nah; ſie wußt' es nicht,
Doch ſang ſie heut ein freudig Lied,
Und ihre Augen glänzten licht,
Wie nie zuvor, ſeitdem er ſchied.

Er hatte Blumen von der Au
Zum reichen, vollen Strauß gepflückt;
Sie haſchte auf der Woge Blau
Nach Waſſerroſen ſtill entzückt.

Sie wand der Blumen holde Pracht
Zum ſchönſten Kranze, Stern an Stern:
O, wenn er käm' in ſtiller Nacht!
Er hat die Roſen ja ſo gern. —

Im Mondenſchein, auf blauer See
Da fahren Zwei in ſüßer Luſt,
Vergeſſen Welt und Zeit und Weh:
Zu ſelig ſind ſie Bruſt an Bruſt!

Berichtigungen.

Seite 295 Zeile 15 lies: sein Schwert.
„ 338 Z. 2 v. unten lies: der Zunge.
„ 384 Z. 5 v. unten lies: Jungfrau'n.

Die drei Gedichte S. 386, 387 und 390 sind irrthümlich mit den Nummern 3, 4 u. 5, statt 5, 6, u. 7 bezeichnet.

Freiligrath's Gedichte.

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

Achte,

um einige ältere Gedichte vermehrte, Auflage.

Mit dem Porträt des Verfassers in Stahlstich

Königl. Bibliothek Berlin

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1844.

Inhalt

Tagebuchblätter.

	Seite
Moos-Thee (1826)	3
Heiligenschrein, Vogel und Wandersmann (Frühling 1829)	7
Wetterleuchten in der Pfingstnacht (1831)	9
Die Amphitrite (Mai 1832)	11
Die Auswanderer (Sommer 1832)	14
Der Schlittschuh-laufende Neger (Januar 1833)	17
Meerfahrt (5. Mai 1833)	20
Die Griechin auf der Messe (1833)	23
Vor einem Gemälde, dessen frische Farben mir beim nahen Betrachten mein Bild zurückwarfen (1834)	25
Sandlieder 1 bis 6 (1835)	27
Einem Ziehenden (1835)	31
„War' ich im Bann von Mekka's Thoren" (1836)	36
Leben des Negers (1836)	39
Nebel (1836)	41
Roland (Juli 1839)	46

Balladen und Romanzen.

Der Mohrenfürst I. 2	53
Schwalbenmährchen	58
Der Wecker in der Wüste	61
Der Blumen Rache	64
„Prinz Eugen, der edle Ritter"	69
Der Mann im Walde	71

Seite

Banditenbegräbniß 76
Piratenromanze 1. 2 80
Der Falk 85
Die Schreinergesellen 88
Barbarossa's erstes Erwachen (1829) 90
Meerfahrt 95
Der Bivouac 98
Die seid'ne Schnur. 1 bis 3 102
Der Tod des Führers 106
Der Wassergeuse 110
Eine Geusenwacht 114
Lieve Heere 119

Terzinen.

Die irische Wittwe 123
Die Griechin (December 1834) 131

Alexandriner.

Der Alexandriner 137
Vier Roßschweife (im Eilwagen am 15. Juli 1832) 139
Afrikanische Huldigung 141
Florida of Boston (28. März 1833) 143
Der Schwertfeger von Damascus 146
Der Scheik am Sinai im Spätjahr 1830 149
Der Divan der Ereignisse (1833) 153
Am Kongo 157
Scipio 160
An das Meer 163
Schiffbruch (Fragment) 167
Anno Domini.....? 169
Henry 173
Im Herbst (1836) 175

Vermischte Gedichte.

Im Walde 181
Die Tanne 1. 2 184

Seite

Die Todten im Meere 189
Geisterschau 193
Die Magier. (Im Dom zu Cöln) 195
Nebo (1830) 198
Die Bilderbibel 203
Lanzinette. 1. 2. 207
Das Husarenpferd 214
Heinrich der Seefahrer. 1. 2. 216
La vida es sueño 223
Ein Flüchtling 225
Vorgefühl 227
Fieber 229
Zwei Feldherrngräber. 1. 2. 233
Audubon 238
Ammonium 243
Die Sterne (Fragment) 245
Meine Steffe 246
Löwenritt 248
Gesicht des Reisenden 252
Unter den Palmen 256
ΟΔΥΣΣΕΥΣ (März 1836) 259
Drei Strophen 265
Leviathan 267
Mirage 271
Die Schiffe 277
Der ausgewanderte Dichter (Bruchstücke eines unvollendeten Cyklus) . 292
Der Reiter 308

Gelegentliches.

Bei Grabbe's Tod 317
Für Schiller's Album bestimmt gewesen 323
In Schiller's Album 327
Der Phönix (zur Einleitung des zweiten Jahrgangs von G. Duller's Phönix) 329
Bannerspruch. An G. Duller (zur Einleitung des dritten Jahrgangs des Phönix) 333

Seite

Ueberſetzungen.

Aus dem Italieniſchen.

Aleſſandro Manzoni.

Chor aus der Tragödie: Der Graf von Carmagnola . . . 311

Aus dem Franzöſiſchen.

Alfons de Lamartine.

Der Genius in der Verborgenheit. (An Jean Reboul.) 351

Jean Reboul.

Antwort auf Lamartine's Gedicht: Der Genius in der Verborgenheit 354
Der Engel und das Kind 357
Sie iſt krank 359
Erſcheinung 361
Der Kahn 364

Alfred de Muſſet.

Lieder und Fragmente

Barcelona 366
Das Lever 369
Madrid 372
Die Frau Markiſin 375
Fragment 378
An die Jungfrau 380
An Ulrich G. 381
Venedig 382
Stanzen 386
Sonett 389
Ballade an den Mond 390

Marceline Desbordes-Valmore.

Der Ruſer an der Rhone 396
Die Nachtwache des Negers 399

Auguſte Barbier.

Niſa 404

Aus dem Englischen.

Samuel Taylor Coleridge.

Der alte Matrose (Ein Romanzenreflex) 397

Robert Southey.

Der Inchcap-Felsen 409
Die Stechpalme 411

Charles Lamb.

Die alten bekannten Gesichter 417

John Keats.

Sonett (als er den Homer in Chapman's Uebersetzung kennen lernte). 419

Thomas Campbell.

Der letzte Mensch 420
Roland der Held 433

Felicia Hemans.

Das bessere Land 439

Walter Scott.

Der Pilger 440
Jock von Hazeldean 463
Pibroch of Donald Dhu 465
Nora's Gelübde 468
Donald Caird ist wieder da 470
Wiegenlied für den Sohn eines schottischen Häuptlings 474
Das Mädchen von Jsla 475
Der Einfall (The Foray.) 477
Das Mädchen von Lore 479
Der Troubadour 481

Thomas Moore.

This world is all a fleeting show 483
Fallen is thy Throne 484
Who is the maid (St Hieronymus Geliebte) 486

Seite

The bird, let loose 488
Sound the loud timbrel (Miriam's Lied) 489
Now let the warrior 491
Oh! soon return 492
I saw the moon rise clear 494
There comes a time 495
Hark! the vesper hymn is stealing 497
Bei der Vorüberfahrt an der Todten-Insel (Deadman's Island) in der St. Lorenz-Bay 498
Bright be thy dreams 500
Row gently here 501
When first that smile 502
Peace to the slumberers 503
See, the dawn from heaven 504
When through the Piazzetta 505
Take hence the bowl 506
Farewell, Theresa! 507
How oft, when watching stars 508
When the first summer bee 510
Light sounds the harp 511
The song of war 513
When 'midst the gay I meet 514
Will you come to the bower? 516
Auf eine schöne Offizierin 517

Robert Burns.

Lieder 518

Tagebuchblätter.

Moos-Thee.

1826.

Nonum prematur in annum
Horat.

Sechzehn Jahr' — und wie ein greiſer
Alter ſitz' ich, matt und krank:
Sieh', da ſenden mir der Geiſer
Und der Hekla dieſen Trank.

Auf der Inſel, die von Schlacken
Harter Lava und von Eiſe
Starrt, und den beſchneiten Nacken
Zeigt des arkt'ſchen Poles Kreiſe:

Ueber unterird'ſchen Feuern,
In nordlichterhellten Nächten,
Bei den Glut- und Waſſerſpeiern
Wachſen dieſe bittern Flechten.

Aus den dampfumrollten Kegeln,
Aus der Berge ſchwarzem Tiegel,
Gleich blutrothen Sagenvögeln —
Flammenzungen ihre Flügel —

Sahn ſie feurig auf zum ſchwarzen
Himmel mächt'ge Steine ſprühen,
Und ein Meer von heißen Harzen
Durch das Schneegefilde ziehen.

Von den Jökuln zu den Fiorden
Durch das Dän'ſche Inſelland,
Breit, ein rieſ'ger Dan'brogorden,
Schlängelt ſich das Flammenband.

Wolken, Rauch und Aſche wallen,
Und am Strand die Robben winſeln,
Und die rothen Steine fallen
Nieder auf entfernten Inſeln:

Die zerriſſ'nen Berge zittern,
Und das Eismeer ſchäumt und braut
Dorten wuchſen dieſe bittern
Flechten, wuchs dieß herbe Kraut. —

Daß die kranke Bruſt geſunde,
Und ſich freue neuer Kraft,
Biet' ich träumeriſch dem Munde
Ihren dunkelgrünen Saft.

Feuer zuckt durch meine Nerven,
Vor mir liegt das wüſte Land,
Die weitoffnen Krater werfen
Himmelan den flüſſ'gen Brand.

Kühner fühl' ich mich und ſtärker
Bei dem Lodern dieſer Glut,
Und die Wildheit der Berſerker
Tobt durch mein geneſend Blut.

Lavaſchein und Nordlicht röthen
Mein Geſicht; die Pulſe ſchlagen
Schneller; Edda, laß mich treten
Vor die Helden deiner Sagen!

Ha! wenn dieſer Inſel Pflanzen
Mir den Lebensbecher reichen,
Mög' ich dann in meinem ganzen
Leben dieſer Inſel gleichen!

Feuer lodre, Feuer zucke
Durch mich hin mit wildem Kochen,
Selbſt der Schnee, in deſſen Schmucke
Einſt mein Haupt prangt, ſey durchbrochen

Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt; wie roth und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faaröer Eis:

So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, ſprühn und wallen
Sollt ihr, und in fernen Herzen
Siedend, ziſchend niederfallen!

Heiligenschrein, Vögel und Wandersmann.

Frühling 1829.

Hart am Pfad, in einer Blende,
Steht die Mutter mit dem Kinde:
Frommer Pilgerinnen Hände
Haben Schrein und Holzgelände
Schön bekränzt mit Laubgewinde.

Und ein Strauch der wilden Rose,
Leis' bewegt vom lauen Winde,
Wölbt sich flüsternd, mit Gekose,
Drüber, eine schmerzenlose
Dornenkron' dem heil'gen Kinde.

Sieh'! zwei Vöglein fliehn, erschrocken
Flatternd, aus dem Busch geschwinde,
Trugen in den Schnäbeln Flocken,
Bauten sich ein Nestchen trocken
Bei der Mutter und dem Kinde.

Bleibt doch! ihr mit gelben Brüſten'
Immer pickt des Zweiges Rinde'
Sorglos mag das Vöglein niſten,
Wo ſich gläubig fromme Chriſten
Beugen vor dem holden Kinde.

Dieſe Roſe wuchs aus Zähren:
Hier ſind gottgeweihte Gründe'
Bei der höchſten Lieb' Altären
Wird die Vöglein Keiner ſtören'
Kommt zurück doch von der Linde!

Wetterleuchten in der Pfingſtnacht.

1831.

Will Er in lichten Flammenbränden
Von Seiner Himmelsburg herab
Auf's Neue ſeinen Geiſt uns ſenden,
Wie Er ihn Chriſti Jüngern gab?
Woher die Glut, die flücht'ge, grelle,
Die jener Wolke Schwarz umfliegt,
Wie ſich ein Mantel, weiß und helle,
Um eines Mohren Glieder ſchmiegt? —

Das ſind des Himmels offne Thuren,
Das iſt die Glut, die ihm entquillt!
Sein Leuchten will die Erde zieren,
Wie Glorienglanz ein Heil'genbild.
Die Thäler all', der Berge Spitzen
Will heut des Geiſtes Flammenſpur,
Die ganze Welt will ſie umblitzen,
Wie einſt das Haupt der Zwölfe nur!

Denn morgen ſoll die heil'ge Feier
Des ausgegoſſ'nen Geiſtes ſein!
Und dazu weiht der hehre Weiher
Die Welt mit ſeinen Flammen ein.
Wie jener Wetter falbe Kerzen
Am Horizonte lodernd frrühn,
So ſoll in allen Chriſtenherzen
Ein heilig Geiſtesfeuer glühn'

Die Amphitrite.

Mai 1832.

Siehſt du vor Anker dort
Die Amphitrite liegen?
Feſtlich erglänzt der Bord,
Die rothen Wimpel fliegen.

Es hangen aufgehißt
Die Segel an den Stangen.
Der graue Meergott küßt
Schäumend der Gattin Wangen.

Sie iſt zurückgekehrt
Aus fernen Morgenlanden.
Hat ſich im Sturm bewährt
Und Linienglut beſtanden.

Der Schiffer ſteht am Maſt,
Die Lenden roth umgürtet:
Er weiß nicht, welchen Gaſt
Sein räumig Schiff bewirthet.

Das iſt der junge Mai,
Der ſüdliche Geſelle;
Den trug das Prachtgebäu
Durch die tiefblaue Welle.

Er lag in India
Am Rand des ſchattigen, dichten
Banianenhains, und ſah
Das Schiff die Anker lichten.

Da ſprang er auf vom Sand,
Zu ſchnüren die Sandale,
Zu ordnen das Gewand,
Und die reichen, weichen Shawle.

Da flog er hin ans Meer,
Und warf ſich in das graue,
Und raſtete nicht eh'r,
Bis an des Schiffes Taue.

Mit leichten Füßen, keck,
Vom Schiffsvolk ungeſehen,
Schwang er ſich auf das Deck,
Und ließ den Landwind wehen.

Und nun die Prinz allhier
Im Hafen angekommen,
Ist er mit bunter Zier
Sofort ans Land geschwommen.

Es flattern vor ihm her
Die Störche als Proxheten.
Ein Zaubrer, ein Jongleur
Hat er den Strand betreten.

Nackte Bäume macht er grün,
Und blumig kahle Stätten,
Bunte Tulpen läßt er blühn,
Hyacinthen und Tazetten.

Die Orte wunderbar
Schmückt er mit farbigem Schimmer.
Dank, rüstiger Laskar'
Willkommen, lockiger Schwimmer!

Siehst du vor Anker dort
Die Amphitrite liegen?
Festlich erglänzt der Bord,
Die rothen Wimpel fliegen.

Die Auswanderer.

Sommer 1832.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar'

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank'

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild:

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Ansiedelei,
Ermattet, von der Jagd bestaubt,
Nicht mehr von deutschen Rebenhügeln
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn,
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Waizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer ſtillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele ſtehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott ſchütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Bruſt beſchieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

Der Schlittschuh-laufende Neger.

Januar 1833.

Du, von Gestalt athletisch,
Der oft am Gambia
Den wunderlichen Fetisch
Vom Golde blitzen sah.

Oft unter dem Aequator
Des Panthers Blut vergoß,
Und nach dem Alligator
Mit gift'gem Pfeile schoß.

Dort, wo auf Pallastpforten
Gebleichte Schädel stehn,
An jenen fremden Orten
Mag ich dich gerne sehn.

Wo aus geborstnen Bäumen
Das gelbe Gummi quillt,
Stehst du in meinen Träumen,
Ein ernstes, schwarzes Bild.

Ein Wächter und ein Hüter,
Mit Perl' und Gold geziert,
Der mittäglichen Güter,
Die da dein Land gebiert.

Dort seh' ich gern dich treiben
Das Nashorn in die Flucht;
Doch fremd wirst du mir bleiben
Auf dieser nord'schen Flucht.

Was fliegst du auf dem Eise,
Und sprichst der Kälte Hohn,
O du, der Wendekreise,
Des Südens heißer Sohn?

Du, der bis an den Nabel
Entblößt zu Reise sprang,
Und in die Kettengabel
Den Hals des Sklaven zwang?

Aus diesem bunten Schwarme,
Im rauhen Pelzgewand,
Ragst du, verschränkt die Arme,
Gleich wie ein Nekromant.

Der mit gereihtem Ringe
Der Geister Trotz besiegt,
Und auf des Greifen Schwinge
Durch die Sahara fliegt

O segle, wenn im Lenze
Kein Eis dein Schiff mehr hält'
Nach deines Landes Grenze
Zieh' heim in dein Gezelt'

Goldstaub auf deine Locke
Streut dort das Land Dar Fur.
Hier schmückt sie Reif und Klocke
Mit Silberstaube nur'

Meerfabel.

3. Mai 1811.

Ebbetrocken auf dem Strande
Lag die unbehilf'ne Koi.
Schwärzlich hing am Maſt das Jagnetz.
Das vom letzten Fange troff.

Laſtend prüfte ſeine Maſchen
Ein barfüßiger Geſell;
Fiſche dorrten in der Sonne
An dem hölzernen Geſtell.

Heiß und durſtig ſah die Düne
Auf das Meer, ein Tantalus;
Wie ein großer Silberhalbmond
Blitzte der Oceanus.

Jede Welle, grau und ſalzig,
Die ſich an dem Ufer brach,
Wie zum Gruße mit dem Haupte
Nickte brandend ſie, und ſprach:

„Am Geſtade rauſch' ich gerne,
Lecke gern den harten Sand.
Bunte Muſcheln, Meeresſterne
Schleudre gern ich an das Land.

Gerne ſeh' ich Heid' und Ginſter
Wuchern um die Dünen her.
Hier vergeſſ' ich, wie ſo finſter
Draußen iſt das hohe Meer.

Das die kalten Stürme peitſchen,
Wo der Normann Fiſche fängt,
Wo das Eismeer mit des deutſchen
Meers Gewäſſern ſich vermengt.

Keine Tonn' und keine Bake
Schwimmt und flammt dort auf der See.
Und allnächtlich ſteigt der Krake
Aus den Tiefen in die Höh'.

Eine Inſel, ſtarr von Schuppen,
Rudert dort das Ungethüm.
Aengſtlich flüchten die Schaluppen,
Und der Fiſcher greift zum Riem.

Aehnlich einer großen ſchwarzen
Fläche liegt er, kampfbereit,
Und ſein Rücken iſt mit Warzen,
Wie mit Hügeln überſtreut.

Ruhig ſchwimmt er — doch nicht lange! —
Auf dem Haupte grünes Moos,
Ziſchend zuckt die Meeresſchlange,
Die gewalt'ge, auf ihn los.

Wenn ſie blutend ſich umklaftern,
Wenn die rothen Kämme wehn,
Kann man keinen fabelhaftern
Anblick auf dem Meere ſehn.

Einſam, ſchauerlich und finſter
Iſt das ferne, hohe Meer!
Gerne ſeh ich Heid' und Ginſter
Wuchern um die Dünen her."

Die Griechin auf der Meſſe.

1811.

Vor deinem Zelt laß mich ſtehn,
O Mädchen von der Inſel Zante!
Des Deutſchen Stirne laß umwehn
Die Wohlgerüche der Levante!

In deine Gläſer ſind gebannt
Die Düfte von des Oſtens Lenzen.
Du bieteſt feil am Nordſeeſtrand
Natoliens Salben und Eſſenzen.

Des Roſenholzes flüchtig Oel,
Den edlen Weihrauch, runden Kornes,
Von Bagdad trug ſie das Kameel
Zum Maſtenwald des goldnen Hornes.

Auf fernen Märkten haſt du ſie
Erhandelt von des Südens Horden,
Zu Stambul und Gallipoli,
Und jetzt verkaufſt du ſie im Norden.

Es funkelt dein beweglich Haus
Im Glanze der kryſtallnen Becken,
Bunt, wie der Federſchmuck des Pfaus,
Glühn auf den Tiſchen fremde Decken:

Und hinter ihnen wandelſt du —
Heil widerfahre dieſer Schwelle! —
Schlank, wie am Fluſſe Karaſu
Des Taurus weidende Gazelle.

Dein Turban blau, und ſchwarz dein Haar,
Auf deiner Stirne ruhig Sinnen,
Siehſt du im Geiſte den Bazar
Smyrna's und ſeine Käuferinnen?

O, träume fort! vorübergehn
Der Seele laß dein Ziehn und Reifen!
Frag' nicht, was mein Begehr, — dich ſehn
Nur will ich, und dein Lächeln preiſen.

Vor einem Gemälde,

deſſen friſche Farben mir beim nahen Betrachten mein Gold zurückwarfen.

1815.

Dieſe Fluthen ſind das Indiſche Meer,
Dieſe Inſeln die Sechellen.
Vom Sturme geſchleudert hin und her,
Thürmen hoch ſich Wellen auf Wellen.
Das Schiff ergibt ſeinem Looſe ſich,
Seine Trümmer nur ſehn Madagaskar:
Ins Boot wirft der weiße Matroſe ſich,
Und der ſchlanke, farbige Laskar.

Der Blitz durchſchlängelt die ſchwarze Luft,
Die Wolken triefen von Regen,
Und ein finſtres Antlitz, verſchleiert von Luft,
Schaut aus dem Gewölk mir entgegen.
Seine Augen gluhn auf die ſprühenden
Gewäſſer herab, wie zweier
Durch Nebel und Strudel blitzenden
Leuchtthürme zitterndes Feuer.

Es ſcheint eines zürnenden Geiſtes Haupt
Des Geiſtes, der dem Orkane
Befiehlt, der dem Schiff ſeine Maſten raubt,
Und in Stücke zerreißt ſeine Fahne.
Er fährt auf dem Sturme — das rollende
Gewölk iſt ſein dampfender Wagen;
Das Weltmeer läßt er die grollende
Windsbraut mit den Fittigen ſchlagen.

Das Haupt bin ich ſelbſt' aus den Wolken hervor
Zürn' ich ſelbſt, ein rieſiger Schatten!
Die Matroſen ſchauen zitternd empor;
Mein Hauch zertrümmert Fregatten.
Umſonſt das Flehn der Ertrinkenden!
Was dem Dämon das Winſeln des Wurmes?
Meine Wellen über die Sinkenden!
Ich bin der Gebieter des Sturmes!

Sandlieder.

1815.

I.

Ich meine nicht den Wüſtenſand,
Den Lummerplatz des wilden Hirſchen,
Die Körner mein' ich, die am Strand
Des Meeres unter mir erknirſchen.

Denn jener iſt ein weh'nder Fluch,
Der Wüſte raſtlos irrende Seele,
Er legt, ein brennend Leichentuch,
Sich über Reiter und Kameele.

Der Sand des Meers iſt kühl und friſch,
Und feucht von Furchen und von Gleiſen,
Ein allezeit gedeckter Tiſch,
Auf dem die Möven Fiſche ſpeiſen.

2.

Vom Meere fährt heran der Wind:
Die Körner wehn, Meergräſer ſchwanken.
Auf flücht'gem Meeresſande ſind
Unſtet und flüchtig die Gedanken.

Wie dieſer Sand vor Wind und Zinth
Sich jagt in wirbelnden Geſtalten,
So fährt und ſchweift mein irrer Muth,
Und keine Stätte kann ihn halten.

3.

O, welch ein wunderbarer Grund'
Ich kann ſein Treiben nicht verſtehen:
Er läſſet Schiffe ſcheitern, und
Er läſſet ſie vor Anker gehen.

Dem Raben iſt er ewig friſch,
Und dürr des Seegewürmes Zungen;
Verſchmachten läſſet er den Fiſch,
Und äzt die Möv' und ihre Jungen.

Auch hab' ich einen Mann geſehn,
Der wandt' ihm ſatt und kalt den Rücken;
Ich aber blieb im Sande ſtehn,
Und baute Schiffe mir und Brücken.

5.

Der Dünen ſchwach begraster Wall
Behindert landwärts meine Blicke.
Gleichviel! rundzäbend auf dem Schwall
Der Waſſer, ſchau ich nicht zurücke.

Ich weiß nicht, daß noch Land beſteht.
Die Wellen hier ſprühn Schaum und Funken'
Doch Berg und Wald und Wieſe — geht'
Das Alles iſt im Meer verſunken.

Nur dieſer ſchmale gelbe Streif
Iſt übrig von der Welt geblieben.
Drauf irr' ich, wie ohn' Stab und Reif
Ein König, welchen man vertrieben.

Ich kann es nicht begreifen, daß
Ich einſt durch Wälder bin geſchritten,
Daß ich auf Bergesgipfeln ſaß,
Und über Heiden bin geritten.

Sie ruhn im Meer; im Meere ruht
Meine Lieb', mein Hoffen und mein Sehnen;
Und wie heran jetzt ſchießt die Fluth,
So ſchießen mir ins Auge Thränen.

5.

Gleich' ich dem Strome, welcher, tief
In einem Waldgebirg entſprungen,
Durch Länder und durch Reiche lief,
Und bis zum Meere vorgedrungen? —

O, thät ich's! — Mann geworden jetzt,
Begrüßt den Braus des Meers der ſeine,
Und doch in ew'ger Jugend netzt
Sein Quell die Wurzeln heil'ger Haine.

6.

Ob meinem Haupte ziehn
Drei Möven, ſchwer und träg.
Ich ſchaue nicht empor,
Doch kenn' ich ihren Weg.

Denn auf den Körnern, die
Im Sonnenſcheine glühn,
Fließt flügelausgeſpannt
Ihr ſchwarzer Schatten hin.

Und eine Feder fällt
Herab, daß dieſen Tag
Ich Sand und Möwenflug
Damit beſchreiben mag.

Einem Ziehenden.

1835.

Die See geht hoch; tritt deine Wallfahrt an!
Laß von den Raa'n
Die Segel fallen, laß die Wimpel wehn!
Am Ufer ſtehn
Und meerwärts winken will ich mit dem Hut,
Bis aus den Augen dich mir trägt die Fluth.

Du ſteheſt ſinnend auf des Schiffes Stern!
Bald ſenkſt du fern
In fremden Kiesſand deines Ankers Wucht:
Sei's! — keine Bucht,
Kein Meereseiland, keine Küſtenſtatt,
So nicht für dich ein freundlich Grüßen hat.

Heil, wer, wie du, das weite Meer befährt!
Du haſt gehört
Von den Entdeckern, die da ohne Furcht
Die See durchfurcht,
Und deren Züge, kreuzend her und hin,
Ein geiſtig Netz um das Gewäſſer ziehn.

Du haſt gehört von wüſten Inſeln auch,
Allwo, das Aug'
Auf's Meer geheftet ſtarr und unverwandt,
In ſehn'ger Hand
Die hagre Wange, der Verſchlagne ſtützt,
Indeß die Welle ſeinen Fuß beſpritzt.

Das ſind die Helden deiner Knabenzeit; —
Die Einſamkeit
Des Tannenwalds durchzogen ſie mit dir,
Vaſallen ſchier.
Du führteſt ſie, ſchweißtriefend und beſtaubt,
Ein dreizehnjährig Abenteurerhaupt.

Aus Buſch und Wolke traten ſie hervor:
Du ſprangſt empor
Vom moos'gen Stamm; da ſauſ'ten ſie vorbei,
Ernſt mit dem Blei
Die Tiefe meſſend, Flaggen ſchüttelnd; — du
Rieffſt ihnen Grüße durch das Sprachrohr zu.

Jetzt wird dir Alles wie ein Traum erfüllt.
Aufs Neue quillt
Und sprudelt dir der alten Wunder Born:
Ein reiches Horn
Von Abenteuern gießt mit üpp'gem Guß
Vor deine Füße seinen Ueberfluß.

Und Eins noch weiß ich, was das wüste Meer
Dir werth und hehr
Und herrlich macht. O, rede: weht nicht auch
Der Dichtung Hauch
Auf diesen Wassern? schimmern glüh'nd und frisch
Nicht Liederkronen auf der Fluth Gezisch?

Was nenn' ich dir Jedweden von der Zeit
Homers bis heut',
Der da ein Blatt in diese Kränze wob?
Du kennst ihr Lob.
Aus jeder Welle, die am Schiff sich bricht,
Erfleht ein Held dir, klingt dir ein Gedicht.

Auch deutſche Lieder! — Die auf ſchatt'ger Stell'
Im Wald, am Quell
Und Strom erwuchs, die deutſche Poeſie,
Sie weilt' auch hie!
Sie ſah die Waſſer, Noah's Taube gleich,
Und kehrte heim mit manchem grünen Zweig.

Stand Lenau nicht noch jüngſt an einem Steu'r,
Und ſah den Schlei'r
Die Meerfrau'n lüften? aus der Tiefe drang
Gruß und Geſang. —
Und ſchwamm nicht in des Nuriks Wellenwieg',
Der auf den Fels Salas y Gomez ſtieg? —

Die See geht hoch; tritt deine Wallfahrt an!
Laß von den Raa'n
Die Segel fallen, laß die Wimpel wehn!
Am Ufer ſtehn
Will ich! — Leb' wohl! — wie ferne ſchon, wie fern! —
Du ſtehſt ſinnend auf des Schiffes Stern.

„Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren."

1836.

Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren,
Wär' ich auf Yemen's glüh'ndem Sand,
Wär' ich am Sinai geboren,
Dann führt' ein Schwert wohl dieſe Hand;

Dann zög' ich wohl mit flücht'gen Pferden
Durch Jethro's flammendes Gebiet!
Dann hielt' ich wohl mit meinen Heerden
Raſt bei dem Buſche, der geglüht;

Dann Abends wohl vor meinem Stamme,
In eines Zeltes luft'gem Haus,
Strömt' ich der Dichtung innre Flamme
In lodernden Geſängen aus;

Dann wohl an meinen Lippen hinge
Ein ganzes Volk, ein ganzes Land;
Gleichwie mit Salomonis Ringe
Herrſcht' ich, ein Zauberer, im Sand.

Nomaden ſind ja meine Hörer,
Zu deren Geiſt die Wildniß ſpricht;
Die vor dem Samum, dem Zerſtörer,
Sich werfen auf das Angeſicht;

Die allzeit auf den Roſſen hängen,
Abſitzend nur am Wüſtenbronn:
Die mit verhängten Zügeln ſprengen
Von Aden bis zum Libanon;

Die Nachts, als nimmermüde Späher,
Bei ihrem Vieh ruh'n auf der Triſt,
Und, wie vor Zeiten die Chaldäer,
Anſchau'n des Himmels gold'ne Schrift;

Die oft ein Murmeln noch vernehmen
Von Sina's glutgeborſtnen Höh'n;
Die oft des Wüſtengeiſtes Schemen
In Säulen Rauches wandeln ſeh'n;

Die durch den Riß oft des Geſteines
Erſchau'n das Flammen ſeiner Stirn —
Ha, Männer, denen glüh'nd wie meines,
In heißen Schädeln brennt das Hirn

O Land der Zelte, der Geſchoſſe!
O Volk der Wüſte, kühn und ſchlicht!
Beduin, du ſelbſt auf deinem Roſſe
Biſt ein phantaſtiſches Gedicht! —

Ich irr' auf mitternächt'ger Küſte;
Der Norden, ach! iſt kalt und klug.
Ich wollt', ich ſäng' im Sand der Wüſte,
Gelehnt an eines Hengſtes Bug.

Leben des Negers.

1836.

Ein hölzern Bein, zwei Krücken,
Du armer, ſchwarzer Mann,
Von Hanfgarn Netze ſtricken,
Und feil ſie bieten dann:

Das iſt dein Loos! — Im Sande
Führt deine Heimath Gold,
Und, ach! im fremden Lande
Erflehſt du Kupferſold.

Beim Himmel! von dem Knaben,
Der keck auf Straußen ritt,
Zum Greiſe, der, daß Gaben
Er fordre, vor mich tritt;

Vom Netz, durch welches Floſſen
Des Nigers der erblickt,
Zum Netze, das, zerſchoſſen,
Der Invalide ſtrickt: —

Beim Himmel! mitten inne
Reich mag das Leben ſein!
Du Krauskopf, nicht entrinne'
Sei Gaſt mir, tritt herein!

Dein Garn mir und dein Reden'
Mein Wein hier iſt für dich!
Von Sand- und Waſſeröden,
Von See- und Landſchlacht ſprich!

Da! — Palmenwälder dunkeln:
Hyän' und Löwe bräu'n;
Auf Königshäuptern funkeln
Gold, Perl' und Edelſtein!

Aus unerforſchten Quellen
Rauſcht ſtolz der Niger her;
Mit hunderttauſend Wellen
Brauſ't auf das heil'ge Meer.

Die Peitſche tönt, die Keſſel:
Noch einmal ſchau zurück'
O brodemvoller Keſſel!
O Raum der Sklavenbrick!

Rohrfelder! Hütt' an Hütte!
Gedräng am Mühlenthor!
Es fällt mit kräft'gem Schnitte
Der Mohr das Zuckerrohr!

Wer den Plantagenbauer
Mit Macht zu führen weiß,
Der iſt auch wohl kein Schauer
In rüſt'ger Fechter Kreis'

An Bord! Die Wimpel fliegen!
Vom Mars hernieder ſpäh'!
Jetzt gilt es, zu bekriegen
Den Feind auf offner See!

Hui, wie das Segel reffen,
Hui, wie das entern kann!
O grauſenvolles Treffen!
O Ringen Mann an Mann!

Zuſchaut mit offnem Rachen
Der Hai, der ihre Gruft!
Ein Blitzen und ein Krachen!
Sie fliegen in die Luft! —

O Thor, auf blut'ger Tonne
Zu ſchwimmen ins Spital!
Nun hinkt, daß er ſich ſonne,
Der Greis um's Arſenal:

Von Allem losgeriſſen,
Wofür ſein Herze ſchlug!
Verkümmern ſo zu müſſen,
Es iſt ein harter Fluch!

Da ſteht er, alte Wunder
Im Haupt! — Daß Gott erbarm:
Mit ſeinem Alltagsplunder
Umſchnattert dich der Schwarm:

Geht kühl an dir vorüber!
Was Nil und Niger hier?
Und innen brennt's, wie Fieber,
Und zuckt's, wie Wahnſinn, dir!

Die Hand gib, alter Krieger!
Was gilt's, wir dulden gleich.
Stoß an' Cap Verd! der Niger'
Und — mein Gedankenreich!

Nebel.

1836.

Der Nebel ſenkt ſich düſter auf das Land,
Und düſter ſchreit' ich an der Seebucht Strand
Durch das Gefild, das winterliche, kahle;
Sieh', auf dem glatten Waſſerſpiegel ruht
Die untergeh'nde Sonne, roth wie Blut:
So lag das Haupt des Täufers in der Schale!

Und dieſes Haupt iſt Alles, was ich ſeh';
Sonſt Nebel nur, und eine Hand breit See!
Verborgen ſteh' ich da vor allem Volke.
Kein Auge, das durch dieſen Schleier blickt!
Mir iſt, als hätte mich der Herr entrückt
Der Welt in einer finſtern Wolke!

In einer Wolke, ſchwerer Wetter voll'
Mir iſt, als zürn' in ihr, wie das Geroll
Des Donners, meines Liedes Dräu'n; — als fahre,
Wie niederfährt der Blitz aus dunkler Luft,
So mein Gedanke zuckend durch den Duft,
Daß zündend er ſich draußen offenbare'

O, laßt ihn brechen durch den grauen Flor'
O, ſchreibt dem glüh'nden keine Wege vor!
Er iſt ein Blitz! wohlan, ſo laßt ihn blitzen! —
Der Nebel ſenkt ſich düſter auf das Land;
Ich aber will auf dieſer Dün' am Strand,
Aus einer Wolke zu euch redend, ſitzen!

Roland.

Juli 1839.

Es war im Holz; — wir ſchritten durch die Gründe,
Wo ſich verbirgt die angeſchoßne Hinde;
Wo nur durch Blätter niederblitzt das Licht;
Wo mit dem Horne ſich das Veil beſpricht.

Rings tiefe Stille; nur die wilde Taube
Hebt an ihr Girren über uns im Laube;
Die Quelle nur bricht murmelnd durchs Gebüſch,
Die alten Bäume nur wehn träumeriſch.

Die Buche klagt, es flüſtert leis die Eſche;
Fernab das Pochen einer Eiſenwäſche;
Dazu mein Stab, der rauh den Fels berührt —
Das iſt die Sprache, die der Bergwald führt.

Ich horcht' auf ſie mit innerlichem Schauer;
In meine Waldluſt ſtahl ſich ſüße Trauer;
Es ſchlug der Fels, es ſchlugen Eich' und Tann'
Die tiefſten Saiten meiner Seele an.

Ich dacht' an Roland und die Pyrenäen: —
O, wär' auch ich zu solchem Loos ersehen
Ein kämpfend Leben, Saracenenflucht,
Und das Signalhorn in der Todesschlucht'

Der Kampf ist da: — keck steh' ich bei der Fahne:
Gezückt seit Jahren schimmert Durindane:
Es drängt der Feind mein Lager spät und früh:
Mein Hüfthorn schlummert: meine Poesie!

Es träumt und schlummert ernst an meiner Seite:
Es ruht und sinnt, indeß ich selber streite.
Wild nur zu Zeiten, mit gebrochnem Stoß
Den Kampf belebend, birst sein Schmettern los.

All meine Lieder — nichts, traun, als Fanfaren,
Mich zu ermuth'gen und mich frisch zu wahren:
Blutrünst'ge Klänge, rauhe Melodien,
Die beim Verschnaufen meiner Brust entfliehn'

Wie dürft' ein Krieger Andres auch ersinnen? —
Die Hand an's Schwert, willst du die Schlacht gewinnen'
In deine Waffen athme deinen Zorn,
Am Gürtel feiern laß dein Silberhorn'

Wer ſchon geſiegt, der ſchmettre Siegesweiſen: —
Du, weck' den Schall des Eiſens auf dem Eiſen!
Fanfaren? — Sei's! — Ein keck und kurz Signal
Sei dir vergönnt zu ſchleudern durch das Thal!

Allein erſt dann ein voll und mächtig Tönen,
Wenn du erlegt den wilden Saracenen;
Wenn du den Stolzen, ſammt des Panzers Laſt,
Hin auf den Boden nun gerungen haſt!

In einer Schlucht, wie Ronceval und dieſe,
Zu deinen Füßen todt dann liegt der Rieſe;
Allein du ſelbſt auch biſt zum Tode wund —
O dann dein Horn, dein Hüfthorn an den Mund!

Bei deines Blutes mäligem Verſtrömen
Ein letzter Ruf an Karl, den großen Oehmen!
Ein geller Schrei, der Alles, Alles ſagt,
Was du gewollt, gerungen und gewagt!

Der es verhaucht in raſchen Athemzügen,
Was im Gefechte männlich du verſchwiegen!
Ein letztes Beichten und ein letztes Dräu'n —
Die Signatur zu deinem ganzen Sein.

Ha, welch ein Dröhnen' — Ringe die Felsen klingen,
An deinem Hals die blauen Adern springen,
Thalein vernimmt es jeder Streitgenoß,
Vernimmt es zitternd, wendet kurz sein Roß.

Der Kaiser naht, es nahn die Paladine —
O Gott, dein Blut entrieselt jeder Schiene'
Sie stehn im Kreise still um dich herum;
Dein Auge bricht — dein Silberhorn ist stumm'

Ein dumpfes Reden drauf durchrollt die Wiese:
„Des Lebens Drang — es ist ein grimmer Riese'
Dem Ernsten Ehre, der ihn treu bestand'
Legt ihn in's Grab, sein Hüfthorn in der Hand'"

Ha, solch' ein Loos' — Aufschauert leis die Esche,
Fernab das Pochen einer Eisenwäsche,
Vorüber jagt Gewitterwolkenflucht,
Und schwarz und schwärzer wird die Felsenschlucht.

Balladen und Romanzen.

Der Mohrenfürſt.

I.

Sein Heer durchwogte das Palmenthal.
Er wand um die Locken den Purpurſchawl,
Er hing um die Schultern die Löwenhaut,
Kriegeriſch klirrte der Becken Laut.

Wie Termiten wogte der wilde Schwarm.
Den goldumreiften, den ſchwarzen Arm
Schlang er um die Geliebte feſt:
„Schmücke dich, Mädchen, zum Siegesfeſt!“

Sieh', glänzende Perlen bring' ich dir dar!
Sie flicht durch dein krauſes, ſchwarzes Haar!
Wo Perſia's Meerfluth Korallen umziſcht,
Da haben ſie tiefende Taucher gefiſcht.

Sieh, Federn vom Strauße' laß ſie dich ſchmücken'
Weiß auf dein Antlitz, das dunkle, nicken'
Schmücke das Zelt' bereite das Mahl'
Fülle, bekränze den Siegespokal'"

Aus dem ſchimmernden, weißen Zelte hervor
Tritt der ſchlachtgerüſtete, fürſtliche Mohr:
So tritt aus ſchimmernder Wolken Thor
Der Mond, der verfinſterte, dunkle, hervor.

Da grüßt ihn jubelnd der Seinen Ruf,
Da grüßt ihn ſtampfend der Roſſe Huf.
Ihm rollt der Neger treues Blut,
Und des Nigers räthſelhafte Fluth.

„So führ' uns zum Siege! ſo führ' uns zur Schlacht!"
Sie ſtritten vom Morgen bis tief in die Nacht.
Des Elephanten gehöhlter Zahn *
Feuerte ſchmetternd die Kämpfer an.

Es fleucht der Leu, es fliehn die Schlangen
Vor dem Raſſeln der Trommel, mit Schädeln behangen.
Hoch weht die Fahne, verkündend Tod;
Das Gelb der Wüſte färbt ſich roth. —

* Die Trompete der Neger

So tobt der Kampf im Palmenthal'
Sie aber bereitet daheim das Mahl:
Sie füllt den Becher mit Palmenſaft,
Umwindet mit Blumen der Zeltſtäbe Schaft.

Mit Perlen, die Perſia's Fluth gebar,
Durchflicht ſie das krauſe, ſchwarze Haar,
Schmückt die Stirne mit wallenden Federn, und
Den Hals und die Arme mit Muſcheln bunt.

Sie ſetzt ſich vor des Geliebten Zelt,
Sie lauſcht, wie ferne das Kriegshorn gellt.
Der Mittag brennt und die Sonne ſticht,
Die Kränze welken, ſie achtet's nicht.

Die Sonne ſinkt, und der Abend ſiegt,
Der Nachtthau rauſcht und der Glühwurm fliegt.
Aus dem lauen Strom blickt das Krokodill,
Als ob es der Kühle genießen will.

Es regt ſich der Leu und brüllt nach Raub,
Elephantenrudel durchrauſchen das Laub.
Die Giraffe ſucht des Lagers Ruh,
Augen und Blumen ſchließen ſich zu.

Ihr Buſen ſchwillt vor Angſt empor:
Da naht ein flüchtiger blutender Mohr.
„Verloren die Hoffnung' verloren die Schlacht'
Dein Buhle gefangen, gen Weſten gebracht'

Ans Meer' den blanken Menſchen verkauft'"
Da ſtürzt ſie zur Erde, das Haar zerrauft,
Die Perlen zerdrückt ſie mit zitternder Hand,
Birgt die glühende Wange im glühenden Sand.

2.

Auf der Meſſe, da zieht es, da ſtürmt es hinan
Zum Circus, zum glatten, geebneten Plan.
Es ſchmettern Trompeten, das Becken klingt,
Dumpf wirbelt die Trommel, Bajazzo ſpringt.

Herbei, herbei' — das tobt und drängt;
Die Reiter fliegen; die Bahn durchſprengt
Der Türkenrapp und der Brittenfuchs;
Die Weiber zeigen den üppigen Wuchs.

Und an der Reitbahn verſchleiertem Thor
Steht ernſt ein krausgelockter Mohr.
Die türkiſche Trommel ſchlägt er laut.
Auf der Trommel liegt eine Löwenhaut.

Er ſieht nicht der Reiter zierlichen Schwung,
Er ſieht nicht der Roſſe gewagten Sprung.
Mit ſtarrem, trocknem Auge ſchaut
Der Mohr auf die zottige Löwenhaut.

Er denkt an den fernen, fernen Niger,
Und daß er gejagt den Löwen, den Tiger;
Und daß er geſchwungen im Kampfe das Schwert,
Und daß er nimmer zum Lager gekehrt.

Und daß Sie Blumen ihm gepflückt,
Und daß Sie das Haar mit Perlen geſchmückt
Sein Auge ward naß; mit dumpfem Klang
Schlug er das Fell, daß es raſſelnd zerſprang.

Schwalbenmährchen.

Auf dem ſtillen, ſchwülen Pfuhle
Tanzt die dünne Waſſerſpinn';
Unten auf kryſtallnem Stuhle
Thront die Unkenkönigin.

Von den edelſten Metallen
Hält ein Reif ihr Haupt umzogen,
Und wie Silberglocken ſchallen
Unkenſtimmen durch die Wogen.

Denn der Lenz erſchien; die Schollen
Sind zerfloſſen; Blüthen zittern:
Dumpfe Frühlingsdonner rollen
Durch die Luft, ſchwarz von Gewittern.

Waſſerlilienkelche fließen
Auf des Teiches dunkelm Spiegel,
Und die erſten Schwalben ſchießen
Drüberhin mit ſchnellem Flügel.

Aus den zarten Schnäbeln leite
Tönt Gezwitscher in die Wellen:
„Viele Grüße von der Reise
Haben wir dir zu bestellen.

Lange waren wir in fremden
Sandbedeckten heißen Ländern,
Wo in weiten Kaftanhemden
Träge Turbanträger schlendern.

Purpurfarbne Wunderpflanzen
Dienten uns zu Meilenweisern.
Gelbe Mauren sahn wir tanzen
Nackt vor ihren Leinwandhäusern.

Lechzend auf dem warmen Sattel
Saß der Araber, der leichte,
Während Ziegenmilch und Dattel
Ihm aufs Pferd die Gattin reichte.

Auf die Jagd der Antilopen,
Kriegerisch, mit Spieß und Pfeile,
Zogen schlanke Aethiopen;
Klagend tönte Memnons Säule.

Aus des Niles Fluth getrunken
Haben wir, matt von der Reise:
Gruß dir, Königin der Linken,
Von dem königlichen Greise!

Alles grüßt dich, Blumen, Blätter!
Doch zumeist der Grüße viele
Bringen wir von deinem Vetter,
Von dem Krokodill im Nile!"

Der Wecker in der Wüſte.

Am Nilſtrom in der Wüſtenei
Da ſteht ein königlicher Leu,
Gelb, wie der Sand, auf dem er ſteht,
Gelb, wie der Simum, der ihn umweht.

Ein Königsmantel, dicht und ſchön,
Umwallt des Löwen Bruſt die Mähn',
Eine Königskrone, wunderbar,
Sträubt ſich der Stirne ſtraffes Haar.

Er hebt das Haupt empor und brüllt,
Sein Brüllen tönt ſo hohl, ſo wild,
Die Wüſtenei durchrollt es dumpf,
Die Fluth vernimmt's in Möris' Sumpf.

Dem Panther ſtarrt das Moosfell,
Erzitternd flüchtet die Gazell',
Es lauſcht Kameel und Krokodill
Des Königs zürnendem Gebrüll.

Es hallt zurück vom Nilesſtrand
Und von der Pyramiden Wand:
Die Königsmumie, braun und müde,
Erweckt's im Schooß der Pyramide.

Sie richtet ſich im engen Schrein:
„Dank, Löwe, für dein zornig Dräun'
Manch lang Jahrtauſend ſchlief ich ſchon,
Da weckt mich deiner Stimme Ton'

O, lange Zeit hab' ich verträumt!
Wo ſeid ihr, Jahre, glanzumſäumt,
Als Siegesbanner mich umflogen,
Als deine Ahnen, Leu, mich zogen?

Da ſaß ich hoch auf güldnem Wagen,
Die Deichſel war mit Gold beſchlagen;
Von Perlen glänzte Speich' und Rad,
Mein war die Hundertpfortenſtadt.

Und dieſe Sohle, ſchlaff und dürr,
Trat auf des Mohren Haargewirr,
Trat auf die gelbe Stirn der Inder,
Und auf den Nacken der Wüſtenkinder.

Und dieſe Hand bezwang die Welt,
Die jetzt der ſtarre Byſſus hält.
Was jene Hieroglyphen ſagen,
Hat dieſe Bruſt gezeugt, getragen.

Das Grabmal, ſo mich jetzt beſchirmt,
Hab' ich mit eigner Hand gethürmt.
Ich ſaß auf ſpeerbewachtem Thron,
Die Ziegelbrenner trieb der Frohn.

Mich ſchaukelte auf ſchnellem Kiel
Mein Unterthan, der breite Nil.
Der Nil, der fließt noch immer zu,
Ich liege längſt in tiefer Ruh'.

Und dunkel iſt's um mich herum"
Da wird der Löwe plötzlich ſtumm,
Und trub wird auch des Todten Blick,
Er lehnt zum Schlummer ſich zurück.

Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kiſſen
Ruht die Jungfrau, ſchlafbefangen,
Tiefgeſenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binſenſtuhle
Steht der Kelch, der reichgeſchmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, friſchgepflückte.

Brütend hat ſich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergoſſen,
Denn der Sommer ſcheucht die Kühle,
Und die Fenſter ſind verſchloſſen.

Stille rings und tiefes Schweigen'
Plötzlich, horch! ein leiſes Flüſtern'
In den Blumen, in den Zweigen
Liſpelt es und rauſcht es lüſtern.

Aus den Blüthenkelchen ſchweben
Geiſteraleiche Luftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen ſie und Schilde.

Aus dem Purpurſchooß der Roſe
Hebt ſich eine ſchlanke Frau,
Ihre Locken flattern loſe,
Perlen blitzen drin, wie Thau.

Aus dem Helm des Eiſenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Muthes,
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem ſilbergrauen Reiher.
Aus der Lilie ſchwankt ein Mädchen;
Dünn, wie Spinnweb, iſt ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger ſtolz gezogen;
Licht auf ſeinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiſerkrone
Schreitet kühn ein Scepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet ſeine Jäger.

Aus den Blättern der Narciſſe
Schwebt ein Knab' mit düſtern Blicken,
Tritt ans Bett, um heiße Küſſe
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch ums Lager drehn und ſchwingen
Sich die andern wild im Kreiſe;
Drehn und ſchwingen ſich, und ſingen
Der Entſchlafnen dieſe Weiſe:

„Mädchen, Mädchen' von der Erde
Haſt du grauſam uns geriſſen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, ſterben müſſen'

O, wie ruhten wir ſo ſelig
An der Erde Mutterbrüſten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenſtrahlen heiß uns küßten;

Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unsre schwanken Stengel beugend:
Wo wir Nachts als Elfen spielten,
Unserm Blätterhaus entsteigend.

Hell umfloß uns Thau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblühn, doch eh' wir sterben,
Mädchen! trifft dich unsre Rache!"

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch ein Rauschen, welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die Lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume ſelber,
Noch die Wange ſanft geröthet,
Ruht ſie bei den welken Schweſtern,
Blumenduft hat ſie getödtet!

„Prinz Eugen, der edle Ritter."

Zelte, Posten, Werda-Rufer!
Lust'ge Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das östreich'sche Piket.
Auf dem Mantel liegt ein Jeder,
Von den Tschacko's webt die Feder,
Leutnant würfelt und Kornet.

Neben seinem müden Schecken
Ruht auf einer wollnen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiserliche Feldstandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!

Vor acht Tagen die Affaire
Hab' ich, zu Nutz dem ganzen Heere,
In gehör'gen Reim gebracht;
Selber auch geſetzt die Noten;
D'rum, ihr Weißen und ihr Rothen!
Merket auf und gebet Acht!"

Und er ſingt die neue Weiſe
Einmal, zweimal, dreimal leiſe
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle kräft'ge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit in's Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart ſtreichen,
Und ſich auf die Seite ſchleichen
Zu der Marketenderin.

Der Mann im Walde.

Der Krieg hat ihn vertrieben,
Er mußte fliehn und ziehn.
Im Grabe ruhn die Lieben;
Der Wald iſt ihm geblieben,
Der Wald, ſo kühl und grün.

Den Wald hat er ſchon lange
Zur Heimath ſich erwählt,
Hat in des Ufers Hange
Ein Haus ſich ausgehöhlt.

Das iſt ein Haus der Häuſer,
Geziert mit mancher Zier;
Es decken grüne Reiſer
Die graue Felſenthür.

Eine Streu von Blättern, gelber
Als Gold, ruht im Gemach;
Der ſtolze Bergwald ſelber
Belaſtet es als Dach.

O, Freude! zu bewohnen
Ein Haus von ſolcher Art!
Denn luſt'ge Tannenkronen
Und Buchenbäume thronen
Hoch drauf, und Mooſe zart:

Und ſäuſeln leis, und ſchwanken,
Und ſchaun ins Quellenthal,
Und ihre Wurzelranken
Umſtricken das Portal.

Und ſchön auch iſt es drinnen;
Da iſt's ſo düſterhell;
Da ſchickt mit klarem Rinnen
Die Felswand einen Quell.

Da ſteht von rohen Steinen
Ein wärmender Kamin!
Da birgt der Mann in Schreinen,
Was ihm der Wald verliehn.

Da ſind mit weißem Sinter
Die Wände tapezirt;
Da hauſ't der Mann im Winter,
Wenn's draußen ſchneit und friert;

Und zehrt von Harm und Klagen,
Das Herze trostesleer,
Gleichwie bei Wintertagen
Vom eignen Fett der Bär.

Doch wenn vom Drosselschlage
Zuerst die Waldung klingt,
Und rings aus Baum und Hage
Das Volk der Knospen dringt:

Wenn frischen Saft dem Baste
Die Hand des Lenzes schickt,
Und von des Nußbaums Aste
Die staub'ge Blüthe nickt:

Wenn auf den nackten Zweigen
Der Fink: „Gut Frühjahr!" ruft:
Alsdann sieht man entsteigen
Den Mann der Felsenkluft.

Durch Busch und über Klippe
Wallt er und flieht das Haus.
Und gräbt mit seiner Schüppe
Die jungen Bäume aus.

Sammt ihren Wurzelfasern
Bringt sie der Schaufel Stich;
Seine Hand klopft von den Zasern
Die Erde säuberlich.

Er fügt zu einem Bunde
Der dünnen Stämmchen Zahl,
Und geht mit singendem Munde
Durchs sonnenhelle Thal.

Er singt: „Die Bäumchen bring' ich
Dem Gärtner in der Stadt!
Dem jungen Lenze sing' ich,
Der mich getröstet hat.

O seht! wie sind die Büsche,
Die knospenden, bethaut:
In welcher Wunderfrische
Prangt Zweig und schießend Kraut!

O diese Thauesperlen,
Dies Balsamnaß im März
Auf Eichen und auf Erlen
Ist Balsam für dies Herz;

Weiß draus den Schmerz zu ſaugen,
Lockt ſein Geſchwiſterkind,
Das Freudennaß der Augen:
Das rieſelt ſtill und lind!

Wie ſingt's, wie klingt's im Weiler!
Wie ſtrahlend rings, wie bunt!
Wie dampft des Köhlers Meiler!
Ihr milden Allesheiler,
Lenz, Wald, macht mich geſund!"

So ſingt der Höhlenpförtner
Den ſchlichten Freudenreim,
Bringt, was er trägt, dem Gärtner,
Und geht in Frieden heim.

Banditenbegräbniß.

Auf blut'ger Bahre raſtet
Ein Leichnam, blaß und kalt:
Den tragen, ſchwer belaſtet,
Sechs Männer durch den Wald.
Sechs Männer, ſchwarz von Haare,
Bewehrt mit Blei und Stahl,
Gehn ſchweigend mit der Bahre
Durchs düſtre Fichtenthal.

Die Bahr' ſind zwei Gewehre
Mit Läufen rund und lang:
Darüber ſind die Quere
Gelegt drei Schwerter blank.
Auf Klingen ruht, der muthig
Einſt ſelber ſchwang das Erz;
Sein Haupt, entſtellt und blutig,
Hangt rücklings erdenwärts.

Weit klafft die rothe Wunde
Am bleichen linken Schlaf,
Wo ihn zur bösen Stunde
Die Todeskugel traf.
Es tröpfelt von den Locken
Geronnen Blut und Hirn;
Vom Wehn der Berge trocken,
Umklebt es Hals und Stirn.

Das Aug' ist blutumflossen,
Der Wange Braun entflohn.
Die Lippen, fest geschlossen,
Umzuckt ein bittrer Hohn.
Die Rechte, die im Kampfe
Das Schwert mit Macht geführt,
Hält's noch mit starrem Krampfe,
Daß sie es nicht verliert.

Es blitzte Tod dem Sbirren:
Er läßt es nimmer los.
Es schleift mit leisem Klirren
Durch Steingeröll und Moos.

Wie dicke, blut'ge Thränen,
Rinnt rieselnd Blut daran:
Das Schwert, so muß man wähnen,
Weint um den todten Mann.

Die Linke, zugekniffen,
Hält ſtarr den Gürtelſchawl,
Als hätt' er ihn ergriffen
In letzter Todesqual.
Gelöſ't wehn Schnur und Litze
Um ſein zerhau'n Collet:
Am Gurt mit ſcharfer Spitze
Schwebt läſſig das Stilet.

So liegt der bleiche Schläger,
Der einſt ſo wild, ſo kühn;
So tragen ihn die Träger
Im finſtern Apennin;
So ruht er auf den Degen; —
Im tiefſten tiefen Wald,
Fernab von Straß' und Wegen,
Da ruft der Führer: „Halt!"

Da klirrt die Bahre nieder,
Und muß nun Schaufel ſein:
Da graben ihm die Brüder
Ein Grab tief in den Rain.
Kein Sarg macht ihm Beſchwerde
Los, ledig, ſonder Druck,
Grüßt er ſein Bett, die Erde,
Im Blut- und Waffenſchmuck.

Die Feier iſt vollendet,
Das Grab ſteht ſchwarz und baar
Mit finſterm Schweigen wendet
Sich ab die kleine Schaar.
Sie ſehn nach den Gewehren;
Sie laden, da tönt ſchrill
Ein Pfeifen' — in die Röhren
Stürzt Jeder! — Alles ſtill'

Piratenromanze.

1.

Auf dem Decke der Gabarre
Liegt der Scheik der Chriſtenhunde.
Die erloſchene Cigarre
Von Havanna in dem Munde.

O, wohl mochte die Cigarre,
Caſtilianer, dir verglimmen,
Da du hörteſt zur Guitarre
Die holdſeligſte der Stimmen.

Angethan mit welſcher Seide
Und mit Tüchern vom Hoangho,
Tanzt Juana, deine Freude,
Mit dem Bootsmann den Fandango.

Auf der leichten Füße Spitzen
Schwebt sie um die braunen Masken
Ihres Gürtels Spangen blitzen
Die mit Perlen eingefaßten

Ihre Wange gleicht der Rose
In den Gärten von Sevilla;
Um die weißen Achseln lose
Weht und flattert die Mantilla

Ihre Locken hält ein grünes
Netz; die beiden kleinen Mohren
Denken nicht des Tambourines,
Alles ist in Schaun verloren

Auf den Raa'n, auf den Laffeten
Sitzt die Mannschaft, wie gebannt,
Castagnetten und Trompeten
Statt der Lunten in der Hand.

Die Guitarre nach dem Tanze
Reicht in Demuth ihr ein Mohr
Glänzendes Auges die Romanze
Von dem Cid Campeador

Singt ſie. Horch, von den Paläſten
An dem Guadalquivir
Singt ſie; von den nächt'gen Feſten
Zu des Tambourins Geklirr;

Von der golfbeſpülten Zone,
Die das Fahrzeug bald erſteuert,
Wo der träge Lazzarone
Einen ew'gen Sonntag feiert.

Horch, von Roma, von Milano
Singt ſie, wo Banditen ſtreifen —
Capitano, Capitano!
Beſſer wär's, dein Schwert zu ſchleifen!

2.

Auf dem weiten Mittelmeere
Gilt des Muſelmanns Geſetz!
Pfeilſchnell rudert die Galeere,
Sklaven braucht der Markt von Fez!

Bei dem bublerischen Tanze
Denken sie nicht an Abdallah.
Furchtbar schimmert Mahoms Lanze —
Dreht das Schiff! — Allah il Allah!

Eine Salve durch die Laken!
Rechte Hand am Säbelgriffe!
Rud'rer, werft die Enterhaken!
Bretter legt von Schiff zu Schiffe!

Stürzt hinein! der Säbel hacke,
Bis sie die Gewehre strecken!
Spritzt auch Blut auf eure Jacke —
Roth auf Roth macht keine Flecken! —

Groß ist Allah! — Starr, voll Wunden,
Liegt der Hauptmann bei den Todten.
Die Lebend'gen knien gebunden
Auf dem Deck, dem blut'gen, rothen.

Wie sie knirschen mit den Zähnen!
Ha! und dort weint Juanina!
Herrin, trockne deine Thränen
Mit dem bunten Tuch aus China!

In Marokko's ſand'gem Thale,
Hinter rieſ'gem Palmenfächer
In der Sonne gelbem Strahle
Schimmern des Seraglio's Dächer.

Was iſt dieſer Dritthalbmaſter?
Traun, vor dir die Segel ſtreicht er.
Morgen um fünftauſend Piaſter
Iſt des Sultans Seckel leichter.

Der Falk.

Die Fürſtin zog zu Walde
Mit Jägern und Marſchalk.
Da ſah ſie reiten balde
Ein junger Edelfalk.
Er ſprach: „Wie klirrt dein Bügel,
Wie glänzt Agraff und Treſſ,
Wie locker hängt dein Zügel,
Holdſelige Prinzeß'

Wie ſitzeſt du zu Pferde
So königlich und ſchlank'
Wie weht zur grünen Erde
Dein Schleier weiß und lang'
Wie nickt dein Hutgefieder
Vom flücht'gen, wilden Ritt'
Wie zieret deine Glieder
Das knappe Jagdhabit'

O, könnt' ich deinen Reizen
Allzeit ein Diener ſein!
Den Reiher wollt ich beizen,
Herrin, für dich allein!
Ich wollte mit ihm ringen,
Dein ſtarkes Federſpiel,
Bis er, mit blut'gen Schwingen,
Zu deinen Füßen fiel!"

Bezwungen von Verlangen,
Duckt er in's Haideland;
Er läßt ſich willig fangen
Von eines Pagen Hand.
Der bietet ihn der Holden
Dar, mit gebognem Knie,
Mit einem Ringe golden
Schmückt den Gefangnen ſie.

Nun muß er ſie begleiten,
Mit ſeiner krummen Klau'
Muß er für ſie beſtreiten
Den Reiher, ſilbergrau.

Er trägt eine Lederkappe.
Sie nimmt ihn mit aufs Pferd.
Burgherr und Steiknappe
Hält ihn des Neides werth.

Die Schreinergesellen.

„Fürwahr, ein traurig, ein schaurig Thun!
Eine Leiche soll zwischen den Brettern hier ruhn!"

„„Du Weichherz! wie, deine Thräne rinnt?
Was schiert dich fremder Leute Kind?""

„So sei doch auch nur nicht gleich so arg.
Bedenk', es ist ja mein erster Sarg!"

„„Sei's erster, sei's letzter! da, thu' mir Bescheid'
Und sing' eins, und schaff' dir kein Herzeleid'

Zerschneide die Bretter, und nimm den Stab,
Und hoble die knirschenden Späne ab'

Und füge zusammen wohl Brett an Brett,
Und schwärze fein sauber das enge Bett'

Und leg' in den firnißduftenden Schrein
Die Späne, die abgefall'nen, hinein'

Auf den Spänen muß ruhn der verwesliche Staub,
Das ist ein gemeiner Schreinerglaub',

Und trage den Sarg in's Trauerhaus'
Leich' hinein! Deckel zu! und dann ist's aus!""

„Wohl zerschneid' ich die Bretter, wohl nehm' ich den Stab,
Wohl mess' ich hinauf, und wohl mess' ich herab.

Wohl hobl' ich die rauhen Bretter glatt,
Doch mein Aug' ist trüb, und mein Arm ist matt.

Wohl füg' ich die Bretter hin und her,
Doch mein Herz ist voll, und mein Herz ist schwer.

O, ein traurig Thun und ein schaurig Thun!
Eine Leiche soll zwischen den Brettern hier ruhn!"

Barbaroſſa's erſtes Erwachen.

1829.

Es lag die goldne Aue
Im blut'gen Frührothſchein,
Als wär' mit blut'gem Thaue
Beſprengt der gelbe Rain.
Ernſt blickte der Kyffhäuſer
Durch Nebel auf die Flur,
Als der gebannte Kaiſer
Auf aus dem Schlummer fuhr.

Er ſchaute zornesmuthig
Die Schaar der Diener an.
„Im tiefen Schlummer ruht' ich;
Wer hat mir das gethan?
Wer, trotzend meinem Grimme,
Riß mich in die Höh',
Und rief mit dumpfer Stimme:
Weh', Hohenſtaufe, Weh'!

Wer hat mit Schwertgeklimper
Gerasselt hier zur Stund?
Wer hielt mir vor die Wimper
Die Leinwand, farbenbunt?
Wer hat mir Truggestalten
Gezeigt im wirren Traum?
Blutrothe Tücher wallten
Auf eines Marktes Raum.

Hoch sah ein Mann zu Throne,
Dess Auge blickte List,
Und sah mit finsterm Hohne
Herab auf ein Gerüst.
Das ragte, schwarz behangen,
Aus Lanzen und Volkshauf',
Zwei Knaben, bleich von Wangen,
Die standen obenauf.

Und zu der Knaben Seite
Auf des Gerüstes Höh'n,
Sah' ich, ein graus Geleite,
Den Henker warten stehn.

Er ſtand in rother Mütze,
Im ſcharlachrothen Rock;
Sein Schwert war ſeine Stütze;
Vor ihm der Todesblock.

Da ſchmetterten die Zinken
Mit gellen Tönen: Mord!
Seht ihr des Königs Winken,
Hört ihr ſein herrſchend Wort?
Schnell wirft der eine Ritter
Den Handſchuh unters Volk;
Das murrt, wie, vom Gewitter
Erregt, ein Meeresfolk.

Er legt das Haupt, das bleiche,
Feſt auf den Eichenſtumpf.
Das Schwert mit Einem Streiche
Trennt es vom ſchlanken Rumpf.
Weit ſpritzt des Blutes Quelle;
Der König ſieht's und winkt,
Und lächelt, als zur Stelle
Das Haupt des Zweiten ſinkt.

Auf meine Wappenſchilder,
Die geborſtnen, rollt ihr Haupt.
Wer wies mir ſolche Bilder?
Wem hab ich das erlaubt?
Wer, trotzend meinem Grimme,
Riß jach mich in die Höh'.
Und rief mit dumpfer Stimme
Weh', Hohenſtaufe, Weh'!"

Die Zwerge ſtehn und zagen
Und neigen das Geſicht.
„Wer wollte ſolches wagen?
Wir, Herre, ſicher nicht!"
Zur ſelben Zeit ſah Neapel
Den jungen Konradin
Auf blutbeſpritztem Stapel
Mit Schwabens Friedrich knien

Da fuhr der bärt'ge Kaiſer
Zuerſt empor vom Pfühl.
Sah träumend im Kyffhäuſer
Des eignen Stammes Ziel.

Er ſchilt und ſtarrt verwundert,
Und blinzt dann wieder ſtumm: —
Beinah' war ein Jahrhundert
Vom langen Schlaf herum.

Meerfahrt.

Da ſchwimm ich allein auf dem ſtillen Meer:
Keine Welle rauſcht, es iſt eben und glatt.
Auf dem ſandigen Grunde prächtig und hehr
Glänzt die alte verſunkene Stadt.

In alter verſchollener Mährchenzeit
Verſtieß ein König ſein Töchterlein.
Da lebt' es über den Bergen weit
Im Walde bei ſieben Zwergen klein.

Und alß es ſtark durch des Giftes Kraft,
Ihm eingeflößt von der Mutter arg,
Da legt' es die kleine Genoſſenſchaft
In einen kryſtallenen Sarg.

Da lag es in ſeinem weißen Kleid,
Bekränzt mit Blumen, duftend und ſchön.
Da lag es in ſeiner Lieblichkeit,
Und ſie konnten es immer ſehn.

So liegſt du in deinem Sarg von Kryſtall,
Du geſchmückte Leiche, verſunknes Julin'
Der ſpielenden Fluth durchſichtiger Schwall
Zeigt deiner Paläſte Glühn'

Die Thurme ragen düſter empor,
Und geben ſchweigend ihr Trauern kund:
Die Mauer durchbricht das gewölbte Thor,
Es ſchimmern die Kirchenfenſter bunt.

Doch in der ſchauerlich ſtillen Pracht
Keines Menſchen Tritt, keine Luſt, kein Spiel:
Auf Straßen und Märkten ungeſchlacht
Treibt ſich der Fiſche Gewühl.

Sie glotzen mit glaſigen Augen dumm
In die Fenſter und in die Thüren hinein,
Sie ſehn die Bewohner ſchläfrig und ſtumm
In ihren Häuſern von Stein.

Ich will hinunter' ich will erneun
Die verſunkne Pracht, die ertrunkne Luſt'
Die Zauber des Todes will ich zerſtreun
Mit dem Odem meiner lebendigen Bruſt'

Er füllt' aufs Neue zu Kampf und Kauf
Die Säulenhallen, des Marktes Raum'
Ihr Mädchen, ſchlaget die Augen auf,
Und preiſet den langen Traum'

Hinab' — Nicht rudert er fürder' Schlaff
Und regtos ſinken ihm Arm und Fuß,
Ueber ſeinem Haupte ſchließt ſich das Haff;
Er entbietet der Stadt ſeinen Gruß.

Er lebt in den Häuſern der alten Zeit,
Wo die Muſchel blitzt, wo der Bernſtein glüht
Unten die alte Herrlichkeit,
Oben ein Fiſcherlied.

Der Bivouac.

Ein Feu'r im Wüſtenſande,
Zwei Gräben, ein Verhack,
Muſketenpyramiden —
Ein Frankenbivouac!

Das ſind die Grenadiere
Von Klebers Vorderhut.
Es ſitzt, daß er ſie ſchüre,
Der Feldherr an der Glut.

Auf müdem Knie die Karte,
Muh'nd in der Flamme Schein,
So ſchlummert Bonaparte
Gemach am Feuer ein.

Und mit ihm auf Laffete
Und Mantel ſeine Schaar;
Es nickt an der Muſkete
Der Schilderer ſogar.

Schlaft zu, ihr muden Rechter!
Schlaft aus die letzte Schlacht!
Es halten stille Wächter
Um eure Gräben Wacht!

Laßt plänkeln Murad's Reiter!
Laßt kommen Mann und Roß!
Es wollen seine Streiter
Behüten euren Troß!

Es wacht für euch ein Meder,
Der mit aus Ibeben ritt,
Der in der Spur der Räder
Von Cyrus Sohne schritt.

Ein hoher Makedone
Tritt eurer Brustung nah,
Der Alexanders Krone
Beim Ammon funkeln sah.

Und sehet: noch ein Schemen!
Ein Kämpfer auf dem Nil,
Ein Führer von Triremen,
Der unter Cäsar fiel!

Die einſt der Welt geboten
Auf ſand'gem Wüſtenfeld.
Sie ſchicken ihre Todten
Dem neuen Herrn der Welt.

Lebendig an's Gelober
Der Flamme tritt das Grab.
Sie ſchütteln Sand und Moder
Von ihren Panzern ab.

Es funkeln die uralten
Gewaffen durch die Nacht.
Es wehn der Chlamys Falten
In alter, blut'ger Pracht.

Sie wehn um eine Stirne,
In der es kocht und gährt.
Der Held, als ob er zürne,
Tief athmend fährt an's Schwert.

Er träumt: — in hundert Reichen
Erhebt ſich ihm ein Thron.
Er zieht mit goldnen Speichen
Einher, wie Ammon's Sohn.

Es jauchzt ihm tausendkehlig
Der glüh'nde Orient;
Derweil die Flamme mälig
Verglimmend niederbrennt.

Die ſeid'ne Schnur.

1.

Im Harem weilt der Großweſſir;
Mit Dolch und Flinte vor der Thür
Steht Wache haltend der Arnaut;
Auf eines Tigers bunter Haut

Liegt der Gebieter. — Schleierlos,
Kein Gurt umfängt den vollen Schoos,
Aus Purpurfalten glänzt wie Schnee
Ihr Fuß mit ringgeſchmückter Zeh'.

Entfeſſelt rollt ihr Haupthaar hin —
Ruht ſchlummernd die Circaſſierin
An ſeiner Bruſt; vom Kaukaſus
Der Demant glänzt am Bosphorus.

Sein Auge glüht; ſein Barthaar wallt
Auf die wollüſtige Geſtalt.
Sie träumt; ſie lächelt; der Email
Der Zähne glänzt; — „Birgt dein Serail,

Soliman, ſolch ein Weib?“ — Er ſinkt
Zu ihr hinab, brünſtig umſchlingt
Er ſie, berauſcht von ihrem Hauch,
Von Moſchusduft und Ambrarauch.

2.

„Ein Reitertrupp!“ — der Aga der
Eunuchen, Juſſuf!“ — „Bringt ihn her!“ —
Juſſuf, der Neger aus Dar Fur,
Reicht grinſend ihm — die ſeid'ne Schnur

3.

Wie die Oaſe der Samum
Verſengt, gleichwie das Opium
Betäubt, wie gift'gen Hauchs die Peſt
Hinwirft, und ihren Raub nicht läßt:

So treffen des Verſchnitt'nen Worte
Den Großweſſir der hohen Pforte.
Sein Mund wird blau, ſein Antlitz fahl;
In Stücke reißt er ſeinen Shawl.

„Daß dich des Blitzes Glut verſehrt,
O Maulbeerbaum, der du genährt
Den Wurm, der dieſe Seide ſpann!
Verdorren ſoll die Hand dem Mann,

Der knechtiſch dieſe Schnur gedreht,
Die — von Roßſchweifen einſt umweht!
An Leila's — meine Zeit iſt um!
Das Schickſal will es! — Opium!

Ha, daß mich kein Rhodiſer Spieß
Im Handgemenge jäh durchſtieß!
Ha, daß mich nicht im goldnen Mörſer
Zerſtampfte der ſiegtrunkne Perſer!

Ich ward verſchont! — der Strang von Seide
War mir beſtimmt!“ — er ſinnt; der Scheide
Nimmt er den Dolch; hin fliegt die Schnur
Auf des Gemaches Teppichflur.

Leila's Gelock, lang, wallenden Falls,
Schlingt er ſich um den ſehn'gen Hals;
Feſt knüpft er es; ſie ſchläft; das Erz
Stößt er ihr abgewandt durch's Herz.

Sie zuckt empor; ſie will entfliehn.
Die Haare — ſie erdroſſelt ihn'
Um ſeinen Mund ſpielt gräßlich Lächeln,
Dumpf durch's Gemach ſchallt Beider Röcheln.

Der Tod des Führers.

„Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft.
Zündet die Latern' am Maste!
Grau das Waſſer, grau die Luft.
Todtenwetter! — zieht die Hüte!
Mit den Kindern kommt und Frau'n'
Betet! denn in der Kajüte
Sollt ihr einen Todten ſchau'n!"

Und die deutſchen Ackersleute
Schreiten dem aus Boſton nach,
Treten mit geſenktem Haupte
In das niedre Schiffsgemach.
Die nach einer neuen Heimath
Ferne ſteuern übers Meer,
Sehn im Todtenhemd den Alten,
Der ſie führte bis hieher.

Der aus leichten Tannenbrettern
Zimmerte den Hüttenkahn,
Der vom Neckar ſie zum Rheine
Trug, vom Rhein zum Ocean;
Der, ein Greis, ſich ſchweren Herzens,
Losriß vom ererbten Grund:
Der da ſagte: „Laßt uns ziehen!
Laßt uns ſchließen einen Bund!“

Der da ſprach: „Brecht auf nach Abend!
Abendwärts glüht Morgenroth!
Dorten laßt uns Hütten bauen,
Wo die Freiheit hält das Loth!
Dort laßt unſern Schweiß uns ſäen,
Wo kein todtes Korn er liegt!
Dort laßt uns die Scholle wenden,
Wo die Garben holt, wer pflügt!

Laſſet unſern Herd uns tragen
In die Wälder tief hinein!
Laſſet mich in den Savannen
Euren Patriarchen ſein!

Laßt uns leben, wie die Hirten
In dem alten Teſtament!
Unſres Weges Feuerſäule
Sei das Licht, das ewig brennt!

Dieſes Lichtes Schein vertrau' ich,
Seine Führung führt uns recht!
Selig in den Enkeln ſchau' ich
Ein erſtandenes Geſchlecht!
Sie — ach, dieſen Gliedern gönnte
Noch die Heimath wohl ein Grab!
Um der Kinder willen greif' ich
Hoffend noch zu Gurt und Stab.

Auf darum, und folgt aus Goſen
Der Vorangegangnen Spur!" —
Ach, er ſchauete, gleich Moſe'n,
Kanaan von ferne nur.
Auf dem Meer iſt er geſtorben,
Er und ſeine Wünſche ruhn;
Der Erfüllung und der Täuſchung
Iſt er gleich enthoben nun!

Rathlos die verlaſſ'ne Schaar jetzt,
Die den Greis beſtatten will.
Scheu verbergen ſich die Kinder,
Ihre Mütter weinen ſtill.
Und die Männer ſchaun beklommen
Nach den fernen Uferhöhn,
Wo ſie fürder dieſen Frommen
Nicht mehr bei ſich wandeln ſehn.

„Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft'
Betet! laßt die Seile fahren!
Gebt ihn ſeiner naſſen Gruft!"
Thränen fließen, Wellen rauſchen,
Grellen Schrei's die Möve fliegt,
In der See ruht, der die Erde
Fünfzig Jahre lang gepflügt.

Der Waſſergeuſe.

Die Nordſee hat den Todten
Ans Ufer ausgeſpie'n;
Der Fiſcher ſieht ihn liegen,
Und ſchreitet von der Dün'.

Er drückt aus ſeiner Schärpe
Das Waſſer und das Blut;
Er lüftet ihm den Panzer,
Und nimmt ihm ab den Hut;

Den Hut mit bunten Federn,
Mit Halbmond und Agraff',
Meerſand verklebt die Umſchrift,
Das: „Lieber Türk, als Pfaff!" —

Was lüfteſt du den Panzer,
Und trägſt den Mann ans Land?
Nie mehr zu Schwert und Steuer
Greift dieſes Ritters Hand.

Als er, ſich nachzuſchwingen,
Des Spaniers Bord gepackt,
Beim Entern hat ein Schiffsbeil
Die Fauſt ihm abgehackt.

Er ſtürzte jäh zurücke;
Das Meer begrüßt' ihn dumpf.
Hier warfs ihn aus; noch blutet
Der unverbundne Stumpf.

Nach Seelands Ufern ſchwemmt' es
Den ritterlichen Leib.
An Frieslands Küſte findet
Die Hand ein blühend Weib. —

Ein Anker, ſchwarz und roſtig,
Vom Wellendunſte feucht,
Steht aufrecht dort, ein Weiſer
Wie weit die Meerfluth ſteigt.

Auf den ſich lehnend, ſpäht ſie
Ob nicht ein Segel ſchwillt,
Ob nicht ein Wimpel flattert, —
Recht wie der Hoffnung Bild.

Da kommt die Hand geflogen,
Als wär's zu Druck und Gruß.
Die bleichen ſtarren Finger
Berühren ihren Fuß.

Und an der Finger Einem
Glänzt dunkelroth ein Stein;
In den ſieht man gegraben
Die Falken und den Leu'n.

Nicht rauſcht fortan den Seven
Der Falken Flügelſchlag;
Dieß iſt die Hand des Löwen,
Der ihr zu Füßen lag;

Für deſſen Stirne fürder
Sie keine Kränze flicht. —
Es fängt ſchon an zu dämmern;
Ich ſeh' ihr Antlitz nicht.

Ich ſehe nicht, ob dunkel
Ihr Aug' in Thränen ſchwimmt;
Doch ſeh' ich, wie ſie zitternd
Die Hand vom Boden nimmt.

In ihren weißen Schleier
Die blut'gen Reſte hüllt,
Und heim wankt durch die Dünen,
Nicht mehr der Hoffnung Bild.

Eine Geuſenwacht.

Es war bei einem Zapfer
Im Weichbild Rotterdams.
Da becherten ſie tapfer
In Federhut und Wamms.
Sie ritten nach Viſſingen,
Und wollten ziehn vor Tag;
Mit Trinken und mit Singen
Hält man ſich leichtlich wach.

Die Maas iſt zugefroren,
Von Eis glänzt jede Gracht.
Den Mantel um die Ohren,
Steht vor der Thür die Wacht.
Eiszapfen, Schneegeträufel
Liebt auch kein Hell'barbier:
„Die Zapfen hol' der Teufel'
Den Zapfen lob' ich mir!“

Doch drinnen, aufzuthauen
Den Frierer auf der Hut,
Schallt's: „Wilhelm von Naſſauen
Bin ich, von deutſchem Blut.
Ein Prinze von Oranien
Bin ich frei unverwehrt!
Den König von Hiſpanien
Hab' ich allzeit geehrt."

Er ſtellt ſich vor die Scheiben
Und ſchaut in das Gemach:
Da iſt ein wüſtes Treiben,
Da ſpricht man von der Sach',
Für die man ziehn und fechten,
Und Blut will laſſen gern.
Sie reden und ſie rechten,
Die knebelbärt'gen Herrn.

Geſcheuert an den Wänden
Reihn ſich die Fäſſer blank;
Die Wirthin mit behenden
Schenkmädchen übt den Schank.

Ihr Haar ſchmückt ſtatt des Bandes
Ein Goldblech, kriegriſch ſchier,
Der Frauen dieſes Landes
Gewohnte Schläfenzier.

Das eilt ſich — an den Tiſchen
Wird oft der Krug geleert,
Da ſitzen die Reiter, zwiſchen
Den Knien ihr gutes Schwert.
Wohl iſt des Hutes Feder
Von Pulverdampf vergilbt,
Doch keck hat ihn ein Jeder
Aufs blonde Haar geſtülpt;

Und keck wird er geſchwungen,
Der Wein ſpritzt in die Höh',
Von fünfundzwanzig Zungen
Vernimmt man: »Vivent les Gueux!«
Und wenn die Krüge tröpfeln,
Wenn jeder Kelch geleert,
Dann werden mit den Klöpfeln
Die Gläſer umgekehrt.

Dann gibt's ein helles Klingen,
Dann werden Glocken draus,
Dann läuten sie mit Singen
König und Herzog aus.
Dann greift ein jeder Reiter
Von selbst nach seinem Schwert,
Dann singt ein jeder Läuter,
Daß man es weithin hört:

„Rasch, siebenzehn Provinzen,
Stellt euch nun auf den Fuß'
Empfanget nun den Prinzen
Mit freundlichem Gruß'
Stellt euch zu sein'n Panieren,
Jeder als treuer Mann'
Thut helfen verlogiren
Duc d'Alve, den Tyrann'!

Nicht um euch zu verderben,
Kommt er, dies treulich glaubt'
Er läßt euch wied'rum erben,
Was man euch hat geraubt.

Zu gut dem König von Spanien
Thut offenen Beiſtand
Dem Prinzen von Oranien,
Als ſeinem Leutenant.

Sein' Trommeln und Trompeten
Bringen euch kein Dangier!"
„Das klebt am Tiſch, wie Kletten!"
Spricht da der Hell barbier.
Er ruft: „Nun laßt uns jagen
Zum Grafen von Lumé!
Es fängt ſchon an zu tagen,
Auch leuchtet uns der Schnee!"

Sie hören auf zu ſchellen!
„Ruft der uns ſchon zu Hauf?"
Sie ziehen aus den Ställen
Die Roſſ', und ſitzen auf.
Es geht im ſcharfen Trotte
Durch die bereifte Früh';
Gen Süden von der Rotte
Zur Schelde traben ſie.

Lieve Heere.

Der Spanier liegt vor Zierikzee
Mit seinen Schiffen all';
Die Bürger drinnen hungern sehr,
Und fürchten nahen Fall.

Sie sagen: „wer nimmt diesen Brief,
Und trägt ihn durch das Meer?
Dem Prinzen bringt er einen Brief,
Und uns bringt er ein Heer."

Da waren in der Veste zwei,
Die sprachen: „Wir' gebt her!"
Lieve Heere war des Einen Nam',
Jan Schagt des Andern der.

Jedweder nähte seinen Brief
Wohl in sein ledern Wams,
Und stürzte sich in's Wasser frisch,
Und trat es, und durchschwamm's.

Die Spanier ſetzten Boote aus,
Und machten auf ſie Jagd:
Wer ſich gefangen nehmen ließ,
Das war der Meiſter Schagt.

Doch als nun Speer und Schlinge flog,
Daß man den Heere ſah',
Als er nur Spanier um und um,
Und keinen Ausweg ſah'

Da warf er in den Nacken ſtolz
Sein triefend Haupt zurück,
Und ſah die Herrenknechte an
Mit einem ſtolzen Blick.

„Wir haben ihn, wir haben ihn!"
Da taucht' er unter ſchnell.
Glück zu' auf Nimmerwiederſehn'
Du triefender Geſell'!

Die Meerfluth ſchloß ſich über ihm,
Und über ſeinem Brief;
Kein Teufel wußt', was drinnen ſtand
Das Meer iſt dort ſehr tief.

Terzinen.

Die iriſche Wittwe.

Ich leſe wenig jetzt in Zeitungsblättern
Und will mich gern, daß ich es laſſe, ſchämen.
Zuweilen nur, um das Trompetenſchmettern
Von den Geſchwadern Mina's zu vernehmen.
Um am Piräus Ludwigs Sohn zu ſchauen,
Wie er ihn füllt aufs Neue mit Iriemen,
Um ſtill erfreut zu ſegnen Lenzſchlanks Frauen,
Die da ihr Scherflein bringen allerorten,
Daß ihrem Sänger man ein Mal kann bauen,
Um mit dem Herold an des Kloſters Pforten
Zur Kaiſer Franzen Einlaß zu begehren,
Gerührt zu lauſchen ſeinen letzten Worten
Und die Gebete ſeines Volks zu hören.
Um — an dem Tag, wo Er und zwei Genoſſen
Paris ſich öffnen ſahen ihren Heeren.

Zum Rhein zu gehn, zum Platz, wo man erſchoſſen
Eilf Männer Schills; — ein ehern Monument
Wird heut enthüllt dort, wo ihr Blut gefloſſen
Um Das und Andres, was ihr jetzt ſchon kennt,
Aus minder Tröſtlichem herauszufiſchen,
Nehm' ich zuweilen, was man Zeitung nennt.
So ſaß ich auch, zwei Monden ſind es, zwiſchen
Kaufherrn und Schiffern auf dem Kaffeehauſe,
Und blätterte, das Herz mir zu erfriſchen.
Um mich herum war Summen und Gebrauſe,
Und laut Geruf; — ſo grade leſ' ich gerne'
Vier Sprachen hör' ich nicht auf meiner Klauſe.
Welſch, Däniſch, Engliſch — das erſt bringt die Ferne,
Von der ich leſe, meinem Geiſte nah. —
So denn am Herd, vertrauend meinem Sterne,
Land im Papiermeer ſuchend, ſaß ich da.
Rings auf den Tiſchen klapperten die Steine
Des Domino; — „à Point!" und drauf: „Point à!"
Begann der Zähler drüben ſein Gegreine. —
Nichts' — Umgeſchlagen' — Ha, was iſt das? — Gott'
Es läuft mir kalt durch Adern und Gebeine.
Täuſcht mich ein Traum? bin ich des Schreibers Spott?
Nein, es iſt wahr' es hat ſich zugetragen'
Acht Tage ſind es kaum' ich hör' den Trott

Der Reiter noch, die nach der Hütte jagen'
Hört: weil ein irisch Weib, in Wittwennöthen,
Den Zehenten nicht zeitig abgetragen,
Ließ ihr den einzigen Sohn ein Priester — tödten'
Fünf Pfund' — ein Priester' — einer Wittwe Sohn'
Die Lippe bebt mir, aber nicht zu beten,
Und die von selbst geballten Fäuste drohn.
Ohnmächtig Zürnen' nennt es nicht so' — ward
Das Wort mir nicht, zu züchtigen den Frohn'?
Dies Blatt ist einzig für die Gegenwart,
Den Augenblick, fort weht es mit der Stunde,
Doch um den Dichter drängen sich geschaart
Die Enkel noch; was er mit seinem Munde
Gebrandmarkt, bleibt es; mächtig dringt das Lied
In Ohr und Herzen, sorgend, daß die Kunde
Nicht untergeht. — Von Zornesloh durchglüht,
Wollt' ich das Bild mit seinen kleinsten Zügen —
Da liegt der Sohn' starr, blutig jedes Glied'
Der knie'nden Mutter greise Haare fliegen' —
Euch augenblicklich vor die Seele stellen,
Treu, Strich für Strich, und keiner sollte lügen,
Es war so leicht' es war Gedicht — doch Schellen
Des Reims zu hängen an dies Wittwenkleid —
Ich mocht' es nicht' So meines Zornes Wellen

Dämmt' ich zurück in meine Bruſt bis heut',
Und habe nicht im Liede ſie ergoſſen. —
Jetzt denk' ich wieder an das Herzeleid
Der Zitternden, der man den Sohn erſchoſſen.
Zwei Monden ſind es — kurze Zeit fürwahr!
Und doch, in mir wie dämmernd, wie zerfloſſen
Das düſtre Bild, wie farblos ganz und gar'.
Ich fragte haſtig nach dem alten Blatte:
Verflattert war es längſt, und Keiner war,
Der da bewahrt in ſeinem Herzen hatte
Die Schandthat des Entweihers ſeiner Weihen.
Da fuhr ich auf, warf zürnend auf die Latte
Den Zeitungsſtoß; faſt wollt' es mich gereuen,
Daß ich geſchwiegen, da noch friſch im Ohr
Mir klang der Mutter herzzerreißend Schreien.
Es iſt geſchehn! doch red' ich jetzt; — verlor
Sich in mir auch des erſten Eindrucks Friſche,
Doch führ' ich das Entſetzliche euch vor,
Auf daß nicht ganz die Zeit ſein Bild verwiſche.
Wer wehrt es mir, daß Schatten ich beſchwöre!
Wohl red' ich nicht, wie am Geſchwornentiſche
Die Wittwe ſprach, berufen zum Verhöre;
Mit beſſern Worten ſprach ſie, und mit ſchlichtern.
Doch — vor der Hütte blitzen die Gewehre!

Hört eine That, wie sie noch nicht von Dichtern
Beschrieben ward' hört eines Priesters Schmach'
So sprach die Wittwe Ryan zu den Richtern:
„Ich war aufs Feld gegangen jenen Tag,
Unfern vom Dorf, es lag zu meinen Füßen
Und da mir Dick gesagt: ich komme nach,
So harrt' ich sein. Auf einmal hört' ich schießen,
Und durch die Dächer sah den Dampf ich wehn.
Da kam des Nachbars Weib mit hast'gem Grüßen.
Die fragt' ich zitternd: habt ihr Dick gesehn'
Sie sagte: nein' doch drin im Dorfe wütet
Der schwarze Pill, und vor den Hütten stehn
Dragonerhaufen, denen er gebietet.
Mit Schwert und Feuer will er züchtigen Jeden,
Der nicht alsbald den Zehnten ihm vergütet.
Ich keuchte heim, entsetzt ob solchem Reden:
Ich selber ja noch schuldete dem Harten.
Denn ich bin arm' — Mißrathe und Hagelschäden
Mein Gatte todt — wehl mühr' in Feld und Garten
Mein Dick sich ab' o Gott, er war so gut,
Und seine Freude war es, mein zu warten'
Doch wollte sich nicht mehren unser Gut,
Und dünn und dürftig stehen unsre Garben,
Der Mann im Oberreck drückt' uns bis aufs Blut.

Um ihn zu sätt'gen, mußten wir oft darben.
Ich war ihm schuldig grade jetzt fünf Pfund
Und achtzehn Schillinge; — vor Christtag starben
Zwei Kühe mir: dies des Verzuges Grund. —
Ich kam ins Dorf, da hielten die Soldaten,
Da, Zehnten fordernd, ritt der Mann, des Mund
Nicht uns' — das Wort lehrt' — Der und solche Thaten'
Zertrümmert war die Pforte meiner Hütte;
Ich war betäubt und wußte nicht zu rathen.
Doch trat ich näher mit verzagtem Schritte,
Und sprach fußfällig ihn um Nachsicht an.
Er aber wies mich ab, und schwur, er ritte
Nur mit dem Zehnten aus des Dorfes Bann;
Er — doch mein Sohn? — es fällt mir schwer aufs Herz;'
Was redet er nicht mit dem harten Mann?
Mein Dick! — die Nachbarn deuten scheunenwärts,
Wie ich den Namen meines Sohnes nenne.
Ich schreit' hinein — ihr habt von Mutterschmerz
Wohl reden hören? — sehet, auf der Tenne
Kalt, leblos liegt er, eine Jünglingsleiche,
Vom Tod entstellt, doch kenn' ich ihn' ich kenne
Mein eigen Blut' — o Gott! — ich knie, ich streiche
Aus seiner Stirn das blonde schlichte Haar;
Ich nehm' die Hand, die blasse, marmorgleiche,

Die Arme ſteif, das braune Antlitz war
Bedeckt mit kaltem, kaltem Todesſchweiße;
Der Mund halb offen, doch des Odems baar,
Und von den Augen ſah ich nur das Weiße.
Vorn aus der Jacke quoll das dunkle Blut.
O Gott, mein Sohn, mein einz'ger Sohn' ich reiße
Das Hemd ihm auf, Einhalt zu thun der Fluth:
Die Kugel war ihm recht durchs Herz gegangen.
Beſchützen wollend ſeiner Mutter Gut,
Hatt' auf des Prieſters Wink er ſie empfangen. —
Da lag er leblos auf den harten Steinen,
Und Todtenbläſſe lag auf ſeinen Wangen.
Ich weinte nicht — o Gott, ich kann nicht weinen'
Ich ſah ihn an, und ſah ihn an — fortwenden
Die glüh'nden Augen konnt' ich nicht von ſeinen
Erſtarrten Zügen — mag ich mit den Händen
Sie auch bedecken, mag ich feſt ſie ſchließen,
Doch ſeh ich ihn' — und ließet ihr mich blenden,
Ich ſäh' ihn noch, wie er zu meinen Füßen
Im Blute lag' — ich ſeh ihn Tag und Nacht,
Doch Thränen, weh' mir' kann ich nicht vergießen.
Schlaf? — ſeit dem Tage hab' ich nur gewacht.
Und meine ſtarren alten Augen glühn,
Zu ſpringen drohend; doch ſeine ſchloß ich ſacht

Mit dieſer Hand; die Krieger draußen ſchrien.
Alſo geſchah's, ich hab' euch Nichts verhohlen"
Ich bog mich ſchürend vor in den Kamin,
Und eine Thräne ziſchte in die Kohlen

Die Griechin.

December 1831.

Der König steigt von dem Gebirge nieder,
Von Pallikaren kriegerisch umgeben.
Im Thal liegt Delphi. Schmärzlich von Gefieder
Sieht einen Adler er voran sich schweben.
O du, von Dem am Thron des Donners stammend,
Sei ihm ein Zeichen! — Mehr und mehr erheben
Die Schatten sich; im Abendrothe flammend
Die höchsten Zinken nun auf dem Parnasse,
Sonst Nebelschichten rings schon ihn umkammernd!
Sie sind in Delphi, da, vom in der Gasse,
Stellt eine Greisin sich dem Fürsten dar,
Lang auf ihm ruhn läßt sie das thränennasse,

Verklärte Aug', ſchneeweiß wallt ihr das Haar'
Ein Achtzigjähr'ger muß die Mutter ſtützen,
Denn dieſes iſt ihr hundertzehntes Jahr.
Und alſo ſpricht ſie: „Magſt du lange ſitzen,
O König, auf dem neugebauten Throne'
Mag lange Zeit auf deinen Locken blitzen
Des auferſtandnen Griechenlandes Krone'
Von dir, wie würdig ſie ein Fürſt trägt, lerne
Der Enkel noch von meines Enkels Sohne'
Dein Volk vermehre ſich, gleichwie die Kerne
Der Aepfel des Granatbaums, meiner Spende'
Von deinem Ruhm erſchalle weit die Ferne'" —
Und Otto nimmt, was zitternd ihm die Hände
Der Greiſin reichen: da bricht los der Schwarm:
Die Fackelträger ſchwingen ihre Brände;
Mit Zweigen winkend, hebt ſich mancher Arm;
Die Mädchen bringen friſche Blumenkronen,
Der Aermſte ſpendet — heut' iſt Keiner arm.
Die am Parnaß und am Kithäron wohnen,
Mit ihren Schwertern raſſelnd ſtehn ſie da:
„Dem Erſten Heil von Griechenlands Ottonen'" —
Ich hab' es euch erzählt, wie es geſchah.
Ihr habt es in den Blättern ſelbſt geleſen,
Ihr kennt ſie längſt, die neue Pythia'

Doch mich hat dieſer Frau prophetiſch Weſen,
Mich dieſer Zug des Herrſchers tief bewegt.
Erwacht iſt Hellas! Hellas iſt geneſen!
Der lange blut'ge Traum iſt aus — es ſchlägt
Die Augen auf, und vor ihm ſteht ein Retter,
Der auf die Kettenmale Balſam legt.
Da regt Dodona's Baum die heil'gen Blätter,
Durch Tempe ziehn der Opfer Wohlgerüche,
Vom Iſthmos dröhnt's, wie Kampf und Horngeſchmetter,
Und wieder tönen der Orakel Sprüche —
Hat nicht der Mund der Pythia geredet?
Und Er, der ſie vernahm, der Jugendliche,
Durchzieht ſein Land, vor Kurzem noch verödet,
Heroen gleich. Wie, mit dem Neſtoriden,
Der Ithakeſe, der Troja mit befehdet,
Nebelmuts Sohn, als ſie von Pylos ſchieden,
Erſcheint er mir. Er ruht auf Schlachtgefilden,
Und Heldenſchatten wachen bei dem Müden.
Er hört das Klirren von Spartanerſchilden,
Athen ſein Haus' nach der Akropolis
Tönt aus der Ferne Ludwigs Lyra' — Gulden
Erhebt die Sonne ſich, an dem Gebiß
Sieht ungeduldig man die Rennen nagen,
Sie wiehern freudig, daß die Finſternis

Dem Morgen weicht; ſie ſtampfen und ſie ſchlagen
Doch ſieh', die Geißel nimmt Peiſiſtratos.
Delphi erwacht, der Fürſt beſteigt den Wagen,
Staub wirbelt auf Chaire, Telemachos'

Alexandriner.

Der Alexandriner.

Spring an, mein Wüstenroß aus Alexandria!
Mein Wildling! — solch ein Thier bewältiget kein Schah,
Kein Emir, und was sonst in jenen
Oestlichen Ländern sich in Kurzensätteln wiegt. —
Wo kennest durch den Sand ein solcher Hut? wo fliegt
Ein solcher Schweif? wo solche Mähnen?

Wie es geschrieben steht, so ist dein Wiehern Ha!
Ausschlagend, das Gebiß verachtend, stehst du da.
Mit deinem losen Stirnhaar buhlet
Der Wind, dein Auge blitzt, und deine Flanke schäumt. —
Das ist der Renner nicht, den Peitsch gezäumt,
Und mit Franzosenwitz geschulet!

Der trabt bedächtig durch die Bahn am Leitzaum nur:
Ein Heerſtraßgraben iſt die leidige Cäſur
Für dieſen feinen, ſaubern Alten.
Er weiß, daß eitler Muth ihm weder ziemt noch frommt:
So ſchnäufelt er, und hebt die Hüflein, ſpringt, und kommt
Ans andre Ufer wohlbehalten.

Doch dir, mein ſtammend Thier, iſt ſie ein Felſenriß
Des Sinai; — zerbrecht, Springriemen und Gebiß' —
Du jagſt hinan — da klafft die Ritze'
Ein Wiehern und ein Sprung' dein Hufhaar blutet, du
Schwebſt ob der Kluft; dem Fels entlockt dein Eiſenſchuh
Des Echos Donner und des Kieſels Blitze'

Und wieder nun hinab, wühl' auf den heißen Sand'
Vorwärts! laß tummeln dich von meiner ſichern Hand,
Ich bringe wieder dich zu Ehren.
Nicht achte du den Schweiß' ſieh, wenn es dämmert, lenk'
Ich langſam ſeitwärts dich, und ſtreichle dich und tränk'
Dich läſſig in den großen Meeren.

Vier Roßſchweife.

Im Eilwagen am 15. Juli 1832.

Drei Stutenſchweife wehn, der goldne Halbmond blinkt.
Im Bügel hebt ſich hoch, den Damascener ſchwingt
Der ſtolze Paſcha von Aegypten.
Ein Hengſtſchweif, lang und ſchwarz, auf einem blanken Spieß
Weht flatternd vor dem Zelt des Feld von Tirolis,
Beſchützt von ſeines Heers Gelübden.

Ein Mamelukentrupp, mit Waffen ſchwer bepackt,
Im Gurt Piſtol und Dolch, die krummen Säbel nackt,
Bewacht die tauſendhaarige Fahne.
Der Feldherr ſitzt im Zelt, ſein Auge glüht vor Luſt,
Er lehnt ſein bärtig Haupt an einer Sklavin Bruſt
Auf goldbeſtanzter Ottomane.

Mir ſpannt man kein Gezelt; an meine Wange ſchmiegt
Sich kein Tſcherkeſſenkind! kein Lanzenreiter wiegt
Für mich den Fuß im goldnen Reife;
Kein Halbmond ward mein Lohn nach einer Perſerſchlacht —
Doch vor mir, ſtaubumwölkt, auf Fliegenmord bedacht,
Wehn lang und dicht vier Rapvenſchweife.

Mir rauſcht der Bosvor nicht, wie Stambuls Padiſchah;
Mir blutet nicht, wie einſt dem Herrn von Janina,
Der Feinde Haupt auf ſpitzen Gattern;
Kein Scheik der Wüſte bringt mir ſeines Landes Zoll —
Doch mir, wie jenen, fliegt vierfaches Schweifgeroll'
Glückauf! zur Heimath weht ſein Flattern!

Afrikaniſche Huldigung.

Ich lege meine Stirn auf deines Thrones Stufen;
Ich führe dieſes Heer von hunderttauſend Hufen,
Ich führe dieſen Raub und dieſen Sklaventroß,
Ich führe dieſe Schaar von Ringern und von Schützen,
Die mit dem Dolch gewandt den Bauch der Feinde ſchlitzen,
Zurück, o König, vor dein Schloß'

Gewonnen iſt die Schlacht! Wir waren gute Schlächter!
Der Feinde König fiel, ein ſchlanker, wilder Fechter;
Sein langer Hals war nackt, mein Säbel ſchnell und ſcharf.
Im Sande liegt ſein Rumpf, der Tigerin zum Mahle.
Erlaube, daß ich dir auf dieſer goldnen Schale
Sein triefend Haupt verehren darf.

Es trieft von Oele nicht, von Narden und von Salben:
Es trieft von rothem Blut, Gebieter! deinethalben!
Doch dir zum Salböl wird dies dunkle Dſchaggasblut.
Ich ſalbe dich zum Herrn des Reiches, das ich raubte:
Die volle Schale leer' ich über deinem Haupte
Auf deiner goldnen Krone Glut.

Und jene, die gezackt und blank mit gelbem Scheine
Dies todte Haupt umblitzt, jetzt ſchmücke ſie das deine!
Heil, daß ich ihren Glanz auf deiner Stirne ſeh'! —
Führt die Gefangnen vor! ſchwingt die gewicht'gen Keulen,
Und durch Trompetenſchall und der Erſchlagnen Heulen
Jauchzt: Heil dir, Fürſt von Dahomeh!

Florida of Boston.

28. May 1833.

Das Weltmeer trug dich gern: du ſchwimmſt am Ziel der Reiſe.
Dies iſt des Hafens Thor' — nur noch durch dieſe Schleuſe,
Und deinen Kupferbauch umplätſchert das Baſſin!
Wie ſich auf dem Verdeck die rüſt'gen Lootſen drängen!
Zur Arbeit ſingen ſie; — einfach, mit rauhen Klängen
Schallt über's Waſſer der Refrain!

Bugſpriet und Maſten kahl: die Segel ſind mit Schnüren
Zu Bündeln eingerefft: — hier gilt es, zu bugſiren!
Die Ankerwinde knarrt, das Schiff rückt langſam vor.
Raſch mit den Speichen dreht ſich Weißer und Mulatte,
Und majeſtätiſch zieht die ſchwankende Fregatte
Durch das weitoffne Schleuſenthor.

Von oben kann ich jetzt auf ſie hinunterſchauen;
Mit ihrem Takelwerk, mit ihren mächt'gen Tauen
Erreich' ich ſie beinah' mit ausgeſtreckter Hand.
Vor mir und unter mir der Schiffer gelbe Hüte;
Neufundlands Dogge heult am Eingang der Kajüte,
Und blickt umher und will an's Land.

Auf einer Tonne ſitzt der Steuermann am Steuer;
Hier liegt das lange Boot, dort flammt das Küchenfeuer;
Der Schiffskoch, Mais im Korb, tritt an den Hühnerſtall.
Mit voller Hand läßt er die Frucht durch's Gitter rauſchen;
Die Hennen drängen ſich, und picken und belauſchen
Der transatlant'ſchen Körner Fall.

Und trotzig über euch, ihr Meeranachoreten,
Ihr Klausner auf der See, die ihr zwar ſchlecht zu beten,
Doch gut zu fluchen, und im Sturm zu läſtern wißt,
Auf dem Beſaanmaſt hoch ſeh' ich der freien Staaten
Rothſtreif'ge Flagge wehn, wie ſie der Hanſeaten,
Holländer, Dänen Flaggen grüßt.

Der weißen Sterne Schein glänzt in der blauen Feldung;
Sie bringt der alten Welt von einer neuen Meldung,
An deren grünem Strand das Schiff vorüberzog.
Sie sah den Strom des Golfs; sie schreckte den Flamingo,
Den scharlachfarbigen, als er von Sanct Domingo
Gen Norden zum Ohio flog.

Dort, und am Erie-See, bei fleiß'gen Colonisten
Und Bibern will er still an dem Gestade nisten,
Bis wieder ihn zurück gen Süden treibt das Eis.
Dort schwebt in Zügen er um dunkler Berge Firnen;
Wie Indier stehn sie da: — um ihre braunen Stirnen
Wallt brennendroth ein Federkreis.

Dort rudern ungestört Canada's wilde Schwäne
Auf dem Ontario, wo der Huronen Kähne
Am Ufer liegen. — Halt! verstummt ist der Refrain!
Im Schiffe wird es still — jetzt tritt es aus der Schleuse
Hervor — ein Hussaruf! und seine Planken leise
Bespült das schirmende Bassin.

Der Schwertfeger von Damascus.

Ein hoher Gast trat heut' in meine niedre Schmiede,
Der Fürst der Gläubigen, der tapfre Abbassíde!
In mein Gewölbe schritt der bärtige Kalif!
Sein glänzendes Gefolg sah man mein Haus umringen;
Er aber wählte sich die schärfste meiner Klingen
Mit diamantbesetztem Griff.

Die Waffe ließ er sich an seinen Gürtel binden,
Und sprengte sausend dann die grünen Tamarinden,
Den Sonnenschirm des Markts, entlang mit seiner Schaar.
Der Staub des Weges flog, gefegt von Stutenbäuchen;
Der Reiter Ferse saß in den beschäumten Weichen
Und Staunen faßte den Bazar.

Ich kreuzte demuthvoll auf meiner Bruſt die Arme,
Und ſah vor meiner Thür' dem kriegeriſchen Schwarme
Bis an die Pforte nach, die gen Aleppo führt:
„O mächtiger Prophet, beſchütze deinen Enkel,
Und gib, daß lange noch die Stärke ſeiner Schenkel
Sein Beduinenroß regiert'

Und du, mein krummer Stahl, leb' wohl! aus meiner dunkeln
Werkſtatt ziehſt du hinaus' In Schlachten wirſt du funkeln!
Bald klirrſt du, wo dein Blitz ein Volk von Reitern lenkt!
Da ſchwärmen durch den Sand ſpießwerfende Geſchwader;
Den wilden Roſſen ſchwillt vor Kampfluſt jede Ader,
Und alle Zügel ſind verhängt.

Da ſiehſt du, zahllos wie der Sand, auf den ſie treten,
Des Feindes Heere nahn den Kindern des Propheten.
Durch unſre Reihen fliegt anordnend der Weſſir.
Noch wartet der Kalif. — Da ſchmettern die Fanfaren,
Und ſeine Linke läßt den Zaum des Hengſtes fahren,
Und ſeine Rechte fährt nach dir.

Dann ſchwelgſt in Blute du, geführt von der geballten
Kalifenfauſt, und dampfſt, und züngelſt aus den Falten
Des Aermels, der die Hand des Mächtigen bedeckt,
Wie in Arabien und auf den öden, flachen
Sandſtrecken Soriſtans aus eines Schakals Rachen
Die blutgetränkte Zunge leckt.

Dann zuckſt du himmelan, wie eine rothe Flamme,
Bei deren Lodern Nachts ein Dichter ſeinem Stamme
Von Genien und Feen erzählt am rothen Meer.
Und dieſe Flamme, die den Orient entzündet,
Und bald im Occident des Oſtens Macht verkündet
Aus meiner Eſſe ſtammt ſie her!"

Der Scheik am Sinai

Im Spätjahr 1830.

„Tragt mich vor's Zelt hinaus sammt meiner Ottomane!
Ich will ihn selber sehn! — Heut' kam die Karavane
Aus Afrika, sagt ihr, und mit ihr das Gerücht?
Tragt mich vor's Zelt hinaus! wie an den Wasserbächen
Sich die Gazelle letzt, will ich an seinem Sprechen
Mich letzen, wenn er Wahrheit spricht."

Der Scheik saß vor dem Zelt, und also sprach der Mohre.
„Auf Algiers Thürmen weht, o Greis! die Tricolore,
Auf seinen Zinnen rauscht die Seide von Lyon;
Durch seine Gassen dröhnt früh Morgens die Reveille,
Das Roß geht nach dem Takt des Liedes von Marseille;
Die Franken kamen von Toulon!

Gen Süden rückt das Heer in blitzender Kolonne;
Auf ihre Waffen flammt der Barbaresken Sonne,
Tuneser Sand umweht der Pferde Mähnenhaar.
Mit ihren Weibern fliehn die knirschenden Kabylen;
Der Atlas nimmt sie auf, und mit dem Fuß voll Schwielen
Klimmt durch's Gebirg der Dromedar.

Die Mauren stellen sich; vom Streit gleich einer Esse
Glüht schwül das Defilé, Dampf wirbelt durch die Pässe;
Der Leu verläßt den Rest des halbzerriss'nen Reh's.
Er muß sich für die Nacht ein ander Wild erjagen. —
Allah! — Feu! En avant! — Keck bis zum Gipfel schlagen
Sich durch die Aventuriers.

Der Berg trägt eine Kron' von blanken Bajonetten;
Zu ihren Füßen liegt das Land mit seinen Städten
Vom Atlas bis an's Meer, von Tunis bis nach Fez.
Die Reiter sitzen ab; ihr Arm ruht auf den Croupen;
Ihr Auge schweift umher; aus grünen Myrtengruppen
Schau'n dünn und schlank die Minarets.

Die Mandel blüht im Thal; mit ſpitzen dunkeln Blättern
Trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern;
Geſegnet iſt das Land des Bey's von Tittery.
Dort glänzt das Meer; dorthin liegt Frankreich. Mit den bunten
Kriegsfahnen buhlt der Wind. Am Zündloch glühn die Lunten;
Die Salve kracht — ſo grüßen ſie!'"

„Sie ſind es!" ruft der Scheik — „ich focht an ihrer Seite!
O Pyramidenſchlacht! o, Tag des Ruhms, der Beute!
Roth, wie dein Turban, war im Nile jede Furt. —
Allein ihr Sultan? ſprich!" er faßt des Mohren Rechte;
„Sein Wuchs, ſein Gang, ſein Aug'? ſahſt du ihn im Gefechte?
Sein Kleid?" — der Mohr greift in den Gurt.

„Ihr Sultan blieb daheim in ſeinen Burggemächern;
Ein Feldherr trotzt für ihn den Kugeln und den Köchern;
Ein Aga ſprengt für ihn des Atlas Eiſenthür.
Doch ihres Sultans Haupt ſieh'ſt du auf dieſem blanken
Goldſtück von zwanzig Francs. Ein Reiter von den Franken
Gab es beim Pferdehandel mir'"

Der Emir nimmt das Gold, und blickt auf das Gepräge,
Ob dieß der Sultan sei, dem er die Wüstenwege
Vor langen Jahren wies; allein er seufzt und spricht:
„Das ist sein Auge nicht, das ist nicht seine Stirne!
Den Mann hier kenn' ich nicht! sein Haupt gleicht einer Birne!
Der, den ich meine, ist es nicht!"

Der Divan der Ereigniſſe.

1833.

O, Männer meines Stamms! ich ſah die großen Städte!
Ich trat in die Moskeen von Alexandria,
Ich ſalbte meinen Bart in Suez und Roſette,
Ich ſtand auf dem Bazar der Nilſtadt Damiette;
Mit dieſem Dromedar durchzog ich Kahira.

Die weitgedehnte Stadt mit ihren engen Gaſſen,
Wo Franken, Araber und Habeſſinier gehn;
Kaum ſind ſie breit genug, ein Laſtkameel zu faſſen;
Auf Polſtern in der Thür, bei vollen Kaffeetaſſen,
Kann man aus langem Rohr die Städter rauchen ſehn.

Schweigſam und ernſt. Ihr Haupt, von dem gefärbten Leinen
Des Turbans eingehüllt, umwallt der krauſe Rauch.
Mit weißem Rande, voll von wunderlichen, kleinen
Schriftzeichen, liegt ein Blatt auf den gekreuzten Beinen,
Und auf dem Blatte weilt ihr dunkelbraunes Aug'.

Ich bin ein Araber; mein Kleid iſt nicht von Seide,
Doch feurig iſt mein Pferd, und ſeine Mähn' iſt glatt.
Mein graues Zelt iſt kühl; es fehlt mir nicht an Weide;
Ich bin den Städtern gleich, und wenn ich ſie beneide,
Bei meinem Bart! ſo iſt es nur um jenes Blatt!

Denn — tretet näher her, o meine Stammgenoſſen'
An meine Lippen ſei gefeſſelt euer Ohr'
Ich weiß, ihr glaubt mir kaum! ihr bliebt bei euren Roſſen;
Ihr ſaht die Städte nicht, die Welt blieb euch verſchloſſen,
Und meine Rede kommt euch wie ein Mährchen vor! —

Denn dies iſt nicht ein Blatt, wie es mit Koran-Suren
Der weiſe Iman füllt auf ſeinem Schreibebrett.
Es meldet, was geſchieht; es folgt der Heere Spuren;
Es trägt von Koniah bis nach des Delta's Fluren
Die Thaten Ibrahims, des Sohnes Mehemed.

Des Nizam Dſchedids* Ruhm wird treu von ihm beſchrieben;
Die Führer ſtellt es dar, gebietend, ernſten Blicks;
Die Rotten muſtert es; es weiß, von wie viel Hieben
Ein Türkenfeldherr ſank; es meldet, wer geblieben;
Es nennt die Namen der erkämpften Paſchaliks

* Nizam Dſchedid — der ägyptiſche Heerbann

Was geſtern dort geſchah, erzählt es hier ſchon heute;
Es murmelt durch die Stadt, wie durch den Sand ein Bach.
Heut ſpricht es von der Schlacht, und morgen von der Beute;
Und daß nicht Einen nur, nein! daß es alle Leute
Belehre, zeigt es ſich mehr denn zehntauſendfach.

So will es Mehemed! In einem Steingebäude
Wird es — geſchrieben nicht; man ſagt, es wird gedruckt.
Fliegt eines Schreibers Hand ſo ſchnell? Traut meinem Eide:
Zu Schocken liegt es da, geſchwinder, als der Scheide
Vor euren Augen jetzt mein ſcharfer Dolch entzuckt.

Fragt nicht, wie es geſchieht! — Wer ſelbſt in keiner Schmiede
Den Säbel ſchmieden ſah, verſteht die Rede nicht
Deß, der es ihm beſchreibt. — Auch bin ich warm und müde.
Drum wiſſet einzig noch, daß eine Pyramide
Die Stirn des Blattes ziert, ein Sinnbild ernſt und ſchlicht.

Ein junger Palmbaum ſproßt empor an ihrer Seite,
Und hinter ihnen geht die Sonne ſtrahlend auf.
O, Männer meines Stamms! wer deuten kann, der deute!
Und wer da ſchauen will, der gürte ſich, und reite,
Und lenke nach dem Nil des Dromedares Lauf.

Und ſuche dort das Haus, von dem er eben hörte:
Es wird der Divan der Ereigniſſe genannt. —
Fürwahr, ich bin nicht reich! doch, wer mich leſen lehrte,
Und brächte mir das Blatt, ſo oft ich es begehrte —
Geöffnet wäre dem mein Zelt und meine Hand!

Am Kongo.

Sultanen, zaudert nicht! es gilt ein Feſt zu feiern!
Berauſcht mit Palmwein euch aus halben Straußeneiern!
Schmückt euch, wie jenen Tag, an dem des Harems Thor
Sich vor euch öffnete! entfaltet eure beſten
Gewande! kleidet euch, wie ſonſt bei hohen Feſten!
Ein großes Glück ſteht euch bevor.

Die Menge draußen jauchzt, und die Batuken ſchallen.
Vom vollen Nacken laßt den faltigen Scharlach wallen!
Hängt die Korallen um, aus denen Feuer ſprüht!
Die rothe Erde nehmt, die Wangen zu beſtreichen!
Laßt euer Angeſicht dem Morgenhimmel gleichen,
Wenn er in dunkler Röthe glüht!

Singt euer froh'ſtes Lied! Tanzt durch die Palaſtthüren
In das Gewühl hinaus! zum Strome laßt euch führen.
Wo um den König ſich gelagert hat das Heer.
Er iſt zurückgekehrt aus ſeinen Wüſtenſchlachten.
Ihr ſeufztet oft nach ihm, geſtillt wird euer Schmachten!
Fortan verläßt er euch nicht mehr!

Ihr ſeid beneidenswerth! zu allen Tageszeiten
Wird er jetzt bei euch ſein, er braucht nicht mehr zu
ſtreiten.
Das ganze Land iſt ſein, bis wo der Kongo quillt.
Nichts liegt ihm fürder ob, als unter euch zu weilen;
Für immer wird er jetzt mit euch das Lager theilen —
Dort liegt er auf dem Kupferſchild!

Fahrt nicht zurück! er iſt's, der Wildeſte der Dſchaggas!
Wohl gleicht ſein Mantel jetzt dem ſtreif'gen Fell des
Quagga's.
Blutſtreifen zieren ihn! wohl iſt ſein Auge ſtarr!
Wohl iſt ſein Arm gelähmt, der uns den Sieg erfochten!
Wohl ſtehn die Pulſe ſtill, die einſt ſo feurig pochten
Bei Tamtamklang und Hufgeſcharr!

Er hat den Sieg erkauft mit seinem eignen Blute,
Kein Geriot, kein Grisgi und keine Zauberruthe
Erweckt ihn, durch dies Grab will er von hinnen ziehn
In das glückseel'ge Land, wo die Gestorbnen wohnen;
Wo statt des Thaues Blut auf Gras und Blumenkronen
Glänzt. — Heil euch, ihr begleitet ihn!

Wohl zög' er zürnend noch empor die finstern Brauen,
Fänd' er im Grabe nicht die dreimal fünfzig Frauen,
Die lebend er umarmt! — wir senden euch ihm nach!
Seht, wie sein Auge zuckt! mit grünen Palmenzweigen
Bedeckt den Harrenden! tanzt, und im wirrsten Reigen
Empfangt Schwertstreich und Keulenschlag!

Scipio.

Maſſa, du biſt ſehr reich! dein Saal iſt voll von Pagen:
Zweimal zehn Meilen ziehn am Fluſſe die Plantagen
Sich hin, wo man für dich die Baumwollſtaude bau't;
Wo man das Zuckerrohr für dich mit Meſſern ſchneidet,
Wo ſeine Kraft für dich der Kaffeebaum verſendet,
Wo in den Raum des Schiffs man deine Ballen ſtau't.

Maſſa, du biſt ſehr reich! wenn unter den Agaven
Der Vogt zuſammenruft die Menge deiner Sklaven,
So faßt ſie kaum der Platz vor deinem Steinpalaſt.
Zwölf Pferde reiteſt du, fünf Schiffe ſind dein eigen;
Sie tragen deinen Ruhm in alle Welt; es zeigen
Den Namen, den du führſt, die Flaggen hoch am Maſt.

Massa, du bist sehr reich! die Tochter des Creolen,
Leicht, wie am Mondgebirg der Zebrastute Fohlen,
Dient dir: — o, welch ein Mund, o, welch ein Aug'! welch
Haar!
Sie trägt ein Kleid von Flor, gefärbt mit Cochenille,
Erröthend reicht sie dir den braunen, mit Vanille
Gewürzten Frühetrank der Cacaobohne dar.

Massa, du bist sehr reich! dein Jagdhund heißt Diana!
Hat je ein Hund, wie der, die Wälder von Guyana
Durchrannt und stöbernd das Tajassu aufgespürt?
Weit trägt dein Doppellauf; dem hundertfarb'gen Fittig
Des Tukans ruft er: „Halt!" — Du sagst, er sei von
Büttich;
Mit einem Hirschkopf ist der braune Schaft geziert.

Massa, du bist sehr reich! wenn drückend heiß aus Westen
Der schwüle Landwind weht, verschläfst du in Siesten
Die Glut, der reichste Mann in Paramaribo.
Halbnackt liegst du auf der Hirumawolle Quito's,
Ich stehe neben dir und scheuche die Moskito's,
Ich bin dein Lieblingssklav: du nennst mich Scipio.

Massa, du bist sehr reich' Dongola's Fürsten äßen
Die Speisen, die dein Koch in silbernen Gefäßen
Auf deine Tafel setzt, o Herr, zur Mittagszeit.
Dein Tisch ist voll vom Gut des Landes und der Tiefen;
Das würz'ge Schwalbennest der fernen Lakediven
Und Seltneres ist dir, Herr, keine Seltenheit.

Massa, du bist sehr reich' wer zählte die Gerichte,
Womit man dich bedient, den Wein, die saft'gen Früchte?
Aus deiner Küche tönt den ganzen Tag Geräusch.
Doch ein Gericht, o Herr, fehlt dir, dein Mahl zu krönen;
Kein andres kommt ihm gleich an Wohlgeschmack: die Sehnen
Stärkt es, o, zürne nicht! — ich meine Menschenfleisch!

An das Meer.

O Meer, verlieh'st du nicht den brennendrothen Saft,
Den heil'gen Purpur, draus man Kön'gen Mäntel schafft,
Den Männern von Beryt und Tyrus?
O finstres Meer, lag nicht in deiner grauen Flut
Die dunkle Röthe, die mit königlicher Glut
Umfloß den Heldenleib des Cyrus?

O du, des schwärzlichen Meergotts farb'ger Sohn,
Purpur, bedeckest du nicht Alexanders Thron
Im Land der Inder und der Scythen? —
O Meer, dein dunkler Schooß verbirgt ein Labyrinth
Von Wundern, — ist nicht auch die Perl', o Meer, dein
Kind?
Gebarst du nicht selbst Aphrodite?

Ja, du bist reich! ich sah bis auf den Grund dich, Meer!
Wie dem von Sidon du die Muschel gabst, daß er
Den Purpur auf die Wolle drücke:
So hast du meinem Blick dein Innres aufgethan,
So ließest du im Geist mich deine Pracht empfahn,
Auf daß sie meine Lieder schmücke.

Die alten Schätze, die auf deinem Boden ruhn,
Die Horte, die man einst in dich versenkt, die Truhn,
Die durch das blaue Wasser blitzen;
Die Drachen, deren Mund blutrothe Flammen speit,
Die, Scepter in den Klau'n, im Scharlachpurpurkleid
Das anvertraute Gut beschützen;

Die Schlange, deren Leib, gleichwie ein Meridian,
Die halbe Welt umspannt, die Keines Augen sahn,
Als meine, die mit sieben Jungen
Das Eis des Nordpols leckt (— es schmilzt von ihrem
Bauch,
Die Gletscherzunge sengt durch's Wasser ihren Bauch,
Den Südpol hält ihr Schweif umschlungen):

Die Städte, die dein Mund in seine Tiefe riß —
(Als Wächter stehn am Thor und fletschen das Gebiß
Meermänner mit blutgier'gen Blicken —);
Den Seepolypen, der mit haar'gen Armen zuckt,
Den Leviathan, der den Mund dereinst verschluckt,
Wenn er vom Himmel fällt in Stücken.

Das Grab Neptuns — in das, als er gestorben war,
Als ihn kein Steuermann mehr rief in der Gefahr,
Als jeder sich an Heil'ge wandte,
An Fischefänger auf dem See Genezareth,
Und nicht an ihn mehr, dem der Aethiop das Fett
Von hundert Stieren einst verbrannte —

Sein Grab, in welches ihn ertrunkne Römer und
Hellenen — sie auch, die der rothgefärbte Sund
Von Salamis verschlang — begruben,
Sich drüber legten, und — o, welch ein Leichenstein! —
Aus ihrem eigenen vermitterten Gebein
Dem todten Gott ein Mal erhuben.

Die Flaſchen, die der Ring des Salomo verſchloß,
Die ſeit Jahrtauſenden dein Waſſer ſchon umfloß;
Die Krüge, gläſern oder irden,
In denen Geiſter ſind, entſetzlich von Geſtalt,
Die losgelaſſen dich, o Weltmeer, wie Aſphalt
In lichte Flammen ſetzen würden: —

All' hab' ich es geſehn! — du haſt dich mir gezeigt,
Auf daß mein Mund von dir und deinen Wundern zeugt,
Uraltes Meer, vor meinem Sterben.
Du reichſt den Purpur mir: mein Lied iſt das Gewand,
Auf dem er glühen ſoll, ich tauche mit der Hand
In deine Flut, mein Lied zu färben.

Sieh', wie es funkelt! ſieh', ſchon glänzt es purpurroth,
Schon glüht es farb'ger, als die Flagge, die das Boot
Aus China ſchmückt vor Surabaya!
Schon geht es, buntgeſchuppt, in ſeiner Pracht einher:
Dem Goldfiſch iſt es gleich, dem blitzenden, wenn er
Sich ſonnt im Buſen von Biscaya.

Schiffbruch.

Fragment.

Wohl wünsch' ich Vieles mir; doch, wär ich ein Matrose,
Dann wünscht' ich einen Sturm und eine Wasserhose
Im fernsten Südmeer mir, dann wünscht' ich, daß mein Schiff
Der zürnenden Gewalt des Trombengeists verfiele,
Daß, mast- und segellos, es säße mit dem Kiele
Gespießt auf ein blutroth, thurmhoch Korallenriff.

Des Meeres Arme sind die zackigen Korallen;
Aus seiner Tiefe streckt es sie, wie blut'ge Krallen,
Nach den belasteten Ostindienfahrern aus.
Und hat es sie gefaßt, dann hält es sie den Schlägen
Der Sturzflut und dem Zorn des Tropensturms entgegen,
Und reißt sie jauchzend in sein wunderbares Haus

Die Wände seines Saals — Eisberge! glänzend stehen
An beiden Polen sie! — bedeckt es mit Trophäen:
Der Schiffe Flaggen und zerriss'ne Segel sind's.
Ha! wär' ein Schiffer ich, dann wollt' ich, so versänke
Mein Schiff, geschleudert auf die scharlachrothen Bänke
Des unbekanntesten und fernsten Labyrinths

Von Südseeinseln, die, wie unbewegt das flache,
Saftgrüne Lotosblatt auf einem stillen Bache
Schwimmt, auf dem Meere ruhn; sie schlummern auf der Fluth
Schilfgürtel tragen sie und Kokospalmenkronen;
Die prächt'gen Vögel, die hoch auf den Kronen wohnen,
Sind das Gestein daran, goldgelb und roth, wie Blut.

Wie Kinder ruhn sie an der Brust des Oceanes;
Sie lächeln durch den Sturm, die Stimme des Orkanes
Stört ihren Schlummer nicht; das Meeres schäumend Naß
Das sie mit Untergang bedroht, macht sie nicht zittern:
So lächelnd schlummerte, inmitten von Gewittern,
Der Sohn des Menschen einst auf dem Tiberias. —

Anno Domini . . . . . ?

Hört mich, Kleingläubige' — wie vormals im Gefilde
Der Marne bei Chalons die Sünderin Brunhilde
Durch Knechte binden ließ mit ihrem grauen Haar
An einen wilden Hengst, daß an dem dichten Schweife
Er galoppirend sie durch's Frankenlager schleife,
Der Sohn des Chilperich, der andere Chlotar:

Der Hengst riß wiehernd aus; die Hinterhufe schlugen
Das nachgeschleppte Weib, verrenkt in seinen Fugen
Ward jedes Glied an ihr; um ihr entstellt Gesicht
Flog ihr gebleichtes Haar, die spitzen Steine tranken
Ihr königliches Blut, und schaudernd sahn die Franken
Chlotars, des Zürnenden, erschrecklich Strafgericht.

Jetzt auf ihr Antlitz, das blutrünst'ge, fiel der rothen
Wachtfeuer Glut, die da vor jedem Zelte loh'ten;
Jetzt wusch mit eis'gem Guß den Staub von ihrer Stirn
Ein Arm des Marnestroms: weit vorgequollen stierte
Ihr Aug', und das Kameel, drauf man sie Morgens führte
Durch's ganze Heer, ward jetzt besprizt von ihrem Hirn:

So wird dereinst, hört mich, ihr Kalten und Verständ'gen,
Der Herr ein feurig Roß, das flammend in unbänd'gen
Courbetten schießt durch den Abgrund des Raumes hin,
Den feurigsten von den Kometen wird er senden,
Und wird an dessen Schweif mit seines Zornes Händen
Die Erde fesseln, die bejahrte Sünderin.

Aus ihrer Bahn, die sie sklavisch hat wandeln müssen
Vom Anbeginn, wird sie durch seine Kraft gerissen:
Sie muß ihm folgen als Trabant: tief in den Raum
Schleift er sie mit sich fort: er schnaubt, und Funken
sprühen
Durch's All: sein Schweif durchwebt es stolz: denn mit sich
ziehen
Die Erde darf er — Gott verhängte seinen Zaum.

Wer hält den Rasenden? — die Sonne tritt zurücke,
Und steht zuletzt so fern, daß sie nicht Eines Blicke
Mehr sichtbar ist; dann wird es kalt und finster sein,
Und jezuweilen nur, wenn sie den Grenzen neuer,
Entfernter Sonnen nahn, wird, wie des Lagers Feuer
Dem Antlitz der Brunhild, so dieser Sonnen Schein

Dem zuckenden Gesicht der Erde, der halbtodten,
Ein flackernd, gräßlich Licht zuwerfen: im blutrothen
Gewande steht alsdann der Himmel; siedend zischt
Die See. Vorüber schießt der Wilde, von der Hitze
Gejagt. Nacht folgt auf's Neu dem momentanen Blitze.
Schwarz wird die Erde, gleich der Kohle, die erlischt.

Und bebt vor Kälte, bis, wenn lange Zeit verronnen,
Sie wieder deine Glut fühlt, mildeste der Sonnen,
Einst ihre Mutter du! Bei deinem ersten Strahl
Zuckt sie vor Lust; das Eis zerschmilzt, die Quellen rinnen
Wie Freudenthränen; doch zum andern Mal von hinnen
Reißt sie das Flammenroß, und neu wird ihre Qual

Doch endlich wird geleert ſein deines Zornes Schale,
O Herr! — du winkſt! — ſie brennt! ſie glüht zum erſten Male
In eignem Licht, doch iſt es eines Dochtes Brand,
Der ſich durch Glühn verzehrt. Die Schöpfung ſieht mit Staunen
Das Sterben einer Welt; alsdann hört man Poſaunen,
Und die Wagſchale ſchwebt in des Weltrichters Hand.

Ein Flammengürtel blitzt und wallt von Pol zu Pole.
Die Berge ſtürzen ſich mit Ziſchen in die Soole
Des Meers; bis an den Mond weht Lohe, Schaum und Rauch;
Und — doch, dann will ich mich empor im Grabe richten,
Und will, wenn ich es kann, dies Lied zu Ende dichten
Ich zittre; mit der Hand bedeck' ich Stirn und Aug'.

Henry.

Ein öd' und trüb' Gemach; der Abendsonne Schein
Bricht durch's vergilbte Glas der Fenster fahl herein'
Matt durch die matten Scheiben bricht er.
Ein Feldbett und ein Tisch; ein Sessel auch; und hier
Ein Sarg — was zitterst du? sei stark, und folge mir'
Laß uns betrachten zwei Gesichter.

Sieh' auf dem Tisch dies Bild' — ein Mädchen' — o wie
held'
Dies Auge' dieser Mund' und dieser Locken Geld'
O, dieser Liebreiz, diese Milde'
Ein himmelblaues Band umfängt den schlanken Leib;
Die jungfräuliche Brust ... Liebt mich einmal ein Weib,
O Gott, so gleich es diesem Bilde'

Nun aber wende dich! Sieh' da den Todtenschrein!
Ein Jüngling ruht in ihm; — aus weißen Laken drän'n
Die starren, gramzerrißnen Züge.
Ein tiefer, stiller Schmerz umzuckt den bleichen Mund:
Doch gab den innern Sturm nie diese Lippe kund —
Er wollte, daß sie ewig schwiege.

Zurück das Leichentuch! — Siehst du in seiner Hand
Den blut'gen Dolch? — Sei Mann! entferne das Gewand! —
Sein Herz die Scheide dieses Dolches!
Einmal betrachte noch dies lächelnde Gesicht,
Und dann dies schmerzliche! — Nun komm! doch frage nicht:
Um solch ein Angesicht, o Gott, warum ein solches?

Im Herbſt.

1836.

Und wieder iſt es Herbſt! — entblättert ſtehn die Bäume;
Dem dürren Laube gleich, verwehen meine Träume;
Aus Norden brauſt es hohl!
Es ziehn die Kraniche nach wärm'rer Meere Borden;
Erſchrocken fahr' ich auf! ja, es iſt Herbſt geworden —
So war's auch Sommer wohl!

Und wieder iſt es Herbſt! — die alten Thürme trauern,
Befeuchtet hat der Hauch des Nebels ihre Mauern
Und ihrer Dächer Blei.
Der Nordwind rüttelt ſie, die Wetterfahnen klirren;
Um die verwitternden ſieht man die Dohle ſchwirren
Mit winterlichem Schrei.

Und wieder iſt es Herbſt! — Der Sommer iſt vergangen;
Umſäuſelt hat das Wehn des Lenzes meine Wangen —
Ich hab' es nicht gewußt!
Auf's Neue ließ ein Jahr ich ungenoſſen fliehen;
Und, ach! ich merk' es erſt, da jetzo ſein Verziehen
Mir ſchauert durch die Bruſt.

Und wo denn wieder war's, daß träumeriſch indeſſen
Die Monden ich verpaßt; daß ich den Lenz vergeſſen,
Und Seufzer eingethan? —
Durchirrt hab' ich den Sand, ein Quell- und Schattenſpürer;
Ich watete durch Blut; die Sonne war mein Führer,
Mein Roß der Ocean.

Ich ſah der Wüſte Brand und ihrer Körner Dürſten.
Verſprengt von ihrer Schaar ſah ich Nomadenfürſten;
Am Boden lag ihr Pferd.
Sie ſchauten grimmig aus nach einer Karavane;
An ihrem prächt'gen Gurt hing wimmernd die Sultane,
Nachſchleifend wie ein Schwert.

Zur Fehde zog ich aus mit Rittern und Baronen;
Den Flamberg in der Faust, erstürmt' ich Mauerkronen –
Gewieher und Geschnauf'
Die Leitern legt' ich an, ich klomm hinan die Scharten,
Ich pflanzte blutbefleckt die flatternden Standarten
Auf Feindesleichen auf.

Schlachtbanner, schwärzliche, zerschoss'ne sah ich fliegen;
Erschlagne Krieger starr am Boden sah ich liegen
Mit blut'gem Angesicht.
Es neigten Jungfrau'n sich hernieder zu den Todten –
Ach, ob sie Becher auch den kalten Lippen boten,
Sie weckten Jene nicht'

Und Flotten sah ich ziehn mit weißen Segelschwingen;
Ich sah sie rüsten sich zum Kampf; ich sah sie ringen,
Entmastet und entmarst.
Ich sah sie bäumen sich, geschaukelt auf dem Nachen
Des alten Oceans; — ich sah es, wie mit Krachen
Ein Admiralschiff barst.

Von hoher Berge Stirn ſchaut' ich nach zweien Landen; —
Tief unten, wo der Schlucht bereifte Tannen ſtanden,
Ein bunter Maulthier-Zug!
Ich ſah auf ihrem Haupt die weiß und rothe Feder; —
Voran ein brauſend Paar von Zeltern, deren jeder
Ein ſchwärzlich Mädchen trug.

Zigeuner waren es! — Geklirr von Tambourinen! —
Sie zogen über's Joch des Berges in die grünen
Jenſeit'gen Thalesau'n!
Den Schwalben gleicht dies Volk; es flieht des Winters Grenze;
Es ſucht im Herbſt ein Land, auf welches ew'ge Lenze
Vom Himmel niederthau'n!

Die Lenze ſah ich wohl! doch den, der mich umgeben,
Ich ließ ihn achtlos fliehn! Ich träumte, ſtatt zu leben!
Die Schwalben ſammeln ſich!
Ja, wieder iſt es Herbſt; er klirrt um meine Klauſe;
Er rüttelt mich: „Wach auf! kehr' ein im eignen Hauſe!
Du Sinnender, beſinne dich!"

Vermiſchte Gedichte.

Im Walde.

Geh ich einſam durch den Wald,
Durch den grünen, duſtern,
Keines Menſchen Stimme ſchallt,
Nur die Bäume flüſtern.

O, wie wird mein Herz ſo weit,
Wie ſo hell mein Sinn'
Mährchen aus der Kinderzeit
Treten vor mich hin.

Ja, ein Zauberwald iſt hier'
Was hier lebt und wächſt,
Stein und Blume, Baum und Thier,
Alles iſt verhext.

Die auf dürren Laubes Gold
Sich hier ſonnt und ſinnt,
Dieſe Natter, krausgerollt,
Iſt ein Königskind.

Dort, in jenen dunklen Teich,
Der die Hindin tränkt,
Iſt ihr Palaſt, hoch und reich,
Tief hinabgeſenkt.

Den Herrn König, ſein Gemahl,
Und das Burggeſinde,
Und die Ritter allzumal
Halten jene Gründe.

Und der Habicht, der am Rand
Des Gehölzes ſchwebt,
Iſt der Zaubrer, deſſen Hand
Dieſen Zauber webt.

O, wüßt' ich die Formel nun,
So den Zauber löſ't:
Gleich in meinen Armen ruhn
Sollte ſie erlöſ't.

Von der Schlangenhülle frei,
Mit der Krone blank,
In den Augen ſüße Scheu,
Auf den Lippen Dank.

Aus dem Teiche wunderlich
Stiege das alte Schloß;
Ans Gestade drängte sich
Ritterlicher Troß.

Und die alte Königin
Und der König, beide,
Unter sammt'nem Baldachin
Säßen sie; der Bäume Grün
Zitterte vor Freude.

Und der Habicht, jetzt gewiegt
Von Gewölk und Winden,
Sollte machtlos und besiegt
Sich im Staube winden.

Waldesruhe, Waldesluft,
Bunte Mährchenträume,
O, wie labt ihr meine Brust,
Lockt ihr meine Reime!

Die Tanne.

I.

Auf des Berges höchſter Spitze
Steht die Tanne, ſchlank und grün,
Durch der Felswand tiefſte Ritze
Läßt ſie ihre Wurzeln ziehn;

Nach den höchſten Wolkenbällen
Läßt ſie ihre Wipfel ſchweifen,
Als ob ſie die vogelſchnellen
Mit den Armen wollte greifen.

Ja, der Wolken vielgeſtalt'ge
Streifen, flatternd und zerriſſen,
Sind der Edeltann' gewalt'ge,
Regenſchwangre Nadelkiſſen.

Tief in ihren Wurzelknollen,
In den faserigen, braunen,
Winzig klein, und reich an tollen
Launen, wohnen die Alraunen.

Die des Berges Grund befahren
Ohne Eimer, ohne Leitern,
Und in seinen wunderbaren
Schachten die Metalle läutern.

Wirr läßt sie hinunterhangen
Ihre Wurzeln ins Gewölbe,
Diamanten sieht sie prangen,
Und des Goldes Glut, die gelbe.

Aber oben mit den dunkeln
Aesten sieht sie schönres Leben,
Sieht durch Laub die Sonne funkeln,
Und belauscht des Geistes Weben.

Der in diesen stillen Bergen
Regiment und Ordnung hält,
Und mit seinen klugen Zwergen
Alles leitet und bestellt.

Oft zur Zeit der Sonnenwenden
Nächtlich ihr vorüberſauſ't,
Eine Wildſchur um die Lenden,
Eine Kiefer in der Fauſt.

Sie vernimmt mit leiſen Ohren,
Wie die Vögel ſich beſprechen;
Keine Sylbe geht verloren
Des Gemurmels in den Bächen

Offen liegt vor ihr der ſtille
Haushalt da der wilden Thiere.
Welcher Friede, welche Fülle
In dem ſchattigen Reviere!

Menſchen fern; — nur Rothwildſtapfen
Auf dem moosbewachſ'nen Boden! —
O, wohl magſt du deine Zapfen
Freudig ſchütteln in die Loden!

O, wohl magſt du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niederſprengen,
Und dein ſtraffes, grünlichſchwarzes
Haar mit Morgenthau behängen!

O, wohl magſt du lieblich wehen'
O wohl magſt du trotzig rauſchen!
Einſam auf des Berges Höhen
Stark und immergrün zu ſtehen —
Tanne, könnt' ich mit dir tauſchen!

2.

Inmitten der Fregatte
Hebt ſich der ſtarke Maſt,
Mit Segel, Flagg' und Matte:
Ihn beugt der Jahre Laſt.

Der ſchaumbedeckten Welle
Klagt zürnend er ſein Leid:
„Was hilft mir nun dies helle,
Dies weiße Segelkleid'

Was helfen mir die Fahnen,
Die ſchwanken Leiterſtricke?
Ein ſtarkes inn'res Mahnen
Zieht mich zum Forſt zurücke.

In meinen jungen Jahren
Hat man mich umgehauen;
Das Meer ſollt' ich befahren
Und fremde Länder ſchauen.

Ich habe die See befahren;
Meerkön'ge ſah ich thronen;
Mit ſchwarzen und blonden Haaren
Sah ich die Nationen.

Isländiſch Moos im Norden
Grüßt' ich auf Felſenſpalten;
Mit Palmen auf ſüdlichen Borden
Hab' Zwieſprach ich gehalten.

Doch nach dem Heimathberge
Zieht mich ein ſtarker Zug,
Wo ich in's Reich der Zwerge
Die haarigen Wurzeln ſchlug.

O ſtilles Leben im Walde!
O grüne Einſamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit ſeid ihr, wie weit!"

Die Todten im Meere.

Tief unter grüner Meereswell',
Auf Muſchelbank und Kies,
Da ſchlummert mancher Schiffsgeſell,
Der friſch vom Lande ſtieß.

Die See riß ſein gebrechlich Boot
Hinab auf ihren Grund;
Im Sturme fand er frühen Tod,
Und war doch ſo geſund.

Tief unter grüner Meereswog',
Auf Kies und Muſchelbank,
Da ſchlummert mancher Andre noch,
Der nicht im Sturm ertrank.

Er ward in enger Koje kalt,
Kam nie zurück zum Port,
Man hat ihn auf ein Brett geſchnallt,
Und warf ihn über Bord.

Ein großes Grab iſt Meeres Grund,
Ein Kirchhof Meeres Spiegel;
Die Wellen, ſchwellend all und rund,
Das ſind die Grabeshügel.

O, könnte man dort unten ſein,
Wär' Meeresflut verronnen:
Man ſäh' der Schläfer lange Reih'n,
Säh' von Polypen ihr Gebein,
Das bleiche, roth umſponnen.

Man ſäh' ihr Kiſſen: weiches Moos,
Und Sand und Meereslinſen;
Man ſäh', wie ſie mit Zähnen bloß
Ins Fiſchgewimmel grinſen.

Man ſäh', wie ihren Knochenarm
Der Sägefiſch polirt;
Wie ſie der Meeresfrauen Schwarm
Mit ſeltnen Gaben ziert.

Die eine ſalbt, die andre flicht
Ihr Haar, das lang begaffte,
Und ſchminkt ihr beinern Angeſicht
Mit Purpurſchneckenſafte.

Die eine ſingt ein traurig Lied,
Die kommt mit Muſchelſchnüren.
Man ſäh' die todte Schaar umglüht
Von wunderbaren Zieren.

Säh' Hand und Knöchel ſchön umglänzt
Von gelben Bernſteinſchnallen;
Der nackte Schädel wär' bekränzt
Mit krönenden Korallen.

Und theure Perlen, rein und weiß,
Das wären ihre Augen.
Man ſäh' der Tiefe bunt Geſchmeiß
Ihr Beinmark gierig ſaugen.

Man ſähe jeden ſchlanken Maſt,
Den einſt die Flut getragen,
Den jetzt ein Meeresfels umfaßt,
Einen Todten überragen;

Säh' ihn, benagt von Fiſch und Wurm,
Gewurzelt feſt in Torfe;
Der Schläfer meint, es ſei der Thurm
Von ſeinem Heimathdorfe. —

Ja, unter grüner Meereswell',
Bei Perlen silberfarb,
Da liegt manch rüstiger Gesell,
Der in den Wellen starb.

Er schlummert fern von Haus und Hof;
Keine Blume ziert sein Grab,
Und keine Freundesthräne troff
Auf sein Gesicht hinab.

Er schlummert süß; umdüftet auch
Sein Grab kein Rosmarin,
Umsäuselt's auch kein Rosenstrauch,
Keiner Trauerweide Grün,

Was thut's? — und daß sein Angesicht
Kein Thränenregen schlug,
Den Todten im Meere kümmert's nicht!
Er ist ja naß genug!

Geiſterſchau.

Gleichwie an des Ades Thor
Wagend ſich Odyſſeus ſetzte,
Die Geſtorbenen beſchwor,
Und mit Widderblut ſie letzte;

Daß für das erſehnte Naß
Jeder ſeinen Spruch ihm gebe,
Daß zumal Teireſias
Ihm der Zukunft Schleier hebe:

So auch oft an dem Geſtad
Meines Erebos, des Meeres,
Sitz' ich, der Laertiad'
Eines luft'gen Todtenheeres.

Aber nicht durch Blut und Wein,
Ird'ſchen Stoff, bin ich ihr Meiſter;
Kraft des Willens ſind ſie mein:
Nur der Geiſt beſchwört die Geiſter!

Aus des Geiſtes Tiefen quillt,
Was das Aug' als Geiſter ſchauet;
Aus mir ſelber, kühn und wild,
Steigt empor, davor mir grauet.

Siehe, roth vom eignen Blut,
Kommen ſie herangezogen,
Seelen derer, ſo die Flut
In das Todtenreich gezogen;

Kön'ge, denen aus der Hand
Sie das goldne Scepter ſpülte;
Mädchen, denen ſie entbrannt
In den todten Reizen wühlte;

Schiffer, denen hundert Jahr
Wellen ſchon den Schädel netzen —
Wende dich, du düſtre Schaar,
Denn es faſſet mich Entſetzen!

Weh'! was hab' ich euch geſtört,
Schlumm'rer auf dem Grund der Meere!
Weh', wo iſt des Griechen Schwert,
Daß ich eurem Zürnen wehre!

Die Magier.

(Im Dom zu Cöln.)

Wie wenn Phiolen, die der Meiſter,
Bannworte murmelnd, wohl verpicht,
Mit kecker Hand ein junger, dreiſter
Lehrling der Zauberkunſt zerbricht;

Urplötzlich füllt das wunderliche
Gemach ein leichter blauer Rauch,
Narkotiſch ſteigen Wohlgerüche
Aus der geborſtnen Flaſche Bauch;

Und wie die Menge der zerſtreuten
Duftflocken ſich zuſammenballt,
So werden ſie zu des befreiten
Elementargeiſts Lichtgeſtalt;

Zum Dank, daß er zerbrach das Siegel,
Das ſeinen Kerker lange Zeit
Schloß, will er Jenem ſeine Flügel
Leih'n, und der Erde Herrlichkeit

Ihm zeigen: ſo aus dieſen Düften
Des Weihrauchs, die der Kirche Chor
Durchzieh'n, tritt rieſig, um die Hüften
Den Gurt, ein Genius hervor.

Sandalen trägt er an den Sohlen!
Es iſt ein Geiſt der Wüſtenei.
Im Weihrauch ſchlief er! dieſer Kohlen
Glut machte den Gebundnen frei.

Aus langen Reihen ernſter Beter
Trägt dahin er mich durch die Luft,
Wo nicht Ein Haus, wo ganz der Aether
Durchwallt wird von des Weihrauchs Duft.

Ihr heil'gen, königlichen Dreie,
Erzeigt er dieſe Gnade mir,
Wie ließ' er euch, einſt Yemens treue
Stammführer, in den Mauern hier?

Er pocht an euer Grabgewölbe,
Und weckt vom langen Schlaf euch auf,
Salbt euer Haar, und drückt die gelbe
Pracht goldner Diademe d'rauf.

Ihr wandelt wieder durch die Lande,
Die gläubig einstens ihr durchirrt!
Die Rosse harren noch im Sande,
Gezäumt, gesattelt und geschirrt.

Ihr bindet los sie von den Bäumen,
Und tretet in die Bügelschuh',
Und führt an rothen Korduanzäumen
Dem Abend die Kameele zu.

Ihr sammelt Weihrauch, Gold und Myrrhen,
Und häuft — die Weihnacht ist nicht weit! —
In tiefen, funkelnden Geschirren
Der Gabenfülle Kostbarkeit.

Ihr folgt dem Scheine des Kometen
Auf's Neue nach Jerusalem;
Die Prophezeihung des Propheten
Seht ihr erfüllt zu Bethlehem.

Nebo.

1830.

Auf Jordan's grünen Borden
Da weilte Jakob's Samen,
Da feierten die Horden,
Die von Mizraim kamen,
Da lagerten die Schaaren,
Da hielt der Heerzug Rast,
Seit langen, langen Jahren
Der sandigen Wüste Gast.

Da legten ihre Stecken
Die Wandrer aus den Händen,
Und spreizten weiche Decken,
Entgürtend ihre Lenden.
Und auf den Decken reinlich,
Da lagen, buntgeschaart,
Die Männer, schlank und bräunlich,
Mit schwarzgelocktem Bart.

Da waren ihre Hütten
Von Leinen aufgeſtellt,
Und in der Zelte Mitten
Hob ſich des Stiftes Zelt.
Da ſchützten grüne Sträuche
Sie vor der Glut der Sonnen;
Da füllten ſie die Schläuche
Am kühlen Waſſerbronnen.

Da ſalbten ſie die Leiber,
Die ſtaubigen mit Oele;
Da ſtriegelten die Treiber
Die dampfenden Kameele:
Da ruh'te wiederkäuend
Im Graſe Heerd' an Heerde;
Da flogen wild und ſcheuend
Die langgeſchweiften Pferde.

Da freuten ſich die Müden
Und hoben fromm die Hände,
Daß ihnen bald beſchieden
Der langen Wallfahrt Ende;

Da ſchärften ſie die Schneide
Des Schwerts mit kräft'ger Hand,
Zu kämpfen um grüne Weide
In ihrer Väter Land,

Das ihrer ſchien zu warten
Am andern Bord des Fluſſes,
Ein lachender Gottesgarten,
Ein Land des Ueberfluſſes.
Auf ihren Wüſtenzügen
Sah'n ſie es oft im Geiſt —
Jetzt ſeh'n ſie's vor ſich liegen,
Das Land, wo Milch und Honig fleußt.

Im Thal ruhn die Nomaden
Und jauchzen: Canaan! —
Ihr Haupt auf ſteilen Pfaden
Klimmt das Gebirg hinan.
Schneeweiße Locken fließen
Auf ſeine Schultern dicht!
Zwei goldne Strahlen ſchießen
Aus Moſis Haupte licht.

Und wie er nun die Höhe,
Die ſchauende, erreicht,
Und, daß er Alles ſehe,
Sich zitternd vorwärts beugt:
Da glänzen ihm die Auen,
Von tauſend Freuden voll,
Die er nur ſehnend ſchauen,
Doch nicht betreten ſoll.

Da dehnen ſich die Flächen,
Wo Korn und Traube reift;
Da iſt mit weißen Bächen
Das grüne Land geſtreift;
Da ſchwärmen Bienenkörbe,
Da wiehert Pfluggeſpann;
Da funkelt Juda's Erbe
Von Berſeba gen Dan.

„Ich habe dich geſehen'
Jetzt iſt der Tod mir recht'
Säuſelnd, mit leiſem Wehen,
Herr! hole deinen Knecht!" —

Da naht auf lichter Wolke
Der Herr des Berges Rücken,
Dem müden Pilgervolke
Den Führer zu entrücken.

Auf einem Berge ſterben,
Wohl muß das köſtlich ſein!
Wo ſich die Wolken färben
Im Morgenſonnenſchein.
Tief unten der Welt Gewimmel,
Forſt, Flur und Stromeslauf,
Und oben thut der Himmel
Die gold'nen Pforten auf.

Die Bilderbibel.

Du Freund aus Kindertagen,
Du brauner Foliant,
Oft für mich aufgeſchlagen
Von meiner Lieben Hand;
Du deſſen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzten,
Den ſpielvergeßnen Knaben
Nach Morgenland verſetzten:

Du ſchobſt für mich die Riegel
Von ferner Zonen Pforten,
Ein kleiner, reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!
Dir Dank! durch dich begrüßte
Mein Aug' eine fremde Welt,
Sah Palm', Kameel und Wüſte,
Und Hirt und Hirtenzelt.

Du brachteſt ſie mir näher,
Die Weiſen und die Helden,
Wovon begeiſterte Seher
Im Buch der Bücher melden;
Die Mädchen, ſchön und bräutlich,
So ihre Worte ſchildern,
Ich ſah ſie alle deutlich
In deinen feinen Bildern.

Der Patriarchen Leben,
Die Einfalt ihrer Sitte,
Wie Engel ſie umſchweben
Auf jedem ihrer Schritte;
Ihr Ziehn und Heerdentränken,
Das hab' ich oft geſehn,
Konnt' ich mit ſtillem Denken
Vor deinen Blättern ſtehn.

Mir iſt als lägſt du prangend
Dort auf dem Stuhle wieder,
Als beugt' ich mich verlangend
Zu deinen Bildern nieder;

Als ſtände, was vor Jahren
Mein Auge ſtaunend ſah,
In friſchen, wunderbaren,
Erneuten Farben da;

Als ſäh' ich in grotesken,
Verworrenen Geſtalten
Auf's Neue die Moresken,
Die bunten, mannichfalten,
Die jedes Bild umfaßten,
Bald Blumen, bald Gezweig,
Und zu dem Bilde paßten,
An ſinniger Deutung reich!

Als trät' ich, wie vor Zeiten,
Zur Mutter bittend hin,
Daß ſie mir ſollte deuten
Jedweden Bildes Sinn.
Als lehrte zu jedem Bilde
Sie Sprüche mich und Lieder,
Als ſchaute ſanft und milde
Der Vater auf uns nieder.

O Zeit, du biſt vergangen!
Ein Mährchen ſcheinſt du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläub'ge Aug' dafür,
Die theuren Eltern beide,
Der ſtillzufriedne Sinn,
Der Kindheit Luſt und Freude —
Alles dahin, dahin!

Landrinette.

1.

1824.

Noch Knabe war ich, als Trompetenklang
Früh Morgens einſt zu meinen Ohren drang —
Hinaus, hinaus, das ſind Huſaren!
Kommt! Um die Ecke! Dort hat es geſchallt!
Fort auf den Markt! — Da ſah'n wir freilich bald,
Daß die Trompeter keine Krieger waren.

Berittne zwar, phantaſtiſch angethan!
Zuerſt ein Neger mit geſtickter Fahn',
Darnach ein Mädchen, ſteh'nd auf ſtolzem Pferde!
Sechs, ſieben Jahr' alt! Mit der kleinen Hand
Den Braunen zügelnd! Schimmernd im Gewand
Der Amoretten! Lächelnd von Geberde!

Dann Frau'n und Männer, sitzend hoch zu Roß!
Weh'n seidner Mäntel! Ritterlich Geschoß!
Horn, Trommel, Federn und Barette!
Und, o, der Renner und Geschirre Pracht! —
Doch dachten wir bei Tag und auch bei Nacht
Zumeist nur an die Amorette. —

Vereiter waren's! Andern Tags erhob
Sich schon ihr Zelt, und wälzte sich ihr Lob
Von Mund zu Munde durch die Straßen.
Was Curtius! Was Verba gar auf Mi!
Was Odyssee! Wir dachten nur an Sie,
Bis endlich wir im Circus saßen!

Da sahn wir denn, das wir bisher gekannt
Aus Büchern nur, der Wunder altes Land!
Bei'm Himmel, dieser Rennbahn Räume
Umfaßten es: Helmzierden, Hermelin,
Speerschwinger, Türken, schwarzer Augen Glühn,
Wiehernde Rappen und verhängte Zäume!

Und über allem ſie, die kleine Fee
Des über Nacht erſtandnen Mährchens! — Seh'
Ich ſie nicht heute noch, jetzt fächelnd
Ihr ſchnaubend Thier, jetzt mit holdſel'gem Gruß
Die Bahn durchſprengend, jetzt den kleinen Fuß
Der Kreide bietend, immer lächelnd!

Wir zählten dreizehn, höchſtens vierzehn Jahr';
Die Kleine ſieben! — Bei den Göttern, war
Es zu verwundern, wenn wir gerne
Das Aug' erhoben zu der wilden Brut,
Mit Kennermiene ſagten: „Die wird gut!"
Und ſcheu ſie grüßten aus der Ferne? —

Du Meteor aus unſrer Knabenzeit,
Es war uns wahrlich kein geringes Leid,
Als du nun ſchiedeſt, Landrinette! —
Und, o, der Thränen erſt, als alle Welt
Bald d'rauf erzählte, daß in Bielefeld
Das Hälschen ſie gebrochen hätte!

2.

1835.

Kennt ihr die Leere, kennt den Ekel ihr? —
Verdrossen durch die Gassen gingen wir;
Das Wort ließ ich die Andern führen.
Bei Gott, es war ein wichtiges Gespräch:
Sie unterhielten sich den ganzen Weg
Von Dirnen und von Staatspapieren.

Auf einer Ecke d'rauf ward Halt gemacht.
Es war noch früh. „Was treibt ihr diese Nacht?“ —
Gegähne durch die ganze Gruppe.
„Nun denn! Theater, Café, Karoussel?“ —
„Bah, seh'n wir lieber noch die Kenebel!
Baptiste ist da mit seiner Truppe!“ —

So ging es denn zur Bude Loiſſet's; —
Wie ſprudelte, ein übervoll Gefäß,
Vom Schaum des Volks der luft'ge Kaſten!
Trompetentuſch! die Pforte thut ſich auf!
Staub, Hufgeſtampf, ein ganzer Reiterhauf'!
Entblößte Säbel, weh'nde Quaſten!

Sechs Türken und ſechs Amazonen! — Ha,
Sieh' den Piqueur der Reiter! Jenen da!
Den Schnurrbart mit den prallen Schenkeln!
Das iſt Baptiſte! Sieh', wie den Gaul er hetzt!
Sieh', mit den üpp'gen Reiterinnen jetzt
Beginnt er friſch ein luſtig Plänkeln!

Und wer führt die? Doch nicht die Kenebel? —
„Die," ſagt man, „hat ein lüſterner Geſell
Beſchwatzt, daß ſie mit ihm entrinne.
Sei's! bald von ſelber trifft ſie wieder ein!" —
Wer aber mag die Amazone ſein? —
„Nun, wer denn anders, als die Hinne?" —

Was, Hinne?.... Teufel, doch dieſelbe nicht,
Die.... Und wie Schuppen fiel's mir vom Geſicht!
'S war Minna Hinne! Landrinette!
Zur prächt'gen Roſ' erſchloß die Kospe ſich;
Das Kind ward Weib, und einer Venus glich
Heut' jenes Tages Amorette!

O, ſeltſam Treffen nach ſo langer Zeit!
Damals ein Städtchen tief im Lande — heut'
Die Weltſtadt dicht am Meeresſtrande!
Elf Jahre, Mädchen, ſind ſeitdem entflohn!
Du ſtrahlſt und blühſt — ich aber ſtehe ſchon
An meiner ſpät'ſten Jugend Rande!

Du haſt ſeitdem geritten und geſchwärmt; —
Du Wilde, ſprich, haſt du dich auch gehärmt?
Haſt du gelitten und gejammert?
O, ſprich, floh dieſes ſüße Lächeln nie?
Haſt du, wie Mignon, eines Meiſters Knie,
Stillweinend, niemals denn umklammert? —

Ich? — Einerlei? — Frisch, Mädchen zieh' dein Schwert!
Vorwärts! Laß sausen durch die Bahn dein Pferd!
Laß fliegen seines Schaumes Flocken!
Laß weh'n dein Kleid! laß pochen deine Brust!
Halt! So, nun ordne, deines Siegs bewußt,
Dir lächelnd deine schwarzen Locken!

Mich aber laß, o schöne Reiterin,
Düster und ernst, wie ich es meistens bin,
Verschränkten Armes vor dir stehen!
Elf Jahre flohen — dir, mein Kind, wie mir!
Komm', lasse mich mit trübem Lächeln dir
In dein verzehrend Auge sehen!

Das Husarenpferd.

Vor mir ſtand der muth'ge Rapp,
Der zum Kampfe wohl geſchirrte;
Nagte ſchier die Zügel ab,
Schlug das Pflaſter, daß es klirrte.

Funken flogen, und ich ſprach:
„Dieſes Pflaſter, Rapp, iſt ſteinern;
Aber kommen wird der Tag,
Wo dir eines dröhnt, das beinern:

Auf dem Schlachtfeld Stirn an Stirn
Derer, welche ſie erſchlugen!
Nur gewiehert! Blut und Hirn
Sind der Mörtel ſeiner Fugen!

Und als Funkenſaat entſprüh'n
Ihm der Sterbenden Gedanken!
Ihre letzten! ſengend glüh'n
Sie um Schenkel dir und Flanken!

Wimmernd dieſe, fluchend die,
Werden alle dich verklagen!
Aber ſchnaubend wirſt du ſie
Mit dir fort im Hufhaar tragen!“

Heinrich der Seefahrer.

1833.

1.

Prächtig, noch in Trümmern hehr,
Mit Moskee und Marmorbade,
Wie ein Mährchenpallaſt der
Sultanin Scheherezade,

Schriften über dem Portal,
Steht die Mohrenburg Alhambra.
In dem Kloſter Eskurial
Blizt Demant und duftet Ambra.

Trotzig, wie ein Wüſtenleu,
Aus dem Meer, ein Felſenaltar,
In die gelbe Berberei
Wachſam ſchauend, ragt Gibraltar.

Was ſie bauten, was ſie bau'n
In den beiden Königreichen,
Die der Sierren Kämme ſchau'n,
Muß dem Thurm des Prinzen weichen.

Bei dem Vorgebirg Vincent
Steht ein Thurm mit Marmorſchwellen
Eine helle Fackel brennt
Dort, den Erdball zu erhellen.

Karten, Rollen mancherlei,
Sammt Bouſſolen und Quadranten,
In der ſtillen Bücherei
Liegen dort um den Infanten.

In den Hallen Belem's tönt
Lied und Flüſtern holder Damen;
Doch der Sohn des Königs lehnt
Ernſt am hohen Fenſterrahmen.

Ueber das bewegte Meer
Schweifen läßt er ſeine Blicke,
Und nach Ländern, die nur Er
Schaut, den Völkern eine Brücke

Schlagen will er. Seine Hand
Streckt er aus nach Negerkronen;
Schiffe hat er ausgesandt,
Zu entdecken fremde Zonen.

An dem Lauf des Senegals,
Zwischen Berbern und Giraffen,
Zeigen Krieger Portugals
Ihre Waffen und Agraffen.

Zu Lisboa prangt das Gut
Ueberwundner, reicher Mohren.
Aus der kühn durchkreuzten Flut
Tauchen schimmernd die Azoren.

Milden Himmels, reich an Holz,
Zeigt den Schiffern sich Madera;
Heinrichs Wimpel flattern stolz
Auf der Rhede von Terzera.

Nächtlich tritt an seinen Pfühl,
Fremd geschmückt, die Aventure,
Daß sie bunter Träume Spiel
Seinem Geist vorüberführe.

Blumen, die in Indien blühn,
Streut ſie lächelnd auf den Schläfer;
Leuchtend durch die Kammer ziehn
Läßt ſie Senegambiens Käfer.

Südlich vom Drei-Spitzen-Cap,
Wo die Datteln und die Mandeln
Wachſen, und der Baobab,
Läßt ſie den Geliebten wandeln.

Elephanten vor ihm knien
Läßt ſie, auf dem Rücken Thürme;
Und vor Diaz führt ſie ihn
Nach dem Vorgebirg der Stürme.

An des Perſermeeres Saum
Ruht er aus auf Goa's Molo. —
Glich dein Reiſen ſolchem Traum,
Sohn Venetia's, Marko Polo?

2.

Dies Guinea? dies das Cap?
Indien dies, das Ziel der Reise?
Auch um mich mit goldnem Stab
Ziehst du deine Zauberkreise.

Aventure? sendest mir
Deinen Greifen, breit von Schwinge,
Daß im Traum das Fabelthier
Mich nach Mährchenländern bringe?

Reichst mir Kronen und Gestein
Von Kalifen und von Khanen?
Dringst mit mir in Wälder ein,
Voll von rankenden Lianen?

Sorgst, daß man zur Tigerjagd
Elephanten für mich schirre?
Führst mich lächelnd durch die Pracht
Der Oasen in der Dürre?

Zeigst mit triefendem Gebiß
Mir den Panther unter Myrthen?
Dieſes iſt der Felſenriß,
Wo zum Flug ſich Geiſter gürten?

Dies iſt des Propheten Gruft?
Hier im Fels, von Cactusblüthen
Purpurn, iſt die finſtre Kluft,
Wo das Einhorn Zaubrer hüten?

Dieſe Knaben, wie der Lenz
Blühend, Kronen in den Händen,
Sind des reichen Orients
Genien? — o, hör' auf, zu blenden!

Laß auf Andre, nicht auf mich,
Deines Hornes Fülle ſtrömen,
Die, verſtändiger, als ich,
Wählend, deine Gaben nehmen!

Sieh', der Schiffer kehrt mit Gold
Aus des Südes heißen Zonen;
Edle Würzen ſind der Sold,
Die den kühnen Zug belohnen.

Thiere, die kein Aug' gesehn,
Vögel, die am Südmeer nisten,
Pflanzen, die am Indus stehn,
Legt der Forscher in die Kisten.

Und der Weise, zieht er aus
In des Ostens glüh'nde Striche,
Trägt als Beute sich nach Haus
Fremder Lehre tiefe Sprüche.

Ich, aus Ländern, wo des Lichts
Aufgang, aus den buntgestickten
Türkenzelten, bringe Nichts,
Als die Bilder des Erblickten;

Die ich, frisch und farbenreich,
Mit des Liedes bunten Netzen
Fess'le; doch kommt Solches gleich
Jener Männer bessern Schätzen?

Was sind Lieder, deren Saum
Fremde Reime wirr umranken,
Wie an einem Tropenbaum
Lianenblumen üppig schwanken?

La vida es sueño.

Ich glaub', ich bin der Perſerkhan,
Der, untertauchend mit dem Haupte,
Geſchichten, welche nie geſchahn,
Nun plötzlich zu erleben glaubte.
Was ich mein Leben nenne, kaum
Glaub' ich, daß es mein rechtes Leben;
Ein wunderlicher Kuſentraum
Iſt es, und ich bin Sultan eben.

Was mir begegnet, Gut und Bös,
Was könnt' es anders ſein, als Träumen?
Wann tauch' ich auf aus dem Gefäß
In meines Marmorſchloſſes Räumen?
Von Balſam duftet das Gemach;
Die Krieger harren an den Thüren;
Und lächelnd, daß ich wieder wach,
Meld' ich mein Träumen den Weſſiren.

Daß ſie nicht eher mich geweckt,
Sie ſollen es mir nicht entgelten;
Hat manches Bild mich auch geſchreckt,
Doch würd' es unrecht ſein, zu ſchelten.
Denn manches auch hat mich gelabt,
Wie Sonnenlicht auf Wolkenſäumen,
Und manchen Traum hab' ich gehabt,
Den ich allzeit hätt' mögen träumen.

Und auch die andern — weiß ich doch,
Es iſt ja Träumen nur und Tauchen;
Mir bleibet meine Krone noch,
Was ſollt' ich da zu zagen brauchen. —
So ſchreib' mit Kreide lächelnd ich
Des Spaniers Wort auf meine Thüre,
Und ſumm': o, wecke Keiner mich,
Ihr Kämmerer und ihr Weſſire!

Ein Flüchtling.

In einem meiner Träume ſah
Auf ſchweißbedecktem Roſſe
Einen Reiter ich, wie toll verfolgt
Von ſeiner Feinde Troſſe.

An ſeinem Speer das Fähnlein war
Zerriſſen, voller Löcher;
Doch ſtraff war ſeine Senne noch,
Und voll noch war ſein Köcher.

Und keck im ſchärfſten Jagen noch
Rückwärts im Sattel wandt' er
Und warf er ſich, und manchen Pfeil
Ins Herz der Feinde ſandt' er.

Da ſtürzte der aufs Mähnenhaar,
Der ſank aufs Kreuz dem Pferde,
Der andre mit dem Haupte gar
Schlug nachgeſchleift die Erde.

Wohl ritt der Reiter nun im Schritt,
Zog aus die Stahlhandſchuhe,
Doch dacht' er, als er weiter ritt:
„Der Teufel hol' die Ruhe!

Und ſolch ein Reiten, zahm und ſacht,
Als wär' mein Gaul ein blinder!
Verfolger, die ich ſchlug, erwacht!“ —
So er, und ich nicht minder:

„O Lieb', o Grimm, o Schmerz, o Luſt!
Laßt brauſen eure Wogen!“ —
Ich habe leider lange ſchon
Die Handſchuh ausgezogen.

Vorgefühl.

Mich ſelber oft im Geiſt hab' ich geſehn,
Erträumtem Glücke raſtlos jagend nach:
Unſtät und düſter ſchweift' ich auf den Seen —
Ich weiß es nicht, was mir begegnen mag!

Doch allemal, wenn träumend ſo zu ſchau'n
In künft'ge Zeiten ich mich unterfing,
Erfaßte mich ein innerliches Grau'n,
Und meine Thränen floſſen, wie ich ging.

Denn wo ich auch gelegt mein Fahrzeug an,
Wie rings ich auch, was Glück man nennt, geſchaut,
Ich kam zurück, ein müder alter Mann,
Mein Bart verwildert und mein Haar ergraut.

Wer grüßte mich? Wer nahm mir ab den Stab?
Weh', nicht mehr fand ich, die ich einſt verließ!
Wo ſeid ihr? kommt! ich kehrte! — Gott, ihr Grab
War Alles, was ein neu Geſchlecht mir wies!

Dann ſtarb ich ſelbſt: — ich ſah mich auf der Bahr',
Doch ſchaut' ich Keinen, klagend um mein Loos.
Mein Sterbehemd war rein und weiß, doch war
Es nicht das Hemd der Waſchfrau Chamiſſo's.

Fieber.

„Nur Waſſer! o, das kühlt! — die Fratze
Fällt nachgerade mir zur Laſt!
Das Maul des Kerls und ſeine Glatze
Sind mir bis in den Tod verhaßt!
Jetzt an den Puls, jetzt eine Priſe —
Fort mit der Hand, armſel'ger Tropf!
Ja murre, Faſ'ler! Kriſe, Kriſe! —
Du Narr, das Glas dir an den Kopf!

Endlich, der Zaubrer iſt bezwungen!
Mein dreiſter Wurf hat ihn gebannt.
Dem Wächtervolk bin ich entſprungen! —
O, welch ein Schweben! welch ein Land!
Der Wald von Duft durchzogen! golden —
Die Sonne badet ſich — der Strom!
Das Feld voll tauſendfarb'ger Dolden!
Der Himmel ein ſapphirner Dom!

Wie kühl iſt's unter dieſen Bäumen!
Ach, ich bin matt! wie naß mein Haar! —
Zu trinken! — Ha, Pokale ſchäumen,
Und Mädchen reichen ſie mir dar!
Ach! laßt mich ſchlummern! — ſie bekränzen
Die Stirne mir; der Schönſten Arm
Umfängt mich; iſt das Schwerterglänzen? —
Zurück, ohnmächt'ger Söldnerſchwarm!

Wer will in meiner Luſt mich ſtören?
Ich grinſ' ihn an, ich ſprech' ihm Hohn.
Und dieſe Klinge ſoll ihn lehren,
Wen er geweckt mit ſeinem Drohn.
Erſchallt, Trompeten! fliegt Standarten!
Helmſchweife, flattert! Mörſer, kracht!
Auf ihren Schädeln wetzt die Scharten
Der Schwerter aus! vorwärts! zur Schlacht!

O ſeht, wie rieſelt aus den Wunden
Das Blut! wie ſpritzt es himmelan!
Die Streiter alle ſind verſchwunden,
Ein Blutmeer überſchwemmt den Plan.

Wild brauſ't es! helft, daß ich entrinne!
Vor meinem Aug' ſchwimmt's purpurroth.
Die Flut ergreift mich; mitten inne
Auf einer Inſel ſteht der Tod.

Zu ſeinen Füßen ſpeit die Welle
Mich aus; — laß ab, laß ab! — das Thor
Des Himmels dort, hier das der Hölle!
Aus jedem zuckt ein Arm hervor.
Er wirft mich mit verruchtem Lachen
Den Armen zu — ſie packen mich!
Des Himmels Engel und die Drachen
Der Hölle ſtreiten ſich um mich.

O Gott, o Gott! wie ſie mich recken!
Ihr glaubt wohl, daß ihr Eiſen dehnt! —
Hierhin und dorthin! — Flammen lecken,
Und unter mir geſpenſtiſch gähnt
Das ew'ge Nichts! — wohin entrinn' ich?
Sie laſſen los, ſie ſtürzen jach
Mich in den Abgrund — ha, wo bin ich?
Bei euch? ſeid ihr es? o, bleibt wach.

O, geht nicht fort! — da kommt er wieder!
Seht ihr ihn nicht? es iſt der Tod!
Er beugt ſich grinſend zu mir nieder;
O, ſteht mir bei in dieſer Noth! —
Zurück! was legſt du mir die Kohle
Aufs Haupt? — ein Loch zu brennen? ſprich!
Daß meine Seel' der Teufel hole,
Wenn ſie hinausfährt? — wahre dich!"

Wahnſinnig ſprang er auf vom Lager,
Pochend die Bruſt, die Fauſt geballt,
Die Augen rollend, ſchlaff und hager
Die halbbekleidete Geſtalt.
Wirr um die bleichen Schläfen hingen
Die Haare; brennend, bräunlich roth
Das Antlitz. „Tod, nun laß uns ringen!" —
Er ſank zuſammen — er war todt!

Zwei Feldherrngräber.

I.

Hier unter dieſem Steine
Zur Seite des Portals
Verweſen die Gebeine
Des tapfern Generals.
Er iſt im Kampf gefallen,
Zerſchoſſen und zerfetzt;
In dieſes Domes Hallen
Hat man ihn beigeſetzt.

Hier hat man ihm erhoben
Ein prächtig Monument,
Daß Jedermann die Proben
Von ſeinem Muthe kennt.

Es iſt ein ehr'ner Leue,
Mit krauſer Mähne, fahl:
Der liegt und wacht mit Treue
Auf dem Piedeſtal.

Und unten iſt zu leſen,
Gehauen in den Stein,
Wie groß der Mann geweſen,
Den dieſes Grab ſchließt ein;
Wie mehr, als das Gekritzel
Der Feder, galt ſein Schwert;
Die Schlachten und Scharmützel,
Wo er das Feld gekehrt;

Wie fortlebt im Geſange,
Was ſeine Fauſt gethan. —
Das deutet auch die Schlange
Am Fuß des Denkmals an.
Sie liegt, zu einem Runde
Gerollt, den glatten Schweif
Hinangekrümmt zum Munde:
Ein deutungsvoller Reif!

Wohl mag's dir nicht behagen
Hier in der Kirch', o Held!
Ein wurmzerfreßner Schragen
Dein Feldbett und dein Zelt.
Statt Predigt, Singen, Beten,
Geläut und Glockenschlag,
Vernähmst du gern Trompeten? —
Wart' bis zum jüngsten Tag!

2.

Bei dieſen ſchlanken Bäumen,
Im feuchten Piſangſchatten,
Magſt du anjetzo träumen,
O Künſtler der Maratten'
Im wilden Vorwärtstraben
Biſt du vom Hengſt geſchoſſen:
Hier haben dich begraben
Die flüchtigen Genoſſen.

Es iſt an dieſer Stelle
Einſam und ſchauerlich;
Hier ringelt, bunt von Felle,
Die Abgottsſchlange ſich.
Sie wälzt ſich auf dem Grunde,
Und ziſcht, den glatten Schweif
Gekrümmt zum gift'gen Munde:
Ein deutungsvoller Reif!

Ein Leu tritt aus den Büſchen
Im Schmuck der gelben Mähne;
Flieht nicht der Feindin Ziſchen
Und ihre ſpitzen Zähne.
Auf's Grab legt ſich der Wilde;
Starr liegt er auf den Sproſſen,
Nicht ungleich einem Bilde,
Aus braunem Erz gegoſſen.

Es nähern ſich vom Hügel
Zwei Reiter, gelb von Haut;
Sie richten ſich im Zügel,
Der eine ſpricht halblaut:

„Siehſt du den Löwen liegen,
Er hält am Grabe Wache.
Laß deinen Falben fliegen,
Und knirſchend murmle: Rache!“

Audubon.

1833.

Mann der Wälder, der Savannen!
Neben rother Indier Speer,
An des Miſſiſippi Tannen
Lehnteſt du dein Jagdgewehr;

Reichteſt Indianergreiſen
Deine Pfeife, deinen Krug;
Sahſt der Wandertaube Reiſen
Und des Adlers ſtillen Flug;

Lähmteſt ihren ſchnellen Flügel
Mit der Kugel, mit dem Schrot;
Auf der großen Flüſſe Spiegel
Durch die Wildniß ſchwamm dein Boot;

Kühn durchflogſt du der Savanna
Gräſer, im geſtreckten Trab;
Beer' und Wildpret war das Manna,
So dir Gott zur Speiſe gab;

In den Wäldern, in der Oede,
Die der Thoren Ruhm: Cultur,
Noch nicht überzog mit Fehde,
Freu'teſt du dich der Natur.

Du noch konnteſt es! — die Stunde
Kommt — nicht fern mehr iſt die Zeit! —
Wo das Land von Baffin's Sunde
Bis Cap Horn ein ander Kleid

Tragen wird! — Sieh' da: du reiche,
Waldige Columbia,
Liegſt du nicht gleich einer Eiche
Auf dem Planiglobe da?

Aus des Südens kalten Meeren
Wächst der mächt'ge Stamm hervor;
Schlängelnd ziehn die Cordilleren —
Epheu! — ſich an ihm empor.

Hoch im Norden in die Breite
Geht er, wenig mehr belaubt;
An den Pol rührt das beschneite,
Eisbehangne, starre Haupt.

Hirsche ruhn in seinem Schatten,
An Geflügel ist er reich,
Und der Indier Hangematten
Schweben nieder vom Gezweig.

Grün und üppig prangt der Starke;
Doch bald steht er ohne Zier;
Denn an seiner Blätter Marke
Zehrt der Wanderraupe Gier.

Nadoweſſier, Tſchippawäer,
Heult den Kriegsruf, werft den Speer!
Schüttelt ab die — Europäer!
Schüttelt ab das Raupenheer!

Seit in eure Hirschfellhütten
Trat des Meeres kluger Sohn,
Ist die Reinheit eurer Sitten,
Ist das Glück von euch geflohn.

Weh', daß ihr ihn nicht verscheuchtet,
Da er Land von euch erfleht!
Weh', daß ihr ihm arglos reichtet
Das geschmückte Kalumet!

Nieder brennt er eure wilden
Wälder, nimmt von euch Tribut,
Spült von euren Lederschilden
Der erschlagnen Feinde Blut;

Saus't einher auf Eisenbahnen,
Wo getobt der Rothen Kampf;
Bunt von Wimpeln und von Fahnen,
Theilt sein Schiff den Strom durch Dampf.

Kahl und nüchtern jede Stätte!
Wo Manitto's hehrer Hauch
Durch des Urwalds Dickicht wehte,
Zieht der Hammerwerke Rauch.

Euer Wild wird ausgerottet,
Siech gemacht wird euer Leib,
Euer großer Geist verspottet,
Und geschändet euer Weib.

Bietet Trotz, ihr Tättowirten,
Eurer Feindin, der Cultur!
Knüpft die Stirnhaut von skalpirten
Weißen an des Gürtels Schnur!

Zürnend ihren Missionären
Aus den Händen schlagt das Buch;
Denn sie wollen euch bekehren,
Zahm, gesittet machen, klug!

Weh', zu spät! was hilft euch Säbel,
Tomahawk und Lanzenschaft? —
Alles glatt und fashionable!
Doch wo — Tiefe, Frische, Kraft?

Ammonium.

„Fremdling, laß deine Stute graſen!
O, zieh' nicht weiter dieſe Nacht!
Dieß iſt die grünſte der Oaſen:
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Raſen,
Gleichwie inmitten von Topaſen
Ein grüner, funkelnder Smaragd!"

Er ſprach: „Gern will ich mich entgürten!"
Und nahm dem Pferde das Gebiß.
Er ſetzte ſich zu ſeinen Wirthen:
Des Wüſtengeiers Flügel ſchwirrten
An ihm vorüber nach den Syrten,
Zu ruhn in der Pentapolis.

Die Lieder und die Cymbeln klangen;
Die Mappe lag auf seinen Knien.
Die Rosse mit den blanken Stangen,
Die finstern Reiter mit den langen
Gewanden, und den bärt'gen Wangen,
Die Zelte — fremd ergriff es ihn.

Mit farb'gen Stiften schuf er glühend
Ein Bildniß dieser Wüstenrast.
Die Dromedare lagen knieend
Am Quell; des Wirthes Töchter, blühend
Und schlank, bald nahend und bald fliehend,
Umtanzten singend ihren Gast:

„Fremdling, laß deine Stute grasen!
O, zieh' nicht weiter diese Nacht!
Dieß ist die grünste der Oasen:
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Rasen,
Gleichwie inmitten von Topasen
Ein grüner, funkelnder Smaragd!"

Die Steppe.

Fragment.

Sie dehnt ſich aus von Meer zu Meere;
Wer ſie durchritten hat, den grauſ't.
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
Wie eine leere Bettlerfauſt.
Die Ströme, die ſie jach durchrinnen;
Die ausgefahrnen Gleiſe, drinnen
Des Coloniſten Rad ſich wand;
Die Spur, in der die Büffel traben: —
Das ſind, vom Himmel ſelbſt gegraben,
Die Furchen dieſer Rieſenhand.

Meine Stoffe.

Ihr sagt: „Was drückst du wiederum
Den Turban auf die schwarzen Haare?
Was hängst du wieder ernst und stumm
Im weidnen Korb am Dromedare?

Du hast so manchmal schon dein Zelt
In Ammons Flächen aufgeschlagen,
Daß es uns länger nicht gefällt,
Dir seine Pfähle nachzutragen.

Du wandelst, wie ein Mann, der träumt!
Sieh', weh'nder Sand füllt deinen Köcher;
Der Taumelmohn des Ostens schäumt
In deines Liedes goldnem Becher!

O, geuß ihn aus! — Dann aber spähe
Und lechze umher mit regen Sinnen,
Ob keine Bronnen in der Nähe,
Daraus du schöpfen mögest, rinnen!

Sei wach den Stimmen deiner Zeit!
Horch auf in deines Volkes Grenzen;
Die eigne Luſt, das eigne Leid
Woll' uns in deinem Kelch kredenzen!

Laß tönend deiner Zähren Naß
An die metall'ne Wölbung klopfen,
Und über ihr verbluten laß
Dein Herz ſich bis zum letzten Tropfen!

Wovon dein Kelch auch ſchäumt, mit Gier
Woll'n ſeine Gaben wir empfangen!
Mit durſt'gen Lippen wollen wir
An ſeinen blut'gen Händen hangen!

Nur heute noch den Orient
Vertauſche mit des Abends Landen:
Die Sonne ſticht, die Wüſte brennt!
O, laſſe nicht dein Lied verſanden!"

O, könnt' ich folgen eurem Rath!
Doch düſter durch verſengte Halme
Wall' ich der Wüſte dürren Pfad; —
Wächst in der Wüſte nicht die Palme?

Löwenritt.

Wüſtenkönig iſt der Löwe; will er ſein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauſcht das Laub der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechſelnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einſam ſchweift durch die Karroo,
Wenn im Buſch die Antilope ſchlummert, und am Strom das Gnu:

Sieh', dann ſchreitet majeſtätiſch durch die Wüſte die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten ſie die heiße, ſchlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt ſie durch der Wüſte nackte Strecken,
Knieend ſchlürft ſie langen Halſes aus dem ſchlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es ſich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! ſah man reichere Schabracken
In den Marſtallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürſt beſtiegen?

In die Muskeln des Genickes ſchlägt er gierig ſeine Zähne;
Um den Bug des Rieſenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes ſpringt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh', die mondbeſtrahlte Fläche ſchlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten ſeine Augen; rieſelnd fließen
An dem braungefleckten Halſe nieder ſchwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die ſtille Wüſte klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Iſrael im Lande Yemen
Führte, wie ein Geiſt der Wüſte, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine ſandgeformte Trombe in der Wüſte ſand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend ſchwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Caplands Hürden räuberiſch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grauſenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne ſehn ſie den Gebieter ſitzen,
Und mit ſcharfer Klaue ſeines Sitzes bunte Polſter ritzen.
Raſtlos, bis die Kraft ihr ſchwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen ſolchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüſte Saume ſtürzt ſie hin, und röchelt leiſe.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speiſe.
Ueber Madagaskar, fern im Oſten, ſieht man Frühlicht glänzen; —
So durchſprengt der Thiere König nächtlich ſeines Reiches Grenzen.

Geſicht des Reiſenden.

Mitten in der Wüſte war es, wo wir Nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen ſchliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugſand umgekomm'ner Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich; ſtatt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterſchob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Bruſt und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille; nur zuweilen kniſtert das geſunkne Feuer;
Nur zuweilen kreiſcht verſpätet ein vom Horſt verirrter Geier;
Nur zuweilen ſtampft im Schlafe eins der angebund'nen Roſſe;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeſchoſſe.

Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondſchein folgen trüber
Dämm'rung Schatten; Wüſtenthiere jagen aufgeſchreckt vorüber.
Schnaubend bäumen ſich die Pferde; unſer Führer greift zur Fahne;
Sie entſinkt ihm, und er murmelt: Herr, die Geiſterkaravane! —

Ja, ſie kommt! vor den Kameelen ſchweben die geſpenſt'ſchen Treiber;
Ueppig in den hohen Sätteln lehnen ſchleierloſe Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einſt am Brunnen: Reiter folgen — ſauſend ſprengen ſie nach Mekka.

Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? — immer mehr!
wer kann sie zählen?
Weh', auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu
Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln
Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel
fassen.

Denn dieß ist die Nacht, wo Alle, die das Sandmeer schon
verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut' vielleicht an unsern
Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich schaaren, in der heil'gen Stadt zu
beten.

Immer mehr! — noch sind die Letzten nicht an uns vor-
beigezogen,
Und schon kommen dort die ersten schlaffen Zaums zurück-
geflogen.
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandeb-Enge
Sausten sie, eh' noch mein Reitpferd lösen konnte seine
Stränge.

Haltet aus, die Roſſe ſchlagen! jeder Mann zu ſeinem Pferde!

Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderheerde!
Laßt ſie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! — und vorüber ziehn ſie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Beſtattern.
Mit dem Tage wieder Aſche werden dieſe nächt'gen Zieher! —
Seht, er dämmert ſchon! ermuth'gend grüßt ihn meines Thiers Gewieher.

Unter den Palmen.

Mähnen flattern durch die Büsche; tief im Walde tobt der Kampf.
Hörst du aus dem Palmendickicht das Gebrüll und das Gestampf?
Steige mit mir auf den Teekbaum! Leise! daß des Köchers Klingen
Sie nicht aufschreckt! Sieh' den Tiger mit dem Leoparden ringen!

Um den Leichnam eines Weißen, den der Tiger überfiel,
Als er schlief auf dieses Abhangs scharlachfarb'gem Blumenpfühl,
Um den Fremden, seit drei Monden unsrer Zelte stillen Bürger,
Der nach Pflanzen ging und Käfern, streiten die gescheckten Würger.

Weh', kein Pfeil mehr kann ihn retten! ſchon geſchloſſen iſt
ſein Aug'!
Roth ſein Schlaf, gleichwie die Blume auf dem Fackeldiſtel-
ſtrauch!
Die Vertiefung auf dem Hügel, drin er liegt, gleicht einer
Schale,
Voll von Blut, und ſeine Wange trägt des Tigers Klauen-
male.

Wehe, wie wird deine Mutter um dich klagen, weißer
Mann! —
Geifernd fliegt der Leoparde den gereizten Tiger an;
Aber deſſen linke Tatze ruht auf des Erwürgten Leibe,
Und die rechte hebt er drohend, daß den Gegner er ver-
treibe.

Siehe, welch ein Sprung! — der Springer hat des Todten
Arm gefaßt;
Zerrend flieht er, doch der Andre läßt nicht von der
blut'gen Laſt.
Ringend, ungeſtüm ſich packend, ſtehn ſie auf den Hinter-
pranken,
Aufrecht zwiſchen ſich den ſtarren, mit emporgerafften
Flanken.

Da — o sieh', was über ihnen sich herabläßt aus dem Baum,
Grünlich schillernd, offnen Rachens, an den Zähnen gift'gen Schaum! —
Riesenschlange, keinen Einz'gen lässest du den Raub zerreißen!
Du umstrickst sie, du zermalmst sie — Tiger, Leoparden, Weißen!

ΟΔΥΣΣΕΥΣ.

März 1836.

Sei gegrüßt, o ſüdlich Fahrzeug, ſei gegrüßt mir hoch im Norden!
Wärt'ge Männer, fremd gekleidet, ſtehn auf deinen hohen Borden.

Und der Sprache, die ſie reden, goldgeſchriebne Zeichen melden
Ueber den Kajütenluken mir den Namen eines Helden;

Jenes Dulders, welchen lange Sturm und Götterzorn verſchlugen,
Bis ihn im Fäakenſchiffe heim zuletzt die Wogen trugen.

Wärt'ge Männer, ſchlanke Rudrer, ſeid denn ihr auch nicht Fäaken?
Holz von Corfu dieſer Maſtbaum! Lein von Scheria dies Laken!

Dieſes Segel ſah von ferne Neriton's belaubte Gipfel;
Rauſchten, waldige Zakynthos, ihm nicht Fahrwind deine Wipfel?

Sahen es, geſchaart am Ufer, ſchimmern nicht die Lotofagen?
Wer, an dieſen Maſt gebunden, hörte die Sirenen klagen?

Klar in meiner Seele wieder läßt, was ich von jenem alten
Irrenden Odyſſeus hörte, dieſer neue ſich geſtalten.

Doch nicht will ich in Homeros reiche Welt mich jetzt verſenken,
Nicht des Dulders Fahrten folgen, oder etwa dies bedenken:

Wie, da längſt der Griechen Schriftthum mir verſchließt ein dreifach Siegel;
Heut ein Griechiſch Wort ich wieder las — auf eines Schiffes Spiegel;

Wie mir, ach! das Buch des Wiſſens dunkel blieb auf vielen Blättern,
Aber wie das Buch des Lebens vor mir liegt mit farb'gen Lettern;

Dies, und was daran ſich knüpfet, will ich jetzo nicht erwägen;
Denn die Brigg erſchallt von Liedern, und die Flut von Ruderſchlägen,

Die mir ſagen: mache dieſen Inſelfürſten dir zum Boten! —
Wohl, Odyſſeus, ſei mein Bote! ſei geſandt an einen Todten!

Aber ſuch' ihn nicht, wie Jener, an des Schattenreiches Pforten!
Schrägen Maſts vorüberſauſe jenen ſchauerlichen Orten!

Wo Trinakrias Geſtade ſich erheben aus der Welle,
Dort, nicht fern von den Kyklopen, iſt am Ufer eine Stelle.

Dort, von Blumen leis umflüſtert und von immergrünen Zweigen,
Wird ein friſches Grab, Odyſſeus, deinen Wimpeln bald ſich zeigen!

Dieſem — hört es, ihr im Tauwerk, braune trotzige Geſichter! —
Dieſem gelten meine Grüße: in ihm ruht ein deutſcher Dichter!

Ruht ein Dichter, dem, wie Wen'gen, Dichterfeu'r im Herzen brannte.
Wehe, daß mit ſeinem Volke hadernd, er ſich von ihm wandte!

Weh' — doch nein, in deinem Grabe ſchlummre jetzo du in Frieden!
Seiner Muſe letzte Boten, ſeid ihm Wächter, Abbaſſiden!

Und ins Klirren eurer Schwerter, Abbas kriegeriſche Söhne,
Laſſet Theokritos Hirten miſchen ihrer Flöten Töne!

Daß er ſüß und ruhig ſchlumm're, dem dies frühe Grab geworden!
Dieſes ferne! Tief im Süden ſchwieg, deß Lied erfüllt den Norden.

Laute Trauer bei der Botſchaft hat das Deutſche Land durchzittert.
Einer Aeolsharfe glich es, die ein Windſtoß jäh erſchüttert.

Und wie ſonſt auch man gerichtet, Alles jetzt wich dieſem Einen:
Seinem Irren zu vergeben, ſein Verſtummen zu beweinen.

Wüßt' er es! und, o vernähm' er übers Meer auch meine Klagen!
Fangt ſie auf, ihr falt'gen Segel, gen Sicilien ſie zu tragen!

Dort am Ufer laßt ſie tönen; meldet euch mit leiſem Rauſchen!
Der Verbannte dem Verbannten; gern wird euch der Todte lauſchen!

Bläht euch denn! mir aber meldet, wenn ihr kehrt, vom
West gekräuselt,
Ob, als ew'ge Kron', ein Lorbeer über diesem Grabe
säuselt!

Eil', Odysseus! Aufgewunden deine Anker! frisch von
hinnen!
Fliege, bis du schimmern siehest Syracusa's goldne Zinnen!

Drei Strophen.

Vernehmt ein wildes, kurzes Lied! im Raume vor der Sonne ſteht
Ein Cherub; ſchweigend ſtaunt er an das All; ſein Schweigen iſt Gebet.
Die ew'ge Sonn' iſt ſein Altar; ihr Glühn iſt Opferflammengold!
Die Sterne ſind der Roſenkranz, der durch die Hand des Engels rollt.

Wie aus der Hand des betenden Rechtgläub'gen die Koralle fällt,
So fällt aus dieſes Cherubs Hand ins Bodenloſe Welt auf Welt.
Sie rollen ſeit Jahrtauſenden auf ihrer diamant'nen Schnur:
Die fliegenden Korallen ſind's vom Uranus bis zum Merkur.

Wie ſich der ew'gen Lampe Schein in Roſenkranzkorallen bricht,
So ſtrahlt der Weltkorallenkranz in des Altars, der Sonne, Licht;
Bis, Hütens und Gebetes ſatt, der ernſte Cherub ſich empört:
Weit von ſich ſchleudert er den Kranz; der Sonnentempel iſt zerſtört.

Leviathan.

Du zerteilest das Meer durch deine Kraft, und zerbrichst der Köpfe der Drachen im Waſſer.
Du zerſchlägest die Köpfe der Walfiſche, und gibſt ſie zur Speiſe dem Volk in der Einöde.
Pſalm 74.

An einem Tag im frühen Herbſt ging ich entlang den Meeresſtrand,
Das Haupt entblößt, den Blick geſenkt, die Lieder Davids in der Hand.
Die See ging hoch, die Brandung ſchwoll, der friſche Wind aus Oſten pfiff,
Am Horizont nach Weſten flog mit weißem Segelwerk ein Schiff.

Und als ich in dem Liederbuch des Königs über Iſrael,
Bald um mich ſchauend, blätternd bald, gekommen war bis an die Stell',
Die über dieſem Lied ihr leſt, da naheten dem öden Strand
Die grauen Segel eingerefft, drei Fiſcherboote, wohlbemannt.

Und hinter ihnen, aus der Flut, der weißen, tauchend schwärzlichgrau,
Schwamm riesengroß ein Ungethüm; sie schleppten es an einem Tau.
Die Brandung grollt; laut kracht der Mast, den Anker wirft der Harpunier —
Am Ufer auf dem Trocknen ruhn die Fischerboote sammt dem Thier!

Und jetzt in Zügen auf den Ruf der Gatten und der Brüder naht
Der Oede Volk, das jubelnde, aus seinen Hütten am Gestad.
Sie sehn den Sohn des Oceans, den Leib vom Eisen aufgeschlitzt:
Zerschmettert sehen sie das Haupt, das fortan keine Strahlen spritzt.

Vor wenig Jahren erst gebar den Triefenden der kalte Pol;
Ein Neuling noch, verirrt' er sich zu dieser seichten Küste wohl.
Untief' und Bank versperrten ihm den Rückweg in das hohe Meer;
Des jungen Riesen Kopf zerbrach der Herr durch eines Fischers Speer. —

Und Jene tanzten jauchzend um den Blutenden; mir aber war,
Als glotzt' er halbgeschloſſnen Aug's verächtlich auf die rohe Schaar.
Mir war, als rauſchte zürnend mir ſein purpurroth verrieſelnd Blut;
Als murrt' er röchelnd in den Sturm: „O miſerable Menſchenbrut'

O Zwerge, die den Rieſen ihr bezwungen habt durch ſchnöde Liſt!
O Zappler auf dem Trocknen ihr, die mein Gebiet ihr meiden müßt!
Schwächlinge, die das Meer ihr nur in hohlem Boot befahren könnt,
Dem jämmerlichen Schalthier gleich, das nie ſich von der Muſchel trennt!

O kahler Strand, o nüchterner! o kahl und nüchtern Treiben drauf!
O nüchtern Volk! wie bebten ſie, da ſie vernahmen mein Geſchnauf!

Wie troſtlos auf der Dün' ihr Dorf mit ſeinen dumpfen Hütten ſteht!
Und — biſt du beſſer denn, als ſie, der du mich ſterben ſiehſt, Poet?

Ich wollt', ich wäre, wo das Meer, und wo die Welt ein Ende nimmt;
Wo krachend in der Finſterniß der Eispalaſt des Winters ſchwimmt.
Ich wollt', ein Schwertfiſch wetzte dort am Eis ſein Schwert, und ſtieße mir
Das jäh gezuckte durch die Bruſt; ſo ſtürb' ich wenigſtens nicht hier!"

Es war ein Tag im frühen Herbſt; die See ging hoch, der Oſtwind pfiff,
Am Horizont nach Weſten flog mit weißem Segelwerk ein Schiff.
Ich aber wandte meinen Schritt; ich warf mich nieder auf die Dün'.
Der Herr zerbrach des Wallfiſchs Haupt, und gab dem Volk der Oede ihn.

Mirage.

Mein Auge muſtert unruhvoll des Hafens wimpelreich Revier,
Doch deines richtet lächelnd ſich auf meines Hutes Federzier:
„Von deinen Wüſten hör' ich gern in einer meerumrauſchten Jacht;
Ein Bild aus dem Gebiete drum, das dieſen Schmuck hervorgebracht!"

Wohlan! ich lege meine Stirn in's Hohle meiner rechten Hand!
Die Wimper fällt, die Schläfe fliegt — ſieh' da, der Oede glüh'nder Sand!
Die Lagerplätze grüßen dich des Volks, dem ich entſproſſen bin;
In ihrer brand'gen Wittwentracht tritt die Sahara vor dich hin.

Wer trabte durch das Löwenland? von Klau'n und Hufen zeugt der Kies.
Tombuktu's Karavanenzug' — am Horizonte blitzt der Spieß!
Die Banner weh'n, im Staube schwimmt des Emirs purpurn Ehrenkleid,
Und des Kameeles Haupt entragt dem Knäul mit ernster Stattlichkeit.

Sie reiten im gedrängten Troß, wo sich vermengen Sand und Luft;
Sieh' da, verschlungen hat sie schon der Ferne schwefelfarbner Duft!
Allein verfolgen ohne Müh' kannst du der Flücht'gen breite Spur:
Was sie verloren, Mal an Mal durchschimmert es die Körnerflur.

Das erste — wie zum Meilenstein daliegt's: ein todtes Dromedar!
Auf dem Gestürzten, federlos die Hälse, sitzt ein Geierpaar:

Sie zieh'n das lang entbehrte Mahl dem prächt'gen Turban drüben vor,
Den in des Rittes wilder Haſt ein junger Araber verlor.

Und nun: Schabrackenſtoff umfliegt der Tamariske dorn'gen Strauch:
Daneben, ſtaubig und geleert, ein jäh geborſtner Waſſerſchlauch; —
Wer iſt es, der den Klaffenden wahnſinn'gen Blicks mit Füßen tritt?
Er iſt der dunkelhaar'ge Scheik des Landes Biledulgerid.

Die Nachhut ſchließend, fiel ſein Roß; er blieb zurück, er ward verſprengt.
Verlechzend hat ſein Lieblingsweib an ſeinen Gürtel ſich gehängt.
Wie blitzte jüngſt ihr Auge noch, als er ſie vor ſich hob auf's Pferd!
Nun ſchleift er durch die Wüſte ſie, wie man am Gurte ſchleift ein Schwert.

Der heiße Sand, den Nächtens nur der zottige Schweif des Löwen ſchlägt,
Er wird vom flutenden Gelock der Regungsloſen nun gefegt;

Er fängt ſich in der Haare Schwall, er ſengt der Lippe würz'gen Thau:
Mit ſeinen Kieſeln röthet er die Knöchel der erſchöpften Frau.

Und auch der Emir wankt: — das Blut in ſeinen Pulſen quillt und kocht,
Sein Auge ſtrotzt, und ſeiner Stirn blau ſchimmerndes Geäder pocht.
Mit einem letzten brennenden Kuß erweckt er die Fezzanerin,
Und plötzlich dann mit wildem Fluch in's Unwirthbare ſtürzt er hin.

Sie aber ſieht ſich wundernd um. — Ha, was iſt das? — „Du ſchläfſt, Gemahl?
Der Himmel, der von Erze ſchien — ſieh' da, er kleidet ſich in Stahl!
Wo blieb der Wüſte lodernd Gelb? — wohin ich ſchaue, blendend Licht!
Es iſt ein Schimmern, wie des Meers, das ſich an Algiers Küſte bricht!

Es blitzt und brandet wie ein Strom; es leckt herüber feucht und kühl!
Ein rieſ'ger Spiegel funkelt es; — wach' auf, es iſt vielleicht der Nil!
Doch nein, wir zogen ſüdwärts ja; — ſo iſt es wohl der Senegal?
Wie, oder wär' es gar das Meer mit ſeiner Waſſer ſprüh'ndem Schwall?

Gleichviel! 's iſt Waſſer ja! Wach' auf! Am Boden ſchon liegt mein Gewand.
Wach' auf, o Herr, und laß uns ziehn, und löſchen unſrer Leiber Brand!
Ein friſcher Trunk, ein ſtärkend Bad, und uns durchfiedet neue Kraft!
Die Veſte druben, hochgethürmt, beſchließe bald die Wanderſchaft!

Um ihre grauen Thore fliegt ſcharlachner Fahnen trotzig Weh'n;
Von Lanzen ſtarrt ihr ſchart'ger Rand, und ihre Mitte von Moskeen;

Auf ihrer Rhede tummelt sich hochmast'ger Schiffe stolze Reih'.
Und jene Pilger füllen ihr Bazar und Karavanserai.

Geliebter, meine Zunge lechzt! wach' auf, schon naht die Dämmerung!" —
Noch einmal hob er seinen Blick; dann sagt' er dumpf: „die Spiegelung!
Ein Blendwerk, ärger als der Smum! bösart'ger Geister Zeitvertreib" —
Er schwieg — das Meteor verschwand — auf seine Leiche sank das Weib!

Im Hafen von Venedig so von seiner Heimath sprach der Mohr;
Des Feldherrn Rede strömte süß in Desdemonens gierig Ohr.
Auffuhr sie, als das Fahrzeug nun an's Ufer stieß mit jähem Stoß —
Er führte schweigend zum Palast das einz'ge Kind Brabantio's.

Die Schiffe.

In der Lenznacht an dem Hafen bin ich auf und abgegangen;
Träumend flüſterten die Segel an den ſchwarzen Segelſtangen.
Schlummernd lagen die Korvetten, ſchlummernd lagen die Fregatten;
Bugſpriet nur und Fockmaſt hört' ich ſich beſprechen noch im Schatten.

Und in ihre leiſen Reden ſcholl das Murmeln der Figuren
Seht ihr ſie? — vorn auf den Schiffen! — Thetis und die Dioskuren!
Robin Hood, und o der Paarung! — lächelnd neben ihm Frau Venus!
Dort im Lotoskranz der Indus, und im Schilfkranz hier der Rhenus!

Götter waren's und Heroen! schlanke Weiber, bärt'ge Greise!
(Jedes Schiff hat seinen Namen, und es ist der Schiffer Weise,
Daß das Bildniß des Erlauchten, der des Fahrzeugs Hort und Pathe,
Wohlgemeißelt, unterm Bugspriet sie befestigen zum Staate.)

Dies die Rufer, deren Stimmen jetzo, wo die Kiele schliefen,
Durch das Dämmerlicht der Mainacht leise sich bei Namen riefen;
Lauschend sprang empor die Welle, so der Murmler Fuß benetzte,
Und auf eines Ankers Trümmer war's, daß lauschend ich mich setzte.

Neptun.

Siehst du das Blut, o Rhein,
Das meine Füße röthet?
Vom Opfer ist's, das ein
Aethiope mir getödtet'

Es war in Afrika;
Wir lagen vor der Brandung.
Kein nordisch Auge sah
Den Ort vor unsrer Landung.

Es war beim Fliehn der Nacht;
Laut ward's in der Schebecke.
Der Morgenruf der Wacht
Erscholl auf dem Verdecke.

Des Zebra's bunte Zucht
Erging sich am Gestade;
Das Quagga schritt zur Bucht,
Daß es die Schenkel bade.

Da kam vom Bergeshang
Ein Greis, ein Aethiope;
Zu seiner Rechten sprang
Die zahme Antilope.

Durchbohrt von seinem Speer
Sah ich alsbald sie fallen,
Er sagte: „Laß, o Meer,
Mein Opfer dir gefallen"

Das Blut rann auf den Sand.
Die Flut hat es verſchlungen,
Und iſt zu meinem Stand
Damit emporgeſprungen.

Wie lang ich auch den Ort
Seitdem verlaſſen habe,
Doch ſpülte ſie nicht fort
Des Schwarzen Scharlachgabe.

Den ganzen Winter ſchnob
Der Nord durch meine Stengen.
Wann wird der Aethiop
Aufs Neue Blut mir ſprengen?

Baffin.

Ein purpurn Opfer, bald ſchon wohl
Wird rauchend übern Sand es rollen,
Wenn irgend eine Bucht am Pol
Mich eineiſ't mit gewalt'gen Schollen.

Ein rauh Gebiet! die See voll Eis!
Gefrorner Schnee das Kleid der Erde!
Geſenkt die Schaufeln des Geweih's,
Gräbt ſich ihr Mahl die Rennthierheerde.

Und ſieh'! aus eines Rennthiers Haut
Hat am Geſtade ſich der Lappe
Ein kegelförmig Haus gebaut,
Bedeckt mit weißer Flockenkappe.

Draus wandelt er mit feſtem Schritt,
Und wählt ein Thier ſich ohne Fehle.
Er läßt es knien; — ein raſcher Schnitt! —
Ein Blutſtrahl ſiedet aus der Kehle.

Er wühlt ſich ziſchend in den Schnee,
Und bahnt ſich dunkelrothe Gleiſe;
Doch nicht gelangt er bis zur See;
Kalt weht der Nord — er wird zu Eiſe.

Rhenus.

Nicht von Guinea bin ich kommen,
Nicht nach dem Eismeer steht mein Sinn.
Den deutschen Strom herabgeschwommen
Nur komm' ich, dessen Bild ich bin.

Nicht, wenn im Flusse man sich spiegeln
Die Traube sieht, vom Herbst gebräunt,
Es war die Zeit, wenn auf den Hügeln
Der Rebstock seine Zähren weint.

Der Lenz durchschritt den weiten Garten,
Den Gott gepflanzt am Rheinesstrand:
Er schaute lächelnd von den Warten
Der grauen Burgen durch das Land.

Vorüber flogen Römerpforte,
Vorüber Burg, Abtei und Dom;
Versunkne Waffen, goldne Horte
Erglänzten funkelnd tief im Strom.

O, welch ein Fahren, welch ein Schwimmen
Ins Flutgebraus die Lurlei ſang.
Am Ufer ſcholl von freud'gen Stimmen
Ein Lied: „Es klingt ein heller Klang!“

Mit meinen Reden, meinen Sagen,
In eurem bunten Kreiſe hier,
Vom Innern an das Meer getragen,
Wie fremd, wie fremd erſchien' ich mir!

The Arab.

Laß brauſen deiner Sagen Quell:
O, laß mich hören dein Gedicht!
Hier ſtört das heiſ're Nachtgebell
Des Schakals den Erzähler nicht!

Komm, laß uns üben freud'gen Tauſch!
Wenn deine Quelle mich gelezt,
Dann will ich, daß in glüh'nden Rauſch
Scheherezade dich verſetzt!

So tauſchten, als das Abendland
Vordem in blanker Waffen Schmuck
Gen Morgen zog, beim Stilleſtand
Der Waffen, Ritter und Selbſchuk.

Sie lagen an des Wachtfeu'rs Glut;
Im bunten Turban hier der Schech,
Der Ritter dort im Eiſenhut
Und in des Panzers güldnem Blech.

Der laue Wind der Wüſte fährt
Durch Beider ſchwarz und gelb Gelock:
Das Wüſtenroß, des Rheines Pferd
Stehn friedlich an demſelben Pflock.

Und die noch geſtern feindlich Bahn
Sich hieben in des Kampfes Reih'n,
Das Kreuzſchwert und der Ataghan,
Sie liegen heut auf Einem Stein.

Die Lanze lehnt ſich an den Speer —
So kürzten denen auf der Wacht
Arabiſch Mährchen, deutſche Mähr
Die Eine kurze Friedensnacht.

Des Deutſchen Sage war dem Licht
Des Mondes dieſer Mainacht gleich:
Des Emirs einem Truggeſicht
Der Wüſte, blendend, ſchimmerreich.

Gladiator.

Und wem die meine? — Dieſes Schiff
Das zweite ſchon, auf dem ich fahre.
Im Südmeer ein Korallenriff
Ward vorig Jahr des erſten Bahre.

Ein Fahrzeug von Archangels Werft
Schwamm dort zur Seite mir, die Lena;
Doch nur für mich fand ich geſchärft
Den Klippendolch der Schaumarena.

Sie ließ er ziehen ihren Lauf,
Und eine Palmenbucht erreichen;
Mir aber riß er meuchlings auf
Des Bauchs metallbeſchlagne Eichen.

Arg hauſ't im Takelwerk der Sturm;
Das Steuer dröhnt, die Maſten ſchwanken.
Der Fechter krümmt ſich wie ein Wurm —
Jäh berſtend löſen ſich die Planken.

Und untergeht in weißer Furch',
Was geſtern froh noch Flaggen hißte.
Des Schiffes Bild nur ſchlägt ſich durch,
Geſpült von ſeinem Schaugerüſte.

Friſch kämpf' ich mit der Wellen Schwarm.
Gern muß der Gladia[illegible]ingen! —
Da plötzlich einen weichen Arm
Fühl' ich erzitternd mich umſchlingen.

Bleich aus der Schwärze naſſen Haars
Schaut mich ein Antlitz an mit Zagen.
Des Schiffers holde Tochter war's; —
Halt' feſt! ſei ſtark! ich will dich tragen!

Und feſt verkrampft ſich Hand in Hand;
Drei Tage lang trag' ich die Bleiche:
Am vierten endlich ſeh' ich Land,
Doch ſeh' ich's nur für eine Leiche.

Die Brandung wirft uns ans Geſtad.
Allwo, die Schweſter zu empfahen,
Durchs Palmenholz auf blum'gem Pfad
Des Eilands ſchlanke Töchter nahen.

Leis rauſcht das Meer, die Taube girrt;
Sie haben weinend ſie beſtattet.
Von einem alten Brodbaum wird
Des fremden Mädchens Gruft beſchattet. —

Die Lena lag am Ufer ſchon,
Ganz, nur ihr Bild des Sturmes Beute!
Ich ziere jetzt ihr Gallion,
Und ſehne ruh'los mich ins Weite!

Indianer.

Und ich im Waſſer ſpiegle mein Geſicht
Und meines Haares dunkelbraune Stränge,
Zu ſchau'n, ob Flammen meiner Stirne nicht
Verſengt der Federn feuerroth Gepränge.

Mandarin.

Und ich auch ſpiegle tief mich in der Flut,
In der ſich ſpiegeln Segel, Raa'n und Maſten,
Auf daß ich ſeh', ob unverſehrt von Glut
Mein gelb Gewand und meiner Mütze Quaſten.

Indianer.

Denn als ich jüngſt von deinem Hafen ſchied,
O Stadt Newyork, da ſtandeſt du in Flammen;
Von Funken ward die ſchwarze Nacht durchſprüht,
Ein Glutmeer war's, in dem wir Schiffe ſchwammen.

Mandarin.

Denn als ich jüngſt, o Canton, dich verließ,
Da brannteſt du, da ſchnobſt du Rauch und Funken,
Erſchreckt von deinen glüh'nden Ufern ſtieß
Die bunte Menge deiner tauſend Junken.

Indianer.

Wohl iſt ein Waldbrand grimm und fürchterlich,
Wenn er ſkalpirt der Berge laub'ge Stirnen;
Nichts hält ihn auf; er wälzt durch Ströme ſich,
Verkohlt den Wald, verglaſ't der Felswand Firnen.

Mandarin.

Und, beim Confuz, ein Schauſpiel, groß und hehr,
Gewährt dem Aug' die Feier der Laternen.
Da wird die Stadt zu einem Strahlenmeer,
Die Straßen ſind Jantſekiangs von Sternen.

Indianer.

Doch mehr als Waldbrand war in jener Nacht
Der Brand Newyorks: die höchſten Dächer ſchürzen
Mit Flammen ſich, Gewölb' und Giebel kracht,
Die Häuſer taumeln und die Thürme ſtürzen.

Mandarin.

Und welch Laternenfest an Glanze kam,
Dem Brande gleich der dreizehn Handelshäuser?*
Als er durch Boten das Gerücht vernahm,
Zerriß zu Peking sein Gewand der Kaiser.

Indianer.

Als meinen farb'gen Federnkranz bestaubt
Die weh'nde Asche, zog ich fort in Trauer.

Mandarin.

Und Cantons Asche streuten auf ihr Haupt
Die Wächter auf der großen Mauer.

An dem Hafen in der Mainacht bin ich auf und abgegangen,
Bis des Morgens frischer Odem kühlte meine heißen Wangen.

* Das Europäische Viertel Cantons

Rings auf den Verdecken hört' ich fremder Vögel Frühlied
schallen,
Aus dem Garten überm Waſſer ſcholl das Lied der Nach-
tigallen.

Der ausgewanderte Dichter.

Bruchstücke eines unvollendeten Cyklus.

Die Tanne fäll' ich, drauf die Adler horsten;
Sie kracht zu Boden, Schnee vom Haupte schüttelnd.
Ich wohne fürder einsam in den Forsten,
Die Menschen fliehend und die Föhren rüttelnd.

Ich habe nicht, da ich mein Haupt hinlege;
Von keinem Herde bin ich dort geschieden.
Mein erstes Haus, mit Hammer und mit Säge,
Bau' ich mir selber bei den Atlantiden,

Kunstlos und rauh; — vom Felsen reiß' ich Farren
Und ander Kraut, daß ich die Fugen stopfe;
Die moos'ge Rinde laß ich an den Sparren;
Dumpf durch die Schlucht dröhnt meiner Axt Geklopfe.

Ein leiſes Wehn ſpielt mit den dürren Blättern —
Geiſt dieſer Wälder, ſei mit meiner Hütte,
Daß ſie Orkan und Blitze nicht zerſchmettern,
Daß ſie der Schnee des Berges nicht verſchütte!

Daß ihr Gebälk kein feindlich Beil zerhaue,
Daß lange Zeit die Sonn' ihr Dach vergülde,
Daß ſie nicht gleich ſei dieſer Spur der Klaue
Des Elennthieres auf dem Schneegefilde!

In einer ſolchen Werkſtatt iſt gut zimmern.
Die Waldung funkelt in des Morgens Glanze,
Die Büſche blitzen und die Zweige ſchimmern,
Und jede Tann' iſt eine ſtarre Lanze.

Mit rieſ'gem Nacken an den Himmel ſtemmen
Die Berge ſich; ſtill, doch belebt, die Auen.
Am Strome drüben, auf den ſchnee'gen Dämmen,
Seh ich den Biber ſeine Hütten bauen.

Fern aus dem Dickicht ragt's gleich Rennggeweihen,
Der Biſon bückt ſich, daß den Schnee er lecke;
Das Birkhuhn ſchwirrt, und von der Hinde ſcheuen
Fußtritten knarrt des Bodens Flockendecke.

Der bunte Luchs tritt dreiſt aus ſeiner Höhle,
Der Trab des Elenns donnert durch die Föhren.
Ein neues Lied geht auf in meiner Seele:
Ich dicht' es hämmernd — doch wer wird es hören?

Hinaus, hinaus! der Frühling iſt gekommen.
Der Schnee des Winters rieſelt von den Kuppen,
Der Alligator iſt ans Land geſchwommen,
Und ſonnt am Ufer ſeine grünen Schuppen.

Die Fiſche ſpringen und die Vögel ſchlagen;
Die Knoſpen berſten und die Kräuter ſchießen;
Die Wipfel all, auf denen Tauben klagen,
Streu'n ihre Blüthen flüſternd mir zu Füßen.

Die Hirſche wandeln thalwärts mit den Kühen;
Die Auerhähne ſchütteln ihre Kämme;
Mit ihrem Hofſtaat durch die Büſche ziehen
Die Königinnen wilder Bienenſtämme.

Wird mir auch Honig von den Bäumen träufen?
Friſch in den Wald, umduftet mich, ihr Ranken,
Und letzet mich! — ein Weiſel will ich ſchweifen,
Umſchwärmt von meinem Hofſtaat, den Gedanken.

Oft wandl' ich Abends auf die ſteilſten Höhen,
Einſam mit meiner Lieb' und meinem Grimme,
Zu meinen Füßen die gewalt'gen Seen —
Und dann erheb' ich meine tiefe Stimme.

Die werthen Lieder aus den alten Tagen,
Die ich mit Freunden hundertmal geſungen,
In dieſe Wälder hab' ich ſie getragen,
Drin nie zuvor ein deutſches Lied geklungen.

Wie zitterte, darauf ich lag, der Gipfel,
Wie gab mir jener froh mein Singen wieder,
Wie flüſterten der alten Bäume Wipfel,
Als ſie vernahmen Ludwig Uhlands Lieder!

Wie ſtutzeten und hoben ihre Hörner
Die Hirſch' im Thal, als auf den Bergen oben
Ich Lieder drauf von Kerner und von Körner,
Von Schwab und Arndt und Schenkendorf erhoben!

O, ſchmerzlich wohl klang manches mir, dem Wandrer!
Hier Heimathlieder! — Dennoch, als ſie klangen,
Stand ich ein Orpheus — mit den Liedern Andrer!
Zwar Steine nicht, doch tanzten wilde Schlangen.

Ich lag heut' Nacht in ſüßen, ſtillen Träumen
Von meiner Heimath und von meinen Lieben.
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen,
Wo ich wohl wünſchte, daß ſie mich begruben.

Der Todten und der Lebenden Geſtalten,
Sie traten vor mich. „O, daß Keiner zürne,
Daß ich ihn ließ!“ — Da jäh von einer kalten
Hand fühlt' ich leis berühret meine Stirne.

Ich fuhr empor; es war mein Jagdgefährte:
„Du ſchliefſt wohl tief, daß gar nichts du vernommen!
Komm! denn wir ſind den Biſons auf der Fährte,
Und durch den Winipeg ſind ſie geſchwommen.“

Im bleichen Oſten fing es an zu tagen;
Das Stromthal dampfte, eine Nebelkuſe.
Wir ritten aus, das Elennthier zu jagen;
Die Waldung ſcholl vom Dröhnen unſrer Huſe.

Bald auch gefunden hatten wir die Heerde;
Sie barſt durch's Laub, von jäher Furcht ergriffen.
Wir machten Halt, wir zügelten die Pferde,
Wir legten an, und zwanzig Kugeln pfiffen.

Doch keines Hornes ſchaufelförm'ge Krone
Verſank, getroffen, in des Truppes Welle;
Sie ſchüttelte den Nacken, wie zum Hohne,
Und ſtürmte fort, verdoppelnd ihre Schnelle.

Im Blättermeere war ſie bald verſchwunden;
Allein des Graſes blut'ger Thau bewährte,
Daß Eine Kugel doch ihr Ziel gefunden,
Drum ging es hitzig weiter auf der Fährte.

Wir folgten ihr auf offnen Waldespfaden;
Dann aber plötzlich theilte ſich die friſche;
Zum Strome, blutlos, ging der eine Faden,
Der andre, blutig, ſchlug ſich in die Büſche.

Ein einzig Thier nur war hier abgegangen.
Der Führer ſann, und ſagte drauf den Leuten:
„Folgt ihr der Hauptſpur durch das Thal der Schlangen,
Ich will mit dieſem auf der Blutſpur reiten."

Und ſo geſchah es; — mit einander ſpornen
Die Roſſe wir ſeitabwärts nach den Gründen;
Geknickte Gräſer, blutgefärbte Dornen
Sind uns genug, die rechte Bahn zu finden.

Er ſprach indeß: „Empfängt das Elenn Wunden,
Und fühlt es nahn den Tod in ſeiner Herbe,
Dann flieht es ſcheu die Heerde der Geſunden,
Und birgt im Forſt ſich, daß es einſam ſterbe.

In abgelegnen, laubverhüllten Schluchten,
Auf einer dunkeln, moosbewachsnen Stätte,
Die Felſenſtücke jäh und wild umbuchten,
Da ſucht es blutend ſich ein Sterbebette.

Siehſt du den Geier über jenen Tannen?
Auf unſer Wild bald ſenkt er das Gefieder;
Es lüſtet ihn das Elenn der Savannen —
Dort, ſollſt du ſehen, ſtürzt' es leblos nieder."

Und wahr erwies ſich, was er kaum geſprochen:
Wir fanden's liegen, knochig, ſtarkgelendet,
Die braunen Augen glanzlos und gebrochen —
Fern ſeinen Brüdern war es hier verendet.

In dieſe Wildniß, die kein Beil gelichtet,
Die nie durchzuckt der Sonne mildes Lächeln,
In dieſe Wildniß hatt' es ſich geflüchtet;
Sie nur vernahm des Elennthieres Röcheln.

Der Führer jetzo ließ zu dreien Malen
Durch die Gebüsche ſeinen Jagdruf tönen; —
Ich dachte ſchmerzlich meiner eignen Qualen:
Hier ſtarb das Thier — hier rinnen meine Thränen!

Ich bin nun lange drüben wohl vergeſſen;
Wer jetzt noch lauſchte meinen erſten Klängen?
Ich wäge ſinnend meine Wehr, indeſſen
Gewappnet Andre in die Rennbahn ſprengen.

Im Geiſt erblick' ich ihrer Roſſe Bäumen
Und ihrer Helme Federbuſchgezitter;
Es raſſelt mich aus meinen tiefſten Träumen
Der Klang des Schwertes, das ſie ſchlägt zum Ritter.

Nehmt hin den Dank! — ich hab' ihn abgeſchworen! —
Und doch — beim Blitzen eurer Harniſchzierde
Und beim Erklirren eurer goldnen Sporen
Erwacht in mir die alte Kampfbegierde.

Denn nicht verroſten ließ ich meine Waffen;
Ich weiß ſie rüſt'ger, als vordem, zu ſchwingen;
Noch einmal möcht' ich mich zuſammenraffen,
Und auf dem alten Tummelplatze ringen.

Mein Schwert geſchliffen hab' ich in der Oede;
Bewehrt mit Liedern, ballt ſich meine Rechte;
Ich bin bereit zu einer Geiſtesfehde —
Wie, wenn ein Schiffer mein Cartel euch brächte?

Wohlan! zum Wettſtreit meine Lenden gürt' ich!
Ihr, in den Schranken, prüfet meine Wehre!
Sprecht zu den Rittern: „er iſt ebenbürtig;
Sein Tomahawk iſt würdig eurer Speere!"

Und als wir watend durch die Furt nun ſetzten,
Voran den Führer, den vorſicht'gen Schreiter,
Da ſprornte jenſeits einen ſchaumbenetzten,
Langmähn'gen Rappen ein Savannenreiter.

Gedrungne Formen, Glieder wie von Erze,
Lichtblaues Jagdhemd mit scharlachner Franze,
Buntfarb'ges Tüchlein um des Haares Schwärze —
So kam er näher mit gefällter Lanze.

Im Flug nur, schien es, wollt' er uns betrachten;
Umsonst hinüber sandt' ich Ruf und Zeichen.
Er sah mich winken, ohne drauf zu achten,
Wandte sein Roß, und trat es in die Weichen;

Flog dann hinan des Ufers jähe Treppe,
Daß Kies und Mergel dran herunter klirrten.
Es war ein Creek, ein Beduin der Steppe; —
Glück zu! noch heute wirst du dich entgürten!

Dann wird dein Weib dir deine Kinder bringen;
Sie streicheln furchtlos deines Thieres Mähne;
Die Buben sagen: „Vater, laß es springen!"
Und ziehn ihm dreist den Knebel durch die Zähne.

Du aber wirst an deinen Herd dich setzen,
Und deine Gattin mit der Ferne Bildern
Und mit den Wundern deiner Züge letzen,
Vielleicht die Jäger auch im Strome schildern.

Die jetzt erreichen triefend das Geſtade: —
Sieh' da die Grasbahn, die dein Roß gegangen!
Wohl find' ich Hütten, folg' ich dieſem Pfade —
Doch, ach! wie dich wird keine mich empfangen!

Ich ſonne mich im letzten Abendſtrahle,
Und leiſe ſäuſelt über mir die Rüſter.
Du jetzt, mein Leben, wandelſt wohl im Saale,
Der Teppich rauſcht, und ſtrahlend flammt der Luſtre.

Und Alles naht ſich, feiernd dich zu grüßen,
Und Alles huldigt deiner milden Schöne:
Sie legen Alles, Herrin, dir zu Füßen,
Auf daß dein Lächeln dieſen Abend kröne.

O, laß es dringen auch in dieſe Wildniß:
Send' es herüber tauſende von Meilen!
Vor meine Seele treten laß dein Bildniß;
Zuckt auch mein Herz; — es wird ja doch nicht heilen!

So in des Kreises athemloser Stille
Mit deiner Harfe saßest du vor Zeiten!
Das ist dein Auge! — deiner Locken Fülle
Ergießt sich dunkel auf die lichten Falten! —

Das ist dein Singen! durch die prächt'gen Räume
Glühend und innig fluthen meine Lieder! —
Im Abendwinde schütteln sich die Bäume;
Schwarz auf den Urwald senkt die Nacht sich nieder.

Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

In meinem Dünkel hab' ich mich vermessen:
„Ich will sie meiden, die mein Treiben schelten.
Mir selbst genug, will ich dies Volk vergessen:
Fahr' hin, o Welt — im Herzen trag' ich Welten!"

Ein einzig Jahr hat meinen Stolz gebrochen;
Mein Herz iſt einſam und mein Aug' iſt trübe.
Es reuet mich, was frevelnd ich geſprochen;
Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe.

Allein, allein! — und ſo will ich geneſen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Weſen,
Um dieſes Haupt an ſeine Bruſt zu legen!

Die Indianer ſitzen um die Flamme,
Und ſchüren düſter ſie, ſchweigſame Schürer.
Da plötzlich — wohl der Aelteſte vom Stamme —
Spricht zu den Andern alſo Einer ihrer:

„In Frieden ruh' er, den wir heut' begruben
Dort, wo den Urwald ſäumet die Savannah!
Nie einem Weißen, dieſem gleich, erhuben
Ein Mal vom Lorenz wir zum Susquehannah!

Er war nicht, wie die Andern seiner Farbe:
Drum zu den Rothen hat er sich geschlagen.
In unsern dunkeln Reih'n glich er der Garbe
Des Maiskorns, die zu Tannen man getragen.

Was mocht' ihm sein? — mit seinen Jagdgeräthen
Stand oft er sinnend unter einem Baume,
Und hört' er rufend in das Holz uns treten,
So fuhr er auf, und folgt' uns wie im Traume.

Auch stand er einsam wohl am Strome dorten;
Oft durch die Büsche sahn ihn die Genossen.
Dann war es, daß in fremder Sprache Worten
Ihm lange Reden von den Lippen flossen.

Der Worte keines haben wir verstanden,
Doch hörten gerne wir der Worte Schallen.
Es war ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.

Verstanden haben wir der Worte keines,
Doch hat uns stets zu hören sie verlanget.
Es war ein Klang drin, gleich den Tönen eines
Schilds, der im Wind den Ast schlägt, dran er hanget.

Und um ſich ſchaut' er, war er nun zu Ende,
Und ſah erſt jetzt, daß Keiner ihn vernommen.
Dann drückt' er ſtumm ſein Antlitz in die Hände,
Und iſt zum Wigwam ſtill zurückgekommen.

In Frieden ruh' er, den wir nicht mehr ſehen!
Laßt eine Hütt' auf ſeinem Grab uns bauen.
Sein Haupt liegt weſtwärts, denn ſein letztes Flehen
War: „Krieger, o, nach Morgen laßt mich ſchauen!“

Der Reiter.

Er lenkte ſchweigend durch die Schlucht ſein Roß:
Bleich war ſein Antlitz, lang und lockig floß
Ihm Bart und Haar auf Bruſt und Achſel nieder.
Er ließ dem müden Thiere das Gebiß;
Er ſeufzte düſter durch die Finſterniß
Der Föhren: „Gott, warum gabſt du mir Lieder?

Sie ſchliefen Jahre lang in meiner Bruſt,
Wie Erz im Schacht; — ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen ſie hervor,
Unhemmbar' ach, und ich — ich muß verbluten!

Und Keiner weiß es! Alle ſtellen ſie
Sich vor mich hin, und ſagen lächelnd: Sieh'!
Das iſt ein luſtig und ein kräftig Springen!
Das iſt ein friſcher und ein tücht'ger Strahl!
Ein mäß'ger Strom kann dieſer Quell einmal,
So Gott der Herr will, durch die Lande bringen.

Sie aber wiſſen nicht, daß er ſchon bald
Verſiegen muß, daß ebbend ſchon er wallt;
Sie wiſſen nicht, daß vor der Thür mein Sterben;
Daß mit dem Blut nur, das bis jetzt mir quoll,
Wenn in der Gruft ich einen tragen ſoll,
Ich meinen Liederpurpur mir muß färben.

Doch murr' ich nicht, ich ſage: ſehet da,
Ich bin ergeben, ich bin Seneca,
Als in die Wanne rauſchten ſeine Adern'
Die Dichtkunſt ſagt zu meinem Leben: flieh!
Mein Nero, weh' mir! iſt die Poeſie —
Doch will ich nicht mit meinem Schickſal hadern.

O, hielten ſie mich nur nicht am Gewand,
Und brächten, dieſe Balſam und Verband,
Und die, mein Blut zu ſammeln, Kelch und Schale!
O, könnt' ich ſtill zu Tode bluten mich,
Gleichwie, die Bruſt von eines Jägers Stich
Durchbohrt, ein Hirſch in einem dunkeln Thale.

O, gönnten ſie dem Sterbenden die Ruh'!
O, drückten ſie nur grauſam oft nicht zu
Die Wunde mir, am Herd und auf den Gaſſen;
Und lehrten mich, daß den gewalt'gen Fluß
Verſchließen, eher noch mich tödten muß,
Als ihn, bei pochenden Schläfen, rieſeln laſſen.

O, ließen gehn mich meine Wege ſie,
Und fragten nicht: Sprich, was iſt Poeſie?
O Gott, wie oft vernahm ich ſchon die Frage!
O, lächelten und lachten ſie nur nicht,
Wenn träumeriſch, mit glühendem Geſicht
Und eine Thrän' im Aug' ich ihnen ſage:

Wenn man im Forſt auf einen Eichbaum ſteigt,
Und ſich zum Sitze wählt ſein weit verzweigt
Und rauſchend Haupt mit herbe duftendem Laube,
Und ſinnend dann, die Arme ſtumm verſchränkt,
An die Geliebte, welche fern iſt, denkt,
Und in das Neſt ſchaut einer Turteltaube;

Wenn man am Meer, von ſeinem Schaum benetzt,
Sich einem Fiſcher auf die Schultern ſetzt,
Und ſich hinein läßt tragen in die Wellen,
Die Odyſſee legt auf ſein ſtruppig Haar,
Und ſingt und jubelt, daß er denkt: fürwahr,
Das heiß' ich einen närriſchen Geſellen!

Und wenn auf muth'gen Roſſen man zu Tritt
Macht oder Vieren einen wilden Ritt —
Sieh' da! die lang geſtreckten Renner ſchnauben,
Ihr beugt euch ſtornend vor, ohn Unterlaß
Wehn euch die Mähnen in das Antlitz! — das
Iſt Poeſie, doch wollt ihr es nicht glauben.

Und wenn man Nachts auf langen Brücken fährt,
Und dumpf ihr Holz vom Hufſchlag murren hört,
Bis das Geſpann urplötzlich wieder ſeinen
Huf klirrend auf das Pflaſter ſetzt, daß glüh
Die Funken fliegen, dann iſt Poeſie
Der erſte Ton des Eiſens auf den Steinen.

Und Poeſie auch iſt's, wenn, wie ein Schwan,
Man in der Dämmerung in einem Kahn
Langſam durchfurchet eines Hafens Mitte,
Und es geſtattet, daß der Kahn ſich ſchmiegt
An irgend ein gewaltig Schiff; — ſo liegt
Oft neben einem Palaſt eine Hütte.

Und Poeſie dann, wenn in Gummiſchuhn
Man einen Neger ſieht im Tauwerk ruhn,
Des Abends Kühle ſchwebend einzuſaugen;
Er ſchaukelt läſſig ſich und ſingt ein Lied,
Und ſchaut ihr ihm in's Angeſicht, ſo glüht
Euch wie ein Stern das Weiße ſeiner Augen.

Und Poeſie auch würd' es ſein, wenn jetzt
Dies ſchwarze Roß von Dänenzucht, entſetzt,
Sich bäumete auf dieſer düſtern Stelle,
Mich ſchleuderte an dieſes Felſenſtück,
Daß plötzlich Nacht umflorte meinen Blick,
Und meiner Stirne dunkel Blut entquölle.

•

Und wenn alsdann, wenn ich zum letzten Mal,
Beſchienen von der Abendſonne Strahl,
Das matte Aug', die müde Wimper höbe,
Das treue Thier, als klagt' es um mein Weh',
Geſenkten Halſes auf mich niederſäh',
Und warm in mein erkaltend Antlitz ſchnöbe."

Gelegentliches.

Bei Grabbe's Tod.

Dämm'rung! — Das Lager! — Dumpf herüber schon
Vom Zelt des Feldherrn donnerte der Ton
Der abendlichen Lärmkanonen;
Dann Zapfenstreich, Querpfeifen, Trommelschlag,
Zusammenflutend die Musik darnach
Von zweiundzwanzig Bataillonen!

Sie betete: „Nun danket alle Gott!"
Sie ließ nicht mehr zu Sturmschritt und zu Trott
Die Büchse fällen und den Zaum verhängen;
Sie rief die Krieger bittend zum Gebet,
Von den Gezelten kam sie hergeweht
Mit vollen, feierlichen Klängen.

Der Mond ging auf. Mild überlief ſein Strahl
Die Leinwand rings, der nackten Schwerter Stahl
Und die Musketenpyramiden.
Auf durch die Rotten jetzo: „Izako ab!“
Und nun kein Laut mehr! Stille, wie im Grab —
Es war im Krieg ein tiefer Frieden.

Doch anders ging es auf des Lagers Saum
Im Weinſchank her; — da flog Champagnerſchaum,
Da hielt die Bowle dampfend uns gefangen!
Da um die Wette blitzten Epaulett'
Und Friedrichsd'or; da ſcholls am Knöchelbrett:
„Wer hält?“ und Harfenmädchen ſangen.

Zuweilen nur in dieſes wüſten Saals
Getöſe ſtahl ein Ton ſich des Chorals,
Miſchte der Mondſchein ſich dem Schein der Lichter.
Ich ſaß und ſann — „Nun danket —“ „„Qui en veut?““
Geklirr der Würfel — da auf einmal ſeh'
Aus meiner alten Heimath ich Geſichter.

„Was, du? — „„Wer ſonſt?““ — Nun Fragen hin
und her.
„Wie geht's? von wannen? was denn jetzt treibt der?“
Auf hundert Fragen mußt' ich Antwort haben. —
„Wie —“ „„Nun, mach' ſchnell! ich muß zu Schwarz und
Roth!““
„Gleich! nur ein Wort noch: Grabbe? — „„Der iſt todt;
Gut' Nacht! wir haben Freitag ihn begraben!““

Es rieſelte mir kalt durch Mark und Bein!
Sie ſenkten ihn vergangnen Freitag ein,
Mit Lorbeern und mit Immortellen
Den Sarg des todten Dichters ſchmückten ſie —
Der du die hundert Tage ſchufſt, ſo früh! —
Ich fühlte krampfhaft mir die Bruſt erſchwellen.

Ich trat hinaus, ich gab der Nacht mein Haar:
Dann auf die Streu, die mir bereitet war
In einem Kriegerzelt, warf ich mich nieder.
Mein flatternd Obdach war der Winde Spiel;
Doch darum nicht floh meinen Halmenpfühl
Der Schlaf — nicht darum bebten meine Glieder.

Nein, um den Todten war's, daß ich gewacht:
Ich ſah' ihn neben mir die ganze Nacht
Inmitten meiner Leinwandwände.
Erzitternd auf des Hohen prächt'ge Stirn
Legt' ich die Hand: „Du loderndes Gehirn,
So ſind jetzt Aſche deine Brände?

Wachtfeuer ſie, an deren ſprüh'nder Glut
Der Hohenſtaufen Heeresvolk geruht,
Des Corſen Volk und des Carthagers;
Jetzt mild wie Mondſchein leuchtend durch die Nacht,
Und jetzo wild zu greller Brunſt entfacht —
Den Lichtern ähnlich dieſes Lagers!

So iſt's! wie Würfelklirren und Choral,
Wie Kerzenflackern und wie Mondenſtrahl
Vorhin gekämpft um dieſe Hütten,
So wohl in dieſes mächt'gen Schädels Raum,
Du jäh Verſtummter, wie ein wüſter Traum
Hat ſich Befeindetes beſtritten.

Sei's! dieſen Mantel werf' ich drüber hin!
Du warſt ein Dichter! — Kennt ihr auch den Sinn
Des Wortes, ihr, die kalt ihr richtet?
Dies Haus bewohnten Don Juan und Fauſt;
Der Geiſt, der unter dieſer Stirn gehauſ't,
Zerbrach die Form — faßt ihn! er hat gedichtet!

Der Dichtung Flamm' iſt allezeit ein Fluch!
Wer, als ein Leuchter, durch die Welt ſie trug,
Wohl läßt ſie hehr den durch die Zeiten brennen;
Die Tauſende, die unterm Leinen hier
In Waffen ruhn — was ſind ſie neben dir?
Wird ihrer Einen, ſo wie dich, man nennen?

Doch ſie verzehrt: — ich ſprech' es aus mit Grau'n!
Ich habe dich gekannt als Jüngling; braun
Und kräftig gingſt dem Knaben du vorüber.
Nach Jahren drauf erſchaut' ich dich als Mann;
Da warſt du bleich, die hohe Stirne ſann,
Und deine Schläfe pochten wie im Fieber.

Und Male brennt ſie; — durch die Mitwelt geht
Einſam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung iſt ein Kainsſtempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt!"
Und ich entſchlief zuletzt; in einem Zelt
Träumt' ich von einem eingeſtürzten Tempel.

Für Schillers Album beſtimmt geweſen.

Nun kommen ſie aus aller Welt,
Die leichten Dichterboten.
Von wannen flattert nicht ein Blatt
Ins Buch des großen Todten?

Und wer jetzt durch die Sierren ſchweift
Und wählt ſich zum Geſandten
Ein Lied, der hüllt es ein in Flor
Vom Sarge des Infanten.

Und wer durch Frankreich zieht, der tritt
Zu Dom Remy's Altare,
Und ſendet einen Kranz vom Baum
Des Mädchens der Loire.

Und wer in Welſchland jetzo weilt,
Schickt Lorbeern von Meſſina,
Und einen friſch gehau'nen Span
Vom Hauſe des Verrina.

Der Böhme meldet einen Gruß
Von Friedlands kühnen Rotten.
In England schrieb' ich mit dem Blut
Der Königin der Schotten:

Und in dem Land Helvetien
Stieg' ich zu Berg und schriebe
Vom Grütli es zum Todtenfest,
Wie ich den Todten liebe.

Ich bin nicht, wo der Rhein entspringt
Im hohen Land des Schächen:
Ich wohne tief, wo lässig er
Verrinnt in sand'gen Flächen.

Denn dieses sind am Ocean
Die abgefallnen Lande;
Gestattet hat die Aufruhrfahn'
Auf diesem Nebelstrande.

Und dieses ist der Pfeilebund,
Und dies sind die Provinzen;
In diesen Städten schaarten sich
Die Geusen um den Prinzen.

Noch ſpricht aus Steinen jener Geiſt,
Der da manch Herz zerfreſſen;
Ich hab' heut' Nacht bei Sturmeswehn
Vor Alba's Thür geſeſſen.

Ich wandelte durch Thore, die
Dem Spanier ſich verſchloſſen;
Ich ſtand vor Thurm und Mauerwerk,
Vom Herzog einſt beſchoſſen.

Wie hier vordem ein Volk gekämpft,
Und wie ein Fürſt geſündigt,
Das hat in ehr'ne Tafeln Er
Gegraben und verkündigt.

Von dieſer Mauerringe Trotz
Zeugt Er mit mächt'gen Lauten;
Sie wiſſen es, ſie danken's ihm,
Dem Todten die Ergrauten.

Und jeder Stein aus Thorgewölb',
Aus Mauern und aus Stiegen,
Ließ' freudig ſich ins Fundament
Von Schillers Male fügen.

Der Kitt iſt feſt, der Weg iſt weit. —
Mein Lied will ſie vertreten:
Es ruh' im Mal, ein Mauerſtein
Von den abtrünn'gen Städten!

In Schillers Album.

Trotzig iſt dieſes Land: der Nordſee trotzt' es den Boden,
Dem im Escurial trotzte die Freiheit es ab.
Siehe, die Pfeile dies, die verbundenen! dies die Provinzen!
Dies der gottige Leu, der in der Klaue ſie trägt!
Dies die Sandbank im Meere des duftverſchleierten Nordens,
Drauf des Gebieters im Süd flaggende Barke verging!
Hier des Aufruhrs Herd! Hier hat die Flamme gelodert,
Die, Gewalt'ger, durch dich länger und leuchtender ſtrahlt!
Siehe, ich ſaß heut' Nacht auf Alba's blutiger Schwelle:
Dieſes Haus vordem deß von Toledo Quartier!
Dieſe alten Tavernen vernahmen die Schwüre der Geuſen;
Dieſer Märkte Raum ſah das behang'ne Schafot.
Siehe, die Thore dies, die Philipps Völkern ſich ſchloſſen!
Siehe die Mauern dies, die ſie vergeblich berannt!

Höre den Dank der Ergrauten! ſie kennen und lieben dich, Schiller!
Gerne zu deinem Mal fügte ſich jeglicher Stein! —
Weit der Weg und feſt der Mörtel! — für die Gebundnen,
Sie zu vertreten, fliegt freudig gen Süden dies Blatt!
Ruh' es, ein Stein von den Mauern der abgefallenen Städte,
In den Quadern des Mals deß, der die Städte verklärt!

Der Phönix.

Zur Einleitung des zweiten Jahrgangs von C. Bullers Phönix.

1.

Am Niger, wenn von den fünfhundert
Vollendet wiederum ein Jahr,
Erhebt der Phönix ſich verwundert,
Und reckt der Schwingen purpurn Paar.
Er ſchaut zu Thal von dem bemoos'ten
Weltgrate, drauf ſein würz'ger Horſt;
Er ſchaut nach Weſten und nach Oſten
Durch Wüſtenland und Zimmetforſt.

Welch ein Gewirr zu ſeinen Füßen:
Da ballt der Sand ſich wunderbar,
Da rauſchen Wälder, Ströme fließen,
Da traben Strauß und Dromedar.

Da weht des Mohren Scharlachfahne,
Da ſchallt des Tigers dumpf Geſchrei,
Da jagt der Sturm die Karavane,
Da jagt den Hirſch der grimme Leu.

Da ſchaut im Süden er die Horden
Des Kaffernvolks beſchwichtigt kaum;
Da, tauſendzeltig, glänzt im Norden
Die Lagerſtatt am Feigenbaum.
Bunt tummeln ſich die Kriegsgeſchwader,
Die blut'gen Schwerter funkeln glüh;
Und weithin ſchallt's: „Hie Abdel Kader!“
„Hie Orleans, und Frankreich hie!““

Er aber läſſet ſich nicht kümmern
Der Heere Drang und der Partei'n;
Sein Trachten iſt, daß ſie ſein Schimmern
Mit ihrem Staube nicht entweih'n.
Still ſammelt fort er in den Thalen
Gewürze ſich zu ſeinem Brand,
Und läſſet ſeinen Fittig ſtrahlen
Ruhig durch das empörte Land.

2.

Dem Phönix möge dieſer gleichen!
Auch ihm vollendet ſich ein Jahr.
Er ſchauet in des Geiſtes Reichen
Sich um, und reckt der Schwingen Paar.
Er ſchaut nach Oſten und nach Weſten;
Sieh' da — auch hier Empörung nur,
Und Rütteln an den alten Veſten,
Und Waffenklang, und Ruf, und Schwur!

Nicht iſt ein Fremdling er dem Ringen
Und dem Erregtſein dieſer Zeit. —
Darg denn nicht Er auch mit den Schwingen
Den Funken, der erregt den Streit? —
Fortan ihr Schimmern will er wahren;
Sein Flug iſt über den Partei'n,
Doch gilt ſein Flügelſchlag den Schaaren
Des Reinen und des Rechts allein.

Jedwede Zeit hat ihre Wehen;
Ein junges Deutſchland wird erflehn.
Unhemmbar iſt des Geiſtes Wehen,
Und vorwärts kann die Zeit nur gehn.
Allein der Schlamm nicht der Gemeinheit
Gebiert, was edel und was recht;
Nur aus der Wahrheit und der Reinheit
Erſteht, was fördert ein Geſchlecht.

Und Solchem einzig gilt ſein Streben,
Und gilt ſein Trachten für und für,
Solch neuem Lenz entgegenheben,
Als ein ſcharlachenes Panier,
Mag er die Flügel, mag entgittern
Aufs Neu' die Schranken er: — Hinein!
Und müßt' ihm auch aus Lanzenſplittern
Gethürmt der Scheiterhaufen ſein!

Bannerſpruch.

An E. Duller.

Zur Einleitung des dritten Jahrgangs des Phönix.

Das Horn erſcholl, der Renner ſcharrte!
So laß uns denn zu Felde ziehn!
Aufs Neue ſchwing' ich die Standarte,
Die deine Farben läßt erglühn!
Und nenne Keiner mich verwegen,
Wer ſo vor deiner Schaar mich ſchaut:
Es wird ja ſtets dem jüngſten Degen
Des Banners Obhut anvertraut!

Ich laſſe meinen Ruf erklingen,
Gewaffnet, Duller, wie ich bin!
Ein Reich ja gilt es zu erringen
Der Menſchheit, unſrer Königin!

Ein Reich, um welches ſie noch heute
Von Thränen und von Blute trieft;
Doch deſſen Throne nach dem Streite
Ein inn'res Ahnen ihr verbrieft!

Ein Reich, von dem ich oft geſtammelt
Und es geſehen auch im Traum.
Die Völker hatten ſich verſammelt
Um einen einz'gen Lebensbaum.
Da war kein Schelten und kein Toben
Und keiner eitlen Rede Brunſt;
Ich ſah' ein Band, das war gewoben
Aus Glaube, Freiheit, Wiſſen, Kunſt.

Sie brachten Alle, was ſie hatten,
Voll Eintracht Einem Weihaltar;
Wie Brüder ſah ich auf den Matten
Gelagert dieſe große Schaar.
Und wie die Taube über Lämmern
Sich wiegt in Lüften, alſo ſchier
Sah milde durch der Zeiten Dämmern
Die Lieb' ich ſchweben über ihr.

Das iſt das Reich, nach dem wir ſtreben;
Und iſt auch unſer Häuflein ſchwach:
Wir haben Kämpfer vor und neben,
Und immer neue wachſen nach!
Die ganze Menſchheit Eine Heerde —
O, nur gerungen und geglaubt!
Es frommt ihr jede Hand breit Erde,
Die der Gemeinheit wir geraubt!

Im Kampfe nur erblühn uns Kränze!
Drum laß uns ſein, wie der Kroat,
Der auf Illyriens Kriegergrenze
Dem Boden anvertraut die Saat;
Der, als ein Kriegesmann gerüſtet,
Den Waizen in die Furche ſtreut,
Und, wenn ſein Schwert den Türken lüſtet,
Schlagfertig daſteht allezeit!

Der, wenn er kehrt von ſeinen Zügen,
Beherzt und freudig, wie er ſchied,
Der Scholle dunklem Schooß entſtiegen
Des jüngſten Lenzes Ausſaat ſieht;

Der friedlich jetzt, sein Korn zu mähen,
Die Sense statt des Säbels schwingt,
Und zwischen Ernten, Kämpfen, Säen,
Sein Leben ruhelos verbringt'

Ich fühl's an meines Herzens Pochen:
Auch uns wird reifen unsre Saat'
Es ist kein Traum, was ich gesprochen,
Und jener Völkermorgen naht'
Ich seh' ihn leuchten durch die Jahre:
Ich glaube fest an seine Pracht:
Entbrennen wird der wunderbare,
Und nimmer kehren wird die Nacht'

Wir aber reiten ihm entgegen;
Wohl ist er werth noch manchen Strauß.
Wirf aus die Körner, zieh' den Degen:
Ich breite froh das Banner aus'
Mit festen Händen will ich's halten;
Es muß und wird im Kampf bestehn;
Die Hoffnung rauscht in seinen Falten,
Und Hoffnung läßt nicht untergehn!

Ueberſetzungen.

Aus dem Italieniſchen.

Aleſſandro Manzoni.

Chor aus der Tragödie:

Der Graf von Carmagnola.

(Act II. Scene 6.)

Horch, zur Rechten ein Klang von Trompeten!
Antwort gibt ihm ein Schmettern zur Linken!
Dumpf, von Roſſen und Fußvolk zertreten,
Dröhnt auf jeglicher Seite das Feld!
Siehſt du flatternd das Banner dort blinken?
Siehſt du dieß hier die Ford'rung erwidern?
Sieh', ein Heer in geſchloſſenen Gliedern
Naht' — ſieh', wie ſich ein andres ihm ſtellt!

Sieh', der Raum, der ſie ſchied, iſt verſchwunden!
Schon begegnet der Degen dem Degen;
Jeder ſucht eine Bruſt; — aus den Wunden
Rinnt das Blut: mit dem Blut wächst die Wuth.

Sprich', wer ſind ſie? Zog dieſer entgegen
Fernher dem, daß ſein Land er verheere?
Iſt's nicht jener, der flammend: „Ich ſchwöre!"
Rief, und: „Heimath, dir opfr' ich mein Blut!" —

Brüder nennt ſie der Fremdling; ſie reden
Eine Sprache; ſie ſäugte die gleiche
Mutter; — ſiehſt im Geſicht eines jeden
Nicht das Mal der Verwandtſchaft du glühn?
All' gebar ſie dies herrliche, reiche
Land, das, jetzo mit Blute begoſſen,
Allen übrigen Ländern verſchloſſen,
Ringe das Meer und die Alpen umziehn.

O, wer zuckte zuerſt das verruchte
Schwert, den leiblichen Bruder zu fällen?
Des fluchwürdigen Streites verfluchte
Urſach', kennſt du ſie? nenne ſie mir! —
Weh', ſie kennen ſie ſelbſt nicht! ſie ſtellen
Ohne Zorn ſich, zu tödten, zu ſterben;
Feil, ließ jeder mit Gelde ſich werben,
Kämpft, — und fragt nicht warum und wofür.

Wehe, Weh' den Verblendeten! — Haben
Sie nicht ängſtliche Mütter? was fliegen
Nicht die Weiber herbei mit den Knaben,
Sie zu ziehn aus der ruhmloſen Schlacht?
Und die Greiſe, die ernſt und gediegen
Reden können, was ſind die Cohorten,
Die entflammten, mit kräftigen Worten
Sie nicht weiſe zu trennen bedacht?

Wie zuweilen der raſtende Schnitter
Auf des Hüttenthors friedlicher Schwelle
Sieht, wie donnernd ein fernes Gewitter
Ein Gefild, das nicht ſein iſt, verheert:
So wird, wer ſie auf ſicherer Stelle
Kämpfen ſieht, dir gelaſſen mit kühlen
Worten ſagen, wie Tauſende fielen,
Wie man Städte verbrannt und zerſtört.

Sieh', dort ſpricht eine Mutter zum Sohne:
Vor ihr ſitzt er mit flammenden Wangen,
Denn ſie lehrt ihn, zu nennen mit Hohne
Jene, die er einſt ſchlägt auf das Haupt.

Siehſt die Bräute der Sieger du prangen
In Geſchmeiden, in Gürteln und Ketten,
Die das Heer in eroberten Städten
Den verlaſſenen Mädchen geraubt?

Wehe, Wehe! bedeckt das Gefilde
Mit erſchlagenen Kriegern' die Fläche
Wird zum blutigen Meerr! der wilde
Ruf der Streiter verdoppelt die Wuth.
Ha! ſchon löſen die Glieder ſich! — Schwäche
Lähmt den Schritt der ermatteten Züge!
Jedem wieder, verzweifelnd am Siege,
Scheint das Leben das köſtlichſte Gut.

Wie Getreide, geſchleudert aus voller
Schaufel, weit durch die Luft ſich verbreitet,
So zerſtreu'n die Geſchlag'nen in toller
Flucht ſich weit durch das rauchende Feld.
Sieh', ein Schwarm von Verfolgenden reitet
Ihnen nach; — an den ehernen Hauben
Der verwundeten Flüchtlinge ſchnauben
Schon die Roſſe: ſchon ſind ſie umſtellt.

Zu den Füßen der feindlichen Krieger
Stürzt, wegwerfend das Schwert, die bedrohte
Schaar: — erſtickt von dem Jubel der Sieger.
Hört der Sterbenden Winſeln man nicht.
In den Sattel wirft ſchnell ſich ein Bote,
Nimmt ein Blatt, es der Ferne zu bringen,
Spornt, ſprengt fort; ſeht den Weg ihn verſchlingen!
Durch die Städte ſchallt dumpf das Gerücht.

Warum eilt ihr hinaus aller Orten
Auf den Heerweg aus Häuſern und Hütten?
Warum fragt ihr mit haſtigen Worten,
Was für fröhliche Botſchaft er bringt?
Ha, ihr wißt es, von wo er geritten
Kommt, und Fröhliches ſoll er euch ſagen?
Brüder wurden von Brüdern erſchlagen!
Das die Kunde! Nun jauchzet und ſingt!

Ringsum feſtliche Töne! Die Kerzen
Glühn im Tempel! vernimmſt du die Lieder?
Auf zum Himmel aus mörderiſchen Herzen
Steigt, ein Gräuel ihm, frevelnder Dank. —

Von den Zinnen der Alpen hernieder
Blickt der Fremdling, begierig nach Raube:
Lächelnd ſieht er die Starken im Staube
Liegen; jeglichen zählt er, der ſank.

Eilt euch! Tretet zurück in die Glieder!
Haltet ein mit Triumphen und Feſten!
Schaart um eure Standarten euch wieder!
Vom Gebirg ſteigt der Fremdlinge Macht.
Sieger, mißt ihr die Kühnſten und Beſten? —
Drum jetzt naht euch der Feind von den Höhen!
Lüſtern ſeht auf den Fluren ihn ſtehen,
Wo ihr Brüder erwürgt in der Schlacht!

Du, das eng deinen Söhnen geſchienen,
Das im Frieden ſie nicht zu ernähren
Weiß — die Zeit des Gerichts iſt erſchienen!
Fremde nahn dir, unſeliges Land!
Deinen Tiſchen und deinen Altären
Naht der Räuber, theilt unter die Seinen
Aus die Beute der Thoren, ſchlägt deinen
Kön'gen höhnend das Schwert aus der Hand.

Er ein Thor auch! kein Volk noch beglückten
Blut und Plünd'rung! der Fluch fällt entſetzlich
Auf den mächtigen, lorbeergeſchmückten
Sieger von dem Beſiegten zurück!
Wohl ergreift den Bethörten nicht plötzlich
Ehr'nen Armes die ewige Rache,
Doch ſie wartet, ſie folgt, ſie hält Wache,
Sie tritt ernſt vor des Sterbenden Blick.

Eines Glaubens, geſchaffen zum Bilde
Eines Einz'gen — zu jeglicher Stunde
Eures Lebens, auf jedem Gefilde,
Wo auch immer: vereinigt euch' liebt
Euch als Brüder' die Hand reicht zum Bunde'
Fluch dem, der ihn verletzt, dem Meineid'gen'
Der den Weinenden wagt zu beleid'gen,
Der unſterbliche Geiſter betrübt!

Aus dem Französischen.

Alfons de Lamartine.

Der Genius in der Verborgenheit.

An Jean Reboul.

Der Odem, deſſen Wehn ertönen läßt die Seele,
Und zu Geſängen ſie entflammt,
Verſchmäht die ſtolze Pracht der Schlöſſer und der Säle:
Daß Purpur er und Gold zu ſeiner Wohnung wähle,
Bedarf Er's, der vom Himmel ſtammt?

Den Hirten, der aufs Feld hinaustreibt ſeine Heerde,
Beſchattet mit den Flügeln er;
Senkt auf das Strohdach ſich der Armen dieſer Erde;
Auf ſchlechtem Wiegenpfühl, mit lächelnder Geberde,
Schirmt er ein herrliches Myſter.

Es iſt das Kind Homer, das unter wollnem Tuche
Die Sklavin trägt durch das Gewühl;
Es iſt ein junger Hirt, der unterm Dach der Buche
Hervortritt, daß er ſcheu verirrte Ziegen ſuche,
Und der nach Jahren heißt Virgil.

Der Knabe Moſes iſt's, den Nileswogen ſchützen,
Und den die Königstochter liebt;
Den unter Tauſenden heimſucht des Sina Blitzen,
Indeß er Marmor hackt und in des Ofens Hitzen
Die ungebrannten Ziegel ſchiebt.

Noch immer that ſich auf die Pforte dieſes Schreines:
So reifen zur Unſterblichkeit
Die Perl' im Meeresſchooß, das Gold im Riß des Steines,
Der Diamant im Schacht, dem Hüter ſeines Scheines,
Der Ruhm in der Verborgenheit!

Ein Phönix iſt der Ruhm, ein aus ſich ſelbſt Geborner,
Der alle hundert Jahre nur
Sich niederläßt aufs Haupt Geliebter und Erkorner,
Mit ſeinen Zeichen ſtirbt — ein ewig dann Verlorner,
Deß Wiege Keiner noch erfuhr!

So wundre dich denn nicht, daß ſich ein Sohn des Lichtes
Dein Dunkel nahm zur Ruheſtatt:
Erinnre Jakobs dich und ſeines Nachtgeſichtes!
Das Träumen des Genie's, gern eine Stirn umflicht es,
Die Steine nur zum Kiſſen hat'

Ich ſelber, reich bedacht mit Dem, was Vieler Streben,
Wie gerne dieſes goldne Joch,
Mir auferlegt vom Glück, wie gerne wollt' ich's geben
Für eine Stunde nur der Zeit, wo meine Reben
Und Feigen all' mein Reichthum noch;

Für jener Träume Luſt, die mir im Herzen ſangen,
Und die kein Gold mir neu beſchert,
Die ſich ins Purpurmeer der Abendſonne ſchwangen,
Indeß mein Mütterchen mit glutbeſtrahlten Wangen
Umwandelte den engen Herd:

Indeß auf ihren Wink zum büchnen Tiſch wir traten,
Den ihre Liebe treu gedeckt,
Für unſer ländlich Mahl den Herrn um Segen baten: —
Einfache Früchte nur, wie heuer ſie gerathen,
Und Brod, wie es der Landmann bäckt.

Jean Reboul.

Antwort auf Lamartine's Gedicht:

Der Genius in der Verborgenheit.

Den du genannt mit edelmüth'gem Feuer
Kühn trotzt mein Name der Vergeſſenheit;
Denn alles Dunkle, das durch deine Leier
Fuhr, hüllt ſich in Unſterblichkeit.

O, wenn mein Singen jemals Herzen rührte,
Wenn eine Bruſt es flammend je durchglüht,
Du, Sänger, wärſt es, dem der Dank gebührte!
Mein Lied entſtand aus deinem Lied!

Du biſt es, du, der meine Seele gähren,
Und edlen Ehrgeiz ſie durchlodern ließ;
Du biſt es, du, der mich auf den Altären
Der Zukunft täglich opfern hieß!

Du biſt für mich der Engel, der die Schritte
Lenkt von den Himmeln zu der Erde Thal,
Der auf den Palaſt und des Dörfners Hütte
Sich niederläſſet ohne Wahl.

Du nahteſt mir, der Sphären herrlich Klingen
Und wunderbares Leuchten prieſeſt du;
Da ſchüttelte, gleich dir, ich meine Schwingen,
Und flog mit dir den Himmeln zu!

Und mich durchfloß ein ungekannt Entzücken!
Ein blendend Leuchten ſtrahlte meinen Blicken,
Und Melodien umtönten mich!
Mein Geiſt erhub ſich, ſtrahlend, neu geboren;
Das All durchſchweifen wollt' ich..... drin verloren
Würd' ich mich haben ohne dich!

Du aber ſagteſt: „Siehe da die Grenzen!
Verdunkeln wird ſich unſrer Träume Glänzen;
Hinab! Für uns nicht ſolch ein Glück!
Schnell gehn vorüber dieſe reinen Klären —
Nicht will der Herr dem Staube ſchon gewähren
Der Engel ſtrahlender Geſchick.

O, harren wir, bis ſich die Zeit vollendet;
Bis einſt der Tod dem durſt'gen Geiſte ſpendet
Des Quells, der ew'ge Wonne beut;
Wenn wir den Herrn im Heiligthume preiſen,
Dann wird die Welt ſich als der Traum erweiſen,
Der Himmel als die Wirklichkeit."

Und als du mich zurückgabſt dem Gebiete
Des Irdiſchen, da in den Adern glühte
Ein Fieber mir, das Nichts, ach! kühlt;
Wenn keine Leier, die ans Herz ich drücke,
Die ein berauſchend Bild zeigt meinem Blicke
Von Allem, was ich ſchon gefühlt.

O Strahlen, die mein Aug' ihr einſt umgeben,
Wie, euer Glänzen ſollt' ich nicht erheben
In meinem neuen Dunkel hier?
Wie, mit dem ſchwachen Tönen meiner Lieder,
Gäb' ich das eure demuthvoll nicht wieder,
Des Himmels heil'ge Lieder ihr?

Der Engel und das Kind.

Ein Engel ſtand an einer Wiege;
Sein Antlitz war von Strahlen hell.
Es war, als ob die eignen Züge
Er ſchimmern ſäh' in einem Quell.

„Kind, das mir gleicht," ſo ſprach der Engel,
„Fleuch auf mit mir zum ew'gen Licht!
Die Erde bietet dir nur Mängel:
Komm! deiner würdig iſt ſie nicht!

Auf ihr erblühſt du nur zu Leide;
Selbſt ihre Wonne drückt die Bruſt;
Wie klagend, jauchzt auf ihr die Freude,
Und Seufzer hat auf ihr die Luſt.

Kein Feſt auf ihr, das ohne Sorgen!
Es gab noch keinen Sonnentag,
Der Bürge ward beim nächſten Morgen
Für Sturmesweh'n und Wetterſchlag!

Und ſollte je der Gram ſich ſetzen
Auf dieſe reine, ſtille Brau?
Und bleichte je mit bitterm Aetzen
Die Zähre dieſes Auges Blau?

Nein! folge mir, daß ich dich trage,
Wo brennend Sonn' um Sonne rollt!
Der Himmel ſchenkt dir gern die Tage,
Die du vertrauern hier gefollt!

Laß keine Thräne ſie vergießen,
Die dich genannt ihr einzig Glück;
Laß deinen letzten ſie begrüßen,
Wie deinen erſten Augenblick!

Laß ihre Stirn es nicht verkünden,
Daß hier im Haus ein Auge brach!
O komm! Wer hingeht ohne Sünden —
Sein letzter iſt ſein ſchönſter Tag!"

Und, ſchüttelnd ſeine weißen Schwingen,
Auf zu der Gottheit ew'gem Thron
Erhub er ſich mit ſüßem Klingen.....
Du arme Mutter!... Todt dein Sohn!

Sie iſt krank.

Warum von Thränen iſt dein Kiſſen naß? —
Mein Engel, ach! wird deine Lippe blaß,
Wird je dein ſüßes Auge trübe,
Nicht fürchte dann, du meines Lebens Luſt,
Daß Andre dich entfremden meiner Bruſt.....
S iſt mit der Seele ja, daß ich dich liebe.

O meine Taube, wenn ich Armer je
Dein duckend Köpfchen überſchatten ſäh'
Den Tod mit ſchwärzlichem Gefieder,
Nicht ſäng' ich von Balkon dann zu Balkon,
Daß Andre locke meiner Lieder Ton;
Auf deinem Grabe ſetzt' ich ſtill mich nieder.

Dort, naſſe Augen hebend ſternenwärts,
Wollt' ich erwecken dich mit meinem Schmerz:
Und deines Geiſterfluges Tönen,
Durchs Haar der Weide zitternd in mein Ohr,
Dem ſüßeſten Geſtändniß zög' ich's vor
Von der Geprieſenſten der Schönen!

Erſcheinung.

Warum das Grau'n in meine Nächte ſtreuen?
Warum dem Ernſt des Sarges dieſer Hohn?
Ich ließ den Prieſter eine Kerze weihen,
Und für dich leſen ließ ich Meſſen ſchon.

Ich ließ geſchehen, was für deine Ruhe
Vorſchreibt der Kirche heilig Ritual;
Ich öffnete dem Armen meine Truhe,
Zu öffnen dir des Himmels goldnen Saal.

Ich klagt' um dich! — O ſprich, was kann dich quälen,
Da nie die Luſt auf ihrem Pfad mich fand?
In deiner Schreine funkelnden Juwelen
Hat nie gewühlt noch eines Erben Hand.

Noch ſteht das Haus, dem dich der Tod entriſſen,
In düſtrer Trauer ernſt und ſchweigend da;
Noch in des Schleiers falt'gen Finſterniſſen
Trägt Leid der Spiegel, der dich lächeln ſah.

Noch floß kein Oel auf deine Lampe wieder;
Noch liegt dein Pfühl, wie jene Nacht er lag;
Noch aufs Getäfel senkt der Staub sich nieder,
Den es bestäuben ließ dein Todestag.

Und sieh', den Zweig auch trug man nicht von hinnen,
Der dich besprengt, o du geliebtes Bild,
Als ins Gewand der Carmeliterinnen
Wir deine Leiche weinend nun gehüllt.

Und doch bei Nacht in meines Vorhangs Falten
Hör' ich ein Rauschen, das mein Schlafen stört;
Ein feuchter Hauch läßt meine Stirn erkalten;
Es ist ein Hauch, wie Gräbern er entfährt.

Ein Arm alsdann mit einer bleichen Kerze
Gießt auf mich aus ein trübe dämmernd Licht;
Ein banges Tönen fällt mir schwer aufs Herze,
Und kalter Schweiß bedeckt mein Angesicht.

Ich seh' dich weinen; meine Pulse stocken;
Auf meine Brust, die du ja nur erfüllst,
Ergießen schwer sich deine düstern Locken —
O, wenn du so kommst, sag' mir, was du willst!

Denn heilig ſind mir deiner Gruft Befehle:
Erfüllen gern ja will ich dein Gebot!
Genug ja drückt, o ruheloſe Seele,
Das Leben mich — auch ohne deinen Tod!

O, dieſes Schreckbild, Wahrheit oder Lüge,
Gib du, o Gott, daß meine Ruh' es flieh'!
Und meiner Träume nachtverhüllte Wiege,
Laß deinen Engel freundlich ſchaukeln ſie!

Der Kahn.

Seht ihr den Kahn dort in der Ferne?
Von Purpur blitzt er und von Gold;
Durch's Waſſer zieht er, gleich dem Sterne,
Der durch das Blau des Himmels rollt.

Geſchaukelt von des Zephyrs Koſen,
Von ihren Wonnezügen matt,
Ruht dort die Liebe wohl auf Roſen
Und auf der Myrthe duft'gem Blatt.

Auf unſrer Inſel wolle landen!
Ihr Schatten iſt ſo ſüß und kühl.....
O ſeht, ſie hat den Ruf verſtanden,
Und bald erreicht ſchon iſt das Ziel!

Nun ſchmückt die Stirne, windet Kränze
Hinunter ans Geſtade zieht!
Weib oder Göttin — laſſet Tänze
Sie grüßen und ein Fiſcherlied!

Eilt! ſchon am Ufer ſehet ſchwanken
Den Nachen! — ach, er iſt zerſchellt!
Und in ihm auf den lecken Planken
Verblutet ſich ein junger Held.

„Grabt mir ein Grab auf euren Borden;
Zu meinem Sarge fällt das Holz!
Schaut her! der Lohn iſt mir geworden,
Den Gott beſtimmt hat für den Stolz!

Gelockt von meiner Flagge Schimmer,
Flog gierig ein Pirat herbei;
Er ſchoß mein luſtig Boot in Trümmer,
Und meine Bruſt durchfuhr ſein Blei.

Ich ſterbe;... ſei's! doch ihr — ſeid weiſe!
Wenn ihr gefahrlos reiſen wollt,
So denkt an mich auf eurer Reiſe:
Den Purpurwimpel nicht entrollt!"

Alfred de Musset.

Lieder und Fragmente.

Barcelona.

Wer, der auf Barcelona's Gasse
Mein Andalusisch Mädchen sah?
Wer sah sie stehn auf der Terrasse?
'S ist meine Löwin, meine blasse
Markesa d'Amaegui ja!

Für sie hab' ich mich oft gehauen,
Für sie Sonette gar gemacht!
Wie oft, ein Haar nur ihrer Brauen
Durchs Wehn des Vorhangs zu erschauen,
Hielt ich vor ihren Fenstern Wacht!

Mein iſt ſie, mein iſt dieſer Wangen,
Mein dieſer Lippen lechzend Glühn!
Mein dieſes Auge, ſchwarz verhangen
Von ſeid'nen Wimpern, mein die langen
Haarwellen, ſo ihr Hermelin!

Mein, mein ihr Hals, ſehn ſie die Wände
Des Schlafgemachs in üpp'ger Ruh;
Mein das Gewand um ihre Lende,
Mein ihre kleinen weißen Hände,
Und mein ihr Fuß im ſchwarzen Schuh!

O, wenn durch ihres Nepes Franzen,
Ihr Auge blitzt mit wildem Brand,
Bei allen Heiligen im ganzen
Caſtilien, man bräche Lanzen,
Zu rühren nur an ihr Gewand!

Beim Cid! man muß ſie ſehn im weißen
Nachtkleid, die prächtige Geſtalt!
Man muß es ſehn, dies Schlagen, Beißen,
Wenn unter Küſſen, grimmigen, heißen,
Sie wüthend fremde Worte lallt!

Und, o! wie toll iſt ihre Freude,
Wenn ſie am Morgen ſingt und lacht!
Wenn, da juſt in des Strumpfes Seide
Ihr Füßchen ſchlüpft, ihr unterm Kleide
Des Leibchens ſtraffer Atlas kracht!

Auf, Page, folge meinen Pfaden!
Hinaus mit Tambouringeklirr!
Heut' Abend will ich ſerenaden,
Daß fluchen ſollen die Alcaden
Bis an den Guadalquivir!

Das Lever.

O Herrin, es wird helle!
Dein Leibroß, Iſabelle,
Begrüßt dich wiehernd; — ſchau
Auf der Piqueur' und Führer
Grünfarb'gen Aermeln ihrer
Stoßfalken ſchwarze Klau'!

Sieh, Pagen und Bereiter!
Der flücht'gen Stuten Leiter,
Ein unbewamſter Troß,
Das Haupt vom Buſch umflogen,
So kommen ſie gezogen,
Mit Armbruſt und Geſchoß.

O, höre deiner ſchnellen
Windſpiel' und Doggen Bellen!
Horch, Pfiff und Gertenhieb!
Zur Jagd, friſch in den Bügel
Den Fuß! ergreif' die Zügel!
Viel Glück zur Jagd, mein Lieb'

Und nun zuerſt verhülle
Des ſchönen Buſens Fülle
Mit des Habites Grün'
Laß, moorumſpannt, mit ſeinen
Göttlichen Formen ſcheinen
Ein ſüßes Räthſel ihn!

Mit weißer Hand zu kämmen
Dein Haar, laß überſchwemmen
Das dunkelbraune dich;
Dein Haar, früh aufgebunden,
Und in den Abendſtunden
Gelöſ't durch dich und mich.

Friſch auf denn, meine Wilde'
Weithin durch das Gefilde
Tönt deines Thiers Geſcharr.
Und wie den Speer ein Knappe,
So ſchwingt, in bunter Kappe,
Den Sonnenſchirm dein Narr.

Und nun noch die geſtickte
Schärp' um die goldgeſchmückte
Jagdrobe wirf, geſchwind!
Und in des Mantels Falten
Will tragen ich und halten
Dich, wie ein ſchlafend Kind'

Madrid.

Madrid, du Licht von Spaniens Thalen,
In deinen tauſend Feldern ſtrahlen
Viel tauſend Augen, ſchwarz und blau.
Du weiße Stadt der Serenaden,
Viel tauſend kleine Füße baden
Sich Nachts in deines Prado's Thau'

Madrid, und kämpfen deine Stiere,
Dann laſſen tauſend Händchen ihre
Buntfarb'gen ſeidnen Schärpen wehn.
Und in den ſternerhellten, lauen
Lenznächten ſieht man deine Frauen
Auf deinen blauen Treppen ſtehn.

Madrid, Madrid, laß ſie ſich ſehnen!
Ich ſpotte deiner ſtolzen Schönen,
Die muthig tummeln Maul und Pferd'
Denn unter allen weiß ich Eine;
Laß Braun' und Blonde kommen — Keine
Iſt ihre Fingerſpitze werth!

Und mich nur, wenn die Sterne ſcheinen,
Läßt die Duenna dieſer Einen
Durch ihr vergittert Fenſter! — Wer
Nach zorn'gen Blicken trägt Begehren,
Der nah' ihr nur beim Meſſehören,
Sei Biſchof oder König er.

Denn, wiſſet, meine wilde Kleine
Aus Andaluſien iſt es! meine
Wittib mit dunkelm Flammenblick!
Sie iſt ein Teufel und ein Engel!
Braun, der Orange gleich am Stengel,
Und wie ein Vogel flügg und quick!

O, wenn wir zitternd Küſſe tauſchen,
Wenn um mein Haupt mit ſüßem Rauſchen
Entfeſſelt ihre Locken wehn,
Dann muß man ſie mit glühnder Wange,
Behend und ſchnell, wie eine Schlange,
In meinem Arm ſich winden ſehn.

Und fragt ihr, welchem Preis die ſchlanke
Erobrung ich denn wohl verdanke?
'S war meines Roſſes Mähnenpracht;
Das Loben ihrer Sammtmantille;
Nicht zu vergeſſen: — auch Vanille-
Bonbons in einer Faſchingsnacht!

Die Frau Markiſin.

Ihr kennt ihr Aug' und ihre Züge,
Ihr kennt die Andaluſierin!
Ihr wißt, daß ich im Arm ſie wiege
Vom Abend bis zum Morgen hin!

O, ſeht ſie, wenn ihr Arm wie eines
Schwans weißer Hals mich feſt umſchlingt;
Wenn, dicht an ihrem Haupte meines,
Die Nacht uns ſüße Träume bringt!

O, kommt! ob unſerm Neſt begegnet
Und ſchnäbelt euch, ihr Vögelein!
Durch ihren Schlummer, den Gott ſegnet,
Strahl' eurer Flügel Widerſchein!

Preis der Vergeſſenheit gegeben
Sei Alles, nur die Liebe nicht!
Die Wolluſt ruft: vergeßt das Leben!
Der Vorhang ruft: vergeßt das Licht!

O, laß uns ruhen, Mund auf Munde'
Hauch' deine Seel' in mich hinein!
O, laß uns ruhn so bis zur Stunde,
Wo man uns bringt den Todtenschrein'

Und fürchte nicht des Sternes Schimmer,
Der jetzt die Furcht der Weisen ist!*
Vielleicht, schlägt er die Welt in Trümmer,
Daß unsern Winkel er vergißt'

In meiner Seele frisches Bluten
Laß rinnen deinen lichten Geist,
Wie sich in eines Gießbachs Fluten
Der Wiese Blumenquell ergeußt!

Denn weißt du wohl, wie viele Schmerzen
Ich litt, ach, um zu leben nur?
Siehst du in meinem wunden Herzen
Des Ueberdrusses blut'ge Spur?

Gib einen Kuß mir, meine Kleine!
Mit meiner Hand in deinem Haar,
Laß mich erzählen dir beim Scheine
Der Lampe, was mein Unglück war!

* Man redete damals viel von dem Kometen von 1832

Und ſieh, wie gut ich bin, mein Leben!
Daß geſtern du auf meiner Bruſt
Entſchliefſt — ich will es dir vergeben!
Und war's auch, als ich ſchwatzte juſt.

Denn, auf des Königs Wort, ſobald es
Wird dunkel in der Hauptſtadt ſein,
Zieht hier im Luſtrevier des Waldes
In's Schloß die Frau Markiſin ein.

Mein Arm ſei der Geliebten Wiege
Vom Abend bis zum Morgen hin.
Ihr kennt mein Lieb, ihr kennt die Züge
Der braunen Andaluſierin!

Fragment.

Ich habe dich geliebt; — und wie? — o Gott, mein Leben
Hätt' ich in jener Zeit für dich dahin gegeben!

Du aber haſt mich ſelbſt verſcheucht von deiner Bruſt,
Du ſelbſt, zu lieben dich, benommen mir die Luſt!

Du fängſt mich jetzt nicht mehr in deines Lächelns Schlinge,
Auch deine Thränen jetzt ſind überflüſſ'ge Dinge!

So, wenn der alte Saal ein Kind mit Schrecken füllt,
Löſ't vom Getäfel es Helm, Harniſch oder Schild.

Mit der Trophäe dann, die zitternd es erſtritten,
Sucht es ſein Kämmerlein mit bangen haſt'gen Schritten;

Legt das Gewaffen ab, und hüllt beim matten Schein
Der Dämmrung furchtſam ſich in ſeine Kiſſen ein.

och, wenn der Morgen nun verscheucht der Nacht Gespenster,
ann funkelt das Phantom im Morgenroth am Fenster.

ann lacht es seiner Angst, und ruft: wie war ich blind'
Wie war ich furchtsam doch, wie war ich doch ein Kind'

An die Jungfrau.

O Jungfrau, wenn ein Mann, der deine steilsten Wände
Erklettert hätte, nun auf deinem Gipfel stände:
Wohl schlüge stolz sein Herz, wohl zitterte sein Geist,
Wenn er vom ew'gen Schnee sich trunken nun erhübe,
Wenn mächt'ge Kreise nun im Aether er beschriebe,
Dem jungen Adler gleich, der langsam ihn umkreis't.

Jungfrau, ich weiß ein Herz, gleich dir zum Himmel ragend,
Gleich dir ein fleckenlos und schimmernd Festkleid tragend,
Dem Ew'gen näher noch, als du dem Himmel; kühn
Und rein! — Drum staune nicht, erhabenste der Höhen,
Daß, da zum ersten Mal ich seine Firn gesehen,
Für einen Sterblichen der Ort zu hoch mir schien.

An Ulrich G.

Ulrich, kein Auge maß die Tiefe je der Meere,
Der älteſte Matros, der kühnſte Taucher nicht'
Auf ihrem Spiegel iſt's, daß, gleichwie ſeine Speere
Ein überwundner Schütz, die Strahlen Phöbus bricht.

So auch durchdrang kein Aug' den Abgrund deiner Schmerzen,
Gefallner Engel, Mann der düſtern, eiſ'gen Ruh'!
Du trägſt in deinem Haupt, du trägſt in deinem Herzen
Zwei Welten, ſchreiteſt trüb an meiner Seite du.

Doch laß mich wenigſtens in deine Seele ſchauen,
Wie furchtſam ſich ein Kind beugt über einen See;
Du: ſo gereift, ein Haupt, das bleich vom Kuß der Frauen;
Ich, faſt ein Knabe noch, dich neidend um dein Weh!

Venedig.

Venedig, ſtolz von Blicken,
Kein Roß auf deinen Brücken!
Kein Fiſcher am Geſtad,
Kein Licht am Pfad!

Am Ufer nur voll Treue
Hebt der gewalt'ge Leue
Auf zu des Himmels Blau
Die ehr'ne Klau'.

Und um ihn her in Gruppen
Fregatten und Schaluppen,
Wie Reiher, ſchwarz und weiß,
Kauernd im Kreis.

Sie ſchlummern, feucht bethauet,
Das Waſſer dampft und brauet;
Matt ſchimmert durch die Nacht
Der Wimpel Pracht.

Mit ſternigem Gewölke
Bedeckt der Mond die welke
Faltige Lichtſtirn, eh'
Sein Grab die See.

So läßt in dem Gemäuer
Von Sainte-Croix den Schleier
Des Kloſters Oberin
Ihr Haupt umziehn.

Der alten Schlöſſer Menge,
Die ernſten Säulengänge,
Die weißen Treppen hie
Der Nobili;

Und dort die bunten Schilder,
Die ſtarren Marmorbilder,
Der Golf und die Lagun'
Schweigen und ruhn.

Mit langen Hellebarden
Sieht man nur noch die Garden;
Es blitzt der Schwerter Stahl
Vorm Arſenal.

O, jetzt wohl mehr als Eine
Harrt still im Mondenſcheine;
Sie lauſcht beſorgt und bang
Des Buhlen Gang.

Wohl mehr als Eine ſchmückt ſich
Zum Balle jetzo; blickt ſich,
Verführeriſch angethan,
Im Spiegel an.

Auf wolluſtvollen Kiſſen
Dehnt ſich, indeß mit Küſſen
Sie den Geliebten letzt,
Vanina jetzt.

Und bei Champagnerſchaume
Würzt in der Gondel Raume
Narciſſa bis zum Tag
Das Feſtgelag.

Und — zählet Welſchlands Städte! —
Wer in Italien hätte
Sein Körnlein Thorheit nicht?
Wer liebte nicht?

Jetzt tön' auf seinem kalten,
Langweil'gen Pfühl dem alten,
Gähnenden Dogen nur
Der Schlag der Uhr.

Was kümmert uns die Stunde?
Ich zähl' auf deinem Munde,
Nur Küsse, die du gibst.....
Oder vergibst?

Ich zähl' in nächt'ger Stille
Nur deiner Reize Fülle;
Die süßen Thränen ich,
Rinnend um mich'

Stanzen.

O, wie gern im Abendſtrahle,
Tief im Thale,
Seh' ich, einem Todtenmale
Aehnlich, ſchwarzer Münſter Bau!

O, wie gern ich bei den finſtern,
Hohen Münſtern
Auf der Ritter Schwell' im Finſtern
Kreuz und Weihekeſſel ſchau'!

Helm' ihr auf der Pyrenäen
Trutz'gen Höhen,
Alte Kirchen, Mauſoleen,
Die kein Wetter je zerbricht:

Magre Thürm', entfleiſchte Steine,
Die ihr keine
Zeit kennt, ſeid ihr die Gebeine
Staubgewordner Berge nicht?

O, wie lieb' ich euch, ihr Thürme!
Wie Gewürme
Winseln um euch her die Stürme,
Machtlos' — ihr ſteht hoch und feſt.

O, wie lieb' ich euch, ihr Gänge!
Heil dir, enge
Stiege, deren Schooß die Klänge
Heil'ger Hymnen tönen läßt!

O, kommt der Orkan gefahren,
Treibt zu Paaren
Wald und Feld, faßt bei den Haaren
Das Gebirg mit Zorngeſchrei:

Zwei granitne Bäume zwiſchen
Weh'nden Büſchen
Stehn alsdann mit ihren Niſchen
Die zwei Thürme der Abtei'.

O, wie gern mit ihren Schilden
Und Gebilden
Mag ich Abends ſich vergülden
Dieſer Thore Roſen ſehn.

O, wie gerne mag ich ſchauen
Dieſe grauen
Heil'gen, die, aus Stein gehauen,
Leis für die Lebend'gen flehn'

Sonett.

Den erſten Froſt des Winters hab' ich gerne,
Wenn unterm Fuß des Jägers knarrt der Schnee,
Wenn auf die Felder krächzend zieht die Kräh',
Und wenn der Damhirſch Reif trägt am Gehörne!

Jetzt nach Paris! — Jüngſt kehrt' ich aus der Ferne
In ſeine Mauern' — Ernſt aus ihrer Höh',
Sahn Säul' und Louvre, Nebel zog am Quai,
Drin glommen röthlich Fackel und Laterne.

Wie liebt' ich dieſe graue Zeit! — die Seine
Begrüßt' ich jubelnd, die in ihrem Bette
Wie eine Fürſtin normandiewärts ſchwamm!

Du ja warſt in Paris' — He, eine Thräne? —
Daß ſich Ihr Herz ſo bald geändert hätte,
Wie konnt' ich es denn wiſſen auch, Madame?

Ballade an den Mond.

Den Mond durch Nebel ſcheinen
Hoch überm Thurme ſieh',
Wie einen
Punkt über einem i!

Mond, welch ein Geiſt auf Pfaden
Des Dunkels führet licht
Am Faden
Profil dir und Geſicht?

Nachtaug' mit dunkelm Scheine!
Von Cherub welch ein Duns
Durch deine
Blechmaske ſchielt nach uns?

Biſt du, mit deinem rothen
Geſicht, 'ne dicke Spinn',
Die pfoten-
Und armlos rollt dahin?

Biſt du, faſt möcht' ich's ſagen,
Die Uhr voll Roſt und Ruß,
Die ſchlagen
Der Höll' die Stunden muß?

Trug eben jetzt um Kunde
Sie deine Stirn, was Zeit
Und Stunde
In ihrer Ewigkeit?

Frißt dich ein Wurm, wenn enger
Nun dein geſchwärzter Kreis
Und länger
Sich ausdehnt ſilberweiß?

Wer neulich Abends hatte
Ein Auge dir geraubt?
Traf Latte,
Traf Baumaſt dir das Haupt?

Durch meiner Scheiben Gitter
Erſah ich deines Horns
Gezitter,
Als wäreſt du voll Zorns.

Geh, Mond! nicht länger ſchwebe,
Du Sterbender, einher!
Ach, Phöbe,
Die Blonde, fiel ins Meer!

Soll ewig es ſie halten?
Du biſt ihr Antlitz nur:
Voll Falten,
Trägt es des Alters Spur.

Gib uns zurück die Reine,
Die Jäg'rin auf der Virſch,
Im Haine
Verfolgend früh den Hirſch!

Ha, unter den Platanen
Zu ſehn im Dickicht hier
Dianen,
Die Hunde neben ihr!

Das ſchwarze Reh, verſtöret
Die Felswand flieh'nd hinan,
Es höret,
Es hört ſie zitternd nahn.

Nach jetzt der flücht'gen Beute
Durch Wald und Thalgrund heiß
Die Meute,
Geführt vom feuchten Schweiß.

Ha! Phöbe'n, Phöbus' Schweſter,
Ertappt im Bad zu ſchau'n,
Wo Neſter
Die wilden Schwäne bau'n!

Sie, die bei Nacht auf Lieder
Und Mund dem Schäfer ſinkt,
Wie nieder
Ein Vogel leicht ſich ſchwingt!

O Luna! welchen Schimmer
Und welcher Schönheit Zier
Auf immer
Verleiht dein Lieben dir!

Froh bringt, wer dir begegnet,
Dir ſeines Dankes Zoll,
Und ſegnet
Dich, wachſend oder voll.

Dich liebt der Hirt, am Raine
Ausruh'nd bei frischen Quell'n,
Weil seine
Hund' ängstlich dich anbell'n.

Dich liebet auf Kauffahrer
Und Kriegsschiff der Matros',
Lacht klarer
Nachthimmel seinem Floß:

Die Dirne dich, die wählig
Am Saum des Holzes zieht:
Hellkehlig
Läßt schallen sie ein Lied.

Und unter deinem blauen
Aug' reget sich das Meer; —
Zu schauen,
Wie an der Kett' ein Bär.

Und, regn' es oder schneie,
Was jede Nacht komm' ich
Auf's Neue,
Hieher zu setzen mich?

Ich komm', daß ich dich ſcheinen
Seh' überm Thurme hie,
Wie einen
Punkt über einem i.

Marceline Desbordes-Valmore.

Der Rufer an der Rhone.

Das Erntemädchen war gekrönt; von frischen Kränzen
Zog festlich sich vom Dorf zur Stadt ein Blumenband.
Die Kinder trugen heut' ihr buntestes Gewand,
Im Aug' der Greise sah man Erntefreude glänzen.
Auf einmal endigte die Lust,
Dem Irrlicht ähnlich, das, wie es entsteht, verglüht.
Ein langer Schrei fuhr kalt, wie Eis, durch jede Brust,
Verstummt war jedes Lied.
„Zurück, zurück, das Kind, das sich verlief im Schwarme!
Die Mutter weint! — das Kind! — o, daß sich Gott erbarme!

Zu dumpfem Brüten ward ihr lautes, wildes Klagen;
Für ihren bittern Schmerz hat sie nicht Worte mehr.
Hört! daß ihr es erkennt: es sagt euch nicht, wie sehr
Es zu bejammern ist: nur: Mutter' kann es sagen.

Noch Keiner, der: hier iſt es! rief?
Hat es am Ufer denn kein Einz'ger ſpielen ſehn?
O Gott, die Rhone iſt ſo tief! —
Ein ſchwaches Kind! — kaum konnt' es gehn! —
Zurück, zurück, das Kind, das ſich verlief im Schwarme!
Die Mutter weint! — das Kind! — o, daß ſich Gott erbarme!

Sein Aug' iſt ſchwarz und ſanft, es hat erſt wenig Zähne,
Gelb, wie das reife Korn, iſt meines Kindes Haar;
Furchtſam und ſchwankend geht's, und mit Kornblumen war
Sein Kleid beſetzt; gewiß ſteht eine helle Thräne
In ſeinem Aug'; — ihr kennt es, wär'
Es nackt — oft nahm ja ſchon die Armuth ſchwachen Kleinen
Ihr Kleid! — ein Engel, ohne Wehr,
Würd' es in ſeiner Blöße weinen!
Zurück, zurück, das Kind, das ſich verlief im Schwarme!
Die Mutter weint — das Kind! — o, daß ſich Gott erbarme!"

Der alte Rufer ſchweigt: ein: hier! nur aus dem Volke
Will er, lang wartet er; — umſonſt — die Mütter ſind
Wortlos, und jede drückt feſt an die Bruſt ihr Kind;
Der Schrecken legt ſich trüb aufs Feſt, wie eine Wolke.

Man ſagt, daß mit verſtohlnem Gang,
In Lumpen eingehüllt, barfuß ein Bettler dorten
Schlich; unter ſeinem Mantel klang
Ein leiſes Wimmern zu den Worten:
„Zurück, zurück, das Kind, das ſich verlief im Schwarme!
Die Mutter weint! — das Kind! — o, daß ſich Gott
erbarme!“

Die Nachtwache des Negers.

Die Sonn' der Nacht erhellt der Küſte nackte Höhen;
O Herr, wie lange noch verziehen wir im Sand?
Sanft will ich tragen dich; o, reich' mir deine Hand!
Erwache, guter Herr! laß uns zu Menſchen gehen!
Herr! ſeit drei Tagen ſchon ſind deine Augen zu:
Schläfſt immer du?

Sieh', der Platanenwald fiel nieder vor den Schritten
Des Sturms; das Schiff verſchwand zertrümmert in der Flut.
Von deiner bleichen Stirn wuſch ich das rothe Blut;
O komm! gern öffnen uns die Schwarzen ihre Hütten.
Herr! ſeit drei Tagen ſchon ſind deine Augen zu:
Schläfſt immer du?

Was du wohl träumen magſt? dein Sklav' errieth es gerne.
O, lang währt dieſer Traum! weicht er, wenn es am Strand
Hell wird? drückſt du erwacht des treuen Dieners Hand?
Ja, wecken will ich dich, ſobald nur fliehn die Sterne.
Herr! ſeit drei Tagen ſchon ſind deine Augen zu:
Schläfſt immer du?

Doch ſchon beſcheint das Licht des Morgens das Gefieder
Der Möwe; lautlos trägt die See das Fiſcherboot.
Komm! — dein Geſicht iſt kalt! — bleich' ſonſt war es doch roth!
O ſprächſt du! meinen Muth gäb' mir dein Sprechen wieder!
Herr! ſeit drei Tagen ſchon ſind deine Augen zu:
Schläfſt immer du?

Auguste Barbier.

Nisa.

Χαριέντα μὲν γὰρ ᾄδω
Anakreon

Stolz ragt ein Fichtenbaum; und drunter, lau von Fluten,
Empfängt den frischen Quell ein Becken, das die Gluten
Des Sonnenstrahls nicht kennt.
Dort, seit das Morgenroth der Fichte Stamm beschienen
Hing ihre Tunika nachlässig auf im Grünen
Ein Kind von Agrigent.

Sie ruht und wiegt sich dort, nackt wie sie trat in's Leben!
Das einz'ge Frühgewand, von dem ihr Leib umgeben,
Des Wassers dünner Flor!
Sie ruht auf Moose dort und auf dem feinen Sande,
Wie eine Nymphe schier, die, ledig der Gewande,
Emportaucht aus dem Rohr.

Warum auch flöhe sie, ein Kind von vierzehn Lenzen,
Dem roth die Lippe schwillt, dem blau die Augen glänzen,
Und dessen Zähne Schmelz?
Nach ihrer Mutter Kuß, nach Tanz und Blumenpflücken,
Was könnte Nisa wohl, die Kleine, mehr beglücken,
Als Baden im Gehölz?

Sie schaukelt üppig sich; der Wind des Morgens kühlt sie;
Sie denkt an's Wasser nur, und mit dem Wasser spielt sie;
Mit ihren Händchen schlägt
Und fältelt sie die Flut in tausendfacher Weise,
Wie Abends oft der West in ihrer Schwestern Kreise
Ihr Kleid in Falten legt.

Bald müht sie schäckernd sich, die Schwalben zu ergreifen,
Die den Krystall des Borns mit braunem Flügel streifen,
Und hurtig dann entfliehn.
Bald läßt ein schwimmendes Ameischen sie entrinnen,
Läßt es den Rasensaum des Quellbassins gewinnen,
Und heißt es fürder ziehn.

Jetzt einer Roſe Kelch entblättert ſie mit Lachen;
Die Quelle wird ein Meer, das duft'ge Blätternachen
Befahren, Bord an Bord.
Da haucht ihr Mündchen Sturm; die Schiffe wehn zur Küſte;
Nur wen'ge retten ſich an ihre jungen Brüſte,
Gleichwie in einen Port.

Dann lauſcht ſie ſtill und ernſt auf das melod'ſche Fliegen
Der Biene, die ſich dreiſt auf ihren Honigzügen
An ihr vorüber ſchwingt;
Und dann dem Frühgeſang, dem lieblichen, der Grille,
Der Kleinen, deren Lied durch des Gehölzes Stille
Wie Lied des Himmels klingt.

Dann endlich ſchläft ſie ein! — Auf ihren Armen liegend,
Ruht aus ihr lockig Haupt! — Halb ſchwimmend und halb fliegend
Entrollt die blonde Flut!
Dem Schwane gleicht ſie ſo, den, unter'm Schilf verborgen,
Ein Mädchen ſchlummern ſieht, wenn er am frühen Morgen
In ſeinen Federn ruht.

Auf einmal fährt ſie auf! — Ein Raſcheln und ein Rauſchen! —
Iſt es ein Menſchenfuß? — Sie lauſcht mit bangem Lauſchen:
Ihr Köpfchen ſinkt aufs Knie.
Roth wird ſie, wie die Frucht des welſchen Maulbeerbaumes:
Sie biegt zuſammen ſich, und in des Wellenſchaumes
Gekräuſel zittert ſie.

Doch bald verſtummt der Lärm; und Niſa, noch erſchrocken,
Wagt es, hervorzuſpähn aus ihren dichten Locken
Mit feuchtem Augenlied;
Da plötzlich lacht ſie auf: — langbärtig aus den Zweigen
Schaut eines Geisbocks Haupt herab mit ernſtem Neigen,
Sieht an ſie und entflieht.

Aus dem Engliſchen.

Samuel Taylor Coleridge.

Der alte Matrose.

Ein Romanzencyklus.

Facile credo, plures esse naturas invisibiles quam visibiles in rerum universitate. Sed horum omnium familiam quis nobis enarrabit? et gradus et cognationes et discrimina et singulorum munera? Quid agunt? quae loca habitant? Harum rerum notitiam semper ambivit ingenium humanum, nunquam attigit. Juvat, interea, non diffiteor, quandoque in animo, tanquam in tabula, majoris et melioris mundi imaginem contemplari: ne mens assuefacta hodiernae vitae minutiis se contrahat nimis, et tota subsidat in pusillas cogitationes. Sed veritati interea invigilandum est, modusque servandus, ut certa ab incertis, diem a nocte, distinguamus.

T. Burnet. Archaeolog. Phil. p. 68.

I.

Einen alten Seemann gibt's, der hält
Von Dreien Einen an.
Was will dein glühend Aug' von mir,
Graubärt'ger alter Mann?

Ein alter Seemann begegnet Dreien zu einer Hochzeit geladenen Gästen, und hält deren Einen an.

Macht Hochzeit doch der Bräutigam,
Nah sind verwandt wir beide!
Das Fest beginnt; versammelt sind
Die Gäste; ringsum Freude!

Er hält ihn mit der dürren Hand:
War ſtattlich einſt und groß
Ein Schiff — Laß los, du alter Narr!
Stracks ließ die Hand er los.

Der Hochzeitgaſt wird durch das Auge des alten ſeefahrenden Mannes wie durch einen Zauber gefeſſelt, und gezwungen, ſeine Geſchichte zu vernehmen

Er hält ihn mit dem glühen Blick;
Der Hochzeitgaſt ſteht ſtille,
Und horcht ihm wie ein kleines Kind:
So war's des Seemanns Wille.

Setzt ſich auf einen Stein der Gaſt;
Er kann nicht von der Stelle.
Und ſo begann der alte Mann,
Der graue Schiffsgeſelle:

Die Anker hoch! die Barke flog!
Friſch ging es durch die Bai,
Vorbei die Kirch', vorbei den Berg,
Den Feuerthurm vorbei.

Der Seemann erzählt, wie das Schiff mit gutem Winde und ſchönem Wetter ſüdwärts ſegelte, bis es der Linie erreichte

Die Sonn' erhob ſich aus der See,
Zur Linken ging ſie auf.
Und ſie ſchien hell, ſenkt' in die Well'
Zur Rechten dann den Lauf.

Und höher, höher jeden Tag,
Bis Mittags überm Maſt —
Da tönt von Ferne das Fagott:
Vom Sitz fährt auf der Gaſt.

Die Braut betritt den Hochzeitſaal!
Der Roſe gleich glüht ſie;
Und vor ihr geh'n mit nickendem Haupt
Die luſt'gen Muſici.

Der Hochzeitgaſt fährt auf in Haſt,
Er kann nicht von der Stelle;
Und ſo ſprach dann der alte Mann,
Der graue Schiffsgeſelle:

Da kam der Sturmwind: der war ſtark,
Und groß war ſeine Wuth.
Und ſeine Schwingen trieben uns
Fern nach des Südens Flut.

Das Bugſpriet tief, die Maſten ſchief,
Wie wer, verfolgt, mit raſchem Schritt
Nach ſeines Feindes Schatten tritt,
Mit vorgebeugtem Haupt:
So auf gut Glück ſtürmte die Brick
Südwärts, vom Nord umſchnaubt.

Der Hochzeitgaſt vernimmt die Weiſe, aber der Seemann fährt in ſeiner Geſchichte fort.

Das Schiff kommt durch einen Sturm gegen den Südpol getrieben.

Und Schnee und Nebel kamen jetzt.
Die haben's kalt gemacht.
Und maſtenhoch vorüberzog
Eis, grünlich, wie Smaragd.

Das Land des Eises und der schreckhaften Oede, wo kein lebendig Wesen zu schauen war

Und trüben Schein durchs Eis herein
Warf eine schnee'ge Spalte:
Nichts sahen wir, nicht Mensch noch Thier —
Die Eisbeißmauer hallte.

Das Eis war hier, das Eis war dort,
Das Eis war überall:
Es thürmte sich, und fürchterlich
Dröhnt' übers Meer sein Schall.

Wie ein großer Seevogel, Albatros genannt, durch den Schneesturm kam, und mit großer Freud' und Freundlichkeit empfangen ward

Doch endlich schoß ein Albatros
Durch den Nebel und den Regen:
Als wär's 'ne Christenseel', so tönt
Ihm unser Gruß entgegen.

Der Vogel fraß aus unsrer Hand,
Flog auf dem Deck umher:
Das Eis zerbrach mit dumpfem Krach:
Wir sind auf offnem Meer!

Und ein guter Südwind thut ſich auf:
Hoch folgt uns durch die Luft
Der Vogel treu, und ſchwebt herbei,
Wenn der Matroſe ruft.

Auf Tau und Raſt, da hält er Raſt
Der wolk'gen Nächte neun.
Und alle Nacht durch Nebel lacht
Des Mondes weißer Schein. —

Vor böſen Geiſtern ſchütz' dich Gott,
Du alter Schiffsgenoß'!
Was ſtierſt du? — mit der Armbruſt mein
Schoß ich den Albatroß'!

2.

Die Sonn' erhob ſich aus der See,
Ging nun zur Rechten auf.
Von Nebeln noch verſchleiert, ſenkt
Sie links ins Meer den Lauf.

Und der gute Südwind blieb am Wehn,
Doch nicht folgt durch die Luft
Der Vogel treu, und ſchwebt herbei,
Wenn der Matroſe ruft.

Seine Genoſſen erheben ſich gegen den alten Seemann, darum, daß er den Nebel bringenden Vogel getödtet hat.

Ich hatt' ein übel Ding gethan:
Das brachte nimmer Segen.
Sie ſagten: kühn erſchlugſt du ihn,
Der ſich den Süd ließ regen!
Sie alle ſprechen: welch ein Verbrechen,
Der ſich den Süd ließ regen!

Aber da der Nebel ſich verzieht, rechtfertigen ſie denſelben, als ſeinen Verfolgungsgeiſt beſchuldigend.

Herrlich, wie Gottes eignes Haupt,
Ging auf die Sonn' und lachte!
Sie ſagten: kühn erſchlugſt du ihn,
Der uns den Nebel brachte!
Den Vogel traf gerechte Straf',
Der uns den Nebel brachte.

Der Wind aber bleibt günſtig; das Schiff reitet in den ſtillen Ocean, und ſegelt nordwärts, obgleich bis zu der Linie vorwärts.

Der Wind bläſ't gut, weiß ſchäumt die Flut;
Wir furchen raſch die Wogen.
Wir waren ſicher die erſten Schiffer,
Die dieſe See durchzogen.

Der Wind läßt nach' rings bangen ſchlaff
Die Segel an den Maa'n;
Nur ſprechen Alle, daß Etwas ſchalle
Doch auf dem Ocean.

Am heißen Kupferfirmament,
Hoch überm Maſte, thront
Die blut'ge Sonn' zur Mittagszeit,
Nicht größer, als der Mond.

Wir lagen Tage, Tage lang,
Kein Lüftchen rings umher'
Wie ein gemaltes Schiff ſo träg,
Auf einem gemalten Meer.

Waſſer, Waſſer überall'
Doch jede Fuge klafft;
Waſſer, Waſſer überall'
Nur was zu trinken ſchafft'

Die Tiefe ſelbſt verſaulte. — Gott
Im Himmel, gib uns Muth'
Schlammthiere krabbeln zahllos rings
Auf ſchlamm'ger Meerflut.

Und jede Nacht ſahn wirbelnd wir
Die Todtenfeuer glühn;
Wie Hexenöl, ſo flackerte
Die Flut blau, weiß und grün.

Und Manchem ſagt' im Traum der Geiſt,
Der uns geſandt ſolch Weh:
Neun Faden tief verfolgt' er uns
Von jenes Landes Schnee.

Und jede Zunge war verdorrt,
War trocken bis zum Schlunde;
Wir konnten All' nicht ſprechen, grad'
Als wär uns Ruß im Munde.

Und Alt und Jung mit finſterm Blick
Kam auf mich zugegangen;
Den Albatros, den ich erſchoß,
Hat man mir umgehangen.

3.

Und lange Zeit verfloß. Verdorrt
War jeder Gaum. Wie Glas
Die Augen! Lange, lange Zeit!
Die Augen all', wie Glas!
Da blickt' ich seitwärts — schau! da sah
Am Horizont ich 'was!

Der alte Matrose siehet in weiter Entfernung ein Zeichen auf dem Wasser.

Zuerst war es ein kleiner Fleck:
Der ward zum Nebel bald,
Und regte und bewegte sich,
Und wurde zur Gestalt.

Ein Fleck, ein Nebel, dann Gestalt,
Und näher kommt es stets:
Als neckt' es einen Wassergeist,
So schießt es und so dreht's.

Mit trocknem Gaum, die Lippen kaum
Noch roth, stehn wir; kein Laut
Erschallt — sind stumm; hin ist der Muth!
Da biß den Arm ich, saugte Blut,
Und rief: ein Segel! schaut!

Und als es näher und näher kommt, scheint es ihm ein Schiff zu sein; und um eine theure Lösung befreit er seine Sprache aus den Banden des Durstes.

Mit trocknem Gaum, die Lippen kaum
Noch roth, sehn sie mein Winken;
Ein Freudenblitz
Vor Freude weinte Groß und Klein,
Und Alles zog den Athem ein,
Als ob sie wollten trinken.

Aber Grausen folgt denn kann das ein Schiff seyn, was ohne Wind oder Flut herzu kommt?
Seht! rief ich, seht! es dreht nicht mehr!
Es naht uns, bringt uns Heil!
Und ohne Flut und ohne Wind
Schwimmt's auf uns zu in Eil'.

Des Westens Flut war Eine Glut;
Der Tag war bald verronnen!
Und sinkend ruht auf Westens Flut
Das breite Rund der Sonnen;
Und die Gestalt stellt zwischen uns
Sich und das Rund der Sonnen.

Es scheint ihm nur das Gerippe eines Schiffes.
Und schwarze Streifen treten stracks
Vor des Oceans goldne Braut;
Und glüh'nd, wie durch ein Kerkerthor,
Ihr brennend Antlitz schaut.

Ach, dacht' ich, und mein Herz ſchlug laut,
Denn näher kam es immer;
Das ſeine Segel, blitzend hell,
Wie Mettenfädenſchimmer?

Das ſeine Rippen, ſo die Sonn'
Durchſcheint ſo feuerroth?
Und iſt nur jenes Weib am Bord?
Iſt das ein Tod? ſind zweie dort?
Iſt ihr Gemahl der Tod?

Und ſeine Rippen gleichen Mutterfäden vor dem Antlitz der Sonne.

Das Geſpenſterweib und ihr Todtengenoß und Niemand ſonſt am Bord des Geiſter-Schiffes. Wie das Schiff, ſo der Mannſchaft.

Roth iſt ihr Mund; frei her ſie ſchaut;
Ihr Haupthaar golden wallt;
Weiß iſt, wie Ausſatz, ihre Haut;
Die Nachtmahr iſt's, die Todtenbraut,
Macht Menſchenblut ſo kalt!

Der Schiffsrumpf kommt, legt Bord an Bord,
Da würfelten die Zwei;
Der Würfel fiel! Gewonnen Spiel!
Spricht ſie, und pfeift dabei.

Tod und Nachtmahr würfeln um die Mannſchaft des Schiffes, und Sie (die letztre) gewinnt den alten Matroſen.

Die Sonne ſinkt, die Sterne glühn,
Die Nacht kommt ſtracks heran,
Mit leiſem Flüſtern übers Meer
Schießt fort der Geiſterkahn.

Kein Zwielicht in den Höfen der Sonne.

Beim Aufgehen des Mondes.

Wir horchen, ſehn ihn ſeitwärts fliehn;
Die Furcht aus meinem Herzen ſchien
Das Lebensblut zu trinken.
Die Nacht dick, trüb der Sterne Kreis;
Des Steurers Antlitz ſtier und weiß
Bei ſeiner Lamp'; — es ſinken
Vom Segel Tropfen Thaues; fern
Im Oſten ſteht der Mond; ein Stern
Schimmernd zu ſeiner Linken.

Einer nach dem Andern.

Und Alle, bei des Mondes Schein,
Mit ſtierem, gräßlichem Blick,
Sehn grinſend mich und klagend an:
Mir flucht ihr Schmerzensblick!

Fallen ſeine Genoſſen todt nieder;

Viermal fünfzig Menſchen wohl,
Sie ſinken leblos nieder.
Sie ſtöhnen nicht, ſie ſeufzen nicht;
Auf ſtehn ſie nimmer wieder.

Der Todtenbraut beginnt ihr Werk an dem alten Matroſen.

Die Seelen fliehn der Leiber Haft;
Glück harrt auf ſie und Grauſen;
Und jede mir vorüberſchwirrt,
Wie meiner Armbruſt Sauſen.

1.

Ich fürcht' dich alter Schiffsgeſell!
Fürcht' deine dürre Hand;
Und du biſt lang, und ſchlank, und braun,
Wie des Meers gerippter Sand!

Der Hochzeitgaſt fürchtet, daß ein Menſch zu ihm redet.

Ich fürcht' dich und dein glühes Aug'!
Ich fürchte dich ſo ſehr! —
Fürcht' nicht, fürcht' nicht, du Hochzeitgaſt!
Ich ſtarb nicht auf dem Meer!

Aber der alte Matroſe verſichert ihn ſeines Lebens, und fährt fort, ſeine ſchreckliche Reiſe zu erzählen.

Allein, allein, und ganz allein
Auf weiter, weiter See!
Nicht lindert meine Todesangſt
Ein Heil'ger in der Höh'!

So viele Menſchen, ſchön und ſtark!
Und keiner rührte ſich:
Und tauſend Thier' im Moderſchlamm,
Sie lebten; und auch ich!

Er verachtet die Creaturen der Waſſerwelt.

Ich blickte auf die faule See,
Und wandte die Augen fort!
Ich blickte auf das faule Deck:
Die Todten lagen dort!

Und iſt verdrießlich, daß ſie leben, und ſo viele liegen todt.

Ich blick' empor, will beten dann;
Doch meiner Lipp' mit Stocken
Entfließt nur gottlos Flüſtern, macht
Mein Herz wie Staub ſo trocken.

Ich ſchließ' das Aug'; gleich Pulſen pocht
Des Auges Stern beim Schließen;
Des Himmels Höh', die blaue See
Thun laſtend meinen Augen weh,
Und die Todten mir zu Füßen!

Über der Fluch lebt für ihn in den Augen der todten Männer.

Auf ihren Gliedern kalter Schweiß;
Nicht faul ward ihr Gebein.
Und immer ſah ihr Aug' mich an
Mit geiſterhaftem Schein.

Zur Hölle ſchleppen kann der Fluch,
Den eine Waiſe ſpricht;
Doch ſchreckenvoller iſt der Fluch
Auf Todter Angeſicht;
Ich ſah ihn ſieben Tage lang,
Doch ſterben konnt' ich nicht.

Und wiederum ging auf der Mond,
Zur Seit' ihm wen'ge Sterne;
Er ſchwebte klar und mildiglich
Durch die blaue Himmelsferne.

In ſeiner Einſamkeit und ſeinem Staunen ſehnt er ſich nach dem wandernden Monde, und den Sternen, die da weilen und dennoch ſich bewegen, — überhaupt iſt der Himmel ihr Eigenthum und ihre beſtimmte Ruheſtatt, ihr Vaterland und ihre eigene natürliche Heimath. Sie ſind ohne Meldung begriffen, gleichwie Herren, die man über erwartet, und iſt doch eine geheime Freude bei ihrer Ankunft.

Sein Strahl beſchien die ſchwüle Flut,
Als ob ſie Reif bedeckte;
Doch, wo des Schiffes Schatten lag,
Da, vor wie nach, ſo Nacht, wie Tag,
Die rothe Flamme leckte.

Und in des Schiffes Schatten ſah
Ich große Waſſerſchlangen.
Sie ſchlängeln ſich in weißer Spur;
Wenn ſie ſich bäumen, ſind ſie nur
Mit flockigem Feu'r umhangen.

Beim Lichte des Mondes ſieht er Gottes Creaturen der großen Einſamkeit.

Und in des Schiffes Schatten gern
Sah ich ihr blitzend Fell,
Wie Sammet ſchwarz, und blau, und grün;
Sie ſchwimmen her, ſie ſchwimmen hin,
Die Spur, wie Gelt ſo hell.

Ihre Schönheit und ihr Glück.

O, glücklich ihr! wie ſchön ihr ſeid,
Sagt eine Zunge nie!
Und Liebe quoll im Buſen mir,
Und glücklich pries ich ſie;
Mein Heiliger erbarmte ſich,
Und glücklich pries ich ſie;

Er preiſt ſie glücklich in ihrem Herzen.

Der Zauber fängt an gebrochen zu werden.

Zur Stunde konnt' ich beten dann!
Von meinem Halſe frei
Fiel da der Albatros, und ſank
Ins Meer, ſo ſchwer, wie Blei.

5.

O Schlaf, du biſt ſo ſüß, ſo ſüß!
Geliebt von Pol zu Pol!
Maria! Dir ſei Preis und Dank,
Daß Schlaf auf meine Wimpern ſank!
Du gabſt ihn mir ja wohl!

Durch die Gnade der ſeligſten Jungfrau wird der alte Matroſe mit Regen erquickt.

Mir träumte: alle Eimer rings
Auf des Verdeckes Feld,
Sie wären kühlen Thaues voll.
Wach werd' ich' — Regen fällt!

Die Lippen naß, der Gaumen naß,
Die Kleider — wahr iſt's doch!
Im Traume trank ich ſicherlich,
Und trinke, trinke noch.

Ich geh' und fühl' die Glieder kaum,
Heb' mich ſo leicht empor!
Bin ich im Schlaf geſtorben denn,
Und in der Sel'gen Chor?

Er hört Töne und ſieht ſeltſame Geſichte und Bewegungen am Himmel und auf dem Waſſer.

Und einen Wind drauf hört' ich wehn,
Doch ferne blieb ſein Brauſen:
Die Aeol'n und Taue regen ſich,
Die dürren Segel ſauſen.

Lebendig wird die obere Luft,
Und Feuerflaggen ziſchen.
Sie ziſchen auf und ab, voll Graus,
Und aus und ein, und ein und aus:
Die Sterne glüh'n dazwiſchen.

Und näher drauf erbrauſ't der Wind;
Wie Binſen ſeufzen welk
Die Segel; Regen ſtrömt herab
Aus donnerndem Gewölk.

Geborſten klafft's mit weitem Spalt,
Des Mondes finſtrer Sitz;
Und wie ein Fluß in Thales Schooß
Vom Felſen ſtürzt, fällt zackenlos,
Ein Glutſtrom, Blitz auf Blitz.

Die Leiber der Schiffsmannſchaft werden belebt, und das Schiff bewegt ſich fort.

Nicht kommt der laute Wind ans Schiff;
Doch vorwärts geht es immer;
Die todten Menſchen ſtöhnen dumpf
Bei des Blitzes fahlem Schimmer.

Sie ſtöhnen, regen, heben ſich,
Doch blicken, reden nicht!
Wie ſeltſam, Todte leben ſeh'n,
Selbſt wär's ein Traumgeſicht!

Und weiter zieht das Schiff, bewegt
Von keines Windes Kraft;
Die Mannſchaft klimmt im Takelwerk,
Treibt, was ſie ſonſt geſchafft.
Sie regen, gleich Maſchinen, ſich:
O, ſchrecklich, ſchauderhaft!

Der Leib von meines Bruders Sohn,
Knie an Knie, ſtand neben mir dort;
Wir zogen beid' an Einem Seil,
Doch ſagt' er mir kein Wort. —

Ich fürcht' dich, alter Schiffsgeſell'
Gaſt, ruhig immerdar'
Denn nicht Verdammter Seele nahm
Den Körper wieder ein; nur kam
Beglückter Geiſter Schaar!

Aber nicht durch die Seelen der Menſchen, noch durch Phantome der Erde oder mittleren Luft, ſondern durch eine ſelige Schaar engliſcher Geiſter, herabgeſandt durch die Anrufung des Schutzheiligen.

Beim Morgengrau'n ſinkt ſchlaff ihr Arm;
Den Maſt umringen ſie;
Und von der Todten Lippen ſüß
Tönt Himmelsmelodie.

Die Töne ziehn zur Sonn' empor,
Die licht im Oſten flammt;
Dann kehren langſam ſie zurück,
Bald einzeln, bald geſammt.

Bald war es mir, als zwitſcherte
Die Lerche auf dem Meer;
Dann glaubt' ich, alle Vögelein,
Die es nur gibt, ſo groß wie klein,
Sie ſängen rings umher.

Jetzt klingt es süß, wie Flötenlaut,
Jetzt, wie Orchesterrauschen;
Jetzt ist es eines Engels Lied,
Dem selbst die Himmel lauschen.

Es schweigt; doch tönt das Segelwerk
Bis Mittag säuselnd nach;
Wie in dem laub'gen Junimond
Ein grasversteckter Bach,
Der die ganze Nacht dem schlafenden Wald
Ein Lied singt, selbst noch wach.

Und ruhig segelte das Schiff —
Kein Lüftchen trieb's im Lauf —
Bis Mittag, denn getrieben ward's,
Bewegt von unten auf.

Ueberfam der Engelschaar, treibt der einsame Geist vom Südpol das Schiff bis an die Linie, fordert aber doch noch Rache.

Neun Faden tief wohl unterm Kiel
Vom Schnee- und Nebelland
Folgt uns der Geist, und treibt das Schiff
Mit unsichtbarer Hand;
Das Schiff steht still; bis Mittag nur
Säuselt die Leinewand.

Die Sonne, lothrecht überm Mast,
Schaut meerwärts ohne Regung;
Doch plötzlich rührt und regt sie sich
Mit zitternder Bewegung;
Schießt vorwärts, rückwärts unruhvoll
Mit zitternder Bewegung.

Dann plötzlich, wie ein scheuend Roß,
Prallt sie zur Seite wieder!
Das Blut schoß mir ins Angesicht;
In Ohnmacht sank ich nieder.

Ich weiß es nicht, wie lang ich dort
Gelegen ohne Leben;
Doch, als noch Dunkel mich umzog,
Da hört' ich in den Lüften hoch
Zwei Stimmen sich erheben.

Die Mithamonen des Geistes vom Südpol, die unsichtbaren Bewohner des Elementes, nehmen Theil an seiner Kränkung; und zwei von ihnen erzählen sich, der Eine dem Anderen, daß eine lange und schwere Buße für den alten Matrosen dem Geiste vom Pol bewilligt ist, welcher südwärts heimkehrt.

Sagt eine: Sprich, bei Christi Blut,
Ist dies der Schiffsgenoß?
Harmlosen Vogels Herzblut trank
Sein grausam Pfeilgeschoß.

Der Geiſt im Schnee- und Nebelland
War hold dem Albatros,
Und auch der Vogel liebte den,
Der grauſam ihn erſchoß.

Die andre Stimm' iſt ſanft und ſüß:
Wie Honigthau ſo ſüß;
Sie ſpricht: der Mann that Buße ſchon,
Und büßt noch mehr gewiß!

6.

Erſte Stimme.

Doch nun ſprich weiter! rede fort,
Daß deine Stimm' ich hör'!
Wer treibt gen Norden jenes Schiff?
Was macht das blaue Meer?

Zweite Stimme.

Noch wie ein Sklav' vor ſeinem Herrn
Liegt ſtill der Ocean;
Mit ſeinem großen Auge ſieht
Schweigend den Mond er an —

Ob er auch wiſſe, wohin er ſtieße:
Das Meer ja lenkt er immer!
Sieh', Bruder! ſieh' doch, wie das Meer
So milde grüßt ſein Schimmer!

Erſte Stimme.

Doch wie eilt ohne Flut und Wind
Das Schiff durchs blaue Meer?

Der Matroſe iſt in eine Verzückung entzückt geweſen; denn die engliſche Macht laßet das Schiff ſchneller nordwärts treiben, als Menſchenleben ertragen konnte.

Zweite Stimme.

Die Lüfte ſchließen ſich hinter ihm,
Sind vor ihm nimmermehr!

Fleuch, Bruder! kommen ſonſt zu ſpät!
Fleuch, höher, höher, Lieber!
Nur träg zum Ziel ſchwimmt jener Kiel,
Wenn des Seemanns Traum vorüber!

Ich wurde wach; wir ſegelten;
Nichts hemmte des Schiffes Lauf,
Die Nacht war ſtill, der Mond ſtand hoch,
Die Todten ſtanden zuhauf.

Der übernatürlichen Bewegung geſchiehet Erwähnt; der Matroſe erwacht, und ſeine Buße beginnt von Neuem.

Die lägen beſſer auch im Sarg,
Umſtehn mich allzumal,
Und ſehn mit glaſ'gem Aug' mich an;
Drin blitzt des Mondes Strahl.

Der Fluch, mit dem ſie ſtarben, zuckt
Noch auf dem Angeſicht;
Mein Auge ſah das ihre an,
Doch beten konnt' ich nicht.

Der Fluch iſt endlich geſühnet.

Und wieder ſchaut' ich hin aufs Meer,
Auf ſeine Flut, ſo grün;
Und ſpähete, doch ſah ich Nichts,
Als was ich ſah vorhin.

Ich ſtand, wie Einer, dem im Wald
Auf dunklem Pfade graut;
Der immer, immer vorwärts eilt,
Und nimmer rückwärts ſchaut;
Er weiß, ein Feind iſt hinter ihm;
Sein Herz ſchlägt bang und laut.

Da rauſchte Windeswehn mich an;
Es wehte leiſe her;
Ich wußte nicht, woher es kam,
Nicht kräuſelt' es das Meer.

Es hob mein Haar; wie Lenzeshauch
Umſpielt' es meine Wangen.
Mir war ſo bang; doch kühlt' es mich,
Als wollt's mich froh empfangen.

Schnell wohl, ſchnell wohl flog das Schiff,
Und doch ſo ſanft, ſo leicht!
Leiſe, leiſe blies der Wind —
Nur mich ſein Weh'n erreicht.

Und der alte Matroſe hebet ſein Heimathland.

O Freudentraum! iſt dies fürwahr
Des Leuchtthurms graue Wand?
Iſt dies die Kirch', iſt dies der Berg?
Iſt dies mein Heimathland?

Und ſchluchzend ſteht' ich, als wir nun
Durchſegelten den Hafen;
O, laß mich bald erwachen, Gott!
Sonſt laß mich immer ſchlafen!

Hell war, wie Glas, des Hafens Bucht,
Und klar die Flut des glatten;
Und auf der Bucht lag Mondenſchein,
Und auch des Mondes Schatten.

Der Fels ſchien hell, die Kirche hell,
Die ſich auf ihm erhebt;
Der Mond beſchien den Wetterhahn,
Der auf der Kirche ſchwebt.

Ein ſchweigend Licht umfloß die Bucht;
Da hoben ſich Geſtalten!
Die engliſchen Geiſter verlaſſen die todten Leichname. Es waren Schatten allzumal;
Roth ihre Kleider wallten.

Und erſcheinen in ihrer eigenen Lichtgeſtalten. Nicht fern von Gallione war's,
Wo ich die Schatten ſah;
Da ſchaut ich wieder aufs Verdeck —
O Gott, was ſah ich da!

Am Boden flach lag jeder Leib,
Und, bei des Kreuzes Zeichen!
Helleuchtend ſtanden Seraphim
Rings auf den blaſſen Leichen.

Sie winken mir wohl für und für;
O, himmliſches Geſicht!
Sie leuchten weit aufs Ufer hin,
Umſtrahlt von ſüßem Licht.

Sie winken mir wohl für und für;
Sie sprechen nicht — o Lust!
Ihr Schweigen sinkt wie Melodie
Mir in die wunde Brust.

Und bald vernehm' ich Ruderschlag;
Horch, des Piloten Gruß!
Von selber wendet sich mein Haupt —
Ein Boot an Schiffes Fuß!

Der Lootse und des Lootsen Sohn,
Sie rühren sich im Boote;
Gott! welche Freude! großer Gott!
Die stören doch nicht Todte!

Ein Dritter noch: der Siedler ist's!
Horch, seine Stimme schallt!
Laut singt er seinen Lobgesang,
Den er gemacht im Wald.
Des Vogels rothes Blut wäscht er
Von meinen Händen bald.

7.

Der Siedler des Waldes

Der Siedler lebt im grünen Wald,
Im Walde dort am Meer.
Mit lauter Stimme lobt den Herrn
Sein Mund; mit Schiffern spricht er gern,
Die ferne kommen her.

Auf hartem Kissen kniet er Nachts,
Am Mittag und am Morgen;
Das Kissen ist ein Eichenstumpf,
Der ganz in Moos verborgen.

Das Boot kommt nah; sie sprechen laut:
Beim Himmel, wunderbar!
Wo ist der Feuerzeichen Glut,
Die hell hier leuchtend war?

Wahrt sich dem Schiffe mit Verwunderung

Der Siedler sagte: seltsam, traun!
Nicht tönt mit frohem Schall
Ihr Gruß zurück; die Planken dürr,
Und dürr die Segel all;
Sie scheinen Laubgerippen gleich,
Die an des Bergstroms Fall
Nunzlich um meine Klause weh'n.

Wenn der Sturm am Brauſen iſt;
Wenn unter'm Schnee die Waldung ächzt,
Wenn die Eul' zu des Wolfes Heulen krächzt,
Der der Wölfin Junge friſst.

Der Lootſe ſagte: wie das Schiff
So ſchrecklich uns anſieht!
Ich fürchte mich! — Friſch, rudre zu!
Sprach froh der Eremit.

Und näher, näher kam das Boot;
Still war ich, ſprach kein Wort.
Das Boot kam dicht ans Schiff heran —
Da, welch ein Ton ſchallt dort!

Das Schiff geht plötzlich unter.

Unter dem Waſſer rollt es dumpf;
Donnernd durchzieht's die Bai;
Es kommt ans Schiff, es ſpaltet die Bucht;
Das Schiff geht unter wie Blei.

Der alte Matroſe wird in des Piloten Nachen gerettet.

Vom fürchterlichen Schall betäubt,
Dem Erd' und Himmel krachen,
Trieb ſchwimmend auf den Wellen ich,
Starr, zwiſchen Schlaf und Wachen;
Drauf, wie im Traume, fand ich mich
In des Piloten Nachen.

Und auf dem Strudel, wo das Schiff
Versank, kreis't ungestüm
Das Boot; verklungen ist der Ton;
Der Berg nur spricht von ihm.

Die Lippen rührt' ich; der Pilot
Schrie auf, und sank zurück;
Der fromme Siedler betete,
Und hub empor den Blick.

Ich ruderte; des Lootsen Sohn —
Noch wandelt er im Wahn
Des Irrseins — lachte, sah mich stier
Mit wilden Augen an;
Ha, ha! sprach er, nun seh' ich, wie
Der Teufel rudern kann!

Und jetzt in meinem Heimathland
Betret' ich Strandes Höh'n;
Der Siedler aus dem Nachen steigt,
Kann kaum noch aufrecht steh'n.

Der alte Matrose bittet den Siedler ernstlich, ihn zu entsündigen, und es trifft ihn die Buße für 6 Jahren

Entsünd'ge mich! entsünd'ge mich'
Trat ich den Siedler an;
Der schlug des Kreuzes Zeichen erst;
Was bist du für ein Mann?

Da bebte Angſt durch mein Gebein,
Angſt, fürchterlich und groß;
Was mir begegnet, ſagt' ich ihm,
Da ließ die Angſt mich los.

Und oft noch kehrt ſeit jener Zeit
Zurück die Angſt, der Schmerz;
Eh' ich das Gräßliche geſagt,
Brennt in der Bruſt mein Herz.

Denn immer und immer durch ſein ganzes künftiges Leben zwingt ihn eine innere Angſt, von Land zu Lande zu reiſen.

Und wie die finſtre ſchwarze Nacht
Eil' ich landaus, landein;
Und am Geſicht kenn' ich den Mann,
Der meine Mähr' vernehmen kann:
Er muß mein Hörer ſein.

Welch ein Tumult erhebt ſich dort?
Die Gäſte ſind dort all'!
Und, horch! im Garten ſingt die Braut
Und ihre Mädchen all'!
Und, wieder horch! zum Beten ruft
Der Abendglocke Schall'

O Hochzeitgaſt, ich war allein
Auf weiter, weiter See'
So einſam war's, ich fühlte kaum
Des guten Gottes Näh''

Und ſüßer, glaub', als Hochzeit iſt's,
Kann beſſer mir gefallen,
Kann ich an guter Leute Hand
Zu Gottes Kirche wallen!

Kann ich zu Gottes Kirche geh'n
Zum brünſtigen Gebet;
Wo Alles, Kind, und Mann, und Greis,
Wo Jüngling, Mädchen, Ihm zum Preis,
Zu Ihm, dem Vater, fleht.

Und durch ſein eigen Beiſpiel, Liebe und Ehrfurcht gegen alle Dinge zu lehren, die Gott gemacht hat und liebt.

Leb' wohl, leb' wohl, du Hochzeitgaſt!
Doch dieſes ſag' ich dir:
Der betet gut, wer Liebe hegt
Für Vogel, Menſch und Thier!

Der betet gut, wer Liebe hegt
Für Alle, groß und klein;
Gott, der uns ſchuf, der liebt uns All'
Will Allen Vater ſein.

Der Seemann mit dem grauen Bart
Und mit dem hellen Blick,
Er geht; und auch der Hochzeitgaſt
Kehrt ernſt nach Haus zurück.

Er ging, wie ein Betäubter geht,
Als drückten ſchwere Sorgen
Sein Herz, und weiſer, trauriger
Erhob er ſich am Morgen.

Robert Southey.

Der Inchcap-Felsen.

Die Luft und die Welle regungslos:
Rast hielten Fahrzeug und Matros.
Die Segel keines Lüftchens Spiel,
Steif in den Wassern lag der Kiel.

Der Inchcap-Felsen ohne Schaum:
Die See bedeckt' ihn, hörbar kaum;
So leis ihre Schwellung und ihr Fall,
Sie weckte nicht der Glocke Schall.

Es war der Abt von Aberbrothok,
Der auf den Felsen stellte die Glock';
Sie schwamm auf einer Tonne wohl,
Und warnt' im Sturme dumpf und hohl.

Und barg die Flut des Felsen Kron',
Dann hörten die Schiffer den Warneton;
Sie wußten: der Fels ist, wo die Glock',
Und priesen den Abt von Aberbrothok.

Die Sonne strahlt' in Herrlichkeit,
Und alles Ding war fröhlich heut.
Die Möve schrie und netzte die Brust,
Und ihr Geschrei war eitel Lust.

Von fern des Felsen Tonne schien
Ein schwärzrer Fleck im Meeresgrün;
Sir Ralph, der Räuber, beschritt sein Deck,
Und warf sein Aug' auf den schwärzern Fleck.

Er fühlte des Lenzes erheiternde Macht:
Er pfiff, er sang ob all' der Pracht;
Die Freude spannt' ihm das Herze weit,
Doch des Räubers Freude war Gottlosigkeit.

Die narb'ge Stirne zog er kraus:
„Ihr Burschе, setzt die Jölle aus,
Und rudert mich bis an die Glock':
Ich spiel' 'nen Streich dem Aberbrothok."

Und nieder ſchwebte das Boot am Schiff;
Sie ruderten bis an das Riff.
Sir Ralph lehnt' aus dem Boot ſich frei,
Und ſchnitt die Glocke von der Boy.

Die Glocke ſank mit gurgelndem Schall;
Aufperlt' und platzt' ein Blaſenſchwall.
Sprach Sir Ralph: „Wer wieder vertraut der Glock',
Nicht preiſ't er den Abt von Aberbrothok!"

Sir Ralph, der Räuber, ſegelte fort;
Er ſchweifte durchs Meer von Port zu Port:
Und, reich durch Beute nun geworden,
Wandt' er den Kiel nach Schottlands Borden.

Da braut ein Nebel trüb und dicht;
Sie ſehn die Sonne ſelber nicht.
Der Wind blies friſch den ganzen Tag;
Am Abend legt er ſich gemach.

Der Räuber nimmt auf dem Deck ſeinen Stand:
So finſter iſt's, ſie ſehn kein Land.
Spricht Sir Ralph: „Bald wird es helle ſein;
Der Mond geht auf, ihr ſeht den Schein."

Spricht ein Andrer: „Hörſt du der Brandung Ton?
Mich dünkt, wir ſind am Ufer ſchon?“ —
„Wo wir ſind, ich kann es nicht beſchwören,
Doch wollt' ich, wir könnten die Glocke hören!“

Sie hören Nichts; hoch geht das Meer;
Sie treiben ohne Wind einher,
Bis mit trümmerndem Stoß aufſtößt das Schiff —
„O Gott, es iſt das Inchcap-Riff!“

Um Sir Ralph, den Räuber, ſteht es ſchlimm:
Er verflucht ſich ſelbſt in ſeinem Grimm;
Die Wellen ſtürzen herein mit Wuth,
Das Schiff geht unter in der Flut.

Und als er mit dem Tode ringt,
Da hört er ein Tönen, das ſchrecklich klingt: —
Als würde vom Teufel unter den Wogen
Die Inchcap-Glocke für ihn gezogen.

Die Stechpalme.

O Leſer, haſt du je betrachtet die
Stechpalme? — Sieh'
Ihr glattes Laub, wie eine weiſe Hand
Es zum Gewand
Dem Baume gab, ſo ſinnig, daß daran
Des Atheiſten Klugheit ſcheitern kann.

Denn unten, wie ein Zaun von Dornen, ſtarrt
Es ſcharf und hart;
Kein weidend Vieh durch dieſen ſpitzen Saum
Verletzt den Baum.
Doch oben, wo die Rinde nichts befährt,
Wird ſtachellos das Laub und unbewehrt.

Dies iſt ein Ding, wie ich's betrachten mag:
Gern denk ich nach
Des Baumes Weisheit, ſeiner Blätter Zier
Reicht willig mir
Ein Sinnbild für ein Lied, das lange Zeit
Nach mir vielleicht noch nutzt und auch erfreut.

So, ſchein' ich draußen auch zuweilen rauh
Und herbe; ſchau'
Ich finſter auch, wenn mich am ſtillen Herd
Ein Läſt'ger ſtört,
Doch ſtreb' ich, daß ich Freunden, gut und treu,
Sanft, wie das Laub hoch auf der Stechpalm' ſei.

Und heg' ich jung, wie wohl die Jugend thut,
Auch Uebermuth
Und Trotz, doch ſchaff' ich, daß ich jeden Tag
Sie mindern mag:
Bis ich im hohen Alter mild von Sinn,
Gleich dieſes Baumes hohen Blättern, bin.

Und wie, wenn alle Sommerbäume grün
Daſtehn und blühn,
Die Blätter dieſes einz'gen Baumes nie
So glühn, wie ſie,
Doch ſpät im öden Winter uns allein
Mit ihrem dunklen Immergrün erfreun:

So auch in meinen Jugendtagen will
Ich ernſt und ſtill
Im Kreis der Jugend ſein, die unbedacht
Des Ernſtes lacht,
Auf daß mein Alter friſch und fleckenfrei,
Gleich dieſes Baumes grünem Winter, ſei.

Charles Lamb.

Die alten bekannten Geſichter.

Ich hatte Geſpielen, ich hatte Gefährten
In den Tagen der Kindheit, in der fröhlichen Schulzeit;
All', all' ſind ſie fort, die alten bekannten Geſichter.

Ich habe gelacht, ich habe geſchwärmt,
Spät getrunken, ſpät geſeſſen mit meinen Genoſſen;
All', all' ſind ſie fort, die alten bekannten Geſichter.

Ich habe geliebt; — wie war ſie ſchön' —
Ihre Thür iſt verſchloſſen; nie ſeh' ich ſie wieder;
All', all' ſind ſie fort, die alten bekannten Geſichter.

Einen Freund hatt' ich, wer hatt' ihn beſſer?
Undankbar verließ ich ihn plötzlich; verließ ihn,
Zu denken der alten bekannten Geſichter.

Wie ein Geiſt durchſchritt ich das Thal meiner Kindheit;
Eine Wüſte ſchien mir die Welt, die durchirren
Ich mußte, zu ſuchen die alten Geſichter.

Mein Freund, du mehr als Bruder, o, wärſt du
Geboren im Haus meines Vaters, ſo könnten
Wir reden von den alten bekannten Geſichtern.

Wie einige ſtarben, mich andre verließen,
Wie man andre mir nahm; — ach, alle ſchieden!
All', all' ſind ſie fort, die alten bekannten Geſichter!

John Keats.

Sonett.

Als er den Homer in Chapman's Ueberſetzung kennen lernte.

In goldnen Reichen ſchweift' ich viel; nach alten
Ruchtbaren Königthumen ging mein Pfad.
Manch weſtlich Eiland ſah ich, manchen Staat,
So dem Apollo Dichter treu verwalten.

Ein weit Gebiet — drin ſollt' Homeros ſchalten,
Der Prauige — pries mir, wer es betrat;
Doch war ich ſeiner Heitre nie genaht,
Als bis ich Chapman hörete, den Alten.

Da war gleichwie dem Schauer mir der Sterne,
Der einen neuen plötzlich ſiehet ſcheinen,
Sieghaft und hell empor am Himmel ſteigend;

Da wie dem Cortez, als er ſah von ferne
Das ſtille Meer; wild ſtarreten die Seinen,
Auf einem Bergesgipfel Dariens, ſchweigend.

Thomas Campbell.

Der letzte Menſch.

Was iſt, vergeht in Dunkelheit,
Die Sonne ſelbſt muß ſterben,
Bevor ſein Theil: Unſterblichkeit,
Dies Sterbliche mag erben.
Es kam ein Traum auf mich herab,
Der meinem Geiſte Flügel gab;
Hinab trug mich ihr Weh'n
Die Zeit; ich ward zu dem entrückt,
Der einſt der Schöpfung Tod erblickt,
Wie Adam ihr Entſteh'n.

Bleich war und grau die Erde, wie
Ein Greis; der Sonne Scheinen
Siech; — von Nationen lagen die
Skelette um den Einen.

Die Farben fechtend; — roſtverſehrt
Hält ihre Beinhand noch das Schwert; —
Die fraßen Hunger, Seuchen;
Die Städte leer, wie ausgefegt;
Nach Ufern, wo kein Laut ſich regt,
Zieht Schiffe, voll von Leichen.

Doch Jener ſtand, wie ein Prophet;
Sein Wort, furchtlos und kalt,
Als käm' ein Sturm herangeweht,
Entblätterte den Wald:
„Dein Lauf iſt aus, dein Aug' iſt blind,
Du ſtolze Sonn'! im Tode ſind
Wir Zwillinge! — Zu rollen
Hör' auf! die Gnade ruft: bis hie!
Aeonen ſahſt du Thränen, die
Nicht länger fließen ſollen.

Ob unter dir der Menſch auch Pracht,
Und Stolz und Klugheit zeigte,
Und Künſte, denen ſich die Macht
Der Elemente beugte

Doch klag' ich nicht um dich! — Zieh' hin,
Entthronte Tageskönigin!
Trophäen, ungezählte
Triumphe, die da sah dein Strahl:
Ward auch durch sie nur eine Qual
Geheilt, die Menschen quälte?

Lisch aus, du bleiche Trauerkerz''
Laß Nacht das All verschleiern!
Und geh' nicht wieder auf, den Schmerz
Des Lebens zu erneuern!
Bring' nicht zurück sein elend Spiel!
Weck' nicht das Fleisch! hier ist das Ziel!
Genug der Folter! laß
Es ruhn, von Siechthum graus entstellt,
Vom Schwert im Schlachtgewühl gefällt,
Wie von der Sichel Gras!

Selbst ich bin müde, länger dich
Und deiner Glut Vergehn
Zu schauen. — Qualen-Zeugin, mich
Sollst du nicht sterben sehn!

Die Lippe, die dein Grablied ſpricht,
Ihr Beben, Zucken ſiehſt du nicht!
Siehſt blau nicht dieſe Wangen!
Die Weltnacht iſt mein Todtenkleid —
Die Majeſtät der Dunkelheit
Soll meinen Geiſt empfangen.

Zu dem kehrt er zurück, deß Hauch
Sein himmliſch Glühn entzündet;
Glaub' nicht, er ſterbe, weil dein Aug',
Du Sterbende, erblindet!
Nein, er lebt fort in Seligkeit,
Die du nicht kennſt, die der verleiht,
Der uns zu löſen kam,
Litt, ſtarb, hinab zur Hölle ſtieg,
Ihr als ein Held entriß den Sieg,
Dem Tod den Stachel nahm.

Stirb! — auf der Schöpfung Trümmern ſteh'
Ich ſtolz; ich kann nicht ſinken!
Den letzten, herbſten Kelch, den je
Ein Menſch trank, muß ich trinken!

Geh'! ſag' der Nacht, die dich begräbt,
Du ſahſt den Letzten, der gelebt;
Dein Tod war ihm ein Spott!
Das All zerfiel, todt war die Zeit —
Doch ihm blieb die Unſterblichkeit
Und ſein Vertrau'n auf Gott!"

Roland der Held.

Roland der Held! — Roland der Held!
Falſche Zeitung, daß er fiel im Feld,
Schlug an des Rheines Strand;
Da erlag dein treues Herz in Pein,
O du Schönſte auf und ab am Rhein,
O du Schönſte rings im Land!

Und den Schleier nahm ſie unverweilt,
Wo am Werth der Strom vorübereilt; —
O, zu raſch! — bald klirrt ein Sporn! —
Umſonſt! der Schwur und die Locke fällt,
Als am Drachenfels die Trompete gellt —
Ihres Ritters luſtiges Horn!

O, nun bricht ihr Herz, von Gram verzehrt; —
Und wär' er gestern heimgekehrt,
Sie hätt' ihn glühend geküßt;
Und die Reize hätten ihn all' beglückt,
Die er nimmer, nimmer ans Herz nun drückt —
Wenn es nicht im Himmel ist!

Doch der Ritter treu und der Ritter kühn,
Er sitzt ab, er kann nicht von dannen ziehn,
Es hält ihn mit Gewalt.
Er will athmen nur, wo ihr Athem weht,*
Wo für ihn auch aufsteigt ihr Gebet,
Wenn das Hallelujah schallt!

* „For he loved to breathe the neighbouring air." — Man wird mir die Reminiscenz aus Schiller wohl verzeihen:

Sieht ein Schiff an Jerre's Strande,
Das die Segel hißt,
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht

Noch ein Fenſter hebt ſich, längſt ergraut,
Von dem Schloſſe, das er ſich gebaut,
Wo der Rhein am Werth ſich bricht.
Dort, zu Mettenklang und Orgelbraus,
Sah er nieder auf der Liebſten Haus —
Denn ſie ſelber ſah er nicht.

Sie ſtarb! — Er ritt ins Schlachtgefild;
Vor ſein ſterbend Hirn noch trat ihr Bild,
Als er fiel des Tapfern Fall,
Ihren Namen mit der letzten Kraft
Rief er aus, die Blume der Ritterſchaft,
Roland zu Ronceval!

Felicia Hemans.

Das beſſere Land.

Ein beſſeres Land nennſt du entzückt?
Seine Kinder, ſagſt du, ſind reich und beglückt?
Mutter, wo mag ſein Ufer ſcheinen?
Laß es uns ſuchen und nicht mehr weinen.
Iſt's, wo im Myrthenhain raſtet der Hirt,
Wo die Feuerfliege das Laub durchſchwirrt?
— Da nicht, da nicht, mein Kind!

Iſt es, wo ſchlank die Palme ſteht,
Das Haupt von gefiederten Büſcheln umweht?
Auf Inſeln in ewig heitern Zonen,
Wo duftende Wälder die Blüthenkronen
Schütteln, wo Weihrauch die Staude ſchwitzt,
Wo der Vogel des Paradieſes blitzt?
— Da nicht, da nicht, mein Kind!

Iſt es, wo über Geſchiebe von Gold
Brauſend die Welle der Ströme rollt?
Wo feurig im tiefen Dunkel der Minen
Diamanten funkeln und rothe Rubinen?
Wo die Perle glänzt am Korallenſtrand?
O Mutter, iſt dort das beſſre Land?
— Da nicht, da nicht, mein Kind!

Kein Auge ſah es, mein Sohn! kein Ohr
Vernahm ſeiner Stimmen jauchzenden Chor.
Seine Pracht — kein Träumender ſah im Schlummer
Solch Leuchten! — fern bleiben ihm Tod und Kummer!
Nie zerſtört die Zeit ſeinen Glanz, ſeinen Duft:
Jenſeits der Wolken, jenſeits der Gruft
— Da iſt's, da iſt's, mein Kind!

Walter Scott

Der Pilger.

Barmherzigkeit' Nacht auf das Thor'
Der Wind aus Norden brüllt'
Weithin von Flocken glänzt das Meer,
Pfadlos ist das Gefild'

Kein Frevler in des Königs Jagd
Naht hauslos eurem Dach,
Obgleich selbst der in solcher Nacht
Wohl Mitleid fordern mag'

Ein Pilger bin ich, matt und alt,
Der Gott um Gnade fleht
Um der Jungfrau willen, öffnet bald'
Es lohnt's euch mein Gebet'

Vom Pabste bring ich Ablaß euch,
Vom heil'gen Land, so weit,
Manch Heiligthum! — ach, öffnet gleich!
Thut's aus Barmherzigkeit!

Der Hirsch, vom trocknen Laub umhüllt
Schmiegt sich der Hindin an;
Ein alter Mann, vom Sturm umbrüllt
Kein Obdach finden kann!

Ihr hört des Gießbachs Brausen doch;
Mit Eis wird er gehn!
Muß heute übern Gießbach noch!
Erhört ihr nicht mein Flehn!

Verschlossen bleibt das Thor von Erz;
Verschlossen dicht und fest;
Verschloss'ner ist des Mannes Herz,
Der hier mich wimmern läßt.

Lebt wohl! Lebt wohl! Einst, gebe Gott,
Wenn alt und schwach ihr seid,
Daß ihr nicht auch in solcher Noth
Umsonst nach Hülfe schreit!"

Der Krieger lag im warmen Flaum
Und hörte kalt sein Leben.
Oft soll's ihm tönen noch im Traum
Durch des Decembers Beben.

Denn sieh' — als blaß das Morgenroth
Durch feuchte Nebel sah
Da lag der Pilger, starr und todt
Im Grenzbuche da.

Jock von Hazeldean.

„Sprich, Fräulein, warum härmst du dich?
Sprich, warum weinst du lang?
Meinem jüngsten Sohn vermähl ich dich
Ihm geb ich dich zur Braut.
Mein jüngster Sohn wird dein Gemahl
Und du, mein Kind, sollst sein."
Doch ihre Thränen flossen ach!
Um Jock von Hazeldean.

„Bald, Mädchen, ist dein Trotz entflohn
Versiegt der Thränen Quell.
Mein Frank ist Herr von Errington
Ist Lord von Langley-Dale.
Er ist der Erste fern und nah,
Wenn man das Schwert er zieht."
Doch ihre Thränen flossen ach!
Um Jock von Hazeldean.

„Ich gebe dir ein goldnes Band
Wohl in dein braunes Haar,
Und einen Falken auf die Hand
Und einen Zelter gar'
Als Jägerfürstin sollst du dann
Den Forst mit uns durchziehn'"
Doch ihre Thränen fließen, ach'
Um Jock von Hazeldean'

Die Kirche prangt im Sonntagsstaat
Früh bei des Morgens Grau'n.
Der Priester wartet im Ornat,
Und edle Herrn und Frau'n.
Doch nirgendwo die Braut' man sucht
Sie überall — doch kühn
Hat über die Gränze sie entführt
Ihr Jock von Hazeldean.

Pibroch of Donald Dhu.

Donuil Dhu's Kriegsgesang'
Schlachtlied von Donuil'
Töne mit wildem Klang,
Wecke Clan Conuil'
Kommt herbei, kommt herbei,
Auf zum Gefechte'
Horcht auf das Feldgeschrei,
Herren und Knechte'

Meidet die Schlucht, so wild,
Felsige Bahnen'
Hört, wie die Pfeife schrillt'
Schaut auf die Fahnen'
Hügel-Plaid, Hochlands Schwert,
Kommet hernieder'
Und wer sie trägt und ehrt,
Muthig und bieder'

Laſſet die Braut, das Weib'
Laſſet die Heerde'
Laſſet des Todten Leib
Ueber der Erde'
Laſſet die Jagd, den Teich,
Barken und Schlingen'
Bringt euer Kriegeszeug,
Tartſchen und Klingen'

Kommt, wie der Sturm kommt, wenn
Wälder erzittern'
Kommt, wie die Brandung, wenn
Flotten zerſplittern'
Schnell heran, ſchnell herab,
Schneller kommt Alle,
Häuptling und Bub' und Knapp',
Herr und Vaſalle'

Seht, wie ſie kommen' ſeht,
Wie ſie ſich ſchaaren'
Haidkraut im Winde weht,
Feder des Aaren'

Weg den Plaid, zieht das Schwert!
Vorwärts, ihr Leute!
Lonuil Dhu's Kriegsgesang
Töne zum Streite!

Nora's Gelübde.

Hört, was Hochlands Nora spricht
„Den Sohn des Early frei' ich nicht'
Und sollten alle Menschen sterben,
Und außer ihm und mir verderben'
Für alle Schätze, alles Geld,
Für alle Länder in der Welt,
Um die man kühn gestritten schon,
Freit' ich ihn nicht, das Early Sohn'"

„Ein Mädchenschwur," sprach Callum alt,
„Ist bald gesagt, gebrochen bald'
Das Haidkraut auf des Berges Kranz
Beginnt zu blühn im Purpurglanz;'
Doch bald im Thal und auf den Höhn
Verwelkt es bei des Frostes Wehn.
Doch eh' sein Schimmer ganz entflohn,
Freit Nora gern des Early Sohn'"

„Tauscht," sprach sie, „auch den klaren See
Der Schwan mit Adlers Felsenhöh',
Rauscht brausend rückwärts Awestroms Fall,
Stürzt donnernd das Gebirg ins Thal;
Erlischt in des Gefechtes Glut
Der leichtgeschürzten Clane Muth
Geschehen all' die Wunder schon,
Doch frei' ich nie des Early Sohn'."

Noch brütet an des Ufers Saum
Der Schwan in weichen Nestes Flaum,
Noch steht der Berg auf seiner Stelle,
Und abwärts strömt des Awestroms Welle,
Noch nimmer, Feindes Hieb und Stich
Zu meiden, wandt' ein Schotte sich;
Doch Nora gab den süßen Lohn
Sie hat gefreit des Early Sohn'.

Donald Caird iſt wieder da.

Chor.

Donald Caird iſt wieder da'
Donald Caird iſt wieder da'
Auf, erzählt es fern und nah,
Donald Caird iſt wieder da'

Donald Caird kann Lieder ſingen,
Froh beim Hochlandsreigen ſpringen,
Trinken, bis die Männer ſinken,
Schmeicheln, bis die Weiber winken,
Eimer binden, Keſſel flicken,
Schädel ſpalten auch in Stücken:
Auf, erzählt es fern und nah,
Donald Caird iſt wieder da'
Donald Caird iſt wieder da'
Donald Caird iſt wieder da'
Auf, erzählt es fern und nah,
Donald Caird iſt wieder da'

Donald Caird kann Hasen stricken,*
Kennt des Rothwilds List und Tücken,
Kann den Lachs im Bache spießen,
Vögel aus den Lüften schießen;
Kann die Küstenwächter schrecken,
Und aus tiefem Schlummer wecken.
Nicht für Lohn und Geldeswerth
Laßt euch ein mit Donald Caird!
Donald Caird ist wieder da!
Donald Caird ist wieder da!
Pfeifenklang schall' fern und nah,
Donald Caird ist wieder da!

Donald Caird leert seine Kanne
Schneller, als sie füllt die Hanne;
Jeder Wirth, der Schnaps verschenkt,
Weiß, wie er den Becher schwenkt.
Trunken ist er keck und rege,
Gehet Niemand aus dem Wege;
Hochlands Häuptling, Tieflands Laird
Müssen weichen Donald Caird!

* He wees a maukin [illegible] (mit einer Drahtschlinge fangen, in Westphalen: [illegible] s t r i c k e n. Technischer Wilddiebs-[illegible]

Tonald Caird iſt wieder da!
Tonald Caird iſt wieder da!
Auf, erzählt es fern und nah,
Tonald Caird iſt wieder da!

Schließt den Schenktiſch, ſchließt die Lade,
Laß euch Tonald Caird nicht ſchade!
Tonald Caird hält Alles feſt,
Was Allan Gregor übrig läßt:
Käſe, Wolle, Hahn und Henne,
Auch ein Schwein wohl von der Tenne,
Lumpen — O, vor Strang und Schwert
Hüte wohl dich, Tonald Caird!
Tonald Caird iſt wieder da!
Tonald Caird iſt wieder da!
Keiner ſag's dem Sheriff ja,
Tonald Caird iſt wieder da!

Tonald Caird war kaum zu retten,
Strang bedrohten ihn und Ketten;
Doch Tonald Caird mit ſchlauen Tücken,
Wußt' den Galgen zu berücken;
Sieh', es fiel von Fuß und Hand
Seiner Feſſeln ſtählern Band!

Wahrt die Heerden fern und nah'
Donald Baird iſt wieder da'
Donald Baird iſt wieder da'
Donald Baird iſt wieder da'
Keiner ſagts dem Richter ja
Donald Baird iſt wieder da'

Wiegenlied

für den Sohn eines schottischen Häuptlings.

Schlaf, Söhnchen! dein Vater war eisenumhüllt
Ein Ritter! deine Mutter war lieblich und mild!
Vom Thurme sieh nieder! des Waldes Revier,
Die Schluchten, die Berge, sie prangen nur dir!

O, fürchte das Horn nicht, wie laut es auch dröhnt;
Den Wächtern nur, die dich beschützen, es tönt;
Sie spannen den Bogen, ihr Schwert raucht von Blut,
Eh' feindlich ein Bube dir Leides anthut.

Schlaf, Söhnchen! die Zeit kommt, wo panzerbedeckt
Das Horn und die Trommel vom Schlummer dich weckt!
Drum schlafe, mein Liebling, noch darfst du's ja thun!
Als Mann mußt du kämpfen, kannst nimmermehr ruhn!

Das Mädchen von Isla.

Mädchen von Isla, hoch vom Riff,
Das Sturmgewölk und Meer umnachten,
Siehst du nicht dort das kleine Schiff
Die Wuth der Wellen keck verachten?
Jetzt taucht es tief in Schaum und Dampf,
Tanzt hoch jetzt auf der Wogen Rand,
Sprich, warum wagt es solchen Kampf?
Mädchen, es sucht sein Heimathland!

Siehst, Mädchen, du die Möve dort?
Durch Nebel glänzt ihr weißer Flügel,
Sie schwingt sich durch den rauhen Nord
Und sucht des Ufers sichre Hügel.
Warum durch Sturm und Wogenschaum
Sucht sie der Insel Felsenstrand,
Warum des Ufers grünen Saum?
Mädchen, es ist ihr Heimathland!

Doch, wie des Schiffs der wilde Sturm,
Lachst du der Werbung, die ich bringe.
Kalt, wie des Felsen steiler Thurm,
Wo Möv' und Taucher senkt die Schwinge
Sei noch so hart, sei noch so kalt,
Doch, Mädchen, bietʼ ich dir die Hand'
Wenn nicht dein liebend Herz, dann bald
Ist Allan's Grab sein Heimathland'

Der Einfall.

(The Foray.)

Der letzte der Stiere war heut' unser Mahl.
Kein Wein in der Burg mehr als hier im Pokal'
Wohlauf, mit dem Schwert euch umgürtet' von binnen'
Gefahr ist zu wagen, und Raub zu gewinnen'

Das Auge, das jüngst noch mit lächelndem Strahl
Dem unsern begegnet, blickt trübe durchs Thal.
Hernieder vom Thurm durch die Nacht zu erspähn
Das bäumende Roß und des Helmbusches Wehn

Wie der Wind sich erhebt, wie der Platzregen rauscht!
Der Mond hinter Wolken in Nebelnuit lauscht!
So recht, ihr Genossen' des Thurmwarts Gesicht,
Von Dunkel befangen, erspäht uns dann nicht'

Wie ſtampfen die Roſſe! hört, das iſt mein Scheck!
Sein Hufſchlag klingt markvoll, ſein Wiehern klingt keck!
Wie der Blitz des Gewitters in Sturm und in Dampf,
Soll der Blitz ſeiner Mähne euch führen zum Kampf!

Die Brücke fiel nieder, ſchon tönte das Horn'
Ein Glas noch und dann gebt den Roſſen die Sporn'—
Ein ehrenvoll Grab dem Gefallnen voll Muth,
Und Heil dem, der heimkehrt zu Teviots Flut'

Das Mädchen von Toro.

O, tief auf dem Torosee ruhte verziehend
Die scheidende Sonne mit purpurner Glut.
Leis rauschte der dunkelnde Wald, da lag knieend
Ein Mädchen am Ufer und weint' in die Flut.
„O, süßeste Jungfrau, und ihr, in den Höhen
Des Himmels, ihr Heil'gen, vernehmt meine Noth'
Erhört meine Bitte, gewähret mein Flehen'
Gebt Heinrich mir wieder, sonst gebt mir den Tod'"

Es tönte herüber vom waldigen Hügel,
Bald stärker, bald schwächer, des Kampfes Gewirr.
Da plötzlich, getragen vom schwellenden Flügel
Des Windes, scholl Schlachtruf und Waffengeklirr.
Sie horchte, sie blickte zur Ferne, sie lauschte;
Es nahte ein Krieger; wie schlug ihr das Herz'
Sein Schritt war so langsam, sein Leben verrauschte;
Sein Helm war gespalten, sein Antlitz sprach Schmerz

„O, rette dich, Mädchen! geschlagen die Heere!
O, rette dich, todt dein Beschützer, dein Freund!
Dein Heinrich liegt kalt auf zerbrochenem Speere,
Und rasch durch die Waldungen nahet sich der Feind!“ —
Kaum, stammelnd, vollbracht' er sein schreckliches: „Rette!“
Verzweifelnd vernahm ihn das Mädchen. — Den Lauf
Versenkte die Sonn' in des Toroisee's Bette,
Doch ging sie den Beiden wohl nimmermehr auf!

Der Troubadour.

Vor seiner Dame Fenster stand
Ein Troubadour, ein Feind von Sorgen,
Sang liebeglühend, ruhmentbrannt
Ihr seinen letzten guten Morgen:
„Dem Vaterlande meinen Arm,
Mein Herz weih' ich der Liebsten nur'
Für Lieb' und Ehre frisch ins Feld,
So schickt sich's für den Troubadour."

Und als er nun im ehrnen Kleid
Hinauszog aus des Schlosses Pforte,
Da tönten treu der holden Maid
Noch seines Liedes letzte Worte:
„Dem Vaterlande meinen Arm,
Mein Herz weih' ich der Liebsten nur'
Für Lieb' und Ehre frisch ins Feld
Will ich ein tapfrer Troubadour."

Los brach die Schlacht mit ihrem Dräuen.
Da ſprengt' er vor und ritt und rang,
Vom Roß hernieder durch die Reih'n
Ertönte laut noch ſein Geſang:
„Mein Leben gern dem Vaterland,
Mein Herz weih' ich der Liebſten nun
Für Lieb' und Ehre, Kampf und Tod,
So ziemt es ſich dem Troubadour'"

Und, ach! er fiel' — im Blutgefild
Erlag er ſeiner Feinde Degen:
Allein, gelehnt auf ſeinen Schild,
Jauchzt' er dem Tode froh entgegen
„Mein Leben gern dem Vaterland,
Mein Herz weih' ich der Liebſten nur'
Für Lieb' und Ehr' den ſchönſten Tod
Erkämpfte ſich der Troubadour'"

Thomas Moore

This world is all a fleeting show.

Die Welt iſt all' ein flücht'ig Scheinen,
Der Freude Lächeln, ſüß und klar,
Der ſtillen Wehmuth bittres Weinen,
O falſches Thun, o falſches Meinen —
Nichts, nur der Himmel noch, iſt wahr!

Der Ruhm mit ſeinen Sonnenblicken,
Zu Dunkel bald verkehrt er ſich;
Der Schönheit Glanz, der Lieb' Entzücken
Sind Blüthen, ach! das Grab zu ſchmücken —
Der Himmel nur glänzt ewiglich!

Und ſo verſchlingt uns Well' um Welle,
Hin ziehn wir ohne Wahn und Sinn,
Fällt oft ein Blitz auch — ſeine Helle
Beleuchtet eine düſtre Stelle, —
Der Himmel bringt die Ruhe nur!

Fallen is thy Throne.

Nun traur' in Schweigen, Israel'
Gefallen iſt dein Thron'
Auf deinen Zinnen laſſet Staub
Auf deinen Kindern Hohn.
Kein Frühthau mehr befeuchtet
Dir Gilgam's dürr Geſtad
Und keine Wolk' erleuchtet
Dir fürder deinen Pfad'

Du liebteſt, Herr, Jeruſalem
Dein eigen war es ganz.
Zum Throne deiner Herrlichkeit
Gereichte dir ſein Glanz;
Bis, zorn'gen Strahls, das Wetter
In deinen Oelbaum ſchlug,
Bis Juda falſche Götter
In Salems Schreine trug.

Da sank dein Stern, o Solyma
Da floh dein Ruhm, wie Spreu
Wie Haide, die der Wirbelwind
Führt durch die Wüstenei.
Schweigend und wüst die Hallen
Wo geblitzt der Mächt'gen Kleid'
Die Thürm' ins Thal gefallen,
Die Baal's Dienst entweiht'

„Nun, Assur, würge!" sprach der Herr,
„Zeuch her, du Volk von fern!
Zu Boden ihre Mauern wirf,
Denn sie sind nicht des Herrn!
Bis ein Geschrei verkündet
Der Tochter Zion Qual,
Bis jammernd sie sich windet
In Hinnom's Würgethal!

Who is the maid?

St. Hieronymus' Geliebte.

Wer iſt ſie, die mein Herz begehrt,
Was läſternd auch der Leumund ſpricht?
Ward ihrer Wange Reiz gewährt?
Erglänzt ihr Aug' von ird'ſchem Licht?
O nein, von mitternächt'gem Flehn
Sind ihre Blicke trüb und hohl,
Und wird ein Licht oft drin geſehn,
So kam ſein Strahl von oben wohl'

Und nicht bei denen ſuch' ich ſie,
Die eitel nah'n des Ew'gen Schrein',
Die vor ihm beugen nur das Knie,
Geſchmückt mit Kränzen und Geſtein'
Nicht füllt die Bruſt der Himmel ganz,
Die ſich mit Pracht umgeben mag;
Und ſie, die, glüh'nd von ird'ſchem Glanz,
Ob ihrer Schwäche klagt, bleibt ſchwach

Nicht so die trauernde Gestalt,
Die meine Lust, weil sie verblüht'
Ihr ganzer Reiz die Allgewalt
Des Heil'genscheins, der sie umglüht'
Nein, solch' ein Leuchten, rein und klar
Ward üpp'ger Schönheit nie gewährt'
Nur Ihr, die, wie am Altar
Die Lampe, zitternd sich verzehrt'

The bird, let loose.

Die Taube, fern im Orient
Heimzieh'nd mit freud'ger Haſt,
Sie ſenkt die Schwinge nicht, ſie kennt
Kein Ruh'n und keine Raſt.
Durch Licht und Luft, wie ſtrebt ſie kühn
Nach ihres Herren Herd,
Wo nichts des Ird'ſchen hemmt ihr Fliehn
Wo ſie kein Schatten ſtört'

So laß, o Gott, vorübergehn,
Was bös und unrein, mir'
So durch der Jugend reine Höhn
Laß ſteuern mich zu dir'
Von Wolken und von Dünſte rein
Sei meiner Seele Klang,
Auf ihrem Pfad kein Sonnenſchein
Und nur nach dir ihr Zug'

Sound the loud timbrel.

Miriam's Lied

[illegible]

Wandelt mit Pauken das Schilfmeer entlang!
Der Herr hat gesiegt — unsre Kette zersprang.
Singt, denn des Mächtigen Stolz ist gebrochen,
Sein funkelnder Heerzug, sein kriegrischer Troß
Wie eitel ihr Rühmen! — der Herr hat gesprochen,
Und unter im Schilfmeer ging Reiter und Roß.
Wandelt mit Pauken das Schilfmeer entlang,
Der Herr hat gesiegt — unsre Kette zersprang.

Ehre dem Herrn, dem Größerer Ehr,
Sein Hauch unser Schwert, und sein Wort unser Speer!

Siehe, wer meldet dem harrenden Volke
Den Fall ſeiner Tauſende? Keiner entrann'
Der Herr ſah hervor aus der feurigen Wolke,
Und warf in die Fluten ſie, Wagen und Mann'
Wandelt mit Pauken das Schilfmeer entlang,
Der Herr hat geſiegt, unſre Kette zerrang.

Now let the warrior.

Nun ſchmückt die Reihe bunt zum Streit
Nun ſtoßt in die Trompeten'
Denn des Oſtens Volk ſoll bluten heut
Und vom Krieg die Sonn erröthen'
Der Helm der Chriſten iſt der Sitz
Des Siegs: aus ihren Scheiden
Zuckt das Schwert, aus Wolkenwöll ein Blitz,
Verderben auf die Heiden
O ſelig, wer im Kampfe fällt'
Im Himmel fortan ſteht ſein Zelt'
Nun ſchmückt die Reihe bunt zum Streit
Nun ſtoßt in die Trompeten'
Denn des Oſtens Volk ſoll bluten heut
Und vom Krieg die Sonn erröthen'

O! soon return.

Das Schiff zog eine Feuerspur,
Das Segel fing den letzten Blick
Der Sonne. sie sprach weinend nur
„O, kehre bald zurück!“
Wohl trieb mein Fahrzeug der Orkan
Durch manches Meer, seitdem ich schied.
Bald fuhr der Nordwind durch die Raa n,
Und bald der laue Süd.
Doch wenn, wo es auch immer lag,
Das Meer beim letzten Sonnenblick
Roth flammte, hört' ich, wie sie sprach
„O, kehr' zurück! kehr bald zurück!“

Hab' je ich deiner nicht gedacht,
War jemals dir mein Geist nicht nah
Dann war es mitten in der Schlacht,
Wenn der Tartern Aug mich sah

Doch wenn auch im Gewühl des Streits
Der Liebe Macht mir ferne war
Dem Ruhm verlieh nur sie den Reiz
Der süß macht die Gefahr!
Und brachte dann der Sieg die Ruh
Und flammte stolz des Kriegers Blick
Dann wieder war's, als riefest du
O kehr zurück! kehr bald zurück!

I saw the moon rise clear.

Der Mond ging kalt und hell
Ueber Schneegefilden auf,
Mein Rennthier trabte ſchnell,
Ich zeigt' ihm nicht den Lauf
Leichtfüßig rannt' es grad
Durchs Holz; — wohl weiß mein Thier
Für mich iſt nur Ein Pfad
Der Pfad, der führt zu dir

Des Winters langer Nacht
Vergißt das Herz ſo gern,
Hat der Sommer erſt gebracht
Den großen goldnen Stern,
Der niemals untergeht
So ſtieg meine Lieb' für dich
Wie die Sommerſonne ſteht,
Leuchtet ſie ewiglich.

There comes a time.

Es kommt eine Zeit, eine trübe Zeit
Für ihn, der manchen Tag
Geschwelgt in der Jugend Süßigkeit
Der alle Blumen brach.
Wenn sein Herz zuerst entsagen muß
Seinen Träumen, bunt und hoch,
Dann wäre jäher Tod Genuß,
Denn was bringt das Leben noch?
Es kommt eine Zeit, eine trübe Zeit
Für ihn, der manchen Tag
Geschwelgt in der Jugend Süßigkeit
Der alle Blumen brach.

Sinkt die Sonn' in Afrika, dann bricht
Plötzlich die Nacht herein.
So müßte, stirbt der Liebe Licht,
Auch vollbracht das Leben sein.

Nicht, ein nord'ſcher Tag, durch die Dämm'rung trüb
Fortglimmen und verziehn.
Ein Feuer, von dem nur Aſche blieb
Ein Schimmern, doch kein Glühn!
Es kommt eine Zeit, eine trübe Zeit
Für ihn, der manchen Tag
Geſchwelgt in der Jugend Süßigkeit,
Der alle Blumen brach!

Hark! the vesper hymn is stealing.

Horch' wie übers Wasser hallend
Klar die Feierhymne klingt'
Näher jetzt und näher schallend
Jubilate, Amen'
Ferner jetzt und ferner hallend
Bis sie sanft dem Ohr verklingt
Jubilate, Amen'

Jetzt wie Wendelsmuscheln, rollend
An das Ufer stirbt sie hin
Jetzt, wie zornig Brandung, grollend
Wächst die Flut des Liedes kühn
Jubilate, Amen'
Wieder horch' wie Wellen, rollend
An das Ufer stirbt sie hin
Jubilate, Amen'

Bei der Vorüberfahrt an der Todten-Insel (Deadman's Island) in der St. Lorenz-Bay.

Seht unter dem finstern Gewölk ihr dort
Das dunkle Schiff? rasch gleitet es fort.
Seine Segel sind voll, doch der Wind ist stille,
Und kein Lüftchen weht, das die Segel fülle

O, was trägt das schaurige Fahrzeug? kann
Das Grab so still sein? horch' dann und wann
Nur Todtengeläut und Leichenvögel
Und das Klappen der nebelbehangnen Segel.

Auf dem kalten Strande von Labrador
Liegt ein Wrack, die Masten zerknickt wie Rohr.
Dort, auf Bänken von Eis, im Mondenschein,
Wäscht die See der ertrunkenen Schiffer Gebein.

Dort war das Schiff; eine Flamme, blau
Und zitternd, flackert um Maſt und Tau.
Die ihr Licht auf ſo fahle Geſellen wirft,
Als je nur den Thau des Kirchhofs geſchlürft.

Nach der Todteninſel kam's ſein Kiel'
Nach der Todteninſel' dort iſt ſein Ziel'
Skelette reffen die Segel gewandt,
Nicht von dieſer Welt iſt am Steuer die Hand.

O, komm vorüber' o, komm ſchnell,
Du ſchreckliches Schiff' bald wird es hell'
Vorbei dich dem Morgen' vom Todtenſtrimmer,
Erblickt' er dich noch, winkt blau ihr immer'

Bright be thy dreams.

Licht sei dein Traum — mag all dein Weinen
Im Schlaf als Lächeln dir erscheinen'
Die dir nahmen Lob und Zeit,
Die Geliebten und die Frommen
Mögen alle lächelnd heut'
Im Traume zu dir kommen'

Da mag das Kind, das all dein Beten
Nicht retten konnte, vor dich treten:
Noch als lebt' es — schön und froh'
Ganz dasselbe, frei von Sünden:
Oder, wenn verändert, so,
Wie du es bei Gott wirst finden'

Row gently here.

Leis rudern hier, mein Gondelier' die Flut vom Ruder
sprüh'n
So leise laß, daß sie uns nur vernimmt, zu der wir
zieh'n'
O, könnte, wie er schauen kann, der Himmel reden —
traun,
Er spräche Vieles wohl von dem, was Nachts die Sterne
schau'n!

Nun rasten hier mein Gondelier' Ins Boot die Ruder!
lacht'
Auf zum Balkone schwing ich mich, doch du hältst unten
Wacht.
O, wollten halb so eifrig nun dem Himmel wir uns weih'n,
Als schöner Weiber Dienste traun, wir könnten Engel
sein'

When first that smile.

Bei deines Lächelns erſtem Sonnenſchein
Welch ein Geſicht hab' ich geſehen'
Jahre der Liebe, Jahre, ſtill und rein,
Ließ dieſes Lächeln mir vorübergehen'
O Gott, kein Landmann wohl, der träumend Ernten ſah
Und goldne Frucht mit ſüßerm Hoffen,
Als ich die Flammen dieſer Augen, da
Süß lächelnd mich ihr Strahl getroffen'

Wo nun die Stunden, die er mir verſprach'
Des Weibes Treue gleicht der Thräne,
Die bald verſiegt: ſie dauert einen Tag:
Sie ſchwindet, wie des Weibes Schöne'
Kurz, wie des Beters Flehn, wenn er am Abend ſteht,
O Liebe! ſei dein Flehen immer'
Schnell vor der Schönheit ſtammle dein Gebet —
Eh' du's geſtammelt, flieht ihr Schimmer'

Peace to the slumberers.

Friede den Schlummerern!
Sie liegen auf der blut'gen Flur,
Sargles und ohne Leinen!
Der Morgenthau, der Regen nur
Sind es, die auf sie weinen.

Weh', all ihr Muth umsonst!
Wo sich erhob der Eiche Kraft,
Da liegen ihre Trümmer!
Doch Herzen, einmal uns entrafft,
Sie schieden, ach, für immer!

Auch euch, Eroberer!
Wir wollen liegen kalt, wie sie.
Die schnöd' ihr uns entrissen.
Ob unser Herz der Rache, die
Sie uns vermacht, vergessen!

See, the dawn from heaven.

Einer zu Rom am Chriſtabend geſungenen Weiſe untergelegt.

Sieh', wie durch die Wolken lachend Dämmrung bricht!
Die Erd', aus Sünd' erwachend, grüßt ihr Licht!
Engel aus der Höhe ſchwingen lächelnd ſich, o ſieh',
Niederwärts: auf ſonn'ger Stirne bringen Edens Kränze ſie!

Hörſt du brauſen ihrer Lieder machtge Flut?
Lieblich ſchallt's hernieder, wer hier ruht!
Dort, in jener dunklen Hütte, ſchläft der ein'ge Sohn,
Er, der aus den Himmeln kam von Gottes Thron.

When through the Piazzetta.

Wenn durch die Piazzetta
Die Abendluft weht,
Dann weißt du, Ninetta,
Wer wartend hier steht.
Du weißt, wer trotz Schleier
Und Maske dich kennt,
Wie Amor die Venus
Am Nachthimmament.

Ein Schifferlied sang ich
Zur selbigen Zeit
Und zitternd hing ich
„Das Boot liegt bereit'
O, komm' jetzt, wo Nunen
Noch Wolken umziehn
Laß durch die Lagunen
Mein Leben uns ziehn."

Take hence the bowl.

Die Bowle fort' und ſchäume
Sie noch ſo glänzend heut'!
Sie bringt mir nichts als Träume
Von längſt geſchiedner Zeit'
Sie macht mein Auge trübe,
Sie macht mein Auge naß,
Sie zeigt mir todte Liebe,
Wie eines Zaubrers Glas'

Es läßt mich jeder Tropfen
Vor todten Freunden knie'n;
Begrabne Herzen klopfen,
Und bleiche Lippen glüh'n
O, wenn mir je die Jahre
Sie waren, ſchmerzlich nah'n
Dann ſchaut mich ernſt der klare
Kelch wie voll Thränen an'

Farewell Theresa!

Leb' wohl, Thereſe! die Wolke trüben
Die finſter über den Mond ſich zieht,
Sie wird des Lächelnden Licht noch trüben,
Wenn übers Meer ſchon dein Buble flieht!

Wie dieſe Wolke, ſo hab' ich lange
Beſchattet dein Herz, verdüſtert dein Thun!
Ich fand dich lächelnd, mit friſcher Wange!
Wie warſt du glücklich — o Gott, und nun!

Doch hier befrei' ich dich, ſüßes Weſen!
Wie aus ſchweren Träumen erwachſt du wohl,
Da! ſieh' auch den Mond ſeinen Zauber leſen!
Die Wolke verzieht — Thereſe, leb' wohl!

How oft, when watching stars.

Wie manchmal, wenn des Mondes Strahl
Die Berge zitternd küßt ringsum,
Zu lauschen einer Flöt' im Thal,
Lehn' ich am Erker ſtumm'
„O komm, mein Lieb'" ſagt leiſe ſtehend jeder Ton,
„O komm, mein Lieb' die Nacht iſt bald entflohn'"
Nein, keiner Rede Kraft,
Wie warm, wie feurig auch,
Malt glühend ſo die Leidenſchaft,
Wie dieſer Töne Hauch'

Dann — wahrlich, nicht von ungefähr'
Ergreift auch ich die Laute wohl
Iſt Andern fremd ihr Klang, doch Er
Kennt ihre Sprache wohl'
„Ich komme, Lieb'" ſagt leiſe verheißend jeder Ton,
„Ich komme' Fein fein, bis die Nacht entflohn'"

O, schwach das mächt'ge Wort,
Und matt der Farben Licht
Bei dem, was zitternd mein Akkord
Alsdann ihm malt und spricht!

When the first summer bee.

Bald, wenn die Biene hier
Summt um die Roſe,
Dann, grad' wie die Loſe,
Komm' ich zu dir!
Sie Blumen, ich Lippen, ſüß, duftend und glüh –
Welch' Finden, welch' Finden für mich und für ſie'

Dann jedes Beetes Zier
Naht ſie mit neuer
Begierde — doch treuer
Bleib' ich bei dir!
Sie ſammelt bei Tauſenden Süßigkeit ſich,
Doch Tauſender Süße in Einer find' ich.

Light sounds the harp.

Süß tönt die Harfe, wenn Helden und Klingen
Ruh'n im Gezelt nach geſchlagener Schlacht;
Wenn Lorbeern des Liebenden Schläfe umſchlingen,
Und Eros aus Helmbüſchen Flügel ſich macht.
Doch wenn der Fremdling kehrt,
Gleich blitzt des Helden Schwert;
Einmal noch ſchwingt er es hoch in der Fauſt!
Raſſelndes Roßgeſchirr,
Panzer- und Schwertgeklirr
Sind die Muſik alsdann, die ihn umbrauſ't.
O, dann kommt die Harfe, wenn Helden und Klingen
Ruh'n im Gezelt nach geſchlagener Schlacht;
Wenn Lorbeern des Liebenden Schläfe umſchlingen,
Und Eros aus Helmbüſchen Flügel ſich macht.

Süß klang die Harf', als der Kriegsgott umſchlingen
Vom ſchwellenden Arme der Schönheit ſich ließ,
Als Myrten den Goldhelm des Wilden umſingen,
Als niſtende Tauben ſein Harniſch ihm wies.

Doch wenn die Schlacht begann,
Schaute der kühne Mann
Finſter, der Göttin entwand ſich der Held.
Hufſchlag und Horn und Schwert
Iſt's, was ſein Ohr begehrt,
Iſt die Muſik alsdann, die ehern dröhnt durch's Feld.
Doch dann kam die Harfe; nach Sieg und Frohlocken
Beging er auf's Neu' mit der Schönheit ein Feſt;
Sein Lorbeer vermiſchte ſich goldenen Locken,
Und ſiehe, ſein Goldhelm ward Lauben ein Neſt.

The song of war.

Das Lied des Kriegs ſoll durch die Berge gellen
Bis auch kein Glied mehr übrig bleibt
Der Kette, die den Arm uns reibt,
Bis kein Despote mehr uns ſtäupt,
Und Feindesmund trübt unſre Quellen.
Rein' nimmer, bis der Morgen glüht,
Sei Luſitania kampfesmüd,
Hör' es, o Friede, weh'n dein Lied
Um ſeine Höh'n, die ſonnigen, hellen'

Das Lied des Kriegs ſoll durch die Berge gellen,
Bis froh der Sieg einſt zu uns ſpricht:
„Durch eurer Feinde Wolke bricht
Der Freiheit Strahl, mit neuem Licht
„In regnen Reben euch und Quellen'"
Rein' nimmer, bis der Morgen glüht,
Sei Luſitania kampfesmüd,
Hör' es, o Friede, weh'n dein Lied
Um ſeine Höh'n, die ſonnigen, hellen'

When 'midst the gay I meet.

Glänzt in der Frohen Kreis
Mir deines Lächelns Schein,
Ob ich's auch ſtündlich ſeh und weiß,
Kaum mag ich's nennen mein'
Doch wenn an meiner Bruſt
Dir Thrän' auf Thräne rinnt,
Dann fühl' ich es mit glüh'nder Luſt,
Daß ſie mein eigen ſind.
Drum all dein Lächeln gib
Der Frohen kaltem Heer:
Anlächle, die dir minder lieb
Mir nur laß deine Zähr'!

In farb'gem Lächeln glüh'n
Des Jura ſchnee'ge Höh'n,
Und Kälte dennoch feſſelt ihn,
Wie wir ihn glüh'n auch ſehn.
Einzig erwärmen kann
Ihn oft ein Sonnenkuß.

Urplötzlich ſchmilzt das Lächeln dann
Und wird zum Thränenguß
Drum all' dein Lächeln gib
Der Kroben kaltem Heer.
Anlächle, die dir minder lieb
Mir nur laß deine Zähr'

Will you come to the bower?

Willſt kommen zur Laube, wo ſchattig und kühl?
Da dienen uns Roſen voll Thaues zum Pfühl.
Willſt du, willſt du, willſt du, willſt du
Kommen, mein Lieb?

Da ruhſt du auf Roſen wohl unter dem Strauch,
Erröthend die Wänglein, doch Lächeln im Aug'.
Willſt du, willſt du, willſt du, willſt du
Lächeln, mein Lieb?

Doch röther als Roſen, mein Lieb, iſt dein Mund,
Und ſüßer als Thau iſt dein Küſſen zur Stund'.
Willſt du, willſt du, willſt du, willſt du
Küſſen, mein Lieb?

Und, o, dann der Freuden, die ſüßer, fürwahr,
Als Thau und als Roſen und Küſſe ſogar'.
Willſt du, willſt du, willſt du, willſt du
Willſt nicht, mein Lieb?

Auf eine schöne Ostindierin.

Wenn Jeder, die ein Sonnenkind,
In Aug' und Busen Feuer wohnt
Dann sind, die so dich nennen, blind
Dich sandte nur der bleiche Mond'

Und dennoch, zündend bliebe kalt
Dies Auge, feurig, süß und licht?
Ihr Lippen, die ihr purpurn wallt,
Euch ziemt Diana's Siegel nicht!

O, Einen Strahl der Sonne nur
Die deines Ganges Fluten kocht
Zu wandeln dich, du Lichtnatur,
In Alles, was mein Herz erpocht!

Ha — plötzlich lodern dich zu sehn
In deiner ganzen glüh'nden Pracht
Und dann im Brande zu vergehn,
Den ich doch selber angefacht!

Robert Burns.

Lieder.

1.

Nun holt mir eine Kanne Wein
Und laßt den Becher fein von Golde;
Denn einen Trunk noch will ich weihn
Vor meinem Abſchied dir, o Holde!
Am Damme dorten ſchwankt das Boot,
Der Fährmann ſchilt, daß ich verziehe.
Am Baume drüben liegt das Schiff,
Und ich muß laſſen dich, Marie!

Das Banner fliegt, in langer Reih
Sieht glänzen man die blanken Speere.
Von ferne tönt das Kampfgeſchrei,
Und ſchon begegnen ſich die Heere.

S ist nicht der Sturmwind, nicht die See,
Daß ich am Ufer hier verziehe,
Auch nicht die laute Schlacht — 's ist nur,
Daß ich dich lassen muß, Marie!

2

Die süße Dirn von Inverneß
Wird nun und nimmer wieder froh;
Ihr einz'ger Gang ist in die Meß,
Sie weint und seufzt und sagt nur: o!
Drumossie Moor, Drumossie Tag,
O bittrer Tag, o blut'ges Moor!
Wo kalt und starr mein Vater lag,
Wo ich der Brüder drei verlor.

Ihr Lailach ist der blut'ge Klei,
Ihr Grab ist grün vom ersten Kraut,
Der schmuckste Bursche liegt dabei,
Den Mädchenaugen je geschaut.
Nun wehe dir, der du die Schlacht
Gewannst, und sä'test blut'ge Saat!

Manch Herz haſt du betrübt gemacht,
Das dir doch nichts zu Leide that.

3.

O, ſah ich auf der Haide dort
Im Sturme dich, im Sturme dich,
Mit meinem Mantel vor dem Sturm
Beſchützt ich dich, beſchützt ich dich!
O, wär mit ſeinen Stürmen hier
Das Unglück nah, das Unglück nah,
Dann wär dies Herz dein Zufluchtsort,
Gern theilt ich ja, gern theilt ich ja!

O, wär ich in der Wüſte, die
So braun und dürr, ſo braun und dürr,
Zum Paradieſe würde ſie,
Wärſt du bei mir, wärſt du bei mir!
Und wär ein König ich, und wär
Die Erde mein, die Erde mein,
Du wärſt an meiner Krone doch
Der ſchönſte Stein, der ſchönſte Stein.

I

Die finstre Nacht bricht schnell herein.
Der Sturmwind heult; mit Regen träu'n
Die trüben Wolken, schwärzlich stehn
Sie über diesen nackten Höhn.
Der Jäger wandert heim vom Moor.
Das Rebhuhn duckt sich unters Rohr,
Und ich, das Herz von Sorgen schwer
Geh' einsam hier entlang den Ayr.

Der Herbst beweint sein reifend Korn.
So trüb sahn von des Winters Zorn
Zerfetzt, am Abendhimmel stehn
Den Sturm er, wie er murrend flieht.
Kalt wird in meiner Brust das Blut,
Gedenk' ich der bewegten Flut,
Und daß ich ziehn muß über Meer,
Weit, weit von deinen Ufern, Ayr!

Es ist nicht die Brandung, die das Land
Wild zürnend schlägt, nicht dieser Strand,
Mit Trümmern manches Wracks bedeckt,
Der kalte Sturmwind nicht — was schreckt

Den Sohn des Elends? aber trägt
Mein wundes Herz nicht Fesseln? schlägt
Es krampfhaft nicht, und blutet sehr,
Da es sie bricht, dich meidend, Ayr?

Lebt wohl, ihr Schluchten und ihr Seen,
Ihr haidekrautbewachs'nen Höhn'
Du grünes Thal, du stiller Pfad,
Die meiner Liebe Schmerz ihr sahn'
Freund' — Feind' — lebt wohl! ich segn' euch gleich,
Meine Lieb', mein Friede sei mit euch'
O, dieser Thränensturz sagt mehr
Als Worte' Lebe wohl, mein Ayr'

5.

Einen schlimmen Weg ging gestern ich,
Einen Weg, dem ich nicht wieder trau'
Zwei süße Augen trafen mich,
Zwei süße Augen, lieb und blau.
Nicht war's ihr blond und wallend Haar,
Nicht war's ihr Mund, die Ros' im Thau,
Auch nicht ihre weiße Brust — es war
Ihr süßes Auge, lieb und blau,

Ihr Aug' hat mir das Herz bethört,
Ihr Auge mit der dunkeln Brau;
O, tiefre Wunden, als ein Schwert,
Schlug mir dies Auge, lieb und blau! —
Geduld mein Herz, Geduld, Geduld!
Vielleicht — doch, weh' mir! weis't sie rauh
Mich ab, an meinem Tode Schuld
Ist dann ihr Auge, lieb und blau.

6.

Wenn über'm Berg den Abendstern
Die Melkerin sieht schweben, O!
Wenn aus der Furche schwankt das Roß,
Der Heimath zuzustreben, O!
Am Bache dort, wo thaubenetzt
Duftreiche Birken beben, O!
Da treff ich dich am Hügel,
Mein Lieb, mein Leben, O!

In dunkler Schlucht, um Mitternacht
Hinzög' ich ohne Beben, O!
Umarmt ich dich am Ziele nur
Mein Lieb, mein Leben, O!

Und wär die Nacht auch noch so wild,
Doch würd' ich vorwärts ſtreben, O!
Doch träf' ich dich am Hügel,
Mein Lieb, mein Leben, O!

Der Jäger liebt die Morgenzeit,
Der Jagd ſich zu ergeben, O!
Der Fiſcher wählt den Mittag gern,
Sein maſchig Netz zu weben, O!
Mir kann die graue Dämmrung nur
Das Herze freudig heben, O!
Dann treff' ich dich am Hügel,
Mein Lieb, mein Leben, O!

7.

Nun kommt der Herbſt, nun kommt die Jagd,
Nun kommt des Waidwerks Freude,
Die Taube girrt, das Birkhuhn ſchwirrt,
Und röthlich prangt die Haide.
Nun ſtrahlt die Flur von Garben nun,
Die letzten Früchte reifen,
Ich aber will im Felde ſtill
Mit der Geliebten ſchweifen.

Das Rebhuhn folgt des Pflügers Bahn,
Der Kibitz liebt den Weiher;
Die Waldschlucht lockt den Auerhahn,
Die Wolke lockt den Reiher.
Im Holze gern, von Menschen fern,
Austönt der Turtel Klagen;
Zur Hasel flieht des Hänflings Lied,
Und flieht der Drossel Schlagen.

Nach Neigung so lebt jedes froh,
Und schafft sich sein Vergnügen.
Sie ziehn allein, sie ziehn zu zwei'n,
Sie ziehn einher in Zügen.
Du flücht'ge Brut, nun färbt dein Blut
Der Eiche dunkle Blätter;
Dein Flügel sinkt, dein Schrei verklingt
In Schuß und Horngeschmetter.

Doch Mädchen, komm! Der Welt vergkomm!
Vorüber huscht die Schwalbe,
Der Himmel blau, die Flur im Thau!
O sieh, wie glüht die Falbe!

O komm, durchs Feld! — ſieh' ruhn die Welt,
Die glückliche, die ſtille'
Und dort durchs Korn, o ſieh den Dorn
In ſeiner Scharlachfülle'

Ein kuß Geſpräch verkürzt den Weg,
Und ſtrahlt des Mondes Schimmer,
Dann faſſ' ich dich, dann küſſ' ich dich,
Dann ſag' ich: Dein auf immer'
Kein Garbenjahr, kein Herbſt fürwahr
Lohnt ſo des Landmanns Streben,
Als mich zur Stund dein ſüßer Mund,
Mein Herz, mein einzig Leben'

8.

Mein Lieb iſt eine rothe Roſ',
Die friſch am Stocke glüht.
Eine rothe, rothe Roſ' mein Lieb
Iſt wie ein ſüßes Lied'

Mein Lieb, so schmuck und schön du bist,
So lieb auch lieb ich dich,
Bis daß die See versanden ist
Süße Dirne, lieb ich dich!

Bis daß die See versanden ist
Und der Felß zerschmilzt, mein Kind,
Und stets, mein Lieb, so lang mein Blut
In meinen Adern rinnt!

Leb' wohl, leb wohl, mein einzig Lieb!
Leb' wohl auf kurze Zeit!
Leb' wohl! ich kehr', und wär ich auch
Zehntausend Meilen weit!

9

Mein Herz ist schwer, Gott sei's geklagt!
Mein Herz ist schwer im Einen.
O Gott, eine lange Winternacht
Könnt wachen ich im Einen

O Leid, für Einen!
O Freud, für Einen!
Die ganze Welt könnt' ich durchziehn
Für Einen!

Ihr Mächte, reiner Liebe hold,
O, lächelt mild auf Einen!
Schützt vor Gefahr ihn, bringt gesund
Zurück mir meinen Einen!
O Leid, für Einen!
O Freud, für Einen!
Ich thät — o Gott, was thät ich nicht
Für Einen!

10.

John Anderson, mein Lieb, John,
Als ich zuerst dich sah,
Wie dunkel war dein Haar, und
Wie glatt dein Antlitz da!
Doch jetzt ist kahl dein Haupt, John,
Schneeweiß dein Haar, und trüb
Dein Aug'; doch Heil und Segen dir,
John Anderson, mein Lieb!

John Anderſon, mein Lieb, John,
Bergauf ſtiegſt du mit mir;
Und manchen luſt'gen Tag, John,
Zuſammen hatten wir.
Nun geht's den Berg hinab, John,
Doch Hand in Hand' kemm, gib
Sie mir' in einem Grab ruhn wir,
John Anderſon, mein Lieb'

II.

Mein Herz iſt im Hochland, mein Herz iſt nicht hier'
Mein Herz iſt im Hochland, im wald'gen Revier'
Da jag' ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh,
Mein Herz iſt im Hochland, wo immer ich geh'

Mein Norden, mein Hochland, lebt wohl, ich muß ziehn'
Du Wiege von Allem, was ſtark und was kühn'
Doch, wo ich auch wandre und wo ich auch bin,
Nach den Hügeln des Hochlands ſteht allzeit mein Sinn'

Lebt wohl, ihr Gebirge mit Häuptern voll Schnee,
Ihr Schluchten, ihr Thäler, du ſchäumender See,
Ihr Wälder, ihr Klippen, ſo grau und bemoos't,
Ihr Ströme, die zornig durch Felſen ihr toſt!

Mein Herz iſt im Hochland, mein Herz iſt nicht hier!
Mein Herz iſt im Hochland, im wald'gen Revier!
Da jag' ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh,
Mein Herz iſt im Hochland, wo immer ich geh'!

12.

O, wär' mein Lieb die rothe Roſ',
Die auf des Schloſſes Mauer glüht!
O, wär' ich ſelbſt der Tropfen Thau,
Den man im Kelch der Roſe ſieht!

An ihrer Bruſt die ganze Nacht
Läg' ich, und ſchwelgt' in trunkner Luſt:
Bis Morgens, wo der Tag erwacht,
Läg' ich an ihren ſüßen Bruſt

XII

O wär mein Lieb ein Holderstrauch,
Wie der voll Blumen jeder Ast'
O, wär ich selbst ein Vöglein'
Auf seinen Zweigen hielt' ich Rast

Wie wollt' ich trauern, säh ich ihn
Entblättern des Novembers Wehn.
Wie singen, sähe blüh'nd und grün
Ich wieder ihn im Lenze stehn'

XIII

Nun wer klopft an meine Thür?
Ich, mein Schatz' sprach Kindlay. —
Geh' nach Haus' was treibst du hier? —
Gutes nur' sprach Kindlay.
Wie ein Räuber schleichst du doch' —
Raub' auch gern' sprach Kindlay.
Treibst vor Morgen Unzug noch. —
Allerdings' sprach Kindlay.

Ständ' ich auf, und ließ dich ein, —
Laß mich ein! sprach Findlay. —
Schlief ich wohl nicht wieder ein! —
Kann wohl sein, sprach Findlay. —
Wärst du bei mir im Gemach, —
Wär' ich's erst' sprach Findlay. —
Gingest du wohl nicht vor Tag; —
Freilich nicht, sprach Findlay.

Aber nimm, bleibst du die Nacht, —
Ja, ich bleib' sprach Findlay. —
Auf dem Heimweg dich in Acht! —
Fürchte nichts! sprach Findlay. —
Aber, was im Kämmerlein, —
Auch geschieht, sprach Findlay; —
Halt's geheim, verschweig' es fein! —
Ganz gewiß! sprach Findlay.